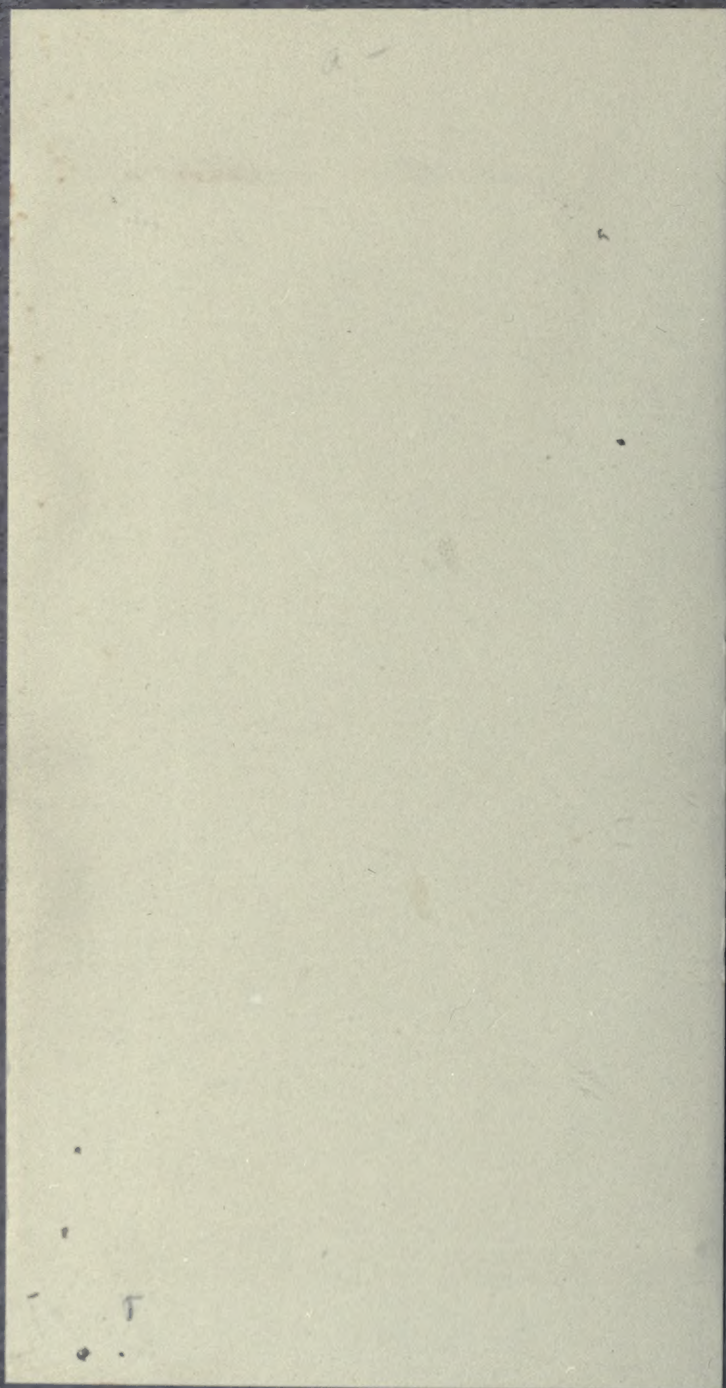

UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 00581795 2





Am Kiwu-See.

Caput Nili

Eine empfindsame Reise zu den Quellen des Nils

Wagen Sie „empfindsam!“ Wenn eine mühsame Reise heißt, bei der viel Mühe ist, so kann ja auch eine empfindsame Reise heißen, bei der viel Empfindung war.

Gotth. Ephr. Lessing an Ch. Bode (1768).

Von

Richard Kandt

Mit 12 Lichtdrucktafeln und einer Karte



Berlin 1904

Dietrich Reimer (Ernst Vohsen).


LIBRARY
MAY 30 1962
UNIVERSITY OF TORONTO

Dies Buch gehöre meiner lieben Mutter

und

meinem brüderlichen Freunde,

dem Dichter

Richard Voß.

Inhaltsverzeichnis.

Tabora.

Die Ugalla-Sindi-Expedition.

Intermezzo.

Vom Blatternlager nach Tabora.

Vegetationsbilder.

Von Tabora nach Uschirombo.

Zum Alexandra-Nil.

Am Hofe des Königs.

Ringmarsch um die Vulkane.

Zur Nilquelle.

Vom Tanganika zum Kiwu.

Das Westufer des Kiwu.

Das Ostufer des Kiwu.

Bootsfahrten.

Verzeichnis der Lichtdrucke.

(Die Originale der Bilder 6 und 10 verdanke ich der Güte des Herrn Hauptmann W. v. Grawert.)

Der Verf.

Zur Einführung.

Dieses Buch gibt nicht die Früchte meiner Arbeit, sondern meiner Muße.

Es ist eine Sammlung von Tagebuchblättern und Briefen, die ich in den Jahren 1897 bis 1902 teils an Freunde, teils für die Öffentlichkeit geschrieben habe. Was davon in Zeitungen und Zeitschriften zerstreut war, findet sich hier geordnet und in Reih und Glied ausgerichtet.

Über das, was diese Briefe geben, will ich mich nicht äußern. Aber über das was sie nicht geben, will ich einiges offen und ohne Scham sagen.

Sie wollen vor allem keine chronologisch genaue Schilderung meiner Reisen sein: „An diesem Tage marschierten wir fünf Parasangen." Manche Abschnitte, die sich über Wochen erstreckten, sind in wenig Sätzen zusammengeschnürt und andere ganz fortgelassen; dafür kann einer einzigen Stunde ein ganzes Kapitel gewidmet sein, ohne daß sich in ihm irgend ein aufregendes Erlebnis abspielt.

Fachwissenschaftliche Betrachtungen habe ich möglichst ferngehalten; schlichen sie sich doch ein, so wurde darauf geachtet, daß sie in möglichst verdaulicher Form serviert wurden. Um dies zu verstehen muß man wissen, wie diese Briefe entstanden sind; muß man wissen, daß ich sie mir erfunden habe, um von der Arbeit, der meine wissenschaftliche Tätigkeit diente, wie durch einen Abzugskanal alles persönliche abzuleiten.

Ich halte es geradezu für einen argen Fehler vieler sonst sehr tüchtiger Reisewerke, daß sie Subjektives und Objektives — um bei diesen nicht ganz runden und eindeutigen Begriffen zu bleiben — in einen Mischkrug geworfen haben. Dadurch bereiten sie sowohl den Lesern die belletristische, wie den anderen die wissenschaftliche Interessen haben, teils eine Enttäuschung teils eine Herabminderung oder Erschwerung des Genusses. Gerade das wollte ich vermeiden und so wenig ich einem Gelehrten zumute, daß er diesen

Band — es sei denn zur Erholung — lese, so wenig mute ich dem ethnographisch uninteressierten Laien zu, den zweiten Band, der die Monographie von Ruanda enthalten soll, zu studieren.

Ich habe beim Niederschreiben dieser Briefe nur zwei Geboten gehorcht, nur zwei „Tafeln über mich gestellt"; erstens: mir jedes Genre außer dem langweiligen zu erlauben und zweitens: wahr zu sein auch auf Kosten des Unterhaltsamen. Ob ich das erste erfüllt habe, mögen andere beurteilen; das zweite aber ist stets mein „Roma intangibile" gewesen. Doch davon nicht mehr als dies eine Wort, denn die Wahrheit soll wie eine heimliche Geliebte sein; man soll sie lieben, aber nicht von ihr schwatzen.

Nach „Objektivität" habe ich nicht gestrebt. Briefe müssen Kinder des Augenblicks sein, und wenn ich jeden Einfall erst monatelang hätte auf Eis legen sollen, dann hätte ich überhaupt jede Freude am Briefschreiben verloren. Es gibt eine anämische Weisheit, die spricht: „Und das heiße mir aller Dinge unbefleckte Erkenntnis, daß ich von den Dingen nichts will: außer daß ich vor ihnen daliegen darf, wie ein Spiegel mit hundert Augen." Vor dieser blutleeren Tugend habe ich keinen Respekt: schon deshalb nicht, weil ich zu häufig fand, daß sie die Tugend eines Defektes ist, etwa wie meine Alkoholenthaltsamkeit die Tugend meines schwachen Magens. Oder wie es mir nicht sonderlich imponieren würde, wenn der Obereunuch des Großtürken von seiner Keuschheit viel Rühmens machen würde.

In Summa:

Ich bin kein ausgeklügelt Buch,
Ich bin ein Mensch mit seinem Widerspruch.

Prolog.

Brief I.

„Wer vom Pöbel ist, der will umsonst leben;
wir andern aber, denen das Leben sich gab, —
wir sinnen immer darüber,
was wir am besten dagegen geben."
(Also sprach Zarathustra.)

Wenn ich in wenigen Wochen Abschied von unserer abendländischen Kultur nehmen werde, die die große Masse, geneigt, ihre Anschauungen über fremde Völkerschaften nach deren Vertretern in Castans Panoptikum oder den Schaubuden der Provinzmessen sich zu bilden, auch gerne die Kultur schlechtweg nennt, so wird einer meiner letzten Gänge den Schätzen des Vatikans gewidmet sein. Wie oft, wenn ich den Kopf voll hochfliegender Pläne, des Weges und der Menschen achtlos, durch die Straßen der Siebenhügelstadt schlenderte, wie oft merkte ich da überrascht, daß ich unbewußt meine Schritte in die Nähe der Wunderbauten gelenkt hatte, die das freiwillige Gefängnis des „Vaters der Christenheit" bilden. Da trat ich dann gern unter die hochgewölbten Bogen und, legitimiert durch ein „lascia passare" des päpstlichen Majordomus und durch zahllose Besuche den Tempelhütern eine vertraute Erscheinung, schlüpfte ich durch die Reihen der Schweizergarde, womöglich abgewandten Antlitzes, um nicht durch den geschmacklosen Putz und die giftig-grellen Farben ihrer Kleidung mir die weihevolle Stimmung zu verderben. Es war immer der gleiche Platz, an dem ich landete, wenn meine Sinne an der Fülle erhabenster Schönheit sich gesättigt hatten. Mit verbundenen Augen hätte ich die Marmorbank gefunden, auf der ich stundenlang sitzen konnte, in die Betrachtung eines Bildwerkes versunken, bei dessen Anblick meine Gedanken in ferne heiße Süden sich verloren, „in fernere,

heißere Süden, als je Bildner sich träumten". Nur selten störten mich die Fremden, da die meisten nur ein paar flüchtige Augenblicke dem gleichen Bildnis ihr Interesse schenkten, um dann sich anderen Kunstwerken zuzuwenden, die in der rotgebundenen Touristen-Kunstkladde eines größeren Sternes sich erfreuten. Mancher blieb auch längere Zeit stehen und ergötzte sich an den sechzehn kleinen Genien, die um und auf dem langhingestreckten Körper des kraftvollen Mannes herumklettern und ebenso anmutige wie natürliche Posen einnehmen. Wer nicht aus den Attributen der mächtigen Figur, aus der Sphinx, an die sie sich lehnt, aus dem Krokodil zwischen ihren Füßen, aus dem von Früchten überquellenden Füllhorn in der Linken, aus dem Ährenbündel in der Rechten ihre Bedeutung erkannte, der konnte sich aus dem Katalog die Belehrung holen, daß der Steinkoloß, vor 300 Jahren in der Nähe von S. Maria sopra Minerva ausgegraben, den Altvater Nil mit den 16 Zollmaßen des sinkenden und steigenden Flusses darstelle.

Der Altvater Nil! Was war mir dieser Stein, was konnte er mir sein, daß ich oft stundenlang in seiner Nähe weilte, jeden Zug des merkwürdigen, schmerzlich sinnenden Antlitzes studierte und alles andere um mich, Menschen und Dinge, vergaß, wenn sein Zauber auf mich zu wirken begonnen hatte? Wie hätte der heilige Vater gezürnt, wenn er gewußt hätte, daß ich auf dem geweihten Boden seiner Residenz eine heidnische Kultusstätte mir errichtet hatte, ich — einst als Gast einer französischen Pilgerschar und später als Leser einer Missionszeitschrift — ein zwiefach von ihm Gesegneter. Denn ein Kultus war es, den ich mit diesem Steinkoloß trieb. Für mich war dieser Marmor nicht tot; für mich lebte dieser Gott, wie nur je ein Gott lebte, und die Hoffnung, den Schleier von seiner geheimnisvollen, sagenumwobenen Herkunft zu lüften, bildete den ehrgeizigen Traum meiner Tage und Nächte. Ein köstlicher Duft wie aus einem Märchenlande strömte mir aus den Früchten und Blumen seines Füllhorns und gaukelte mir Bilder einer erfolggesegneten Zukunft vor; aus dem kalten Felsen strahlte mir die begeisternde Wärme, deren ich bedurfte, um alle Hindernisse wegzuräumen, die einer Verwandlung meiner Luftschlösser in Stein und Wirklichkeit noch im Wege standen.

Die geheimnisvolle sagenumwobene Herkunft des Nils! Seitdem ich die Geschichte der Nilquellforschung kannte, seitdem ich wußte, wieviel Helden und Märtyrer seit den Tagen Neros und noch weiter zurück bis hinauf in unsere Zeit der Idee des „caput Nili

quaerere“ ihre Kraft und ihr Blut geopfert hatten, verstand ich den Leidenszug in dem Antlitz meines Gottes, die tiefe Falte seine Wangen hinab und den schmerzlich verzogenen Mund. Es gibt kaum eine andere Forschungsgeschichte, die sich an Interesse mit der Nilquellenforschung messen könnte; keine, die in ein so ehrwürdiges Alter zurückreicht; keine, die so beeinflußt wurde von politischen und kulturellen Veränderungen; keine, die von so verschiedenartigen Elementen gefördert wurde. Ihre Geschichte von ihren ersten Anfängen bis in die Gegenwart verfolgt, würde nicht nur aus einer Aufeinanderfolge interessanter Reisebeschreibungen bestehen, sondern wäre geradezu eine Geschichte des menschlichen Geistes, seiner Höhen so gut wie seiner Tiefen.

Wie weit die Nilquellforschung zurückreicht, ist nicht bekannt; jedenfalls in graue Vorzeit. Schon in den Puranas der alten Hindus sollen sich Andeutungen über den Nil und das Mondgebirge finden; Asamon, ein ägyptischer Geograph, soll nach Cauth schon von dem Zusammenhange des Nils mit einem See gewußt haben, und die Angaben von Herodot, Diodor, Aristoteles über die Nilsümpfe und Pygmäen verweist Baumann jedenfalls mit Recht auf alte ägyptische Quellen. Auch die Mitteilungen des Alexandriners Ptolemäus über den Ursprung des Nils aus zwei Seen und deren Zuflüssen aus dem Mondgebirge schöpften sicherlich aus uralten ägyptischen Überlieferungen.

Es würde über den Rahmen dieser Zeilen hinausgehen, die auf die Erschließung des Nils gerichteten Versuche durch die Jahrhunderte zu verfolgen. Ihre Kunde drang nur selten über einen kleinen Kreis von Gelehrten hinaus, und ihre Resultate waren infolge mangelhafter Forschungsmethoden meist sehr unbefriedigend. Zuverlässigeres Material erhielt man erst, als durch die Gründung der British African Association for promoting the Discovery of the Interior Parts of Africa im Juni 1788 eine Zentrale für alle auf die Erforschung des Nils gerichteten Bestrebungen geschaffen wurde. Auch der Aufenthalt der Franzosen in Ägypten wurde von einigem Wert für die geographische Wissenschaft, sowie die durch Pückler-Muskau, Prudhoë u. a. gesammelten Mitteilungen einiger Teilnehmer an den Kriegszügen und Sklavenjagden, die Ibrahim Kaschef und Kurschid Bey 1828 die Flußufer entlang in das Gebiet der Dinkaneger gemacht hatten. Sklavenjagden und Wissenschaft! Welche Gegensätze!

Als Kuriosum erwähnen wir noch die Wanderfahrt eines badi-

schen Hufschmiedes, Namens Heimbürger, der tief in das Innere des Sudans eingedrungen sein wollte. Ein Seitenstück fand diese 30 Jahre später in der abenteuerlichen Reise des italienischen Handwerkers Carlo Piaggia, der die Welt mit Lügenberichten über neue von ihm entdeckte Seen in Sensation versetzte.

Bis zum Jahre 1840 machte die Erforschung des Nils, namentlich des mächtigsten Quellstromes des Bahr-el-Abiad, relativ geringe Fortschritte. In dies Jahr fällt die erste von dem Kalifen Mehemed Ali ausgeschickte Expedition unter einem türkischen Seekapitän, zu der Mehemed auf einer Inspektionsreise in die neu eroberten nubischen Länder veranlaßt worden war. Es schmeichelte seiner Eitelkeit, die Nilquellenfrage zu lösen, auch hatte man seine Begehrlichkeit durch Erzählungen von dem Goldreichtum der zu durchziehenden Gebiete wachzurufen gewußt. Die wissenschaftlichen Erfolge dieser Reise waren gleich Null. Besser instradiert war eine zweite von Mehemed ausgeschickte Expedition unter d'Arnaud und Sabatier, die bis in die Nähe des vierten nördlichen Breitengrades vordrang.

Nachdem durch die bald darauf folgende Erschließung des Bahr-el-Abiad für den Handel zahlreiche europäische und türkische Handelsleute die neuentdeckten Gebiete aufgesucht hatten, und durch oft überschwängliche Schilderungen des natürlichen Reichtums jener Ländereien den Kontinent in Erstaunen versetzt hatten, verging kein Jahr, in dem nicht irgend ein neues Unternehmen ins Werk gesetzt wurde. Es wäre zu ermüdend, auch nur die Namen all der Tapferen aufzuzählen, die alles, was dem Menschen teuer ist, aufs Spiel setzten, um einen Gewinn für die Wissenschaft zu erzielen. Fast schrittweise mußte das Terrain erobert werden; jeder Fußbreit Erde wurde mit Schweiß und Blut gedüngt; jeder Erfolg bedeutete ein ungeheures Opfer an Kraft, Vermögen und Menschenleben. Die größte Ausbeute brachte die Expedition Theodor von Heuglins, die sich in ihrem Verlauf mit einer anderen von zwei mutigen Damen, Frau Tinné und ihrer Tochter geleiteten, vereinte. Aber wie teuer wurden auch diese Errungenschaften bezahlt. Frau Tinné sowie zwei von Heuglins Begleitern sollten die Heimat nicht mehr wiedersehen.

Mit dem Ausbreiten der Handelsbeziehungen Hand in Hand gingen die Versuche, die Völker der neuentdeckten Gebiete dem Christentum zu gewinnen. Manch wertvolles geographisches Material verdankt man der österreichischen Mission, die zehn Jahre lang

(1850—60) in Gondokoro sich hielt, bis sie aufgelöst wurde, weil das mörderische Klima einen Apostel des Christentums nach dem andern hinwegraffte und das unerhörte Treiben vieler europäischer Händler jede Tätigkeit der Missionare lahm legte. Der Name eines der schamlosesten dieser Menschen — God made him and therefore let him pass for a man — verdient, der Verachtung der Nachwelt noch möglichst lange erhalten zu bleiben. Es ist der Franzose de Malzac, unter dessen Schandtaten noch nicht einmal die greulichste war, daß er einen berberinischen Diener, den er bei seiner „Lieblingssklavin" gefunden, an einem Baum band und als Revolverscheibe benutzte. — — — — — — — — — — — — — — —

— — Mit den Jahren 1862—64 für ewige Zeiten verknüpft ist der Name Spekes, der den Ukerewe-See entdeckte und damit die Forschungen nach dem caput Nili um einen ungeheuren Schritt vorwärts brachte. Auch die Frage, ob dieser See die eigentliche Quelle oder nur ein Durchgangsgewässer des Nils bilde — wie der Bodensee für den Rhein — wurde bald in letzterem Sinne von Speke durch Entdeckung des Kagera an der Westseite des Sees entschieden, und mit Stolz durfte der kühne Forscher von Ägypten aus sein berühmtes Telegramm an die Royal Geographical Society senden: The Nile is settled. Mit diesen Erfolgen war die Frage der Nilquellen sehr vereinfacht; galt es doch jetzt nur noch das Quellgebiet des Kagera zu erforschen. Den ersten Versuch nach dieser Richtung machte Stanley; er verfolgte den Strom ein großes Stück aufwärts, mußte aber, ohne sein Ziel erreicht zu haben, umkehren. Nun ruhte die Forschung bis zum Jahre 1892, d. h. bis zu jenem Augenblick, wo Baumann auf einen Zufluß des Kagera, den Ruwuwu, stieß, und ihn fast bis zu seinem Ursprunge, den Missosi ja Mwesi, dem Mondgebirge (!!!) verfolgte. „Eins ist sicher," schreibt Baumann in seinem Reisewerke, „daß die letzten Schleier des Nilproblems gelüftet sind, daß das caput Nili quaerere von nun an endgültig der Vergangenheit angehört."

Noch nicht volle fünf Jahre sind seitdem ins Land gegangen, und wieder rüstet sich eine Expedition, beseelt von der Idee des caput Nili quaerere. Solange niemand an der Stelle stand, wo der Ruwuwu in den Kagera einmündet, so lange ist die kategorische Erklärung Baumanns, daß er als erster Weißer an der Quelle des Nils stand, deplaziert; denn was er über die Größenverhältnisse von Ruwuwu und Kagera behauptet, entspricht offenbar mehr seinen Wünschen und vorgefaßten Meinungen als der Wirklichkeit. Graf

Goetzen, welcher zwei Jahre später jene herrlichen, durch ein überaus gesundes Klima ausgezeichneten Gegenden durchzog, sah von den Dulenge-Bergen in nächster Nähe des Kagera, den er kurz vorher überschritten hatte, „in südöstlicher Richtung das einmündende Tal eines Nebenflusses, der als Ruvuvu bezeichnet wurde. Der größere Kagera kam direkt von Westen her und sollte oberhalb unseres Standortes den Nyavarongo und den Akanyaru in sich aufnehmen."

Und am 17. Mai notiert er: „Schirangawe hat uns von einer Höhe eine seeartige Wasserfläche in der Ferne gezeigt, wo der Nyavarongo mit dem Akanyaru zusammenfließen soll. Die Frage bleibt offen, ob der Kagera aus Nyavarongo und Akanyaru entsteht oder ob beide nur als Nebenflüsse anzusehen sind und zwar als Nebenflüsse des Wasserlaufes, den wir von den Dulenge-Bergen aus zu unseren Füßen erblickt hatten."

Durch diese Beobachtungen Goetzens konnten die Zweifel, die Baumanns Angaben bei vielen Geographen hervorgerufen hatten, nur verstärkt werden. Und wenn heute „eines sicher" ist, so ist es dies, daß die Nilquellenfrage durch die Baumannsche Reise ihre Lösung nicht gefunden hat. Sie wird sie nicht eher finden, als bis die Größenverhältnisse von Kagera, Ruwuwu, Njawarongo und Akanjaru in Regen- oder Trockenzeiten miteinander verglichen wurden. Erst dann wird es einen Zweck haben, nach der Quelle des Nils zu suchen. Mein Plan ist mir daher klar vorgezeichnet. Ich muß, wenn ich, von Süden kommend, auf den Ruwuwu stoße, diesen stromab verfolgen bis zu seiner Einmündung in den Kagera, dann diesen hinauf bis zu den Mündungen von Akanjaru und Njawarongo und dann erst die Quelle des Stromes erforschen, der von allen der wasserreichste ist. Und dies wird, wie ich aus hier nicht näher zu erörternden Gründen schließe, nicht der Ruwuwu, sondern der Njawarongo sein.

Über die Länder, die ich dabei durchziehe und die bis auf einige kleine Striche noch terrae incognitae sind, über die von jeder Kultur europäischen oder selbst arabischen Ursprungs unberührten Völker, die dort wohnen, über die Schwierigkeiten, auf die ich zu rechnen habe, über die Mittel, mit denen ich ihrer Herr zu werden hoffe, mögen die späteren Briefe Aufschluß geben. — — — — —

— Wenn ich in wenigen Wochen von der abendländischen Kultur Abschied nehmen werde, so soll einer meiner letzten Gänge den Schätzen des Vatikans gewidmet sein. Noch einmal will ich durch die Reihen der Schweizergarde schlüpfen und still meinen alten Platz

einnehmen. Und scheidend werde ich aus dem toten, kalten, starren Stein die lebendige, glühende Kraft mit mir nehmen, die mich trotz Klippen und Untiefen zum Ziele führen soll — so Gott will und mein guter Stern.

Berlin, im April 1897.

Sansibar
und die deutsch-ostafrikanische Küste.

Brief II.

Bagamojo. Ich hatte noch nicht den Boden von Bagamojo betreten — ich schwebte nämlich noch auf den Schultern zweier Bootsleute, als ich vom Lande her ganz deutlich das Kommando „Das Gewehr über!" erschallen hörte und ehe ich, aufs Trockene gebracht, noch recht Zeit hatte, mich nach dem Kommandeur umzusehen, folgte auch schon ein langgezogenes „Gewehr ab!" Diesmal aber dicht über meinen Häupten. Ich wandte meinen Kopf nach oben und siehe da: auf der Veranda des Zollhauses saß ein grauer Papagei und schrie sich die Kehle wund, wie nur je ein preußischer Unteroffizier am Tage der Rekrutenbesichtigung. Ein Wonneschauer durchrieselte mich; jetzt war ich sicher, wieder auf deutschem Boden zu sein. Übrigens werden viele mein Entzücken, wieder auf deutschem Grunde zu sein, begreifen, wenn sie wie ich, gezwungen waren, einige Tage als Fremder in Sansibar zu verweilen. Ich kann die Begeisterung einiger Reisender und vor allem der dort lebenden Deutschen für die „Perle des Indischen Ozeans" nicht recht verstehen, wenigstens nicht, so weit die „Stadt" Sansibar in Frage kommt. Am allerwenigsten aber verstehe ich das hoheitsvolle Naserümpfen, das das Gesicht jedes Deutsch-Sansibariten ziert, wenn man sich erlaubt, in seiner Gegenwart einen Vergleich zwischen den deutschen Küstenplätzen und Sansibar zu ziehen. Wenn sich Sansibar mit seiner mir verhaßten Mischlingsrasse bis zu meiner Heimreise nicht sehr verändert hat, was nur durch ein Wunder geschehen könnte, so werde ich es vorziehen, mir die „Perle" aus der Perspektive eines Promenadendecks anzusehen.

Ich liebe die Völker sehr, die es verstehen, im Kampfe um ihr Dasein ihre Individualität zu bewahren und mit jeder neuen Blutmischung nach einer kurzen Übergangszeit des Schwankens in ihren Enkeln das Bild ihrer Ahnen retten, und ungeschwächt ihre alten Tugenden und Laster gebären. Wer vermöchte heute in den ungebändigten, kraftstrotzenden Stämmen Nordafrikas noch die Spuren der Zeit zu finden, in der der faszinierende Einfluß römischer Kultur so mächtig auf sie wirkte, daß die lateinische Sprache zum geistigen Besitz selbst des kleinen Mannes wurde? So mächtig, daß ein Sproß ihres alten Fürstengeschlechts den rauhen Klang seines Barbarennamens nicht mehr ertrug und seinen Ehrgeiz darin suchte, nach Römerart den Namen zu führen und in freiwilliger Abhängigkeit von der Gnadensonne Roms Licht und Wärme zu empfangen? Aus diesem Gefühle heraus unterschreibe ich jedes Wort, das die Antipathie gegen die Mischlingsbevölkerung von Sansibar Stanley in die Feder diktiert hat. „Sie sind weder schwarz noch weiß, weder gut noch schlecht, weder zu bewundern noch zu hassen. Sie sind alles zu jeder Zeit; sie kriechen beständig vor den großen Arabern und sind immer grausam gegen die Unglücklichen, die unter ihr Joch kommen. Und doch ist es diese Menschenrasse, welche sich am rascheſten in Sansibar vermehrt, diese durchseuchte, tiefäugige, blaßhäutige Mischung des Afrikaners und Arabers.“ — — — —

Als ich in Sansibar war, feierte man gerade das Jubiläum der englischen Königin. Man muß es der Handvoll Engländer zugestehen, daß sie es verstanden hat, der Stadt das Gepräge des Festlichen aufzudrücken. Überall Palmenwedel und Girlanden, Fahnen und Teppiche, Transparente, Ehrenpforten und Bilder der „kwajen“ Frau. Ein Festmahl löste das andere, eine kirchliche Feier die andere ab; Feuerwerk, Paraden, Konzerte, Sportfeste sorgten für die Unterhaltung der Bevölkerung. Der Sultan bat Allah in einem öffentlichen Erlaß, die Königin vor ihren Feinden zu schützen, und sprach die Hoffnung aus, daß sie ihre Augen auch ferner nicht von Sansibar abwenden möge. Ein wahrhaft christlicher Wunsch, wenn man bedenkt, daß, als die Augen der Königin das letzte Mal der Insel sich zuwandten, ihre Kanonen das Gleiche taten, daß bei dieser Gelegenheit ein zerschossener Sultanspalast 500 Menschen unter seinen Trümmern begrub und daß noch heute den Ruinen gegenüber das Wrack der unglücklichen „Glasgow“ seine Masten über die Wasser des Hafens streckt. Als Zeichen

seiner Verehrung ordnete der Sejjid an, daß alle Arbeiter der Insel 4 Tage feiern sollten; warum war freilich den meisten unklar. Wie mir erzählt wurde, schwankte das Urteil zwischen Christmas und dem Geburtstage der italienischen Königin. Da letzterer nämlich etwa acht Tage vorher von den im Hafen liegenden italienischen Kriegsschiffen gefeiert wurde, glaubte man jetzt an eine Art Fortsetzung. Überdies kann man es den Sansibariten nicht verübeln, wenn sie es sich nicht vorstellen können, daß irgend ein Monarch der Welt 60 Jahre regiert, da sie selber daran gewöhnt sind, alle paar Jahre einen mehr oder weniger gewaltsamen Thronwechsel zu erleben, und allmählich gelernt haben, dies für höhere Fügung zu halten.

Ich bekam bei Gelegenheit des Festes auch die berühmte Soldateska von Sansibar zu sehen, die dieser und jener schon aus der amüsanten Schilderung von Baumann kennen wird. Die Soldaten waren vor dem jetzigen Sultanssitz aufgestellt, auf dem linken Flügel eine sehr vielseitige Kapelle. Sie sang, betete, klatschte abwechselnd in die Hände und machte mit ihren Instrumenten ein so begeistertes Getöse, daß ich sie mit einem stillen Stoßgebet unter das verdeckte Orchester des Bayreuther Festspielhauses wünschte. Um dem Trubel zu entgehen, machte ich eines Nachmittags einen Ausflug nach dem berühmten Spaziergange der Sansibarer, der mnasi moja (suah. = eine Kokospalme). Der Weg führt zunächst auf einer alten Gräberstraße und dann ziemlich reizlos zwischen Wiesen und Sümpfen bis zu den arabischen Schamben. Gleich wo sie beginnen hat der deutsche Klub seinen Landsitz inmitten schlanker Palmen und schattiger Mangobäume, und hier trifft sich täglich gegen Abend die Elite der deutschen Gesellschaft, um sich von der Arbeit und erschlaffenden Hitze des Tages zu erholen. Hier war es, wo ich eine der unterhaltendsten Stunden meines Lebens verbrachte. In feierlichem Schweigen saßen wir auf zwei Sitzreihen uns gegenüber und warteten geduldig bis es dunkel wurde und einer der Anwesenden das erlösende Wort sagte „der Fieberbazillus steigt", worauf sich alles erhob und höchst befriedigt über den gelungenen Nachmittag wieder der Stadt zueilte. Die Formen der Geselligkeit scheinen unter den verschiedenen Zonen sehr verschieden zu sein. Ich fand sie in Sansibar noch genau so, wie sie vor 25 Jahren Stanley beschrieben hat. Des Abends ist es für den Fremden, der keine „Connaissancen" hat und deshalb den gastlichen Räumen des deutschen Klubs mit seinem berühmten Sansibar-Skat und Whisky-Soda

fernbleibt, schwer, eine Unterhaltung in europäischem Stile zu finden. Es gibt zwar eine Anzahl von Vergnügungslokalen mit zum Teil sehr volltönenden Namen, man muß aber schon ein Seefahrer sein, um den dort gebotenen Genüssen Geschmack abgewinnen zu können. In einige von ihnen, die mir ein alter Kapitän warm empfohlen hatte, wagte ich nur einen Blick zu werfen.

Wie tief hinab müssen die Grenzen der Menschheit reichen, wenn es noch ein menschenwürdiger Genuß sein soll, zwischen vier kahlen Wänden beim Brandy zu sitzen und mit stieren Blicken dem Geschwätz chinesischer Dirnen zu lauschen, deren pocken- und laster-zerfressene Gesichter der flackernde Schein einer qualmenden Petroleumlampe wie unheimliche Karikaturen erscheinen ließ. Meinem Begleiter, einem frisch importierten, jungen Hamburger, wurde bei diesem Anblick ebenso trist zu Mute wie mir, und da wir das Bedürfnis fühlten, uns durch einen Kognak von dem Gesehenen zu restaurieren, so suchten wir eine der besseren Kneipen auf, die fast alle an der Hauptstraße liegen. Aber auch in ihnen ist es einem nirgends vergönnt, sich ungestört zu erfrischen. Überall stößt man auf die Plage der schwarzen Missionsboys, die für eine Rupie von mittags bis in die Nacht hinein am Klavier sitzen und zur Unterhaltung der Gäste nach dem Grundsatz „decies repetita placebit“ stumpfsinnig die gleiche Melodie so lange spielen, bis einer der Anwesenden in einen tobsuchtsähnlichen Zustand verfällt und das Pianoforte zu demolieren droht, worauf man sicher sein kann, in der nächsten halben Stunde irgend eine andere Melodie zu hören, — bis zur Abfuhr, wie es die deutschen Studenten nennen würden. Ich nehme es wahrlich niemandem übel, wenn er unter solchen Umständen in Raserei verfällt; denn beispielsweise den ersten Teil des Liedes „Muß i denn, muß i denn zum Städtel hinaus“ ad infinitum hören zu müssen und immer nur und immer wieder den ersten Teil, das ist etwas, was selbst „Hunde rasen, Steine erweichen“ kann. Ich zog es daher vor, meine Abende auf der Straße zu verbringen.

Man kann die Städte des Orients mit ihrem bunten Treiben noch so gut kennen, man stößt doch immer wieder auf Sehenswertes. Wenn ich durch die engen, schlecht erleuchteten Gassen ging, in denen man nach einem Regen bis zu den Knöcheln im Schmutz versinkt, so interessierte mich besonders das Leben in den Bazaren. Hier sieht man einen Araber, das Antlitz nach Norden gewandt, seine Gebete verrichten, dort einen Hindu lange Zahlenreihen in sein

Kassabuch schreiben, während ein Haufen Kinder in den unmöglichsten Verrenkungen und Lagerstätten in tiefstem Schlafe liegt. Hier sitzt ein engbrüstiger goanesischer Flickschneider in einem Berge von Lumpen und dort feilscht ein Negerweib auf Tod und Leben um ein Stück Tuch mit einem hellfarbigen Parsen, dessen Kopf das Stammeszeichen, eine schwarze, an die fridericianischen Helme erinnernde Papiermütze bedeckt. Ballen mit Zeug, die eine Dhau von Bombay gebracht hat, werden ausgepackt und von der ganzen Nachbarschaft kritisch gemustert, während im Laden nebenan schwedische Streichhölzer, österreichische Glaswaren, deutsche Uhren usw. auf die Regale gestapelt werden, die sich die Wände entlang ziehen. Weiber, mit Wasserkrügen auf dem Kopf, ziehen schwatzend und lachend und graziös in den Hüften sich wiegend zum Brunnen; schimpfende Askaris treiben eine Kette von Gefangenen von den Arbeitsstätten am Hafen zur Boma zurück, und Lastträger schleppen unter eintönigem Gesang Kisten und Säcke an Tragstangen in die Läden der Händler. Leute von Ceylon, die mit ihren langen, hinten zu einem griechischen Knoten geschürzten Haaren und dem rockartigen Lendentuch den widerlich-komischen Anblick schnurrbärtiger Weiber bieten, preisen einem Europäer die kostbaren Erzeugnisse ihrer Heimat aus Gold, Schildplatt und Elfenbein in einem ohrenmarternden pidgin-Englisch an. Und dort bei dem Schein einer auf dem Boden stehenden Lampe prüft ein gelber Baniane wohl schon zum dritten Male einen der Elefantenzähne, die ein schwarzer Karawanenführer weit aus dem Innern von jenseits des Tanganika heimgebracht hat und jetzt in klingende Rupien umwerten will. Stumm kauert er auf der Schwelle, keinen Blick von seinem Eigentum verwendend, während der Händler die Struktur des Zahnes bedächtig betrachtet, die blauen Adern verfolgt, ob sie ihn wie ein feines Netz umhüllen, oder nur auf einer Seite verlaufen. Mit einem Stabe mißt er die Höhlung des hinteren Endes, kratzt und klopft, ob sie nicht betrügerisch durch Blei oder eine andere Masse ausgefüllt und das Gewicht künstlich vermehrt ist. Dann stellt er die Länge des massiven Teils und mit einer Art Meßzange seinen Durchmesser fest, um die Zahl der Billardbälle zu berechnen, die er liefern wird. Schließlich schabt er an der Oberfläche, klopft wieder, hält ihn nochmals gegen das Licht und legt ihn, den Kopf verächtlich schüttelnd, bei Seite, um sich dem nächsten Zahn zuzuwenden, bei dem dieselben Prozeduren beginnen und natürlich wieder zwei-, dreimal wiederholt werden.

Der Elfenbeinhandel erfordert ein ganz außerordentliches Maß

von Erfahrung und Gewandtheit, da die Qualitäten und dem entsprechend die Preise der Zähne sehr verschieden sind.*) Früher neben dem Sklavenhandel von eminenter Wichtigkeit für die jetzt unserer Herrschaft unterstellten Gebiete, hat er im Laufe der Jahre an Bedeutung verloren, und es ist nicht abzusehen, wann und wie eine Besserung dieser Verhältnisse eintreten sollte. Die Ursachen seines steten Rückganges sind sehr verschiedener Natur; teilweise beruht er in den eigenartigen politischen Zuständen unserer Kolonie; zum großen Teile aber hängt er mit dem allgemeinen Darniederliegen des Elfenbeinhandels auf dem Weltmarkte zusammen. Die großen Mengen von Elfenbein, die früher über unsere Küstenplätze nach Sansibar und von dort nach Europa ausgeführt wurden, stammten vorzugsweise aus den jetzt in belgischen bezw. englischen Händen befindlichen Ländern westlich vom Tanganika- und nördlich vom Viktoria-See. Besonders Uganda lieferte stets große Mengen des auserlesensten „weichen" Materials. Mit der Ausdehnung und Befestigung des kongostaatlichen Machtgebietes und der Besitznahme von Uganda durch die Engländer begann eine Reihe von Zollbeschränkungen, die die Unternehmungslust unserer farbigen Händler

*) Die Hauptunterschiede bestehen in seiner leichten oder schweren Bearbeitung, und darauf beruht die Haupteinteilung seitens der Händler in „weiches" oder „hartes" Material oder in der hiesigen Geschäftssprache in „Bab" oder „Gendai". Die großen, über 50 Pfund schweren Zähne kommen zumeist nach Europa und Amerika, die kleineren nach Indien, daher die Bezeichnungen „Bab oder Gendai Uleia" (suah. = Europa) und B. (G.) Cutch (Indien). Je nach dem Gewicht wird Cutch noch in drei Rubriken geteilt als Cutch I, II und III. Am wertvollsten sind die sehr weichen und schlanken Ballzähne: Galassia, meist 12—25 Pfund schwer. Einen kleinen Zahn nennt der hiesige Händler Macsud, eine Partie solcher Ras. Der Preis schwankt hier an der Küste von 50—60 Dollars für die Frasila (= 35 engl. Pfund) vom Ras bis 125 von Galassia. Die Frasila Bab ist heute nur etwa 10 Dollars teurer wie Cutch; früher war die Preisdifferenz wesentlich größer. In den letzten Jahren sollen die technischen Hilfsmittel zur Bearbeitung des harten Materials große Fortschritte gemacht haben, wodurch das Sinken des Preises für die weichen Zähne zum Teil erklärt werden mag. Allerdings sank auch der Kurs des harten, aber wie man hofft, nur vorübergehend, durch die wegen der Pest und Hungersnot mangelnde Nachfrage in Indien veranlaßt. Das Wechseln der Geschmacksrichtung in Europa, wo Elfenbein nicht entfernt mehr der Beliebtheit sich erfreut wie vor Jahrzehnten, trägt den größten Teil der Schuld an dem Nachlassen des Interesses seitens des Marktes. Wodurch der Unterschied zwischen weichen und harten Zähnen verursacht wird, ist mir noch nicht ganz klar; er hängt keineswegs mit dem Alter, vielleicht mit der Nahrung der Tiere zusammen. Gewisse Gegenden (z. B. Manjema) liefern fast nur hartes, andere, wie Uganda fast nur weiches Elfenbein.

sehr lähmte. Besonders die belgischen Beamten suchten mit allen nur erdenklichen Schikanen den Handel immer mehr diesseits ihrer Grenzen zu konzentrieren. Für jeden Zahn muß ein Ausfuhrzoll von 10 Prozent des Wertes gezahlt werden, an der englischen Grenze sogar 15 Prozent, doch bringen wir von ersterem die Hälfte, von letzterem zwei Drittel den Händlern, die ihre Waren an unserer Küste ausführen bei Erledigung unseres Ausfuhrzolles in Rechnung. Da die Kosten einer Karawane an sich sehr groß sind und die Möglichkeit, unterwegs Zähne durch Unfälle, Diebstahl und andere Zufälligkeiten zu verlieren immer vorhanden ist, überdies der Preis auf den Hauptmärkten in Sansibar, Bombay und London sehr gesunken ist, so läßt sich leicht ermessen, daß der Elfenbeinhandel heutzutage nicht mehr als eine Fundgrube für Leute, die schnell reich werden wollen, anzusehen ist. Die Zeiten, wo man für eine Mundharmonika oder teuerstenfalls für eine rote Husarenjacke einen Zahn im Werte von 300 Dollars erstehen konnte, sind längst vorüber, wenn sie überhaupt jemals wo anders als in den Gehirnen allzu phantasievoller Reisender existiert haben. So harmlos ist, wie ich glaube, der von der Kultur unbeleckteste Neger — sit venia verbo — nie gewesen. Durch das Darniederliegen des Preises sind die Händler natürlich gezwungen, den Häuptlingen im Inneren weniger zu bieten, wie früher. Der Neger aber in seiner konservativen Lebensanschauung, dem der Begriff des Weltmarktpreises ein Buch mit sieben Siegeln ist, vergräbt sein Elfenbein lieber als totes Kapital in dem Boden seiner Hütte, als daß er es gegen eine kleinere oder minderwertigere Quantität Stoffe eintauschte wie früher.

Bagamojo, im Juli 1897.

Brief III.

So oft ich Gelegenheit hatte, von Norden kommend, in den Hafen von Daressalam einzulaufen — und in der kurzen Zeit meines Hierseins zwangen mich die Umstände dreimal dazu —, immer wieder freute ich mich der stillen Bucht mit dem lachenden Grün, in dem die Häuser sich vor der Sonne verbergen, so daß oft nur ein Stück blendend weißer Mauer herauslugt, wie die kleinen Gesichter Versteck spielender Kinder. Ist dies dasselbe Afrika, dessen Trostlosigkeit mich ins tiefste erschreckte, als ich der grandiosen Öde, deren es fähig ist, in dämmernder Morgenstunde im Suezkanale zum ersten Male gewahr wurde? Mit fahlem Scheine, eingehüllt in Dunstwolken, lag die Sonne über dem Horizont, so krank anzuschauen, so todmüde, als wollte sie lieber wieder in das Dunkel des Meeres zurücksinken, als den weiten Weg zum Himmelsgewölbe hinaufsteigen. Und fahl, krank und müde lag auch das Land vor mir, als fühle es die Leiden seiner göttlichen Mutter. Wüste, so weit mein Blick die flimmernde Luft durchbohrte, gelbe, sandige, durchglühte, verdurstende Wüste, von der nur hier und da ein paar einsame Palmen oder ein kleiner grüner Fleck sich abzeichneten.

Und wieder setzte mich die fürchterliche Trostlosigkeit der Landschaft in Erstaunen, als wir nach fünftägiger Fahrt durch die Tag und Nacht erbarmungslos sengende Glut des Roten Meeres in Aden landeten, dem Kochkessel des Teufels, wie es die englischen Offiziere getauft haben, die aus dem Lande der verfeinertsten Lebensführung in diese von allen guten Geistern verlassene Öde verbannt sind. Jahre vergehen hier, ohne daß ein Tropfen vom Himmel fällt; kein Wunder, daß kein Baum, kein Strauch gedeiht, nicht einmal die indische Feige, die ich in Sizilien noch auf dem steinigsten Boden ihre saftigen Früchte tragen sah. Man kann sich des Erbarmens mit den armen Menschen nicht erwehren, die ein so hoffnungsloses,

so über alle Begriffe hoffnungsloses Bild täglich vor Augen haben, und es ist, als müßte man jeden Augenblick hören, wie die kahlen, verbrannten, schattenlosen Wände der Felsenberge den letzten Schrei der Verschmachtenden sich zuwerfen. — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wir, die Kinder einer regen- und wasserreichen Zone, machen uns gar keine Vorstellung von den Schwierigkeiten, die die Bewohner eines von der Natur so mißhandelten Landstriches zur Befriedigung des notwendigsten Lebensbedürfnisses zu überwinden haben. Die Geschichte der Wasserversorgung von Suez, Ismailia, Port-Said, Aden — der kleineren unbekannten Orte gar nicht zu gedenken — ist gleichzeitig eine Geschichte unerhörter Leiden und Überwindungen. In Suez waren die Europäer, die ihr Beruf zwang, dort zu leben, viele Jahre auf die Quellen der „Oase Moses" angewiesen, und für das in den Widderhäuten — dem noch heute üblichen Wassertransportmittel der Araber — durch einen vierstündigen Wüstenmarsch erhitzte und verdorbene Getränk mußten sie 8 Fr. für 50 Liter zahlen. Als dann die Bahn von Kairo nach Suez dem Verkehr übergeben war, richtete man sogenannte Waggoncisternen ein, d. h. große Wasserbehälter, auf deren Dächern die Frachtstücke transportiert wurden. Ein wirklich erträglicher Zustand trat aber erst ein, als man einen Süßwasserkanal von Kairo über Ismailia nach Suez legte. Von Ismailia empfängt auch Port-Said durch einen 80 Kilometer langen Aquädukt sein Wasser. Einem über Land und Leute wohl unterrichteten französischen Werkchen, das ich in unserer Schiffsbibliothek fand — leider ohne Titelblatt, so daß ich außer stande bin, pflichtgemäß den Namen des Verfassers zu nennen — verdanke ich eine amüsante Anekdote, die sich an die Eröffnung dieser Wasserleitung knüpft. In den ersten Tagen nämlich soll das Wasser einen sehr üblen Beigeschmack nach dem Teer gehabt haben, mit dem die Leitungsröhren verpicht waren; wunderbarerweise aber hatte auch der Wein, den die levantinischen Händler bei den Eröffnungsfeierlichkeiten ausschenkten, denselben Geschmack. Man fragte bei den Händlern an, aber — „aucun ne répondit; quelques-uns rougirent; cela fit grand honneur à leur modestie". —

Eines großen Interesses erfreuen sich bei allen Reisenden die tanks von Aden. Da sich unser Schiff durch den Tod eines Kindes, das der Hitze des Roten Meeres zum Opfer gefallen war, einige

Stunden aufhalten mußte, beschloß ich trotz der Aussicht, das Martyrium des heiligen Laurentius zu teilen, einen Spaziergang nach den Cisternen zu machen. Nachdem ich der Gefahr, von einer Unzahl Bettler, Dragomane und sich wie wahnsinnig geberdender Kutscher zerrissen zu werden, glücklich entgangen war, führte mich mein Weg auf der staubigen, durchglühten, die Sonnenstrahlen grell zurückwerfenden Straße zu der von mächtigen Kanonen flankierten Paßhöhe hinauf, dann wieder hinab in den eigentlichen „Kochtopf des Teufels“ und durch die alte Stadt zu den Cisternen, die sich in starker Steigung einen Bergeinschnitt hinaufziehen. Es sind Felsenlöcher von kolossalen Dimensionen, die von den Engländern sorgfältig auszementiert und durch Kanäle und Treppen mit einander verbunden wurden. Sie sollen mehrere Millionen Liter Wasser fassen können, dienen ihrem Zweck aber nur für kurze Zeit. Als ich sie sah, waren sie vollständig ausgetrocknet. Das nötige Wasser wird Aden heute durch eine große Destillieranlage, mit der eine Eisfabrik verbunden ist, geliefert. Auf dem Rückwege zur Stadt bemerkte ich etwas abseits der Straße eine große Warnungstafel, was für mich als guten Preußen etwas außerordentlich anheimelndes hatte und ich hielt mich selbstverständlich für verpflichtet, ihren Inhalt zur Kenntnis zu nehmen. Da las ich nun und traute meinen Augen nicht, daß die Anlagen dem Schutze des Publikums empfohlen würden und es bei allen Strafen der Hölle verboten sei, Blumen abzupflücken. Ich sah mich um und endlich entdeckte ich wirklich „die Anlagen“. Sie bestanden in einer Reihe von vertrockneten Stämmchen, die vielleicht in vorhistorischer Zeit vorübergehend die Rolle von jungen Bäumen gespielt haben mögen, umgeben von einer üppigen Vegetation von Geröll und Sand, in dem auch nicht der schüchternste Schatten einer Blume zu entdecken war.

Aber es ist Unrecht, zu spotten; denn jene Tafel zeugte von einer Resignation, die eher traurig als heiter stimmen mußte.

Es waren also keine „rosigen Morgendämmerungen“, die sich mir bei der ersten Berührung mit der Tropenwelt auftaten, und ich konnte meinen Gedanken nicht wehren, wenn sie in der Vergangenheit schweiften und mir die verführerischsten Landschaftsbilder vorzauberten, die ich nur je gesehen habe. Und wie mir, ging es fast allen Mitreisenden, auf allen lag das Gesehene wie ein Alp und wir hatten nicht einmal Lust, unsere Enttäuschung zu verbergen. Unter dem Einflusse dieser Eindrücke stehend, gehören die zehn Tage, in denen unser Dampfer mit zerbrochener Schraube von

Aden bis Tanga gegen die Gewalt des Monsuns ankämpfte, zu den Erinnerungen, deren Verlust ich niemals bedauern würde.

Aber wie lachte unser aller Herz, als wir am Morgen des 16. Juni uns Tanga näherten und die blauen Berge von Usambara vor uns auftauchten, als ein frischer Wind uns den Duft von Blüten und Blumen herüberwehte und das Land wie ein einziger großer Garten vor unseren Blicken sich ausdehnte. Als ich dann am nächsten Tage in Daressalam auf der schönen Terrasse des Bismarck-Hotels saß und über die spiegelglatte Bucht zum anderen Ufer hinübersah, dessen Mangroven und Mangos die Strahlen der untergehenden Sonne in leuchtendes Purpur tauchten, während eine Seebrise von köstlicher Frische in den Kokospalmen zu meinen Häupten jenes eigentümliche hölzerne Geräusch verursachte, das manchmal wie fernes Kastagnettenschlagen klingt, da ward ich mir so recht bewußt, daß die Gottheit der tropischen Welt wie das Haupt des römischen Gottes ein doppeltes Antlitz zeigt, das die Züge heitersten Friedens und tiefster Tragik vereint. — — —

Prächtig an den Ufern eines natürlichen Hafens gelegen, wie er zweckmäßiger nicht von Menschenhänden geschaffen werden kann, fast jeden Komfort des Mutterlandes bietend, hygienisch vortrefflich versorgt, hat Daressalam den Reiz der Ursprünglichkeit, der Bagamojo noch in reichem Maße geblieben ist, bald verloren, nachdem es zur Zentrale unserer Kolonie erhoben, von der Einwanderung deutscher Beamten überflutet wurde. Arbeit, solide überlegte Arbeit — das ist der Stempel, der hier Menschen und Dingen aufgeprägt ist. Breite, peinlich saubere Straßen, gut gepflegte Anlagen, wohleingerichtete und gewissenhaft verwaltete Institute, die den Tag reichlich ausfüllende und am Schnürchen laufende Tätigkeit der Beamten lassen den Neuling in kurzer Zeit erkennen, daß trotz des häufigen Personenwechsels das System ehrlichen, nichts überhastenden aber auch nichts vernachlässigenden Strebens hier feste Wurzeln geschlagen hat. Als Arzt und eingedenk eines Wortes eines meiner Münchener Lehrer, daß man den Wert einer Verwaltung an der Fürsorge für ihre Kranken abschätzen könne, versäumte ich nicht, sehr bald die Krankenhäuser kennen zu lernen, deren es drei gibt. Das neue Lazarett, dicht am Meere in gesunder Lage, konnte ich nur von außen besichtigen, da es noch seiner Vollendung harrt. Geschickt ist der Fehler vermieden worden, einen modernen europäischen Bau hinzustellen, der das schöne Landschaftsbild mit seiner für die ostafrikanische Küste charakteristischen Vereinigung von Kokospalmen

und Mangobäumen abscheulich zerstört hätte. So wie es jetzt dasteht in einfach-vornehmem arabischem Stil, paßt es ausgezeichnet zu seiner Umgebung und bildet mit den von Gräsern und Schlingpflanzen überwucherten Ruinen einiger mohammedanischen Heiligengräber ein stimmungsvolles Gemälde. Bis zur Eröffnung des neuen Krankenhauses finden die kranken Europäer in der evangelischen Mission freundliche Unterkunft. Hier hatte sich auch Herr Professor Robert Koch auf seiner Heimreise von Bombay häuslich eingerichtet und hier fand ich ihn zwischen vier nackten Wänden unter seinen Mikroskopen, Tauben, Meerschweinchen und Blutpräparaten so mollig sich fühlend, wie Diogenes in seiner Tonne. Auch für die farbige Bevölkerung existiert hier ein Lazarett, das Sewa Hadji-Hospital, das dieser — jüngst verstorbene — reiche Inder ursprünglich für seine Landsleute erbaut, später aber, als sich seine Unzulänglichkeit herausstellte, dem Gouvernement übergeben hatte. Jetzt ist es wesentlich erweitert und könnte trotz der Einfachheit seiner Anlage noch als Modell eines tropischen Krankenhauses dienen. Hufeisenförmig ziehen sich die Räume um einen Hof, ohne Türen, so daß Luft und Licht in überreichem Maße zirkulieren können. Mit dem Lazarett verbunden ist eine Poliklinik und Apotheke, die immer mehr von den Eingeborenen frequentiert werden. Selbst die Banianen, die sich im allgemeinen sehr abschließen und die so strenge Speisegesetze haben, daß sie auf den Dampfern ihr eigenes Wasser mit sich führen, um nicht mit den Ungläubigen gemeinsam kochen zu müssen, erscheinen hier mit ihren Wassertöpfen und lassen sich die Daua (Medizin) hineingießen.

Im Bau diesem Hospital sehr ähnlich, nur viel größer ist die danebenliegende Kaserne. Auch hier ziehen sich die Stuben der Askaris — jeder hat eine für sich und seine Frau oder die Mutter seiner Kinder — um einen großen Hof, in dessen Mitte in einer offenen Halle 30—40 Weiber ihre Feuerstellen — drei Steine — haben, auf denen sie für die kulinarischen Bedürfnisse ihrer Herren und Gebieter sorgen. Die übrigen öffentlichen Gebäude, deren es bei dem großen Konflux von Behörden sehr viele gibt, dehnen sich längs des Hafens aus und fallen weder im Guten noch Schlechten auf. Abseits von ihnen liegt das Wohnhaus des Gouverneurs, umgeben von den prächtigen Versuchsgärten der Kulturabteilung, die unter der rührigen Leitung des bekannten Begleiters von Emin Pascha, Dr. Stuhlmann steht und unermüdlich auf den verschiedenen praktisch-wissenschaftlichen Gebieten tätig ist. Man gewinnt hier in

kurzer Zeit das Gefühl, daß die Sorge für die Kolonie in den vorsichtigsten und darum besten Händen liegt; es wird nicht experimentiert — es wird gearbeitet; es herrscht nicht die so leicht erklärliche Neigung, daß um jeden Preis etwas besonderes geschehen müsse, sondern man bemüht sich, das bewährte in ruhigem Fortschritt geräuschlos und sicher auszubauen. Jeder hat seinen streng begrenzten Wirkungskreis, in dem ihm die Möglichkeit, sich auszuzeichnen, nicht benommen ist, aber den zu überschreiten seiner Willkür nicht freigegeben ist. Darum ist die hier herrschende Stimmung auch durchaus frei von jener Gereiztheit, die in früheren Zeiten manchmal epidemischen Charakter annahm. Viel tragen zu der hier herrschenden Arbeitsfreudigkeit und Zufriedenheit die angenehmen Daseinsbedingungen bei, die vielen einen größeren Zuschnitt der Lebensführung gestatten als die heimischen.

Die Zeit, da die ersten Bahnbrecher in Negerhütten hausten und von Konserven lebten, ist längst vorüber. Heute läßt sich hier niemand etwas abgehen und er tut recht daran. Ich wundere mich nur, warum die, die es angeht, zu Hause nicht ebenso offen über diese Annehmlichkeiten sprechen wie hier und über gewisse Verhältnisse einen mystischen Schleier ziehen, der unnötig ist und hier lächerlich erscheinen würde. Der „geheimnisvolle Zauber“, der von dem dunklen Weltteile ausgeht und diejenigen, die er einmal in Banden geschlagen hat, nirgends mehr Ruhe finden läßt, sondern immer wieder zu sich zurückzieht, besteht bei Lichte besehen zum großen Teil in dem gut bemessenen Gehalt, den schönen Pensionsaussichten, der gesteigerten Wertschätzung der Persönlichkeit — zum mindesten der Selbsteinschätzung — und nicht zuletzt in den drei, vier Gängen des abendlichen „dinner“ an Stelle des bescheidenen Wurstbrotes im Vaterlande. Das ist auch ein Zauber; ich gebe es zu. Aber so ganz geheimnisvoll scheint er mir doch nicht zu sein. — — — —
— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

Seitdem ich dies schrieb, sind Jahre vergangen, Jahre, in denen ich die ganze Torheit dieses Spotts einsehen lernte. Aber ich strich diese Stelle nicht, weil ich überhaupt an meinen Briefen und Tagebüchern möglichst weniges redigiert habe, um ihnen den Reiz der Ursprünglichkeit nicht zu rauben. Lieber will ich mein eigener Widerleger und Widerrufer sein. Und in diesem Falle wird es mir besonders leicht, weil mein ganzes Leben ein Dementi jener Verhöhnung geworden ist.

Es gibt einen afrikanischen Zauber auch ohne Gehalt, ohne Pension und ohne dinner mit 3, 4 Gängen, und ich habe, seitdem ich den dunklen Erdteil, den man ebenso gut den hellen nennen kann, verließ, so sehr in seinem Bann gestanden, daß ich oft geradezu krank vor Heimweh bin und den Tag segnen will, an dem ich wieder zum erstenmal vor einer Zelttür sitzend die stille Größe der afrikanischen Landschaft genießen darf. Das innige Leben in und mit der Natur, das Bewußtsein, frei zu sein — nicht im „befehlen dürfen", sondern im „nicht gehorchen müssen" liegt, was mich lockt —— frei auch darin, daß jeder Zwang zu konventioneller Heuchelei fortfällt — denn: „nichts schämt sich hier versteckter, verstockter Gefühle" — das ist es, was den Zauber des Afrika, das ich kenne und liebe, schafft. Ob dieser Zauber auch in dem Klima der Bureaus und Messen der Küste gedeihen kann? Non so. —

Sobald die Uhren von Daressalam die elfte Tagesstunde anzeigen, leeren sich die Amtsstuben, und die Stätten der Erholung füllen sich. „Die elfte Stunde?" Ich höre schon den Schrei besorgter Mütter, deren Söhne hier in Knechtschaft schmachten. Ich muß es aber rasch wiederholen, ehe ein „Unmöglich" über ihre Lippen kommt.

Es ist aber wirklich so und doch ganz ungefährlich. Die Wasuaheli zählen nämlich ihre Stunden wie Hendschels Kursbuch. Um 6 Uhr abends beginnt die erste Stunde der Nacht, um 6 Uhr morgens die erste Stunde des Tages. Man frühstückt also um 2, ißt Mittag um 7 und legt sich zwischen 4 und 5 Uhr nachts ins Bett. Für die Tropen ist das Verfahren sehr logisch. Allgemein bekannt ist, daß in unsern Breiten die Sonne das ganze Jahr hindurch etwa um 6 Uhr auf- und nach 12 Stunden wieder untergeht; weniger bekannt, daß wir fast gar keine Dämmerung haben, was zunächst einen sehr befremdenden Eindruck macht. Überhaupt sind die langen Abende das Einzige, woran sich der Europäer gar nicht gewöhnen will. Sie kontrastieren zu sehr mit der sommerlichen Pracht, die ihm umgibt. Die schönste Zeit der Erholung ist die letzte Tagesstunde. Um 5 Uhr — ich wähle diesmal nicht die hiesige Zeitrechnung, deren man sich natürlich nur im Verkehr mit den Eingeborenen bedient — kann man sich auf der großen Promenade von Daressalam mit etwas Phantasie in einen vornehmen Badeort versetzt denken. Stolze Rosse werden von noch stolzeren Reitern getummelt; Zweiräder

und leichte mit Maultieren oder Ponys bespannte Wagen fliegen an den Spaziergängern vorüber und werden genügend bewundert. Auch ein Spielplatz fehlt nicht, der von den Mitgliedern des Tennis-Klubs fleißig besucht wird. Mit Eintritt der Dunkelheit zerstreut sich dann alles in die Messen. Wie es sich für eine deutsche Gesellschaft gehört, gibt es deren in ausreichendem Maße. Es soll einmal ein Herr den erfolglosen Versuch gemacht haben, sie zu zählen; ehe er aber damit fertig wurde, waren die zwei Jahre seiner Dienstzeit um und die Arbeit blieb als Fragment liegen. So weit man aus dem Torso einen Schluß ziehen kann, scheint es, daß immer auf sechs Herren sieben Messen kommen. Bekannt sind mir — ich will sie aufzählen, so lange mein Atem anhält — eine Offiziers-, eine Oberbeamten-, eine Unterbeamten-, eine Zoll- und Post-, eine Kapitäns-, eine Kaufmanns-, eine Unteroffiziers-, eine D. O. A. G.-Messe usw. usw. Aber um ernsthaft zu sein, bekenne ich, daß es mit der Gruppenbildung der Gesellschaft nicht so arg ist, wie es nach der großen Zahl der Messen scheint. Sie fallen nur deshalb so auf, weil fast alle in einem Hause, dem Kasino liegen. In Wirklichkeit findet zwischen den Herren von ungefähr gleicher sozialer Stellung ein ziemlich reger Verkehr außerhalb der „Meßzeiten" statt.

Und dann — ohne Pharisäertum — gibt es denn nicht in jeder deutschen Stadt ebensoviel Messen? Im allgemeinen habe ich auch hier wieder die alte Erfahrung gemacht, daß man sich nur über die Mieter beklagt, die einen Stock höher wohnen.

Ich hatte ursprünglich die Absicht, von Daressalam aus meine Reise ins Innere anzutreten; änderte sie aber später, weil es damals noch bequemer war in Bagamojo Träger und Tauschwaren zu erhalten. Da aber meine in Europa erworbene Ausrüstung nach Daressalam verfrachtet war und ich mich außerdem dem Herrn Gouverneur vorstellen mußte, war ich genötigt, erst dort an Land zu gehen. Schon in Tanga hatte mir ein „alter Afrikaner" mit freudestrahlendem Gesicht die unangenehme Nachricht gebracht — alte Afrikaner teilen nämlich dem Neuling unangenehme Nachrichten immer mit freudestrahlendem Gesicht mit — daß der Gouverneur vor fünf Tagen nach Uhehe abmarschiert und vor vier Monaten keine Aussicht vorhanden sei, ihn zu treffen. Zum Glück fand ich bei seinem Stellvertreter, einem Sohne des bekannten (nunmehr toten) Parlamentariers von Bennigsen, das weitgehendste Entgegenkommen für meine Pläne. Man hatte mir gesagt — „man" war natürlich auch ein alter Afrikaner

—, daß es mir nicht gestattet sein würde, Askaris (Krieger) und Hinterlader ins Innere mitzunehmen. Mir wurde indes nichts in den Weg gelegt, da es wohl a priori höchst unwahrscheinlich schien, daß ich mit 15 Mann mich auf kriegerische Unternehmungen einlassen würde. Eine große Macht — das hat die Erfahrung hundert mal gelehrt — führt in Afrika nur zu leicht zu Übergriffen. Man kann im allgemeinen behaupten, daß mit der Zahl der Askaris die wissenschaftlichen Ergebnisse einer Reise im Quadrat abnehmen. Ich zog es daher vor, für jedes Gewehr weniger eine Last Geschenke mehr mitzunehmen und wenn ich dazu kommen sollte, meine 16 Lasten Geschenke auszuteilen, so wird wohl in ganz Afrika kein Mensch mehr existieren, der nicht mindestens im Besitze eines Spiegels, einer Mundharmonika oder einer Drehdose ist. Bewaffnete habe ich nur soviel angeworben, als ich für nötig halte, um die Eingeborenen gegen meine Karawane zu schützen, nicht umgekehrt. Denn Karawanen, so wenig man sie in absehbarer Zeit für den Handel und die wissenschaftliche Forschung entbehren kann — sind und bleiben ein Krebsschaden für jede Kolonie. Da tauchen eines schönen Tages in einem armseligen Dorfe ein paar hundert bis ein paar tausend wildfremde Menschen auf und verlangen Essen, Brennholz usw. Aber woher alles nehmen, ohne sich selbst völlig zu entblößen. Auch wenn Zahlung erfolgt, was überhaupt nicht immer der Fall ist — ich kenne einen sehr berühmten Reisenden, von dem seine eigenen Leute erzählen, daß er ihnen bisweilen auf ihre Bitten um poscho (d. tägl. Brotgeld) in nicht mißzuverstehender Weise Patronen verabreicht hätte — so ist damit den Eingeborenen noch lange nicht gedient. Was nützt es ihnen, wenn sie die Hütten mit Stoffen und Perlen vollpfropfen können, wenn ihnen das letzte Stück Vieh geschlachtet, die letzte Maniokwurzel aus den Feldern gezogen, das letzte Stück Holz verbrannt und der letzte Tropfen aus ihrem kümmerlichen Wasserloch getrunken wird. Weigern sie sich aber, ihr Eigentum zu verkaufen, so ist ihr Schicksal besiegelt. Denn hunderte von hungrigen Mägen verlangen befriedigt zu werden. Nun findet der berühmte „Zwangskauf" statt, der in den Reisewerken öfter erwähnt und noch öfter verschwiegen wird; d. h. die Karawane nimmt, was sie braucht und bestimmt selbst den Wert des Gekauften, oder wenn sich die Eingeborenen mit Recht dem widersetzen, so wird einfach mit Pulver und Blei bezahlt. Die meisten Konflikte entstehen auf diese Weise und es ist nicht zu verwundern, wenn der Reisende oft erstaunt sieht, wie bei seinem Nahen das

Vieh in Schlupfwinkel getrieben und Weiber und Kinder in Sicherheit gebracht werden. Berücksichtigt man noch die vielfachen Übergriffe, die sich die hochmütigen Küstenleute gegenüber den „Waschensi" (Wilden) erlauben, die Diebstähle, Eigentumsbeschädigungen, Vergewaltigungen der Weiber, Prügeleien der Männer, so findet man die Erklärung für das vielfache Veröden der Karawanenstraßen. Allein schon vom Standpunkt der Humanität wäre deshalb ein Bahnbau nach Tabora freudig zu begrüßen.

Ich hatte gerade die Erlaubnis bekommen, meine 15 Hinterlader mit mir zu nehmen und ging seelenvergnügt meines Weges, als ich plötzlich meinen alten Afrikaner womöglich noch seelenvergnügter auf mich zukommen sah. Ich wappnete mich im stillen gegen seine Mitteilung, die sehr unangenehm sein mußte, weil er vor Lachen nicht zu Worte kommen konnte. Endlich platzte er mit der Nachricht heraus, daß in Ruanda neuerdings die Beulenpest ausgebrochen sei. Ich dachte „never give up" und antwortete mit einer Grimasse, die freudige Überraschung vorstellen sollte: „Um so besser, so werde ich auch die Beulenpest studieren können." Natürlich stellte sich, als ich mich bei Herrn Professor Koch erkundigte, heraus, daß nicht die Beulenpest und nicht in Ruanda und nicht neuerdings ausgebrochen sei, sondern daß Hunderte von Kilometern abseits meines Weges in der Nähe von Bukoba seit 40 Jahren eine ihrem Wesen nach noch völlig unklare Krankheit unter den Eingeborenen endemisch herrsche.*) Damit war es also wieder nichts, und als ich einen Tag später nach Sansibar abfuhr, mußte ich meinen liebenswürdigen Gönner in der traurigen Situation zurücklassen, für seinen Überschuß an Menschenfreundlichkeit keinen Abnehmer zu finden. Wie ich höre, findet er wenigstens einen schwachen Trost darin, Fieberrekonvaleszenten auf die Blässe ihrer Gesichtsfarbe aufmerksam zu machen und sie schonend auf die Häufigkeit von Rezidiven vorzubereiten. Es muß auch solche Käuze geben. R. K.

Am Kingani, 4. August 1897.

---

*) Diese Krankheit wurde bald darauf als Bubonenpest identifiziert.

Brief IV.

Es ist wahrlich nicht der häßlichste Platz, den ich mir zum Schreiben ausgesucht habe; jedenfalls sehr geeignet, um sich in die nötige Stimmung für afrikanische Reisebriefe zu versetzen. Mein Tisch steht auf einer geräumigen Veranda, die durch ein hohes, dichtes Strohdach vor jedem Sonnenstrahl geschützt ist. Sie nimmt die ganze, mehr als 20 Meter lange Front eines für zentralafrikanische Begriffe unerhört stattlichen Hauses ein, das ein unternehmender deutscher Händler am Markte von Tabora erbaut hat. Wenn ich von meinem Schreibtisch über die niedrige Brüstung hinwegblicke, so sehe ich dicht unter mir eine breite, saubere Straße, die auf beiden Seiten von den Marktständen begleitet wird, primitiven offenen Hallen, deren roh gezimmerte Holzpfeiler das aus Grasbündeln und Bast dicht gefügte Schutzdach tragen. Dicht daneben dehnt sich ein Hüttenviertel aus, von dem ich allerdings trotz meines erhöhten Standpunktes nur die Dächer sehe, weil hohe, mattenartig geflochtene Zäune meinen Blicken das übrige verbergen. Aber schon an den Dächern, die bald flach, bald giebel-, bald kegelförmig sind, erkenne ich, daß das Völkergemisch, das hier haust, auch in seinen Wohnstätten Ausdruck gefunden hat. Wo die letzten Hütten stehen, beginnen die Felder und Wiesen, deren schönste Unterbrechung die zahlreichen Mangobäume mit ihren prächtigen, dunkelgrünen, dem Boden scheinbar ohne Stamm entspringenden Blattmassen sind. Dazwischen hebt sich von dem hellen Gelb der Felder oder dem mattblauen Himmel hie und da eine schlanke Kokospalme oder eine Dattelpalme mit ihrem wuchtigen aber immer graziösen Bau ab. Den Hintergrund dieses Dioramas bildet eine schwachbewaldete, mit Granitblöcken übersäte Hügelkette, deren Kamm in sanften Wellen sich hinzieht und im Osten wie im

Westen allmählich in der Ebene sich verliert. Anmutig und reizvoll wie die Landschaft, ist auch das Leben und Treiben, das in ihr sich abspielt. Eine bunte Menge drängt sich vom frühen Morgen bis zum Sonnenuntergang auf dem Markte und feilscht in allen möglichen Dialekten mit den Händlern, die ihrer Ware nicht mehr Aufmerksamkeit schenken als ihren Freunden, die den Schatten genießend, ihnen Gesellschaft leisten und schwätzend die Zeit kürzen. Und was gibt es hier nicht alles zu kaufen! „Tabora." Das hat für das Ohr des Negers denselben Klang, wie „Paris" für die Lebemänner aller Nationen. „Tabora." So oft meine Träger mit schlaffen Knien und gesenktem Kopf durch das pori zogen, kein Laut über ihre trockenen Lippen kam, nicht einer der ermunternden, scherzhaften Zurufe, die sonst vom letzten bis zum ersten Mann sich fortzupflanzen pflegten, und selbst die Aussicht, bald einen Lagerplatz zu erreichen, ihnen nicht über die Glut der Sonne und die Schwere ihrer Last hinweghalf, da brauchte nur das Wort „Tabora" an ihr Ohr zu dringen, und unter dem Einfluß einer Vision, die ich mir etwa als einen Tanz aller ihnen bekannten Fleisch- und Gemüsesorten um ein großes Faß mit Pombe vorstelle, stählten sie für einige Zeit wieder ihre schlaffen Glieder. Und jetzt, da sie ihr Dorado erreicht haben, ist die Gefahr nur zu groß, daß es für sie zum Capua wird, um so mehr, als ich gezwungen bin, fast 14 Tage hier zu verweilen.

Ich erkenne sie kaum wieder, wenn ich sie jetzt in vornehm blasierter Haltung mit langem, weißem Hemde und gleichfarbiger Mütze, an der ich sie oft im Lager sticken sah, und ein Spazierstöckchen unterm Arm den Markt entlang schlendern sehe. Viele haben hier Verwandte und Freunde wiedergefunden, die irgend ein Zufall, oft aber auch das böse Gewissen von der Küste fern hält. Denn barra, d. h. „das Innere" ist das Buenos-Ayres der Küstenleute, ein gesegnetes Asyl für flüchtige Kassierer. Neben meinen Wasuaheli mit ihren großstädtischen Allüren erscheint die eingeborene Bevölkerung der Wanjamwesi sehr unkultiviert. Meine Leute wissen dies auch und schauen auf die waschensi („die Wilden") mit ihrem teils ärmlichen, teils aufdringlich geputzten Äußeren herab, wie ein Berliner auf die Provinzler. „Nur ihre Weiber hat er gern," und wer Augen hat, zu sehen, dem wird es nicht entgehen, daß sich auf dem Markte vielfach zarte Bande verknüpfen, die meiner Karawane einen weiteren unerwünschten Zuwachs des weiblichen Personals bringen werden. Wanjamwesi und Wasuaheli bilden die Hauptmasse der hiesigen Bevölkerung, daneben sieht man aber Ver-

treter fast aller Stämme, die an und zwischen den großen Seen wohnen. Viele sind in der Zeit des Sklavenraubs hierher verschleppt worden. An jene Zeit erinnern auch noch die Araber, die hier wohnen, und die mit wenig Ausnahmen, nachdem ihnen die Quellen ihres Erwerbs verstopft wurden, dem finanziellen Untergange geweiht sind. Denn der Araber ist kein Kaufmann, weder im großen noch kleinen; er versteht nicht, zwischen Einnahmen und Ausgaben das Gleichgewicht zu halten und so sinkt er immer tiefer in die Gewalt des wuchernden Inders.

Das würde ihnen ein Uneingeweihter freilich nicht ansehen, wenn er sie jetzt, wie ich, über den Markt zum Schauriplatz reiten sähe, mit ihren prächtigen Gewändern, mit dem goldgestickten Sattelzeug, dem silbernen Geschirr ihrer Maskatesel und dem Troß ihrer Vorläufer.

Jeden Mittag um $^1/_2$12 Uhr kommt plötzlich verstärktes Leben in das bunte Gewimmel des Marktes. Trompetenblasen, Trommel- und Paukenschlagen — die Wache zieht auf. Ganz wie bei uns laufen 20—30 Gassenjungen der Musik voraus, die Knüppel geschultert und im Takte marschierend. Wehe aber, wenn die kleine, schwarze Bande entdeckt, daß ein unbekannter Msungu am Orte ist. Dann wird abgeschwenkt — ein paar Blechbüchsen, auf denen sich spektakeln läßt, sind rasch gefunden und die Ovation beginnt. Ach, diese Barrisons! Erst haben sie „mein Volk verführet", daß man auf Schritt und Tritt ihre faden Melodien hörte und jetzt machen sie sich sogar schon im Herzen von Afrika breit. Wie diese Seuche importiert wurde, ist mir nicht bekannt. Jedenfalls hört man das vertrackte „ta-ra-ra-bum-dee" bei jeder Küstengoma singen und gestern mußte ich es sogar eine halbe Stunde lang aus den Kehlen von 25 kleinen Rüpeln von Tabora über mich ergehen lassen, bis mir Geduld und Trommelfell riß und ich die ganze Gesellschaft davonjagen ließ. Das ist höchste Kultur.

Aber ich merke, daß ich vom Hundertsten ins Tausendste komme und schon eine Beschreibung von Tabora liefere, während ich noch so viel rückständige Schulden an den Leser habe, daß mich ein Schaudern überläuft, wenn ich in meinem Tagebuch blätternd an ihre Einlösung denke.

Und damit will ich dahin zurückkehren, wo ich den Leser zuletzt verlassen habe.

Bagamojo, 30. Juni 1897. Ich bin nun fast acht Tage hier und kann mich immer noch nicht satt sehen an dem eigen-

artigen Getriebe. Wie modern und europäisch erscheint dagegen Daressalam. Es sind in diesem Jahre zwar nicht so viel Träger hier, wie im vorigen, immerhin ist ihre Zahl groß genug, um mir eine Fülle amüsanter und fremdartiger Eindrücke zu gewähren. Den dankbarsten Stoff bietet mir das Leben auf dem Markt. Er ist für 100 Rupien monatlich an einen Inder verpachtet, der sich an dem Standgeld der Händler schadlos halten muß. Um ihn darin zu unterstützen, dürfen Lebens- und Genußmittel nur auf dem öffentlichen Markte feilgeboten werden.

Am dichtesten drängt sich die Menge jederzeit um die Verkäufer von Schnupftabak, die ihre Ware in kleinen Nußschalen abmessen. Man sagt, daß die Wanjamwesi für eine Prise ihre Seele verkaufen; man möchte es glauben, wenn man die zärtliche Sorgfalt sieht, mit der sie eine Quantität behandeln, die gerade noch zwischen Daumen und Zeigefinger gehalten werden kann. Die Sorglosigkeit, mit der ein Münchner Maurer seine Nase in einen Berg von Tabak versinken läßt, würde ihnen jedenfalls als der Gipfel des Cäsarenwahnsinns erscheinen. Sehr zahlreich sind die Mehlverkäuferinnen. Auf kleinen Hocken kauernd, preisen sie schreiend und oft im Chore singend ihre Ware an, die in großen Körben vor ihnen steht. Als Maß dienen zwei flache Blechteller, auf denen das Mehl zur Pyramide gehäuft wird. Die Waschensi, die bedächtig musternd die Reihen entlang gehen, zwei-, dreimal ein Geschäft anknüpfend und wieder abbrechend, werden, so verachtet sie sonst sind, hier mit Koseworten umschmeichelt und zum Kaufe ermuntert. Ausschlaggebend ist auch hier oft der Schnupftabak, der in Bast gewickelt am Busen verborgen wird, um im kritischen Moment hervorgeholt zu werden. Ich habe eine alte würdige Dame, die sich stets durch einen auffallenden, dubiösen Fleck unter der Nase auszeichnete, im Verdacht, daß sie mit diesem Aushängeschild eine unlautere Konkurrenz trieb, und wie ich öfter sah, mit Erfolg. In großen Mengen werden Früchte und Gemüse zum Markte gebracht. Bananen, Kokosnüsse, Maniok, Bataten, Kürbisse, vielerlei Bohnen, Mais, Aubergines, Salat (meist als Kräutersuppe verkauft), Erdnüsse, Zuckerrohr usw. Nichts ist lächerlicher und affenähnlicher als ein Neger, der an einer meterlangen Stange Zuckerrohr kaut. Geflügel sieht man sehr selten auf dem Markte, Eier fast niemals, da der Neger wie der Araber aus einer mangelhaften Naturbeobachtung einen Ekel vor ihnen hat und viele sich mit Abscheu wegwenden sollen, wenn sie einen Europäer bei ihrem Genusse

sehen.*) Fleisch, Fische und Brennholz kann man in den kleinsten Quantitäten kaufen, selbst die Hufe werden zerstückelt und in den Handel gebracht.

Getrennt vom Hauptmarkte findet der Ausschank von Palmwein (tembo) statt, der für 50 Rupien monatlich verpachtet ist. Das Recht, Palmwein zu bereiten, ist vom Bezirksamt nur bestimmten Personen gestattet, die ihn an den Pächter verkaufen müssen. Dieser hat eine Reihe von Heben verpflichtet, die täglich unter einem großen Mangobaum gegen eine kleine Tantième auf den Verkauf bedacht sind. Die Produktion von tembo war früher einmal vorübergehend verboten. Das Verbot hatte aber keine weiteren Folgen, als daß heimlich noch stärker gebraut und getrunken wurde, und daß die Bevölkerung sich über die lästige Bevormundung erregte, um so mehr, als sie oft genug Gelegenheit hatte zu sehen, daß auch der msungu es nicht verschmäht, des süßen Gottes voll zu sein. Derartige Erlasse werden hoffentlich nie mehr ausgegraben werden. Vorläufig verstimmt auch das Bild des Deutschen als Mäßigkeitsapostel — um recht milde zu sein — durch seinen Mangel an Wahrscheinlichkeit.

Bagamojo, 5. Juli. Wenn ich des Abends spazieren gehe, lenke ich meine Schritte gern in die Mustermission, die die aus dem Elsaß vertriebenen pères du Saint Esprit et du Sacré Coeur vor 30 Jahren hier gegründet haben. Es sind noch zwei Herren aus der Gründungszeit tätig, Pater Etienne und Bruder Oskar, die seitdem fast ununterbrochen hier gewirkt haben. Nichts unterhaltender, als in den schattigen Laubgängen sich mit Bruder Oskar**) sich zu ergehen und von ihm sich von den Entbehrungen der ersten Zeit erzählen zu lassen, von den kleinlichen Anfeindungen der Araber, von berühmten und unberühmten Forschern, die er fast alle gekannt und deren Schwächen er lustig zu schildern weiß. Das, was hier an Kulturarbeit geleistet worden ist, ist so groß, daß es nur ein schuldiger Tribut ist, wenn jeder Reisende wieder öffentlich Zeugnis dafür ablegt. Die prächtigen Vanillekulturen, die üppigen Gemüsegärten, die Schamben, in denen mehr als 20000 Kokospalmen gedeihen, die Orangerie, die Sauberkeit aller Anlagen, die Kanalisation mit selbstgefertigten Drains, die Handwerkerstuben, die schönen Gebäude, an erster Stelle die Kirche — kurz, alles dies selbst

*) Weigerte sich doch in Ruanda einmal ein kleiner Boy, noch dazu ein Mschensi, einen Teller abzuwischen, weil die Reste von Rührei darauf waren.

**) Beide inzwischen gestorben.

geschaffen zu haben und die Mitarbeiter aus einer, regelmäßiger Arbeit abgeneigten Bevölkerung sich erzogen zu haben — Hut ab vor solcher Leistung. Neben ihr kommen die Erfolge auf religiösem Gebiet gar nicht in Betracht. Ich glaube, daß in den dreißig Jahren nicht mehr als 3—400 Taufen stattgefunden haben. Außerdem ist auch das Christentum der Wasuaheli nur sehr oberflächlich, wie sie auch den Islam nur in seinen Äußerlichkeiten angenommen haben. Den Glauben, der sich ihren kindlichen Wünschen anbequemt, glauben sie gerne; unangenehme Dinge wie die Hölle, werden von ihnen einfach abgelehnt. Es gibt in der Mission noch aus früheren Zeiten Bilder, die die von den Teufeln gemarterten Seelen darstellen. Heute ruhen sie friedlich, vergilbt und verstaubt, in dunklen Schränken und wenn Bruder Oskar einmal eines von ihnen als abschreckendes Beispiel hervorholt, so wird es mit dem fröhlichsten Gelächter „uwongo, uwongo“ („Lüge“) aufgenommen. In richtiger Erkenntnis der Grenzen, die ihrem Einflusse auf religiösem Gebiete gesteckt sind, haben die Missionare das „arbeite“ dem „bete“ vorausgestellt und wir dürfen ihnen dafür dankbar sein.

8. Juli. Ich hatte heute Gelegenheit, einer öffentlichen Prüfung in der Regierungsschule beizuwohnen, der eine Preisverteilung folgte, für die das Gouvernement jährlich eine kleine Summe ausgesetzt hat. Als Lehrkräfte wirken ein deutscher und ein indischer Lehrer. Die Kinder stammen zum größten Teil aus indischen Familien, doch fehlt es auch nicht an kleinen Schwarzen; ja selbst weiße Kinder sind durch zwei Sprößlinge vertreten. Die Erfolge sind, wenn man die Schwierigkeiten berücksichtigt, die einem erfolgreichen Unterricht entgegenstehen, gar nicht übel. Sie würden vielleicht besser sein, wenn man die Kinder in verschiedenen Klassen unterrichten und sich auf die kleine Zahl der regelmäßigen Besucher beschränken würde. Jetzt muß der Lehrer bei jedem neuen Schüler von neuem beginnen, und da jede Woche Aufnahmen und Austritte stattfinden, leiden die Fortschritte der älteren sehr empfindlich. Mit der Zeit werden wohl auch diese Zustände sich bessern:*) vorläufig muß man zufrieden sein, wenn wenigstens einige deutsch sprechen, lesen und schreiben lernen. Die Diktat- und Schönschreibhefte überraschten oft durch ihre Sorgfalt. Am besten sind die Leistungen im Gesang deutscher Volkslieder, die zum Teil in ein sehr hübsches Kisuaheli übersetzt sind.

*) Das Schulwesen soll, seit dieser Brief geschrieben wurde, große Fortschritte gemacht haben.

Amüsant waren mir zwei schwarze Schüler — ein Postbote und sein Sohn —, die miteinander in Fleiß und Aufmerksamkeit wetteiferten. Ich malte mir im Stillen die Familienszene aus, wenn der Junge seiner Mutter ein besseres Zeugnis ins Haus bringt als der Papa.

15. Juli. Ich hörte heute einen köstlichen Ausdruck, mit dem die Wasuaheli die Griechen und Italiener bezeichnen, die sich als Handwerker und Kleinhändler hier ihr Brot verdienen. Sie haben sehr rasch erfaßt, daß die Angehörigen der genannten Nationen eine niedere soziale Stellung einnehmen als die Deutschen, und darum nennen sie sie die „waschensi wa Uleia“, d. h. die „europäischen Wilden“. Ein mschensi ist für den Küstenmann jeder Eingeborene des „barra“, des Innern, als Typus eines ungebildeten, ungehobelten Menschen und er blickt auf ihn mit einem ebenso großen Dünkel herab, wie irgend ein polnischer Graf älterer Ordnung auf seinen Hofjuden. Diese Überhebung wird ihnen schon in frühester Jugend eingepflanzt. Ich habe wiederholt in der Nähe der Karawanserei beobachtet, wie ganz kleine Bengel von 6—10 Jahren mit ihren Knütteln furchtlos gegen große Mengen von Wanjamwesi vorgehen, und sie in die Flucht schlagen. Meine Boys zahlen lieber einem mschensi ein paar Pesa, als daß sie selbst einen Dienst verrichteten, der ihnen nicht fair erscheint. Aber auch unter sich machen die Wasuaheli große Unterschiede in der gegenseitigen Wertschätzung. Für einen Askari, Baharia (Bootsmann) oder Boy, die in europäischen Diensten stehen, ist der gewöhnliche Lohnarbeiter ein mschensi und oft genug kann man sie diesen Ausdruck als Schimpfwort benutzen hören. Wie empfindlich sie darauf achten, nicht mit den „Wilden“ vermischt zu werden, lehrte mich folgendes Erlebnis: Ich traf dieser Tage auf der Straße die Haushälterin eines deutschen Kaufmanns und da ich ihren Namen nicht kannte, so rief ich sie mit „Du“ an (wewe). Die Antwort der stolzen Dame war: „Bin ich denn ein mschensi, Herr, daß du mich nicht mit meinem Namen anrufst?“

27. Juli. Trotzdem ich mit der Verpackung von 61 Lasten, die ich morgen bis Kilossa vorausschicken will, hinreichend Beschäftigung habe, konnte ich es mir doch nicht versagen, als ich heute an dem Gerichtssaal vorüberging, einen Blick hineinzuwerfen. Wöchentlich wird im Bezirksamt zweimal Schauri abgehalten, in dem über alle Vergehen der Eingeborenen und ihre Streitigkeiten untereinander abgeurteilt wird. Man muß dabei natürlich nicht an ein Gerichtsverfahren in europäischem Stil denken. Vereidet wird nie-

mand, Staatsanwalt und Verteidiger gibt es auch für die schweren Verbrechen nicht; fast alle Funktionen liegen in der Hand des Bezirksamtmanns.

Am Ende eines langen, schmucklosen, korridorartigen Raumes*) befindet sich der hohe Rat, d. h. der bana mkuba mit seinen zwei Beisitzern, dem arabischen Wali (Bürgermeister) und einem reichen Inder, dem Dolmetscher — einem in Jerusalem getauften Araber — und einem deutschen Schreiber als Protokollanten. An den Längsseiten sitzen vornehme Araber mit goldgestickten Mänteln und Turbanen, am Gürtel prächtige Maskatdolche und Schwerter, von denen manche ihrem Besitzer 6—700 Mark gekostet haben. Die Inder, die sich als fleißige Geschäftsleute den Luxus eines freien Vormittags nicht leisten können, sind weniger zahlreich vertreten. Am anderen Ende und vor den vergitterten Fenstern drängt sich neugieriges Volk, unter dem schwarze Polizisten die Ruhe aufrecht erhalten. Eine der wichtigsten Personen ist der Effendi, der mit der Nilpferdpeitsche wie ein Engel mit flammendem Schwert an der Tür steht und auf den ehrenvollen Auftrag lauert, einem armen Schächer die durch einen mühsamen Diebstahl sauer verdienten hams ischrin (25) zu verabreichen oder einem Widerspenstigen das Hinausgehen zu erleichtern.

Der erste Kläger war ein Araber; er beschwert sich über eine Sklavin, die lieber bummelt, als ihrer Pflicht gemäß stundenlang das Getreide zu Mehl stampft. Ich gestehe, daß ich ihre Abneigung gegen eine Arbeit teile, die die Kräfte einer deutschen Frau weit übersteigen würde. Das Zerstampfen geschieht nämlich mit einer 2 Meter langen und entsprechend schweren Stange in einem tischhohen Holzmörser. Die Delinquentin leugnet zwar, da sie aber schon mehrfach wegen Faulheit verwarnt wurde, kommt sie für einen Monat an die Kette.

Der zweite Fall betraf dasselbe Vergehen. Kläger ist ein etwa 15jähriger Neger, Verklagte eine würdige Matrone, die er von seinem Vater geerbt hat. Sie behauptet, zur Arbeit nicht verpflichtet zu sein, weil sie ihren Herrn bei ihrer Verheiratung mit dem Hochzeitsgut abgefunden habe. Kläger leugnet es, wie überhaupt, daß sie in legitimer Ehe lebe und so wird die Sache bis zum nächsten Schauri vertagt und der Verklagten aufgetragen, bis dahin einen Ehemann zur Stelle zu bringen oder zu brummen.

*) Heute eine schöne Halle im neuen Bezirksamt als Sitzungssaal.

Als nächster tritt ein Inder vor. Ein Karawanenführer schuldet ihm so und so viel Rupien und soll seine Schuld bezahlen, ehe er eine neue Reise antritt, da es nicht ausgeschlossen ist, daß ihm ein Wohnsitz im Innern ohne Schulden und Inder besser gefällt als an der Küste mit Schulden und Inder. Geld hat der Mann nicht, aber er deklamiert mit einiger Freiheit:

„Ich laß Dir den Bruder zum Bürgen,
Ihn magst Du statt meiner erwürgen."

Da der Bruder zu allem Ja und Amen sagt, wird die Angelegenheit in diesem Sinne geregelt.

Es folgt die Erledigung einiger Zivilfälle, Erbschaftsteilungen, Häuserkäufe usw., die mich weniger interessierten, als der Name Rumalisa an mein Ohr schlug. Ich sehe auf und sehe einen blassen, schmächtigen Araber, der das Elfenbein mit Arrest belegt, das ein Händler aus Tabora zur Küste geschickt hat. Kein Mensch würde diesem Mann mit dem müden, kranken Gesicht und dem vornehmen, leisen Auftreten ansehen, daß er noch vor wenigen Jahren über eine Macht von vielen tausend Gewehren verfügte, mit deren Hilfe er seinen Namen mit blutigen Lettern in die Geschichte von Zentralafrika eingeschrieben hat. Wie er jetzt seine zarten, weißen gepflegten Hände mit den rotgefärbten Nägeln beteuernd auf sein Herz legt, mußte ich der unzähligen Opfer denken, die diese zarten, weißen, gepflegten Hände erbarmungslos um verfluchten Gewinn hingemordet haben. Ja, die Zeiten ändern sich. Vor sechs, sieben Jahren noch durfte er in Udjidji ungestraft die Fahne der Deutschen zerreißen und mit Füßen treten und heute muß er ihre Hilfe anrufen, um auf ein paar lumpige Elefantenzähne seine Hand zu legen. Was für ein Haß muß sich hinter dieser fast flehend demütigen Maske verbergen!

Als nächster klagt ein Küstenmann gegen einen Häuptling im Hinterlande von Bagamojo, weil er seinen Bruder gefangen genommen und zum Sklaven gemacht habe. Trotzdem die Sache offenbar übertrieben ist, muß der Schreiber des Wali, der mit Papier, Tinte und Feder vor dem Fenster steht, einen Brief schreiben und Brief, Bruder und Polizeiaskari begeben sich auf die Wanderschaft.

Nach Erledigung einer sehr verwickelten Diebstahlsaffaire erscheint ein alter Halbblutaraber, wird aber sofort von dem Engel mit der flammenden Nilpferdpeitsche an die Luft befördert, ehe noch der erste Satz seiner Rede verklungen ist. „Als ich vor 15 Jahren in X war, wurde mir von dem dort wohnenden, nunmehr ver-

storbenen N ein Rind gestohlen." Der Mann — offenbar ein geisteskranker Querulant — läuft seit 15 Jahren von einem Schauri zum andern, um das gestohlene Gut zurückzubekommen, findet aber zu seinem Leidwesen immer eine taube Gerechtigkeit.

Es folgten einige Klagen wegen Zurückzahlung von Schulden. Die Kläger sind meistens Inder, die Verklagten Küstenleute. Letztere haben stets einen einwandfreien Zeugen bei der Hand, der gesehen hat, genau gesehen hat, daß der Inder dem Beklagten „nichts" geliehen hat. Urteil: Zahlen oder hams 'ischrin. In dieser Weise ging das Schauri lustig weiter und die schwierigsten juristischen Probleme wurden mit einer Schnelligkeit gelöst, die unseren heimischen Behörden als Vorbild dienen könnte.

Die Erzählung eines Falles, der mir besonders zu Herzen ging, habe ich mir bis zuletzt aufgehoben. Ich hatte als Ombascha (Unteroffizier) einen Mann namens Mkono engagiert, der von Graf Götzen glänzend empfohlen und mir auch sonst als Muster eines braven Jungen von verschiedenen Seiten gerühmt worden war. Heute morgen kam er sehr niedergeschlagen und bat um einen Tag Urlaub, weil seine alte Mutter gestorben sei. Man denke! Die Mutter! Armer Mkono. Ich gab ihm natürlich Urlaub und einige Rupien dazu. Ach, einige Stunden später traf ich den armen, ehrlichen Mkono nicht beim Begräbnis seiner Mutter, sondern im Schauri, wo er wegen einer Unterschlagung einer Ziege zu einer Geldstrafe verurteilt wurde, die er auch bereitwilligst mit meinem Gelde bezahlte.

Wenn das am grünen Holze geschieht, was für Freude werde ich dann mit meinem dürren erleben?

Tabora, 1. Oktober 1897.

Auf der großen Karawanenstraße.

Brief V.

Es ist dem Leser vermutlich bekannt, daß im Innern Afrikas Geld noch wenig verbreitet ist. Auf den deutschen Stationen ist es zum Teil gelungen, Kupfermünzen in Geltung und Umlauf zu bringen. Im übrigen wird es ersetzt, entweder durch Muscheln wie z. B. in Uganda durch Kaurimuscheln oder durch Tauschwaren. Diese zerfallen, wenn ich von Gewehren und Schießmaterial absehe, in drei große Gruppen: in Stoffe, Perlen und Draht. Stoffe sind fast überall an den Mann zu bringen. Es gibt zwar verschiedene Qualitäten, aber gerade die minderwertigste ist, da dies ja auch im Interesse der Händler lag, am meisten verbreitet. Ich spreche hier nur von weißen Stoffen, denn die bunten Tücher sind im wesentlichen für den Reisenden nur Geschenk- nicht Tauschlasten.

Viel unbequemer als Stoffe sind Perlen. Hier heißt es, sich genau an der Küste bei den farbigen Händlern, die viel im Innern reisen, zu erkundigen, welche Perlen in der betreffenden Gegend zurzeit gangbar sind. Man kann Perlen genug haben, um ein Königreich zu kaufen und muß doch verhungern, wenn die Eingeborenen sie nicht lieben. Und dabei sind die Unterschiede in Größe wie Farbe oft nur ganz klein. Viele Warundi nehmen z. B. keine Stoffe, wenden sich sogar mit Hohn ab, wenn man sie ihnen anbietet, sondern nur eine kleine rote Perle, sim-sim genannt. Eine ähnliche, die nur eine feine Nuance heller und ein klein wenig größer ist, verschmähen sie. Es ist nicht immer der Geschmack oder die Mode, die bei manchen Stämmen oft wechselt, wodurch die Eingeborenen sich für gewisse Perlen bestimmen lassen, sondern es ist vielfach das Material, woraus sie die Fäden zur Aufreihung der Perlen bereiten müssen. Mir ist ein Stamm am Westufer des Tanganika bekannt, der nur große Ringelperlen nimmt, weil er infolge Grasmangel die Perlen auf Hautstreifen reihen muß. Aus alledem geht hervor,

daß man Perlen am besten nur dann mitführt, wenn man, wie ich, in kein Land kommt (Urundi), das Stoffe verschmäht oder genau über die gangbare Sorte orientiert ist.

Draht geht fast überall als Tauschware, doch ist er sehr teuer, da er nur in größeren Stücken abgegeben und deshalb nur sparsam mitgeführt werden kann. Auch werden nicht alle Stärken angenommen. Natürlich gibt es noch eine ganze Reihe von Dingen — ich nenne nur Musikinstrumente, Spiegel usw. — die man wohl gelegentlich als Tauschware benutzen kann; ihre Verwendbarkeit hängt aber so sehr vom Zufall ab, daß kein Händler oder Forscher sie bei der Aufstellung seines Reisebudgets ernsthaft in Betracht ziehen kann. Dagegen sind sie als Geschenke ausgezeichnet zu gebrauchen. Ich habe diese Bemerkungen vorausgeschickt, um nicht im Folgenden Erläuterungen einschieben zu müssen.

Bagamojo, 29. Juli. Ich bin jetzt mit der Anwerbung der Leute und Verpackung der Lasten ziemlich fertig. Meine persönliche Ausrüstung, die, wie man mir in Berlin versprochen hatte, gleich zu Trägerlasten verpackt werden sollte, kam in solchem Kunterbunt an, daß ich alles noch einmal verpacken mußte. Und da weder Inhaltsverzeichnis noch Konossemente mitgekommen waren, hatte ich dies Vergnügen sogar zweimal, einmal hier und einmal auf dem Zollamt in Daressalam. Außerdem hat man in Berlin keine Ahnung, daß man möglichst viele Kisten von ungefähr gleichem Inhalt herstellen muß, damit kein Verlust unersetzlich ist und man nicht gezwungen ist, um 10 Sachen herauszunehmen zehn Lasten zu öffnen. Auch mußte ich wegen des ungeschickten Formats, der scharfen Ecken 2c. mir gegen 50 praktischere Kisten herstellen lassen. Alles in allem bedeutete das für mich einen Zeitverlust von 14 Tagen, der sich sehr gut hätte vermeiden lassen. Dies andern zur Warnung.

Ich habe 140 Träger mit drei Wanjampara (Führern), 15 Bewaffnete und sieben Boys engagiert.

Von den Trägern sind 61 Wanjamwesi, die nur bis Tabora gehen, wo ich Ersatzleute engagieren muß. Sie erhalten bis dorthin 30 Rupien, gleich 38 Mark, wofür sie sich selbst beköstigen müssen. Die übrigen sind Küstenleute, 57 von Bagamojo, 22 von Pangani. Ihr Lohn beträgt 10 Rupien monatlich und freie Kost. Ich schwanke noch, wie ich die Kost regeln soll, direkte Beköstigung (kibaba) oder indirekte (poscho). Poscho ist zweifellos bequemer, gebräuchlicher und den Leuten lieber. Ich brauche dann nur alle

5—7 Tage, je nach dem ortsüblichen Preise der Lebensmittel den Leuten eine upande gleich 2 Meter Stoff zu geben. Kibaba ist unbequem und nur dort durchzuführen, wo man Proviant im großen kaufen kann. Es hat den Vorteil, daß die Träger sich nicht in den Dörfern herumtreiben und dort Dummheiten machen. Als Bewaffnete habe ich nur gut empfohlene Leute genommen, die unter Stanley, Stuhlmann, Götzen, Schillings, Baumann, Werther u. a. Askaridienste verrichtet haben. Sie erhalten 13—16 Rupien, ihre beiden Führer sogar 20 und 40 Rupien monatlich. Die Wanjampara der Küstenleute, die sie sich selbst mitgebracht haben, bekommen 25 Rupien. Die sieben Boys zerfallen nach ihrer Beschäftigung in einen Koch, einen Küchenjungen, einen Eselboy, einen Lampenputzer und drei zur persönlichen Bedienung. Ohne eine solche Arbeitsteilung wäre das Reisen in Afrika eine tägliche Quelle von Ärgernissen.*) Der monatliche Sold beträgt durchschnittlich 11 Rupien mit Ausnahme des Kochs, der deren 24 erhält. Ich habe also an Löhnen bis Tabora, d. h. 50—60 Tage, etwa 4174 Rupien zu zahlen.

Ich habe heute die 61 Wanjamwesi mit drei Askaris vorausgeschickt mit dem Auftrage, mich in Kilossa zu erwarten. Auf diese Weise werde ich die zu Übergriffen leicht geneigten Wangwana (Küstenleute) besser übersehen und im Zaum halten können. An Lasten gingen mit ihnen ab: 40 Stoff-, 7 Perlen- und 5 Drahtlasten; drei Kisten mit Pflanzenpapier und fünf mit Geschenken (Mundharmonikas und Spiegel); außerdem das Lastenzelt.

3. August. Die Träger, 79 an Zahl, gehen heute weg, um jenseits des Kingani zu lagern: Die Lasten sind wie folgt, verteilt.

Zelt, Bett, Tische, Stühle	—	6	Träger.
Geschenklasten (Tücher 8)	—	13	"
Proviant	—	12	"
Instrumente	—	8	"
Persönliche Ausrüstung	—	16	"
Expeditionsausrüstung	—	14	"
Bücher	—	4	"
Stofflasten	—	6	"

*) Übrigens lehrte mich später bald die Erfahrung, daß der Grundsatz unter möglichst viel Boys die Arbeit zu verteilen, auch seine Schattenseite hat. Denn je weniger Beschäftigung ein Boy hat, um so mehr empfindet er sie als Störung seiner Behaglichkeit und um so mehr sehnt er sich nach noch weniger. Und da man unmöglich für jede kleine Verrichtung einen verantwortlichen Funktionär schaffen kann, so wird oft eine Arbeit nicht ausgeführt, weil jeder Boy darauf rechnet, daß einer der anderen sie übernommen hat.

4. August. Endlich, endlich Abmarsch. Heute Nachmittag um 1/$_2$2 machte ich mich auf den Weg, von den besten Glückwünschen der Europäer begleitet. Mit mir gingen nur ein Boy, mein Hund „Miß" und mein Maskatesel, der mir nicht sonderlich gefällt. Ich hatte einen vortrefflichen Hengst für 300 Rupien erstanden; vorgestern wurde er plötzlich krank und ist nach Aussage des ihn behandelnden Beludschen für längere Zeit reiseunfähig. So mußte ich in aller Eile den ersten besten nehmen; daß es nicht der beste war, sollte ich gleich heute erfahren. Um 1/$_2$3 kam ich an die berüchtigten Kingani-sümpfe. Ich fand sie zunächst besser als ihren Ruf, bis sich nach der ersten halben Stunde das Bild änderte. Nachdem der Esel einmal bis zum Leibe versunken war, wurde er ängstlich und störrisch und ließ sich bei schlechten Stellen sehr ziehen. Um 1/$_2$4 kamen wir an einen kleinen Holzsteg, der über einen mit Wasserpflanzen dicht bedeckten tieferen Teil des Sumpfes führt. Natürlich hält ihn mein dummer Hund für eine Wiese, springt hinein, kann in dem Geschlinge nicht schwimmen und wird von mir mit großer Mühe gerettet. Bald kamen wir an einen zweiten Steg. Hier streikt mein Esel. Mit Zerren und Hieben bekommen wir ihn zwar hinauf, aber weiter keinen Schritt. Bei jedem Versuch stemmt er sich mit allen Vieren. Dabei brennt die Sonne mit fürchterlicher Glut auf den Sumpf. Nach einer halbstündigen Arbeit setze ich mich resigniert hin und warte. Und siehe da, ich habe Glück. Es kommen Leute, die nach Bagamojo wollen. Ich gebe ihnen einen Backschisch und wir tragen zu fünf das sich heftig sträubende Tier hinüber. Der Weg wurde jetzt etwas besser und wir kamen bald an die Kingani-Fähre. Jenseits des Flusses ist noch einmal eine total versumpfte Strecke, aber ich hatte Leute von der Fähre mitgenommen, die mich und den Hengst hinübertragen. Um 1/$_2$6 Uhr kam ich ins Lager. Das Wasser ist eine schmutzige, braune Sauce, aber daran werde ich mich wohl gewöhnen müssen.

Muhogo, 6. August. Ich kann mit jenem Verbrecher, der am Montag hingerichtet wurde, sagen: „Die Woche fängt gut an." Als ich gestern nach kurzem Marsch ins Lager kam, fühlte ich mich müde, heiß, fiebrig. Ich messe mich: 38,2. Also hatten die Kingani-Sümpfe wie bei den meisten Reisenden ihre Wirkung nicht verfehlt. Ich nehme gleich eine große Portion Chinin und dusele den ganzen Tag halb wachend, halb schlafend hin. Als ich des Nachts einmal erwache, sehe ich in der Öffnung der Zelttür ein merkwürdiges Bild. Von Osten nach Westen zieht langsam am Horizont eine mäch-

tige Feuersäule und einige gegabelte Dum-Palmen heben sich mit ihren graziösen Formen in wundervoller Klarheit von der roten Glut ab. Es war wie ein Traum. Heute morgen um $^1/_2$6 fieberfrei. Einen so elenden Chininrausch ich habe, beschließe ich zu marschieren, um so mehr, als Luftwechsel stets einen wohltätigen Einfluß bei Malariakranken ausübt. Es ist noch dunkel. Der Morgenstern glitzert unbeschreiblich schön. Über den Wiesen liegt leichter Nebel; im Osten ein schwacher rötlicher Schein. Ich lasse meine Weckeruhr ablaufen; die Leute werden wach und da es sehr kalt ist, blasen sie rasch die glimmenden Feuer an. In meinem Jammer muß ich noch den Arzt spielen und einige kleine Wunden verbinden. Dann reißen die Askari das Zelt ab und die Leute binden die Lasten zusammen. Man merkt, daß ihnen das Tragen noch etwas ungewohnt ist. Die Lasten sind durchschnittlich 55 englische Pfund schwer, etwa 20 Pfund leichter, als die der Händler. Aber, wer kein Weib oder Boy mit hat, muß noch etwa 20 Pfund an eigenen Sachen schleppen. Das Zelttuch winden sie sich als Turban um den Kopf, wodurch die Lasten weniger drücken.

Das Abbrechen des Lagers geht noch langsam, allmählich werden sie lernen, es in einer Viertelstunde fertig zu bringen. Wie ich heute die vier Stunden gelaufen bin, weiß ich nicht. Ich habe nicht rechts und nicht links gesehen, und habe mechanisch einen Fuß vor den andern gesetzt. Ich ließ auf einem alten Lager von Emin Pascha die Zelte aufschlagen. Das Wasser wie gestern und vorgestern. Es wechselt nur die Farbe, ist aber immer undurchsichtig vor Schmutz. Und doch nennen es meine Leute „msuri sana“ (sehr schön). Ich bin neugierig, was für eines sie „mbaia“ (schlecht)*) nennen würden. Im Laufe des Tages wird mir viel besser. Nachmittags kommt ein Bote mit einem gerichtlichen Schreiben und will meinen Träger Amri pfänden. Er schuldete einem Inder 13 Rupien. Als dieser aber in seine Wohnung kam, erfuhr er, daß Amri verreist sei und nichts für ihn hinterlassen hätte, als einen freundlichen Gruß und die Mitteilung „omnia mea mecum porto“. In seiner Todesangst rannte der Inder sofort aufs Bezirksamt und schickte dann mit dessen Erlaubnis den erwähnten Boten. Natürlich mußte ich das Geld hergeben. Des Nachts weckte mich Lärm. Der Esel hatte

*) „mbaia — schlecht“ nennen, wie ich später merkte, die Träger brackiges Wasser oder solches, das einen noch so schwachen Salz- bezw. Natrongeschmack hat, auf den ihre Zunge sehr fein reagiert. Deshalb ziehen sie lehmgelbes fließendes Wasser stets einem noch so klaren Wasser der Süßseen vor.

sich losgerissen und irrt im Dickicht umher. Zu seinem Glück läßt er sich fangen, denn nicht viel später hören wir in nächster Nähe das widerliche Geheul von Hyänen. Die Leute fürchten sich und zünden große Feuer an. Es ist ein Nachtbild von auserlesener Schönheit. Das strahlende Licht von Mond und Sternen. In der Ferne wie allnächtlich die rote Glut der brennenden Steppen. Die lodernden Feuer mit den seltsamsten Reflexen auf dem Kreise von über 30 weißen Zelten und den halbnackten Gestalten.

Mbujuni, 7. August. Heute empfing ich zum ersten Male den Besuch eines Häuptlings; leider war die Ehre ganz auf seiner Seite. Mene Malimbo ist zwar jetzt ein Freund der Deutschen; früher soll er aber sogar anthropophagistische Neigungen gehabt und an deutschen Matrosen befriedigt haben, die, wenn ich recht berichtet bin, von der „Leipzig" desertierten. Zurzeit ist er durch täglichen Genuß von Pombe vollständig heruntergekommen. Er besuchte mich mehrmals und brachte mir Mehl, Mtama (Hirse), 10 Eier und ein Huhn, wofür ich ihm für seine sieben Weiber Spiegel, Ketten und Nähnadeln gab. Vor einer Negerpuppe aus Berlin liefen seine Kinder schreiend davon, während er sehr gefaßt gleich nach ihrem Geschlechte fragte. Des Abends kam er nochmals unter dem Vorwande, seinen kleinen Sohn verbinden zu lassen, in Wirklichkeit, um eine Flasche Kognak zu erbetteln. Als er damit kein Glück hatte, bat er um daua (Medizin), um seine Nachkommenschaft zu vergrößern, womit ich leider auch nicht dienen konnte. Im ganzen paßt auf den edlen Mann das schöne Lied:

„Im Winter trinkt er und singt Lieder
Aus Freude, weil der Sommer nah ist.
Im Sommer aber trinkt er wieder,
Aus Freude, weil er endlich da ist."

Kissemo, 10. August. Vorgestern nach Ssagati, gestern nach Msua (mit etwas besserem Wasser als gewöhnlich) und heute hierher. Ich habe mich schon vollständig an das Zigeunerleben gewöhnt und fühle mich sehr glücklich dabei. Wenn meine Arbeit getan ist, setze ich mich an ein Lagerfeuer und lasse mir von den Leuten erzählen oder erzähle ihnen von den Wundern Europas, von unsern Häusern, Fahrstühlen, Telephon, Brieftauben, Brutöfen, Eisenbahn, Veloziped und, was sie am liebsten hören, von unsern Soldaten und Kriegen.

Kissemo ist der Sammelname von fünf Dörfern, die von Wakwere und Wakami bewohnt werden. Ich hatte heute einen Jumbe

(Häuptling) nach dem andern zu empfangen, die alle Geschenke brachten und erhielten.

Die Träger beginnen bereits, sich Übergriffe zu erlauben, indem sie den Eingeborenen, die Essen zum Verkauf bringen, einen Preis aufzuzwingen suchen. Zum Glück machen die aber so viel Lärm, daß ich jedesmal aufmerksam gemacht wurde und die Sache redressieren konnte. Ich habe aber gedroht, daß ich im Wiederholungsfall nicht Poscho, sondern Kibaba geben werde. Ich begegnete heute mehreren Karawanen, von denen eine sehr viel Elfenbein — über 100 Zähne — führte.

Ngerengere, 11. August. Als ich heute morgen abmarschierte, sah ich außerhalb des Lagers eine Anzahl Figuren mit Mehl auf den Boden gezeichnet. Es stellte sich heraus, daß ein Askariweib, das ich wegen eines Magenleidens behandle, die Urheberin war. Der Brauch ist sehr verbreitet. Er hängt mit der Furcht vor den Geistern Verstorbener zusammen, denen man die Krankheiten zuschreibt. Die Figuren sind Schutz- und Versöhnungsmittel; teils sind es nur geometrische Ornamente, teils Nachbildungen von Menschen oder menschlichen Gliedern. Ich habe übrigens sehr viel Kranke, trotz der leichten Lasten und kleinen Wege. Einen Schwerkranken muß ich auf meinem Esel mitschleppen. Mein Lager lag heute auf einem kleinen Hügel im Schatten eines Brotbaums. Dicht unter uns fließt der Ngerengere, etwa 5 Meter breit und $1^1/_2$ Meter tief. Sein Wasser strömt sehr reißend, aber wundervoll klar, so daß ich mehr im als außerhalb des Wassers mich aufhielt. Seine Ufer sind bewaldet und das Buschwerk bildet oft dichte Lauben. Menschliche Ansiedelungen sind nicht in seiner Nähe.

Ich packte heute eine Last um, in der sich u. a. ein paar hundert Blechflöten befanden. Die kindischen Träger bettelten so lange, bis ich nachgab und jetzt pfeift und quietscht es in allen Tonarten im Lager.

Jange-Jange, 12. August. Als ich heute nacht aufstand, um einen schreienden Affen zu beruhigen, den ich unterwegs gekauft habe, genoß ich wieder das Köstliche einer Tropennacht. Der volle Mond goß sein Licht über die Landschaft und das Lager, daß die Zelte wie Silber glänzten. Wie aus Stein gehauen stand der Brodbaum mit seinem mächtigen Stamm da, die kahlen Äste zum Himmel reckend und an den Ästen die Früchte wie große Wespennester. Über mir einzelne Wolken, so scharf begrenzt, als hätte sie ein Messer beschnitten. Und als schönste Staffage mitten unter den glimmenden

Lagerfeuern in eine rote Decke gehüllt die Wache, deren unbewegte Silhouette neben einem in den Boden gepflanzten Speer vom mattsilbrigen Himmel sich abhob. Wie sollte ich in solchen Augenblicken das Geschick nicht preisen, das mich hierher geführt hat. Freilich gibt es auch andere Momente. So, als ich heute, um die Morgendämmerung zu genießen, vor mein Zelt trat. Plötzlich glaubte ich, von 100 Stecknadeln gleichzeitig gestochen zu werden, und ehe ich noch recht erkannt hatte, daß ich von Ameisen überfallen bin, war ich schon auf dem Laufe zum Wasser, unterwegs meinen Schlafanzug wegwerfend. Ich hatte gerade das unfreiwillig gesuchte Bad verlassen, als zu meiner großen Freude Leute von Bagamojo kommen und meinen Maskathengst bringen. Er scheint wieder fast gesund zu sein, wenn er auch manchmal wie nach einem unsichtbaren Feinde mit dem bisher kranken Fuß stößt.

An unserem Wege lagen heute viel menschliche Knochen, wahrscheinlich aus dem Heuschrecken- und Hungerjahre 1894. Aber ich fand auch einen frischen Schädel, der von den Hyänen noch nicht völlig abgefleischt war. Die Träger gehen gleichgültig vorbei, während meine Neulingsphantasie sich alle Möglichkeiten ausmalt, denen der Träger des Schädels zum Opfer gefallen ist.

Das Lager von Jange-Jange bietet einen schönen Rundblick; da aber das Gras vor kurzem verbrannt ist, ist der Boden mit Kohlenstaub bedeckt, der bei jedem Windstoße in die Höhe gewirbelt wird und in die feinste Pore dringt. Recht bezeichnend war folgende Szene. Ich hatte gerade gegessen, als die Wanjampara mir melden, daß ein Träger fehlt. Desertiert? Nein, krank zurückgeblieben. Als ich böse werde, weil mir das nicht gleich auf dem Marsche gemeldet worden sei, bekomme ich den Bescheid: „Aber, bana, wir haben ihm ja die Last weggenommen.“ „Und der Mann?“ fragte ich, erhalte aber nur ein Achselzucken als Antwort. Ich ging darauf mit zwei Askaris auf die Suche. Unterwegs holten wir die Wanjampara ein, die wohl etwas Scham empfanden. Nach $1^1/_2$ Stunden finden wir ihn, unfähig zu gehen, an einem trocknen Wasserriß. Ich schicke ins Lager nach einem Esel, auf dem er dann transportiert wurde. Es ist eine Art Halblähmung der Füße, die er schon früher einmal gehabt hat.

Fundigoma, 13. August. Ich habe heute drei Kranke, die nicht marschfähig sind. Zwei werden auf Eseln mitgeschleppt, der dritte auf einen Koffer gebunden. Der dritte ist meine Hündin „Maus“. Ich habe sie umgetauft, weil jedesmal, wenn ich „Miß“

rief, ein halbes Dutzend Hamiß sich meldeten. Sie scheint von einer Schlange gebissen worden zu sein. Ihr linker Vorderfuß ist sehr geschwollen und entzündet.

Es ging heute bergauf, bergab, bald mit weitem Blick auf das dunstverschleierte Gebirge, bald von undurchdringlichem Dickicht umgeben. In Mikesse, dessen Oberhaupt Mitengo mich freundlich aufnahm, machte ich bis 2 Uhr Ruhepause; dann ging es weiter durch parkähnliche Wildnis nach Fundigoma. Hier sollte nur sehr wenig und schlechtes Wasser sein. Ich fand auch, als ich suchte, nur ein kleines Loch mit einer schwarzen Flüssigkeit, bemerkte aber gleichzeitig einen Weg, der in den Busch führte. Ich verfolgte ihn und sah nach 10 Minuten nicht allzuweit Mtamafelder. Als ich auf sie zusteuerte, fand ich mich bei einer Wegbiegung plötzlich in ein afrikanisches Idyll versetzt. Hütte an Hütte, sauber gebaut, die Weiber waschend und ihre Kinder säugend, kleine Knaben selbstgefertigte Kreisel (pia) mit der Peitsche (mschapo) schlagend, die Männer mit Kürbisschalen aus einem großen Gefäß Pombe schöpfend, lachend und schwatzend. Als sich der erste Schrecken über mein plötzliches Erscheinen gelegt hatte, fand ich rasch Entgegenkommen. Der etwas angeheiterte Jumbe brachte mich ins Lager und ließ mir durch seine Sklavinnen reichlich schönes, klares Wasser bringen. Auf den Bäumen sah ich vielfach ausgehöhlte Stämme quer liegen, die als Bienenkörbe dienen. Von Zeit zu Zeit zündet man unten große Feuer an, vertreibt durch den Rauch die Bienen, nimmt den Honig, läßt aber etwas zurück, worauf sich der Schwarm wieder ansiedeln soll. Ich hätte gern etwas Honig gehabt, versprach auch dem Jumbe einen ganzen Himmel. Er pries aber immer nur sein schönes Wasser, und klopfte sich dabei schwatzend auf den Bauch, während er offenbar sein schönes Wasser nur zur Verdünnung stärkerer Getränke liebte. Endlich gelang es mir, von einem seiner „Großen" den gewünschten Honig zu erstehen. Der Honig war sehr gut, wenn er auch anders — würziger — schmeckt als der heimische.

Kingolwira, 14. August. Die erste Morgenüberraschung war heute, daß Maus tot war. Ein baumlanger Askari packte sie am Schwanz und warf sie in den Busch. Das war ihr Begräbnis. Der Weg führte heute, nie sehr steil, die Ausläufer der Bondwaberge entlang, die sich allmählich zu beträchtlicher Höhe erhoben. Kurz vor Kingolwira hat man einen wunderschönen weiten Blick in die Ebene, aus der einzelne Berge, aber auch ganze Ketten aufsteigen. Die Berge von Fulwe bieten einen besonders interessanten

Anblick durch den kühnen Schwung, mit dem sie den Boden entspringen, wie eine Welle, die im Moment, wo sie sich überschlagen will, versteinert ist.

Ich befinde mich heute in der Residenz von Simbamene, der ältlichen Schwester von Kingo von Morogoro. Da sie trotz ihrer Wohlhabenheit sich etwas ruppig zeigte, revanchierte ich mich auf die übliche Weise, die nie extra nobel ist, aber immer den Wert des Geschenkten übersteigt. Außerdem habe ich keine Veranlassung, die Leute der Karawanenstraße zu verwöhnen. Als ich nachmittags in ihr Dorf ging, stand Simbamene, die trotz ihres Alters noch die Ruinen ehemaliger ungewöhnlicher Häßlichkeit zeigt, vor der Tür ihres Hauses und richtete als Begrüßung die Frage an mich, warum ich ihr keinen Stoff geschenkt hätte. Ich erwiderte Ihrer königlichen Scheußlichkeit, daß ich zwar sehr schöne Stoffe hätte, selbe aber für Sultane aufheben müsse, die mich durch die Größe ihrer Geschenke dazu verpflichteten, worauf sie sich in das Innere ihrer Höhle zurückzog, durch ein Knurren mir die Wahl lassend, ob ich das für eine Einladung halten sollte oder nicht. Ich wählte das erstere und befand mich bald in einem Gang, der um einen runden Bau herumlief. In ihm saß die Herrscherin, von einem Rudel alter und junger Weiber umgeben, inmitten von etwa 40 bis 50 großen Tongefäßen mit Pombe. Sie schöpften sie in ein Strohgefäß von der Form einer Klownsmütze, das sie wie Wäsche ausrangen. Der Raum dient auch als Vorratskammer von Mais und geräuchertem Fleisch, das an kleinen Stöcken hing. Da es in dem Gange nicht allzulieblich duftete, empfahl ich mich bald und sah lieber in der frischen Luft den Knaben zu, die mit Bogen und Pfeil nach Vögeln schossen. Auch spielten sie mit einem ausgehöhlten Ast des Papaya-Baumes, in den sie eine Mark-Kugel gesteckt hatten, die sie mit einem Stock herausschossen. Sie nannten das Spiel siakka.

T a b o r a, im Oktober 1897.

Brief VI.

Morogoro, 16. August. Gestern siedelte ich in die Residenz des berühmten Kingo von Morogoro über. Kingo ist der Enkel eines Mseguha-Häuptlings, der die Wakami aus ihren Bergen vertrieb und an der Stelle des jetzigen Morogoro eine durch eine Mauer und vier Türme für afrikanische Verhältnisse ungewöhnlich befestigte Stadt anlegte, von der noch jetzt Reste erhalten sind. Ihm folgte in der Herrschaft seine Tochter, die Mutter von Simbamene und Kingo, nach deren Tode oder Abdankung die beiden sich in die Regierung teilten. Kingo, ein behäbiger Herr mit stets freundlichem Lächeln, ist nicht unintelligent. Er hat rechtzeitig die den Arabern überlegene Macht der Deutschen erkannt und freiwillig seiner Zeit die Mission der schwarzen Väter gegen Buschiri beschützt. Er hat auch niemals den Bestrebungen der Mission Steine in den Weg gelegt, ja, er unterhält sich sogar gern über religiöse Fragen — er ist kein Mohammedaner — und hat Anstand genug, nach wie vor als freundlicher Nachbar mit den Herren zu verkehren, trotzdem er einen Grenzprozeß mit ihnen geführt und verloren hat. In seiner Wohnung zeigt er mit Stolz ein paar große Wandspiegel und anderes Hausgerät, ein Geschenk unseres Kaisers.

Die Gebäude der Mission hatte ich schon gestern vom Wege aus bewundert. Wie ein Schloß im schottischen Hochland schauen sie von den Bergen, 130 Meter höher als die Ebene, in leuchtendem Rot herab. Einer Einladung folgend, ritt ich heute morgen hinauf. Im Wegreiten sah ich noch, daß zwei Europäer neben mir ihr Lager aufschlugen. Der erste Eindruck, den ich von der Mission bekam, war sehr freundlich. Ich ritt durch die breiten, sauberen Straßen eines der rein christlichen Dörfer, überall von den ihr Kreuz auf der Brust tragenden Einwohnern herzlich und offenbar ohne den

Hintergedanken eines Trinkgeldes begrüßt. In dem Hofe der Mission traf ich Bruder Abélard, einen frischen, jungen Laien, dem die praktische Arbeit hauptsächlich obliegt. In der Nähe besehen, wirkten die Gebäude weniger vornehm. Sie sind aus Steinen gebaut; als Bindemittel und Verputz dient der rote Laterit, aus dem hier der Boden besteht. Die alte, kleine Kirche wird bald abgebrochen werden; eine neue, große wird von den Missionaren seit zwei Jahren gebaut und dient, obgleich noch unfertig, ihrem Zwecke schon jetzt. Die Wohnräume sind von einer fast absichtlich wirkenden häßlichen Einfachheit — ein Bett — ein Tisch — ein Stuhl und an den mit Kalktünche schlecht verputzten Wänden ein paar der üblichen ordinären Öldrucke von Heiligen mit fromm verrenkten Augen. Während ich mit dem Bruder auf der Terrasse saß, von der der Blick meilenweit über Steppen, Täler und Berge schweift, kamen neue Gäste, geführt von Pater Munch, einem feinen, blassen Priester, dem man ansieht, daß auch hier in dieser Bergesfrische das Fieber nicht ganz fehlt. Er erklärte es selbst wohl richtig mit den vielen Erdarbeiten, die sie verrichten. Die Gäste waren jene oben erwähnten Europäer, zwei Unteroffiziere, die auf dem Marsch nach ihren Stationen Kilimatinde und Muansa sind. Unser Weg wird also vielleicht ein Stück zusammen laufen. Ich bin schon so Zigeuner, daß dieser Gedanke keine angenehmen Empfindungen bei mir weckt. Wir gingen in den Kaffeegärten spazieren, die jährlich etwa zehn Zentner tragen und die benachbarten Missionen und Stationen versorgen. Auch Zimmt- und Pfirsichbäume, Kartoffeln und deutsche Gemüse gedeihen hier gut. Ein wunderschöner Bach fällt über glattgeschliffene Felsen und das klare Wasser eines natürlichen Bassins ladet freundlich zum Bade ein. Ich sah mehrfach eine Euphorbie „utupa“, deren Blätter und Blattknospen die Eingeborenen in einem Mörser zerstampfen und dann in den Bach werfen, um dann stromabwärts die an der Oberfläche schwimmenden, betäubten, nicht toten Fische zu fangen, ein Verfahren, das auch in anderen Ländern, nicht nur Afrikas, geübt wird.

Abends genoß ich im Lager wieder einen herrlichen Anblick. Der Nguruiberg brannte. Wie zwei mächtige Lavaströme, die sich in der Tiefe vereinen, so wälzte sich das Feuer über den Berg.

Im Lager gab es noch eine fidele Prügelei: 1. zwischen zwei betrunkenen Trägern; 2. hauten die friedenstiftenden Wanjampara dazwischen und 3. gab ich als „vidi“ noch jedem einen kleinen Denkzettel. Ich glaube, ich werde mich nie daran gewöhnen können,

die Leute, wie sich's gehört, zu strafen. Nach dem ersten Schlage stellen sie sich stramm hin wie ein preußischer Gardist; das macht einen so wehrlosen Eindruck, daß mir die Freude ganz verdorben wird, und ich keine Lust habe, zum zweiten Male auszuholen. Und doch werden sie mich bald für kindisch halten, wenn ich sie für ihre Knabenstreiche nicht prügele.

„Wen das Wort nicht schlägt, schlägt der Stock nicht", hat für sie nur sehr begrenzte Geltung. Denn das Wort schlägt sie gar nicht. Für Hohn haben sie schon gar kein Verständnis. Als ich z. B. zu meinem Boy sagte: „Sollte es nicht besser sein, wenn ich in Zukunft selbst den Tisch decke, da du doch immer die Hälfte vergißt," so antwortete er ganz aufrichtig und ohne Frechheit: „Das glaube ich selber, bana."

Am Mkatta, 18. August. Gestern nach Wilansi, heute morgen hierher. Landschaftlich immer das gleiche Bild. Busch, Steppenwald, Grasebene, Wald. Heute wieder einige Dum-Palmen, ein seit zehn Tagen entbehrtes Bild. In der Nähe der über den Mkatta führenden Knüppelbrücke hat ein lustiger Bruder an einem Baum eine große Tafel mit der Inschrift befestigt: „Hier können Familien Kaffee kochen". Als ich vorbeimarschierte, lagerte gerade eine Karawane von Wanjamwesi darunter, was sehr gut zusammenpaßte. Die beiden Unteroffiziere sind auch hier, liegen aber mit Fieber im Bett. In den letzten Tagen werde ich sehr von kriechendem und fliegendem Gewürm geplagt. Waren gestern Spinnen, so sind heute eine Art Grashüpfer unerträglich. Sobald die Lampe angezündet wurde, ging der Tanz los. Jetzt einer im Gesicht, jetzt im Nacken, jetzt nehme ich den Tee — ein Hüpfer ist drin; jetzt fliegt einer gegen die Lampe, jetzt in die Butter; kurz, ich war in einem Schlagen, Töten und Fluchen.

Im Pori, 19. August. Ich sitze heute friedlich beim Frühstück, denke an keinen Krieg oder dergleichen — als plötzlich eine Kugel in mein Lager fliegt. Die Träger flüchten in die Zelte — eine zweite Kugel kommt geflogen und meine Askaris laufen zu ihren Gewehren. Da ich keine Lust verspürte, jemandem die Hand zu reichen, „derweil" er eben lud, so rannte ich mit großem Getöse in das feindliche Lager, um mir die Schießerei zu verbitten. Als ich hinkomme, heißt es, der eine Herr liege im Bett, der andere sei auf der Jagd. Ich stelle mich aber dumm und schimpfe weidlich über die dämlichen Askaris, die sich einbildeten, Jäger zu sein, trotzdem sie keine Ahnung vom Schießen hätten. Ich hoffe, der Herr „im Bett"

hat es gehört und es dem Herrn „von der Jagd" mitgeteilt. So geht's, wenn man am Abend 40 Grad hat und am Morgen dem Weidwerk nachgeht.

Ich marschierte heute erst mittags ab, nachdem alles abgekocht hatte, und lagerte im Pori ohne Wasser. Der Weg über die Mkatta-Steppe war durch den Ausblick auf die Berge, die fast den ganzen Horizont einrahmten, von großem Reiz. Mit Ausnahme des nahen Ngurui sah man nur die Konturen deutlich, alles andere war wie mit den feinsten blauen Aquarellfarben gemalt. Man hätte glauben können, eine einzige Wand vor sich zu sehen, wenn diese zarten Abstufungen nicht gewesen wären, je ferner, um so zarter, die fernsten heller fast wie der Himmel. Als die Sonne tiefer stand, glichen die Berge bläulichen Milchglasscheiben.

Station Kilossa, 21. August. Heute morgen marschierte ich von Kwa Ssango nach Kilossa, wo mir der Ombascha Mkono meldete, daß alle 61 vorausgesandten Wanjamwesiträger, sowie ihre Lasten wohlbehalten sind.

Bald hinter Kwa Ssango, das mit seinen schlechten Häusern einen sehr ärmlichen Eindruck macht, beginnen die Schamben von Kilossa. Viel angepflanzt sind Rhizinus und Papaya, das roh und als Mus auch von den Europäern gern gegessen wird.

Bald werden die Häuser stattlicher und sind vielfach nach Küstenart gebaut. Mehrmals sah ich einen Meter hohe runde Zauberhütten zum Schutz gegen Geister Verstorbener und Krankheiten. Allen Dächern hingen an der Spitze vier Strohwedel herab. Nach einer Stunde kamen wir nach Kilossa sokoni (Markt) mit einer kleinen Bananenpflanzung, wo der Wali Schech Amer mit einigen anderen Arabern und Indern aus dem Hause trat, um mich zu begrüßen. Nachdem wir uns flüchtig beschnuppert und uns gegenseitig wenig imponiert hatten, eilte ich weiter, um die Boma (Station) zu erreichen, die man schon von weitem am Ende der langen Bananenallee auf einem Hügel liegen sah. In ihrer Nähe schlug ich mein Lager auf; nicht sehr günstig, etwas zu nahe am Wasser, aber mit wundervollem Blick auf die dichtbewaldeten Hügel. Des Abends war es noch kälter wie gewöhnlich, so daß ich mir einen Mantel anziehen mußte.

Mein Lager ist heute sehr lebhaft. Gestern hat es Poscho gegeben, wobei ich von dem Wanjampara mit Erfolg um einige Doti betrogen wurde und heute quietscht alle Augenblicke eine Ziege oder ein Huhn in den letzten Zügen. Den Hügel hinauf ziehen

sich die Zelte und Feuer der Leute, hunderte von Leuchtkäfern fliegen brünstig in den Gebüschen des Flusses, die Sterne funkeln wie in einer deutschen Winternacht; Kürbisschalen mit Pombe kreisen, ringsum kichert und schwätzt es. „Wo geschwätzt wird, da liegt mir schon die Welt wie ein Garten," sagt Zarathustra, und auch ich fühle mich glücklich unter den glücklichen unwissenden Kindern, die nie von einem Kampf ums Dasein etwas gehört haben und nichts von den Wunden ahnen, die uns „weisen" Europäern das Leben schlägt.

Eine Quelle fortwährender Verdrießlichkeiten ist mir mein Koch; er ist, was man hier mit prononciert englischer Betonung einen „mission-boy" nennt, also eine Frucht englischer Missionskunst. Nun sind diese Früchte so beliebt, daß die Empfehlung eines englischen Missionars genügt, um einen Menschen unmöglich zu machen, und trotzdem ich es an seinen englischen Sprachbrocken hätte merken können, unterließ ich es doch, mich danach zu erkundigen, wofür ich jetzt büßen muß. Er scheint als die Hauptaufgabe des Christentums zu betrachten, sich das Leben möglichst bequem und seinen Mitmenschen möglichst unbequem zu machen. Ich weiß wohl, daß man auf einer safari ein Auge zudrücken muß, aber so viel Augen gibt es in ganz Afrika nicht, wie ich zudrücken müßte, um die Faulheit und Schmierigkeit meines Kochs nicht zu sehen. Wenn es nach ihm ginge, so stellte er die Speisen abends aufs Feuer, zöge sich in sein Zelt zurück, und fände sie den nächsten Morgen fertig vor. Mit dem Brotbacken hatte er es so gemacht, bis ich eines Morgens sein Kunstwerk nebst einigen anderen harten Gegenständen als Wurfgeschoß benützte, wobei ich leider nicht ihm, sondern meinem Windlichte eine Beule beibrachte. Wenn ich trotzdem nicht magerer werde, so liegt das nicht an ihm, sondern an seinem Einfluß nicht zugänglichen Faktoren.

Im P o r i, 23. August. Heute mittag verließen wir Kilossa und seinen liebenswürdigen Chef, der mich mit der ganzen Gastfeindlichkeit aufgenommen hatte, die manche Deutsche im Ausland einem „Auch-Nur-Deutschen" gegenüber zur Verfügung haben. Wir marschierten in wunderschöner Landschaft, rechts und links von Bergen umschlossen, längs der Mukondokwa. Meine Karawane hat sich sehr vergrößert, einmal durch die 61 Wanjamwesiträger mit ihrem Anhang; dann durch eine Anzahl Weiber. „Wamepata tu kumi" meinte trocken mein Mnjampara; d. h. „sie haben nur 10 bekommen". Nur 10. Mir san's gnua.

Am Gombo-See, 25. August. Gestern Lager in Kirassa, an der Grenze von Ugogo.

Wenn man in Afrika nicht alles selbst macht oder wenigstens beaufsichtigt, geschehen immer Dummheiten, selbst wenn man noch so zuverlässige Leute hat, „Perlen", wie man sie hier nennt.

Ich merkte heute, daß der Proviant vieler Träger knapp war und übergab daher dem Schausch Ali, einem Abessinier, die Führung der Karawane mit dem Befehl, sobald er den Gombosee erreiche, das Lager aufzuschlagen, während ich selbst auf einem Nebenpfade mit einigen Leuten durch den dichten Sanseviera-Bestand drang, um die in der Nähe des Kideteflusses versteckt liegenden Gehöfte zu suchen. Ich fand sie und auch hinreichend Mehl. Als ich wieder auf dem Hauptweg zum Gombo war, der sehr steil und schrecklich heiß war, fand ich meine Karawane in voller Auflösung. Überall kleine Gruppen von Müden am Wege, von den Askaris mit Schimpfen und Schlagen angetrieben; auch einzelne Kranke. Nur die Wanjamwesi marschierten geschlossen, wie immer singend und guter Laune. Ich sammelte, was zu sammeln war. Mehrfach lagen Lasten da, deren Träger sich im Busch versteckt hielten, um nicht weiter getrieben zu werden. Dabei waren die Leute erst fünf Stunden unterwegs. Aber die guten, faulen Tage von Kilossa lagen ihnen in den Gliedern; unvernünftig wie immer, hatten sie sich überessen und litten jetzt an Verdauungsbeschwerden; außerdem war es heute auch ausnahmsweise heiß. Eine oberflächliche Messung ergab im Schatten 35 Grad Celsius. Als ich auf der Höhe des Hatambula-Passes war und plötzlich den Gombo-See prächtig zu meinen Füßen liegen sah, atmete ich auf. Denn ich war bis dahin mehr gerannt, als gegangen, um die Spitze einzuholen und den törichten Schausch zum Warten auf die Versprengten zu veranlassen. Ich steige zum See hinab: kein Schausch, keine Karawane, kein Lager. Ich frage einige am Wege Liegende danach. Antwort: mbele (vorn). Ach, wie ich dies Wort hasse. Wie oft hat es mir schon Verdruß gemacht. Wie oft, wenn ich fragte: Ist unser Ziel nahe? Ja, mbele. Und oft bedeutete das mbele Stunden. Ich schreie mir die Kehle wund; keine Antwort. Endlich sehe ich am äußersten Ende des Sees auf einem Hügel mein Zelt. Also noch einmal drei Viertelstunden im Laufschritt. Ich überrenne jede Entschuldigung des Schausch mit meinem Toben und schicke ihn sofort zwei Stunden zurück, um die Lasten und Träger zu sammeln. Wunderbarerweise fehlte keine bei der abendlichen Revision.

Der Gombosee ist von meinem Zelt aus prächtig zu überblicken. Seine grüne Wasserfläche ist von Bergen eingerahmt, die im Südosten und Westen zu beträchtlicher Höhe ansteigen. Leider sind seine Ufer vollkommen verschilft. Von seinem berühmten Reichtum an Krokodilen und Flußpferden konnte ich nichts entdecken. Erst gegen Abend — die Sonne sank gerade — erhob sich ein Geschrei im Lager und ich sah am gegenüberliegenden Ufer den Rücken und Kopf eines schwimmenden Flußpferdes. Auch die Vogelwelt ist merkwürdig arm. Ein paar Enten, Möven, Krähen und Geier — das war alles. Um so mehr Moskitos und anderes impertinentes Geflügel.

Station Mpapua, 27. August. Gestern und heute telekesa. Das heißt: da vom Gombo-See bis hierher 10 Stunden wasserlosen Weges sind, wurde gestern nicht früh abmarschiert, sondern erst mittags, nachdem alles abgekocht hatte. Alle Eimer, Töpfe und Flaschen werden mit Wasser gefüllt und nach fünfstündigem Marsch im Pori die Nacht zugebracht. Heute morgen um 3 Uhr weckte ich das Lager. Ich fuhr rasch in die Kleider und einen Mantel, denn es ist hundekalt und die Leute sitzen froftzitternd an den Feuern. Kein Mondschein. So rasch die Dunkelheit es gestattet, geht es vorwärts. Der schmale Weg hebt sich meist als ein hellerer Streifen von seiner Umgebung ab. Gegen ½6 Uhr fängt es zu dämmern an. Ein schwacher, gelblicher Schein breitet sich im Osten allmählich nach oben aus. Die Bäume und Hügel am Horizont sind ganz breit verzerrt, wie tausend Dächer einer riesigen Stadt. Bald werden die Konturen deutlicher, der Himmel wird röter, und wo er die Ebene, die Hügel und die Bäume im Osten berührt, läuft eine schmale Grenzlinie, die die Farben des Regenbogens verschwommen zeigt; es ist fast, als sähe ich den Horizont durch ein Kristallprisma. Dann kommt die „blaue Stimmung", die jeden Morgen und Abend für kurze Zeit die Landschaft erfüllt. Sie gibt den Hügeln und Bergen das Aussehen blauer Scheiben von Milchglas; keine Schatten, keine Kontraste, nur scharf beschnittene Umrisse. Der Himmel wird goldiger und goldiger, bis die Spenderin aller Schönheit kommt, „das überreiche Gestirn", „das ruhige Auge, das ohne Neid auch ein all zu großes Glück schauen kann". „Sonne," rief ich, „wenn du in zwei Stunden in das Schlafzimmer meiner Mutter schaust, dann wecke die alte Frau nicht. Ist sie aber wach, dann grüße sie und sage, sie solle Geduld und Mut haben." Und mir wurde so leicht ums Herz, als hätte sie mir freundlich zugenickt.

Tschunjo, 30. August. Nachdem ich drei Tage, die Hälfte schwer fiebernd, die Gastfreundschaft der Station und die kollegiale Liebenswürdigkeit von Dr. Bludau in der schnödesten Weise ausgenutzt habe, marschierte ich heute nachmittag wieder ab. Meine Leute sind sehr geknickt; ich hatte ihnen Tabak versprochen, das Versprechen aber zurückgezogen. Den Vorfall, der mich dazu veranlaßte, würde einer meiner afrikanischen Kollegen dank seiner Phantasie, die zu seinem Ruhme eben so viel beigetragen hat, wie seine großen Taten, etwa so schildern: „Ich saß gerade in streng wissenschaftliche Arbeiten vertieft vor meinem Zelt, als ich Geschrei und Waffenlärm höre. Ich springe auf und sehe einen Teil meiner Leute von „Eingeborenen" umzingelt. Der Angriff muß ganz plötzlich erfolgt sein, weil sie bereits im Handgemenge waren. Als ich mit meinen Askaris in den Kampf eingriff, wandten sie sich zur Flucht, verfolgt von meinen erbitterten Leuten, die nicht eher ruhten, als bis die Feinde aufgerieben waren. Meinerseits kein Toter, einige Verwundete. Auf Gegenseite Zahl unbekannt." Und dabei hätte der Mann nicht einmal gelogen. Meine Leute wollten nämlich einen Dornverschlag machen als nächtlichen Schutz für mein Vieh. Da sie zu faul dazu waren, nahmen sie benachbarten Hirten den ihren weg. Darob große Prügelei, wobei ich die Hauptschreier beider Parteien vermöbelte. Trotzdem jagten meine Leute die Gegenpartei mit ihren Stöcken nach allen Richtungen auseinander, während sie selbst mit Steinwürfen traktiert wurden und einige Löcher in ihre Köpfe bekamen. Ich überlasse es jedem, welche Vision er bevorzugen will. Jedenfalls bekamen meine Leute nicht nur keine Siegeskränze, sondern auch keinen Tabak. — — Mpapua ist wegen des außerordentlich heftigen, mit Ausnahme von wenigen Stunden Tag und Nacht herrschenden Ostwindes sehr unangenehm, kalt und staubig. Trotzdem ist der Gesundheitszustand der Europäer sehr gut; Fieber selten. Sie beziehen ihr Wasser aus einem schönen Gebirgsquell, der leider von Jahr zu Jahr immer mehr versiegt, und trinken es ungekocht. Wenn nur der lästige Wind nicht wäre. Mpapua ist im Nordwesten, Norden und Nordosten von hohen Bergen umgeben, in denen der Wind sich wie in einem Kessel fängt. Die Bevölkerung besteht aus reinen Wagogo, die nicht in Dörfern, sondern in einzelnen Temben leben. Die seit vielen Jahren unter ihnen arbeitende englische Mission hat gar keine Erfolge; ich kam leider meines Fiebers wegen nicht dazu, die Mission zu besuchen,

in der ein verheirateter Missionar mit Frau und zwei Kindern wohnt. Ich hätte so gern wieder einmal „weiße Gardinen" gesehen.

Im Pori, 2. September. Vorgestern und gestern abermals telekesa. Es galt durch die „marenga mkali", die berüchtigte „Bitterwasser-Wildnis" zu marschieren. Am Njangaro fanden wir wieder Wasser, auf das sich die Träger trotz des salzigen Beigeschmacks gierig stürzten, da sie zum Teil seit 20 Stunden nichts getrunken hatten. Dabei in 24 Stunden 50 Kilometer mit etwa 75 Pfund auf dem Kopf unter tropischer Sonne zurücklegen, das gibt jene Marschstimmung, wo nur der Zuruf „Tabora" Wunder wirken kann. Und doch gibt es unter den Wanjamwesi zwei bis drei Leute, die ich bei den längsten, schwierigsten Wegen keine Minute schweigend gesehen habe, vom Tage des Abmarsches bis heute, immer lustig, immer schreiend und singend. Gestern holte mich mein prächtiger Münchener Landsmann und Leutnant Stadelbaur wieder ein, der als Stationschef nach Kilimatinde versetzt ist. Wir marschierten heute zu den nächsten Wasserlöchern und lagerten unter großen Brotbäumen im Pori. Nach dem Essen kam der Sekt auf den Tisch, denn ganz ungefeiert sollte Sedan auch in der Wildnis nicht bleiben. Das Festmahl hatten wir schon in Tschunjo abgehalten, weil ich dort für meine Leute geschlachtet hatte. Dazu hatte Stadelbaur folgendes Programm verfaßt, das linguistisch nicht einwandsfrei sein mag, aber dessenungeachtet unsere linguae sehr befriedigte.

1) Suppu ja mboga (Julienne-Suppe).
2) mkate wa tschumwi na bongo (Salzenbrot und Mark).
3) ubongo na schirokko (Gehirn mit jungen Erbsen).
4) ngombe na mboga udefu (Rostbeaf mit Büchsenspargel).
5) Matunda ja Uleia na papay (Apfelkompot und Papayamus).
6) Majaji na matunda (Omelette aux confitures).

Getränke: Rüdesheimer, Bordeaux, Sauerbrunn, Kaffee, Benediktiner.

Schade, daß Sedan nur einmal im Jahre ist. Heute abend folgten die Trinksprüche. Das erste Glas brachte Stadelbaur auf die Zukunft des Vaterlandes, daß es nie den heute vor 27 Jahren erworbenen Ruhm verlieren möge. Das zweite Glas leerte ich auf das Wohl meines guten Freundes, des Dichters Richard Voß, der heute vor 46 Jahren geboren wurde. Beim dritten erinnerte Stadelbaur an alles, was wir lieben, und das letzte ließ ich unserer eigenen Zukunft gelten und dem Gelingen unserer Pläne. So saßen wir in süßen Erinnerungen und Hoffnungen schwelgend inmitten des schlafenden Lagers; so feierten wir das Sedanfest in der Wildnis von Ugogo.

Ipala, 3. September. Ich mußte heute ein tieftragisches Schauri abhalten, das ein interessantes Streiflicht auf den Verkehr der beiden schwarzhäutigen Geschlechter wirft. Ein Weib mit der Stammesmarke der Wambugwe, zwei im Bogen über die Wangen verlaufenden Schnittnarben, klagt gegen den kleinen Askari Ibrahim. Erst habe er sie „kwa nguwu“ (mit Gewalt) ihrem Manne entrissen und jetzt wolle er sie wieder verstoßen. Wo solle sie dann schlafen? Die Untersuchung gab folgendes Ehe- und Liebesdrama: Der Mnjampara der Wanjamwesi hatte das Weib in Bagamojo kennen gelernt und mit sich genommen. Am Gombosee meldete sich plötzlich der kleine Ibrahim, der wohl den bekannten Zaubertrunk im Leibe hatte und reklamierte Helena als seine „ndugu“ (Verwandte). Der Mnjampara, froh seiner ehelichen Bürde ledig zu werden, willigte in die Trauung und die zärtlichen ndugus bezogen den Raum in der kleinsten Hütte. Aber schon nach acht Tagen, im Lager von Njangaro, wurde meinem Askari der Raum doch zu klein, und da er dem kurzen Wahn der Flitterwoche nicht die lange Reue ihrer Ehe folgen lassen wollte, versuchte er es kurz entschlossen, sein Weib an die kühle Nachtluft zu setzen. Sie wehrte sich natürlich, drohte mit kelele (Skandal) und so schob er schließlich den Termin der Scheidung bis zum — nächsten Morgen hinaus. Helena aber bestritt ihm das Recht, sie in der Wildnis zu verlassen und verlangte wenigstens, bis Kilimatinde die ihr liebgewordene Rolle weiterzuspielen. Die Forderung war billig. Als ich sie aber in ihrer ganzen Scheußlichkeit vor mir sah, spürte ich mit meinem Askari ein menschliches Rühren, und ich schlug ihr vor, daß sie nach Empfang von zwei Rupien Lösegeld wieder zu ihrem ersten Gatten zurückkehren möge, was ihr mit dieser Mitgift und ihren Reizen wohl nicht zu schwer gemacht werden würde. „Nipe.“ „Her damit,“ sagte die edle Dulderin, und das Schauri war zu allgemeiner Befriedigung erledigt.

Der Himmel war heute zum ersten Male bewölkt, und gerade heute sollte eine Bedeckung von α scorpionis durch den Mond stattfinden, was ich zu einer Längenbestimmung benutzen wollte.

Nsassa, 4. September. Heute fing einer meiner Leute einen Igel. Ich wußte nicht, ob es erinaceus albiventr. Wagner ist, da er sich zusammengerollt hatte und ich seinen Leib nicht sehen konnte. Die Wanjamwesi wußten gleich Rat. Sie bildeten um den Igel einen Kreis, klatschten im Takt in die Hände und sangen.

Der Vorsänger: Kälüngäjëje
Der Chor: Kälī nīschīndĕ
Kälī kütükünjä

Der Sinn scheint ungefähr zu sein:

Der Vorsänger: O Igel!
Der Chor: Du schlimmer! Laß Dich bändigen,
Du schlimmer! Komme zu uns.

Der Igel rollte sich sofort auf, nickte mit dem Kopf im Takte des Liedes und fing an, umherzulaufen. Vielleicht versucht jemand dasselbe einmal mit einem deutschen Igel.

Leutnant Stadelbaur hatte heute zu den Wagogo geschickt, sie möchten nicht mit großen Geschenken kommen, sondern nur etwas Milch und ein paar Eier bringen. Statt dessen kamen sie mit einer Unmenge Mehl, aber ohne Eier, weil sie kein Huhn hätten. Er schickte sie darauf mit ihrem Mehl wieder fort, was sie, scheint es, als Ungnade auffaßten. Denn nach einer halben Stunde kamen sie mit 32 Eiern wieder. Entweder fürchteten sie, daß die Eier Appetit nach Hühnern machen oder sie wollten sie ausbrüten lassen, weil sie selbst zwar Hühner, aber keine Eier essen. Die Milch von Ugogo ist übrigens meist schlecht, da sie Wasser hinzusetzen und oft sogar noch unappetitlichere Manipulationen mit ihr vornehmen.

Tabora, im Oktober 1897.

Brief VII.

Dede Matako, 5. September. Von dem heutigen Tage werden die Wagogo noch Kindern und Kindeskindern erzählen. War doch der leibhaftige scheitani (Teufel) bei ihnen. Beim Umpacken einer Last fielen mir eine Anzahl Kunststücke in die Hände und ich produzierte mich auf Wunsch von Stadelbaur vor den Wagogo als Zauberer. Das Verschwinden einer Flasche und ihre Verwandlung in ein Schnapsglas erregte auch die lebhafteste Verwunderung der „aufgeklärten" Küstenleute. Aber auch das Zerschneiden einer durch zwei Hölzer gezogenen Schnur und ihre Reparatur, das Tanzen von Figuren auf einer Dose, in der ein Magnet rotiert, das unblutige Durchbohren meiner Nase mit einem Dolch und all die anderen Hexereien, die wir in unserer Jugend bei Taschenspielern bewunderten, machten bei den großen und kleinen Kindern, die mit weit aufgerissenen Augen und Mund auf der Erde kauerten, mit Gesten und Worten jede meiner Bewegungen verfolgten, immer wieder zusammenfuhren, wenn mein Zauberstab durch die Luft fegte, ungeheure Sensation. Vergebens, daß ich sagte „kasi ja Uleia" (europäische Arbeit), sie blieben dabei: „kasi ja scheitani". Am meisten riefen ihr Erstaunen die Negerpuppen hervor, die ich von Berlin mitgebracht hatte und die ich in den verschiedensten Stellungen auf den Tisch setzte. Halb freudig, halb furchtsam konnten sie den Blick von ihnen nicht losreißen, sie anzurühren hätten sie freilich nicht gewagt.

Ngombja, 7. September. Gestern, nach einer infolge übermäßigen Genusses konservierter Milch schrecklich verbrachten Nacht telekesa im Pori, heute Lager in Ngombja, wo ich wieder mit Stadelbaur zusammentraf. Ich ließ in strenger Marschordnung marschieren, weil nomadisierende Wagogo einen kranken Nachzügler einer vor mir marschierenden Karawane von Wanjamwesi über=

fallen und seiner Last beraubt hatten. Ich marschiere mit der Nachhut, was sehr unangenehm ist, weil der Zug bei jedem kleinen Hindernis stockt. Denn die „große" Karawanenstraße ist bekanntlich nur so breit, daß nicht 2 Mann nebeneinandergehen können. Übrigens gehen die Leute auch dann im Gänsemarsch, wenn die Wege (wie in der Nähe der Stationen) sehr verbreitert sind. So kommt es, daß die Spitze einer Karawane schon einen Kilometer vom Lager entfernt ist, wenn es der letzte Mann verläßt.*)

Unser Lager ist heute auf einem Hochplateau, auf dem vereinzelt schlecht gebaute Temben liegen. Wir lagern im Schatten einer mächtigen Adansonie, deren Stamm eine Höhle von etwa 8 Meter Höhe mit einer Grundfläche von fast 9 Quadratmetern umfaßt. Sie hat offenbar früher öfter als Zuflucht und Versteck für Vieh gedient. Der Blick auf die Ebene ist herrlich. So öde sie war, als wir sie durchzogen, so originell erscheint sie aus der Ferne. Das leuchtende Gold der Gräser und das dunkle Grün der Schirmakazien, die aus unserer Höhe gesehen enger zusammengerückt sind, vereinigen sich zu einer so anmutigen Täuschung, daß ich nach dem Rieseln der Bäche aufhorchte, die dieser Landschaft ihre lachende Frische geben. Und doch lechzte der Boden meilenweit vergebens nach einem Tropfen Wasser. Mein liebenswürdiger Lagergenosse hat Pech mit seinen Leuten. Heute Nacht sind ihm zwei Boys entwischt, nachdem sie einen großen Vorschuß empfangen haben, und nachmittags, im Begriff abzumarschieren, fehlten ihm sieben Träger. Drei wurden von den Askaris aufgestöbert. Sie mußten bis zum Abmarsch in Baumhöhlen-Arrest und wurden vorsichtshalber gebunden. Einer verstand die auf Baum und Strick deutende Hand seines Herrn falsch und bat winselnd um sein Leben, das ihm gern geschenkt wurde. Zwei Stunden nach dem Aufbruch dieser Karawane fanden sich die fehlenden vier Träger pombeberauscht ein, und wurden von mir unter Bedeckung nachgeschickt. Das nennt man hier „Trägerelend". —

Vor dem Schlafengehen wollte ich bei dem schönen Mondschein noch einmal den Blick in die Ebene genießen. Als ich eine

*) Inzwischen ist für Wegeverbreiterung viel getan worden — eine Sisyphusarbeit, so lange es nicht möglich ist, die Wege mit einem sterilen Schotter zu bedecken. Sehr rasch wachsen sie wieder zu bis auf den schmalen Pfad in der Mitte, den die Karawanen offen halten. Nie werden sich die Träger dazu verstehen anders als im Gänsemarsch zu gehen — mit gutem Grund, weil der unbehinderte Luftzutritt das Marschieren wesentlich erleichtert. Ich habe das wiederholt probiert.

Viertelstunde gegangen war, fiel mir auf einmal ein, daß ich weder Gewehr noch Stock bei mir habe und nicht in Frascati spazieren gehe, um die Campagna im Mondschein zu sehen, sondern in Afrika, wo es nirgends an Raubtieren fehlt, in deren Wertschätzung ein noch so wissenschaftlicher Forschungsreisender nicht höher steht als eine gleich fette Ziege. Natürlich machte ich so rasch Kehrt, als es die Residuen meiner militärischen Dressur mir gestatteten und trabte im Laufschritt zum Lager zurück, denn Märtyrer für ein Nichts sein, lockt mich nicht.

Im Pori, 9. September. Gestern Lager am Bubu-Fluß, dessen tiefeingerissenes Tal jetzt trocken ist.

Es ist merkwürdig, daß die Leute an keinem alten Lagerplatz vorübergehen können, ohne den Wunsch zu haben, ihre Zelte dort aufzuschlagen. Ich hatte die Karawane heute morgen vorausgeschickt, mit dem Befehl, nach 3—4 Stunden je nach den Wasserverhältnissen zu kampieren, weil ich selbst jagen wollte. Nach $1^3/_4$ Stunden kamen sie an ein altes, schmutziges Kambi, und flugs wurde dort das Lager fertig gemacht.

Mit meinem Schandkoch gab es wieder einmal eine Szene; er hatte mich in einer Woche zweimal bestohlen, hatte mir, da ich ihn um Brot bat, Steine gereicht, so daß ich ein Ende zu machen beschloß und ihm sagte: „In Tabora bist du entlassen," worauf er mir mit naiver Unverschämtheit „Danke sehr" antwortet. Die fortwährenden Plackereien hatten mich so nervös gemacht, daß ich ihn durchprügeln lassen wollte. Aber im letzten Moment — er lag schon in Positur — ward es mir wieder leid, so daß ich ihn aufstehen hieß. Meine Leute brachen in ein Beifallsgemurmel aus; es wäre das erstemal gewesen, daß ich diese, wie mir scheint, auch für hiesige Verhältnisse nicht ganz würdige Prozedur hätte vornehmen lassen und so hatten sie wohl noch das Gefühl von „der Schärfe, die nach jedem zückt". Im übrigen behüte der Himmel mich und jeden vor englischen „mission-boys".

Ich konnte heute wieder den raschen Temperaturwechsel beobachten. Es war ausnahmsweise heiß. Um $^1/_2$6 Uhr brannte die Sonne noch so, daß ich den stärksten Korkhelm aufsetzen mußte. Mit gesenktem Kopf und schlaffen Knien marschierten wir dem sinkenden Gestirn entgegen, so träge, als zögen wir unseren Schatten wie eine schwere Bürde hinter uns her. Um 6 Uhr begann die Nacht und um $^1/_2$7 lief unser Schatten, den der strahlende Vollmond erzeugte, schon wieder vor uns und wir folgten ihm rasch und

energischen Schrittes, während ein kalter Wind uns in den Rücken blies und den Staub vom Wege fegte. Nach drei Stunden kamen wir an eine Partie kolossaler Felsgruppen, und da Wasserlöcher in der Nähe waren, beschloß ich, die Nacht hier zu bleiben und morgen nach Kilimatinde zu gehen. Auf der Station traf ich wieder Stadelbaur, der den Hauptmann K. ablösen soll. Außerdem einen sehr netten Zahlmeister T., 2 Unteroffiziere und einen Lazarettgehilfen. (Ein Jahr später waren bis auf den letztgenannten alle tot.)

Station Kilimatinde, 12. September. Es ist heute Sonntag und merkwürdig, selbst hier, tief im Innern von Afrika, gibt es Sonntagsstimmung. Die Boma liegt in tiefer Stille. Die Werkstätten der Fundis sind geschlossen, jede Arbeit ruht und die Askaris sind in ihrem Dorf und bei ihren Familien. Die Kettengefangenen kauern faul im Schatten der Mauer; die Eingeborenen halten sich fern, weil sie wissen, daß ihnen heute alle Türen verschlossen sind. Kein Kommando, kein Signal. Nur frühmorgens an Stelle eines Chorals ein kurzes Trommelspiel. Selbst die Tauben und Hühner verhalten sich ruhig, weil sie nicht von dem Hin und Her arbeitenden Volks aufgescheucht werden. Tiefe, tiefe Stille, daß man das Summen der Käfer im Sonnenschein hört. Nur hin und wieder der gleichmäßige, langsame Schritt der Wache im Hofe. Es liegt etwas Beruhigendes, Einlullendes in dieser Stimmung, etwas wie ferner, feierlicher Glockenklang. Es ist als rührte der Finger eines Gottes leise, leise an deine Seele, alle Wunden heilend, alle Lüste und Leidenschaften für immer einsargend; es ist als müßte dein Leben von nun an nichts mehr sein, als ein wunschloser heiterer Frieden — —

Kilimatinde hat eine eigentümliche Marktpolizei, die allen Unrat prompt entfernt. Es ist eine Unmenge von Geiern, die sehr wenig scheu sind und, auf den Felsblöcken sitzend, mehr das Auge als den Geruchsinn erfreuen. Leider lockt die Nahrungsgelegenheit auch viele Hyänen herbei, die bis zur Tollkühnheit frech sind. Ich sah im Lazarett für Schwarze ganz scheußliche Wunden, so ein kleines, zehnjähriges Mädchen, das vor dem Hause schlafend gepackt wurde. Die rechte Gesichtshälfte war ein Fetzen. Einem andern haben sie das linke Bein zerfleischt und heute nacht ist eine sogar in eine Hütte gedrungen und hat den Schläfer halb skalpiert und ihm ein Auge zerstört.

Muhalala, 14. September. Kilimatinde liegt inmitten eines sehr großen Bezirks, das von unruhigen, auf relativ tiefer Kultur-

stufe stehenden Stämmen bewohnt wird, wie den Wagogo, Wassandaui, Wanjaturu, Wataturu, Wafiomi u. a. Es hat nur die rein militärische Bedeutung, die große Karawanenstraße zu schützen. Der Einfluß der Station macht sich auch geltend. Es ist sehr viel getan worden. Stundenlang vor und hinter Kilimatinde ist die Straße sehr verbreitert und in sauberem Zustand. Die Boma liegt hoch oben auf der Höhe, die den östlichen Rand des ostafrikanischen Grabens bildet. Der Aufstieg, früher eine Qual, ist jetzt sehr erleichtert durch einen in Serpentinen angelegten Weg. Vieles verdankt man der arbeitsfreudigen Natur des Leutnants Stadelbaur, der deswegen auch bei den Eingeborenen den Namen „bana kasi moto" (der große Arbeiter) führt. Dieser junge Offizier kam in einem Alter, in dem die meisten seiner Kameraden die Freude an dem Glanze ihrer Epaulettes und der Geselligkeit des Kasinos noch nicht abgelegt haben, nach Afrika, und nach kurzem Aufenthalt an der Küste ins Innere. Hier hat er sehr viel gesehen und erlebt; mit großem Interesse hörte ich ihm zu, wenn er von seiner Jagd auf Kwawa, den früheren Sultan von Uhehe, erzählte, einem Marsch, der mit kolossalen Strapazen verknüpft war, oder von seinen Kämpfen in Ufiomi, wo er durch einen Speerstich schwer verwundet wurde usw. Nur mit Bedauern schied ich heute von dem trefflichen Menschen; wir hatten uns in den paar Wochen unseres gemeinsamen Vagabundenlebens sehr gut verstanden.

Kirurumu, 18. September. In den letzten drei Tagen mußte ich über 60 Kilometer durch unbewohntes Gebiet zurücklegen. Heute kamen wir wieder zu menschlichen Ansiedelungen. Ihre Nähe verriet allerhand Zauberwerk. Am häufigsten sah ich Stämmchen mit Strohwedeln an der Spitze und am Fuß drei bis vier kurze, gestutzte Äste, oder geflochtene Torbogen, oder die schon einmal erwähnten Zeichnungen von Mehl. Die Bevölkerung, die hier lebt, ist ein Gemisch von Wanjamwesi, Wagogo und Wanjaturu. Einem Mgogo, äußerlich seinen Mturuherren nachäffend, wollte ich einen Buckelschild abkaufen. Als ich ihm ein grünes Tuch anbot, streckte er abwehrend die Arme aus und rief: „ole wangu" (das wäre mein Unglück. Ich fand hierdurch die Mitteilung bestätigt, daß die grüne Farbe bei vielen Stämmen des Innern als unheilvoll gilt. Deswegen werden grüne Perlen und Stoffe fast gar nicht in den Handel gebracht. Ich glaube, die Erklärung dieser Anschauung in der Bezeichnung „kanga nsige" gefunden zu haben, die einer meiner Leute für mein Tuch brauchte: „Heuschrecken-Tuch". Als ich dem

Mgogo dann rotes Zeug anbot, weigerte er sich trotzdem, seinen Schild zu verkaufen. Es interessierte mich zu sehen, wie lange seine Weigerung stand halten würde; ich häufte allmählich einen Berg von Schätzen vor ihm auf. Wohl leuchteten ihm die Augen vor Begierde, aber er lehnte schließlich doch alles mit der Motivierung ab, er brauche den Schild als Schutz gegen den Regen. Ich habe die Erfahrung schon öfter gemacht, wie schwer es auf flüchtigem Durchmarsch ist, ethnographische Gegenstände zu sammeln. Mein Schausch sagte zu mir: „Mache es wie mein ehemaliger Herr. Er hätte den Schild genommen, die Gegengeschenke hingeworfen und bass gesagt. Und du wirst sehen, die Waschensi gehen schweigend davon und sind hinterher ganz zufrieden." Der Rat ist nicht übel, und doch werde ich nie die Verantwortung auf mich laden, ihn zu befolgen. Ich habe zwar die feste Überzeugung, daß ein großer Teil unserer Sammlungen auf diesem Wege eingegangen ist. Ich hoffe aber, daß es mir dadurch, daß ich lange Zeit an einem Orte sitzen werde, gelingen wird, etwas ordentliches zusammenzubringen, ohne die Verfügungsrechte der Eingeborenen zu schmälern.

Ich tauschte heute bei einem Mturu eine Kuh mit Kalb gegen einen Stier und eine Ziege ein. Der Mann war aber so mißtrauisch, daß er nicht zum Betreten meines Lagers zu bewegen war.

Im Pori, 19. September. Ich ging heute morgen zunächst nur eine Stunde bis Kirurumu wa Sultani, das von Wamba, einem bekannten Mnjamwesi-Häuptling beherrscht wird. Er hat eine Riesentembe, die von einer wunderhübschen, fast acht Meter hohen Euphorbienhecke eingehegt ist. Gern hätte ich in ihrem Schatten gelagert, aber wie überall, wo Wanjamwesi hausen, Schmutz und Gestank. Doch fand ich nicht weit davon eine schattige Stelle. Ich widmete mich heute einer Beschäftigung, von der mir an meiner Wiege nichts gesungen ward, nämlich der Kuchenbäckerei. Zuerst versuchte es mein Koch, aber das Resultat war kläglich: ein bleichsüchtiger Semmelknödel. Ich kramte nun in meinen 20 Jahre alten Erinnerungen an die großelterliche Küche. Ich sah ein großes Blech vor mir, butterglänzendes Papier und die roten Arme der schlesischen Karoline in einer Schüssel Mehl, Eier, Butter und Zucker verreiben. Das alles hatte ich auch, aber zu meinem Unglück fiel mir jenes Kinderlied von dem „Bäcker, der gerufen hat", ein und der Vers:

„Morgen wollen wir Kuchen backen,
Dazu brauchen wir sieben Sachen."

Nummer 5 und 6 mochten wohl Mandeln und Rosinen sein. Aber No. 7? Ich analysierte alle Kuchen, die ich nur je in meinem Leben gegessen habe; ich fand das siebente nicht. Schließlich ließ ich ungerade gerade sein und hoffte, auch so zum Ziele zu kommen. Ein trefflicher Backofen bot sich mir in einem verlassenen Termitenbau. Ich hatte nur nötig, senkrecht auf einen der vertikalen, schlotähnlichen Hohlgänge eine breite Öffnung zu schlagen, die ich durch eine eingezwängte, gitterförmige Pflanzenpresse in eine Feuerstelle und einen Backraum teilte. Es ging auch ganz prächtig, der Rauch wirbelte lustig nach oben, und ich hoffte schon im Stillen, den Herren der Station Mpapua den Rang abzulaufen, die sich jüngst vom Hauptmann bis zum Unteroffizier der ingeniösen Beschäftigung hingegeben haben, vermittelst Lampenzylinder — Würste zu stopfen. Da sagte plötzlich mein Koch mit malitiösem Lächeln, als mein Kuchen in seiner Blechkiste brauner und brauner wurde und doch so glatt blieb wie der Deckel einer Zigarrenschachtel: „Ist zum mkate wa Uleia (europ. Brod) keine Pombe nötig?" Ach, jetzt fiel mir Nummer 7 schwer aufs Herz. Ich hatte ja, ich Unglückseliger, die Hefe vergessen. „An diesem Tage buken wir nicht weiter." (Dante, Francesca di Rimini.)

Als ich nach dieser Anstrengung einem friedlichen Schlummer mich hingeben wollte, störte mich Lärm und ich sah in meiner Nähe einen Träger mit einem Weibe ringen, während zwei Parteien einen Kreis um sie bildeten und das Recht ihrer Klienten verteidigten. Bei jedem Wort- oder Tatenstreit sind nämlich sofort wie in der antiken Tragödie zwei Chöre mit ihren Wortführern zur Stelle, und bisweilen kommt es dann auch zu Kämpfen der Parteien. So mußte ich deshalb in Kilimatinde vier Träger in die Boma stecken lassen. Nachdem ich die Kämpfenden getrennt hatte, ließen wir uns im Halbzirkel zum Schauri nieder, das folgenden Roman enthüllte.

In Tabora hatten sie sich vor etlichen Jahren zum ersten Male gesehen. Er liebte sie, sie liebte ihn. Und als Dank für genossene Wohltaten schenkte er ihr nach einiger Zeit drei Stück Zeug. Dann trennte sie das Schicksal. In Bagamojo fanden sie sich wieder, und da ihre Herzen sich rasch entgegenflogen, beschlossen sie, meine safari gemeinsam mitzumachen; er als Träger, sie als Stütze des Hausherrn. Zunächst begaben sie sich gemeinsam zum Inder — hier schürzt sich der dramatische Konflikt — und kauften das Hausgerät, das ihnen am nötigsten erschien, einen Teller mit roten Blumen, ein Rasiermesser und Wäscheblau. Die Ehe ließ

sich auch sehr gut an, und bis Kilimatinde aßen sie gemeinsam von dem Teller mit den roten Blumen, rasierten sich gegenseitig das Haupthaar und bläuten sich die Wäsche. Dann aber trat etwas zwischen sie — wie er behauptet, ein von mir neu engagierter Träger, wie sie behauptet, eine andere bibi, die ihn in Tabora erwartet, kurz, da der Brutale immer Recht behält, jagte er sie aus seinem Zelt. Seit dieser Zeit herrscht zwischen ihnen ein leise geführter Streit, der heute in hellen Flammen ausbrach. Vor allem ließ ich die Kriegsobjekte in mein Zelt und in Sicherheit bringen. Dann fragte ich den Mann, ob er denn seinem Weibe, als er sie entließ, die übliche Entschädigung gegeben habe, von der sie leben könne, bis sie einen anderen Beschützer gefunden habe. Kalt und heiter erwiderte er: „Ja, drei Stück Zeug." „Wo?" „In Tabora." Also die Stoffe, die er ihr vor Jahren schenkte, sollten die Entschädigung für die jetzt erfolgte Entlassung sein. Ein allgemeines „Hoh" folgte, selbst aus dem Munde seiner abtrünnigen Partei. Dies „Hoh" war sein Unglück und das Weib zog triumphierend mit Porzellanteller, Rasiermesser und Wäscheblau davon.

Es folgte ein zweites Schauri, nicht weniger für afrikanische Verhältnisse charakteristisch.

Ein Träger kommt und bittet, sein Weib mitnehmen zu dürfen, das er hier bei Wamba „gefunden" habe. Ich wollte es rundweg abschlagen, da der Mnjampara von Wamba Bedenken erhob, ob in Abwesenheit seines zur Zeit in Kilimatinde weilenden Herrn eines seiner Gesinde sich entfernen dürfe und ich auch nicht glauben wollte, daß man sieben Wochen von der Küste entfernt plötzlich sein Weib wiederfindet. Aber das ist Afrika. Die eigenen Leute Wambas bestätigten, daß die beiden seit vielen Jahren verheiratet und in Unjanjembe ansässig waren. Als Hauptmann Prince den aufständischen Sultan Siki besiegt und getötet hatte, floh das Weib, das zu Sikis Hofstaat gehörte, nach Iringa zu Kwawa, dem Sultan von Uhehe. Auf Kwawa wird seit Jahren vergebens von den deutschen Truppen Jagd gemacht. Und trotzdem auf seine Einbringung — tot oder lebendig — 5000 Rupien und sein Sultanat gesetzt sind, verrät ihn keiner der Wahehe, dieses interessantesten und vornehmsten Stammes von Ostafrika. Hauptmann Prince eroberte, wie bekannt, auch Iringa und wieder floh das Weib, diesmal zu Wamba von Kirirumu, wo sie Arbeit und Lebensunterhalt fand. Unter diesen Umständen konnte ich meinem Träger die Bitte nicht abschlagen.

Es kamen noch mehrere Leute von Wamba und baten um meine Entscheidung in Streitsachen: ich lehnte aber alles ab und verwies sie auf den bana mkuba von Kilimatinde. Ein Mann kam mir sogar heute abend, nachdem ich noch zwei Stunden ins Pori marschiert war, nachgelaufen, um meinen Schutz gegen Wambas Bruder anzuflehen, der ihn töten wolle, nachdem er ihm sein Eigentum geraubt hatte. Ich schlug aber auch dies ab, weil ich mich prinzipiell nicht in Streitigkeiten der Eingeborenen mische, bei denen es meist so schwer zu entscheiden ist, auf wessen Seite das Recht ist. Auch fehlt mir jede Legitimation.

Tura, 23. September. Wieder ein tüchtiges Stück vorwärts. Von vorgestern bis gestern wegen Wassermangels 52 Kilometer. Es ist gut, daß ich bald Tabora erreiche, denn mir mangelt es sehr an Getränken. Zu allem Unglück hat mir gestern ein leichtsinniger Träger meinen Rest an Wein und Sauerbrunnen zerbrochen, so daß ich nur noch drei Flaschen von dem filtrierten Wasser von Kilimatinde habe. Doch läßt sich mit Hilfe von Alaun das schmutzigste Wasser reinigen. Wir lagern in der Nähe von Riesentemben, die verlassen sind. Das spricht ganze Bände für den Schaden, den die Karawanen dem Lande anrichten. Heute Nacht fiel ein feiner Regen. Da meine Boys zu faul waren, die Kisten in das Lastenzelt zu tragen, drang er in etwa fünfzehn ein. Wieviel Schaden er angerichtet hat, kann ich noch nicht übersehen.

Am Kwale, 24. September. Heute traf meine Expedition ein Unglück, wie es schon mehrere Forschungsreisende getroffen hat, am schlimmsten den armen Böhm. Der Regen, der gestern in eine Anzahl von Kisten gedrungen war, hatte auch einige Lasten mit Werg durchnäßt, das ich zu zoologischen Zwecken mit mir führe. Ich wollte den schönen Sonnenschein heute zum Trocknen benutzen, packte die Kisten aus und breitete das Werg auf dem Boden aus. Da es etwas windig war, benutzte ich die in den gleichen Lasten verpackten, mit Alkohol gefüllten Gläser als Beschwerer. Wie es kam, weiß ich nicht, ob der Wind von einer Feuerstelle oder von meiner Zigarre Funken entführt hat — kurz, mir stand das Herz still, als ich in einer Sekunde das Werg in Flammen aufgehen sah und alle, aber auch alle alkoholgefüllten Gläser platzten. Jetzt habe ich nur noch eine halbe Last Werg und ein paar Flaschen mit Spiritus übrig, und bis ich Ersatzmittel bekomme, vergehen viele Monate.

Rubugwa, 25. September. Ich bin noch ganz niederge-

schlagen durch das Ereignis des gestrigen Tages. Ich suche ihm die gute Seite abzugewinnen, daß das Unheil ja noch viel größeren Umfang hätte annehmen können. Ein schwacher Trost.

Heute Nacht weckte mich Lärm. Ich habe in der Karawane ein kleines Bübchen von fünf Jahren, namens Tanga, den Sohn eines Trägers, der mit meinem Affen auf dem Arm immer wacker an der Spitze marschierte oder ritt. Heute Nacht — es war bald die zwölfte Stunde — geriet er mit seinem Bruder und Conrüpelchen um eine Schlafmatte in Konflikt und kurz entschlossen brüllt er nach dem wachehaltenden Askari. Dieser behandelte die Zänkerei der beiden Bürschel denn auch in einem halbstündigen Schauri mit dem ganzen Ernst, den ein Neger selbst dem Streit zweier Säuglinge um das ihnen zustehende Maß von Muttermilch gegenüber aufwendet.

Mkigwa, 26. September. Heute fünfstündiger Marsch, zum Teil durch hochstämmigen Myombowald nach Mkigwa. Hier fand ich einen herrlichen Lagerplatz unter einem Mangobaum mit seinem prächtigen Schatten. Aber wie genoß ich auch dies Lager. Ich breitete Decken über tausende von welken Blättern, lag selig auf dem Rücken, schickte den Rauch meiner Zigarre nach oben, daß die Käfer zwischen den segnend sich ausstreckenden Ästen verdrießlich summten und las das ewig schöne Zarathustra-Kapitel vom Mittag. „Das Wenigste gerade, das Leiseste, Leichteste, einer Eidechse Rascheln, ein Hauch, ein Husch, ein Augenblick — wenig macht die Art des besten Glückes." Meine Hand wühlte verloren in dem Blätterlager, da greife ich etwas glattes, weiches — eine Schlange? Nein, etwas viel schlimmeres, einen Zeitungsfetzen, das Überbleibsel einer Europäerkarawane. Und ich lese. Auf jeder Seite etwa 15 Zeilen. Auf der einen: ein Abschnitt aus einer Verteidigung des Duells gegen die „Judenliberalen", denen es bei ihrer Agitation nur um Sensation und ein Kampfmittel gegen die verhaßten Junker zu tun sei; auf der anderen: ein Bericht über eine Reichstagssitzung mit der Tagesordnung: „Antrag Stadthagen und Gen. betreffs der Verhängung der Untersuchungshaft". St. führt aus, daß sein Antrag nur der Reaktion gegen das unter Bismarck auch in die Justiz eingedrungene Strebertum entspringe. Hier brach es ab.

Gott sei Dank! Gott sei inniger Dank, daß ich fern von Duellanten, Judenliberalen, Junkern, Sozialdemokraten und strebsamen Juristen bin; Gott sei Dank, daß ich nicht mehr das Parteigezänk höre, morgen früh nicht beim Barbier die Zeitung zu lesen brauche,

daß ich in Afrika bin, selig auf dem Rücken liege, daß ein Mangobaum segnend seine Äste über mich breitet, meine Hände mit welken Blättern spielen und das Gesumme der Käfer und des schwatzenden Lagers mich in Schlaf wiegt. Strecke dich, recke dich, meine Seele. O wie wenig macht die Art des besten Glückes.

Tabora, 28. September. Heute erreichte ich die letzte Etappe der großen Karawanenstraße.

Tabora, Ende Oktober 1897.

Tabora.

Brief VIII.

Erst am 16. Oktober konnte ich von Tabora aufbrechen, nachdem ich fast drei Wochen meinen Marsch hatte hinausschieben müssen. Arbeit gab es für mich in Fülle, während meine Leute sich mästeten und alle Kindereien verübten, die zu den traditionellen Gepflogenheiten einer feiernden und unbeaufsichtigten Karawane gehören. Prügeleien, Schulden, Bezechtheit, Ausbruch aus der eigenen ehelichen Hürde und Einbruch in fremde — das waren ungefähr die Klagen, die mir fast täglich ins Haus gebracht wurden, ohne daß ich infolge der wetteifernden Lügenfertigkeit von Klägern, Zeugen und Beschuldigten annehmen darf, auch nur ein einziges Mal den Lauf der Gerechtigkeit in sein richtiges Bett gelenkt zu haben. Wieviel Enttäuschungen und Verdruß, wieviel Verlust an Zeit, Geld und Arbeit hat mir die Unzuverlässigkeit des Negerwortes schon bereitet, und man empfindet den Schaden nicht minder, wenn man sich auch bemüht, den häßlichsten ihrer Fehler aus ihrer Geschichte sich zu erklären und aus den Tugenden der Sklaven: der Furcht des Herrn und der Liebedienerei.

Auch mein unerwartet langer Aufenthalt in Tabora rührte zum Teil von meiner mangelhaften Kenntnis dieser Negereigentümlichkeit her. Wie schon früher erwähnt, setzte sich meine Karawane aus Küstenleuten und Wanjamwesi zusammen. Die letzteren verpflichten sich fast ausnahmslos nur zum Marsch bis Tabora, in dessen Nähe sie beheimatet sind. Wieder andere laufen jahrein, jahraus auf den Straßen von Tabora nach Udjidji oder Muansa. Abseits dieser viel begangenen Wege geht ein Mnjamwesi nur selten und ungern. Trotzdem machte ich etwa 20 Tage vor Tabora, als ich der Frage näher treten mußte, wen ich am besten vorausschicken könnte, um Ersatzleute anzuwerben, den Versuch, mit meinen Wanjamwesi zu verhandeln. Zu meiner Überraschung erklärte mir

ihr Mnjampara sofort, er wie fast alle Träger würden gern meine Reise mit mir fortsetzen; ich hätte durchaus nicht nötig, jemanden vorauszuschicken, und der Worte mehr. Die Antwort befriedigte mich in mehr als einer Hinsicht. Die Wanjamwesi werden nämlich als Träger von niemandem übertroffen. Lasten, die wie die meinen 60 Pfund nicht übersteigen, sind für sie Spielerei. Einer ihrer Unterführer trug eine Perlenlast in der herkömmlichen Form der mdalla, d. h. je die Hälfte an den Enden einer langen Stange verschnürt. Eines Tages bemerkte ich, daß seine Last ungewöhnlich umfangreich war und erfuhr, daß er die eines erkrankten Landsmannes übernommen hatte, ohne auch nur ein Wort darüber zu verlieren. Und diese jetzt 120 Pfund schwere Last schleppte der Mann auf seiner linken Schulter mehrere Wochen täglich vier bis fünf Stunden mit sich, mit dieser Last hatte er den wasserlosen Marsch von 52 Kilometern vom Tjonifluß nach Tura zurückgelegt, und trotzdem verzichtete er nicht auf die Ehre, in der rechten Hand einen meiner schweren Vorderlader zu tragen, sondern singend und in einer dicken roten preußischen Husarenjacke schwitzend marschierte er jederzeit guter Dinge an der Spitze seines Trupps. Eine solche Leistung bringt ein Küstenmann kaum zustande, selbst wenn sein Ehrgeiz darauf gerichtet wäre. Dazu kommt, daß die Wanjamwesi höchst willig und anspruchslos sind, daß man ihnen für Monate voraus Brodgeld in Stoffen geben kann, ohne daß sie es vor Ablauf der gesetzten Frist verbrauchen, daß sie unempfindlich gegen die Einflüsse des Klimas, des Wetters und des Marsches sind, ganz im Gegensatz zu den fortwährend an Rheumatismus, Fußwunden und Fieber leidenden und dann ganz hinfälligen Wasuaheli, daß sie stets in bester Laune zwar langsam, aber immer geschlossenen Trupps marschieren, jeden Befehl rasch und ohne Wimperzucken ausführen, kurz, daß sie Träger sind, wie sie im Buche stehen, oder vielmehr leider nicht stehen, denn sonst wäre es unbegreiflich, daß so viele Herren, deren Ziel auf den großen Karawanenstraßen liegt, andere als sie in ihren Dienst stellen.

Man wird es nach diesen Erfahrungen begreifen, wenn ich die Mitteilung des Mnjampara mit Vergnügen vernahm, in das sich noch die eitle Genugtuung mischte, die Abneigung der sonst so spröden Wanjamwesi gegen Reisen über die ihnen bekannten Striche hinaus so mühelos überwunden zu haben. Es leuchtete mir auch ein, daß der Mnjampara die endgültige Auswahl und Verpflichtung der Leute bis Tabora hinausschob, da ja „dieser oder jener" durch

seine Frau oder sonstige vis major abgehalten werden könnte, seinen Kontrakt zu erfüllen. Va bene. Wir kamen nach Tabora und ich bestellte Hirt und Heerde auf den dritten Tag, um ihnen ein bakschischi zu verabreichen und die Willigen meiner Karawane einzureihen. Es schwante mir auch noch nichts Böses, als in den nächsten 24 Stunden die Leute mein Quartierhaus belagerten und mir mit sanfter Rede und Gebärde das versprochene Geschenk entlocken wollten. Aber der Landgraf war hart, und so blieb es beim dritten Tage 10 Uhr vormittags. Die dritte Eos erschien, und ich legte eine schöne Stofflast zurecht, einen schönen Bogen Papier und einen schöngespitzten Bleistift, lang genug, um die Namen von 62 Wanjamwesi zu notieren, und stand im Hof und wartete. Ich mußte an das geistvolle Kinderspiel denken: „Die Uhr schlägt zehn — der Wolf kommt nicht. Die Uhr schlägt elf — — der Wolf kommt nicht. Die Uhr schlägt zwölf — aber der Wolf kam immer noch nicht." Endlich, im Laufe des Tages stellte sich — mich der letzten Hoffnung eines Mißverständnisses beraubend — ein ganzer Mnjamwesi-Jüngling ein und erklärte seine Bereitwilligkeit, meine Pilgerfahrt mit mir fortzusetzen. Einem zweiten, der den Wunsch aussprach, seinen Bakschisch in Empfang zu nehmen, in sein heimatliches Dorf Abschieds halber sich zu begeben und dann zurückzukommen, ließ ich gerade so viel Zeit, meinem Wegsegen zu entgehen, wie nötig ist, eine 15 Meter lange Veranda und eine 18 Stufen hohe Treppe auf Windesflügeln zu durchmessen. „Dieser oder jener" aber, d. h. 60 sympathische wohlgenährte Wanjamwesi waren „zu Schiff nach Frankreich", und wenn sie nicht gestorben sind, dann leben sie noch heute. Ich habe keinen von ihnen wiedergesehen. So wanderte die Stofflast wieder in den Lagerraum, den sie bei etwas mehr „afrikanischer" Erfahrung meinerseits nie verlassen hätte, und ich bald darauf um eine Enttäuschung reicher und 61 Wanjamwesi ärmer nach Süden.

Die Sache war sehr fatal. Wenn ich mich auch auf das Notwendigste beschränkte, blieben immer noch neunzig Lasten, denen gegen siebzig Träger gegenüberstanden. Zurzeit war es aber überaus schwer, brauchbare Leute zu erhalten, weil die Regenperiode vor der Tür stand und die Eingeborenen ihre Feldarbeiten verrichten müssen. Der deutsche Kaufmann in Tabora vermochte nur mit Mühe, tageweit Sendboten ausschickend, einen Teil der Träger zu erhalten, die er mit leeren Händen zur Küste schicken wollte, um von dort Lasten zu holen. Und er mußte grade soviel zahlen,

wie er im Frühjahr bepackten Leuten geben muß. Die „Wilden" verstehen eben auch, was es heißt, „eine Konjunktur auszunutzen".

Also: Leute mußte ich haben, und zwar möglichst rasch. Einige Wasuaheli, die bei früheren Gelegenheiten hier hängen geblieben waren, füllten einige Lücken aus. Dann engagierte ich gleichsam als Renommiermnjamwesi jene einzige Säule, die von verschwundener Pracht, wenn auch dürftig, zeugte. Damit waren aber die vorhandenen Vorräte erschöpft; ja, es wurden mir sogar zwei meiner alten Leute so krank, daß ich sie entlassen mußte. Schließlich biß ich in einen Apfel, der mir gleich am ersten Tage angeboten, aber als zu sauer abgelehnt wurde: ich stellte für die überschüssigen Lasten Manjema ein. Das ist böses Volk, dessen Ruf nicht fein ist. Sie wohnen am westlichen Ufer des Tanganika im Lande des Elfenbeins und ehemals des Sklavenraubs, dem Lande, in dem Tippo-Tipp, Rumalisa und Genossen ihre unrühmlichen Siegeskränze und Reichtümer gesammelt haben. Ich machte sie aber höflich und eindringlich darauf aufmerksam, daß jeder, der etwa meiner Karawane sich in der Hoffnung anschlösse, morden, brennen und plündern zu können, besser täte, im Lande zu bleiben und sich redlich — wahrscheinlich aber unredlich — zu nähren. Denn ich bin fest entschlossen, den ersten, den ich bei einer der oben erwähnten, in ihren Augen ja ganz harmlosen, mir aber unsympathischen Beschäftigungen erwischen würde, mit großem Bedauern, aber einem noch größeren Strick zu hängen. Daß ich dazu nur in effigie Recht und Lust hätte, fügte ich vorsichtshalber nicht hinzu. Ziemlich rasch fand ich einen des „kitussi" mächtigen Dolmetscher, den mir Sef bin Ssad, ein kleiner beweglicher Araber und seit langem Wali von Tabora, ohne Entgelt sehr zuvorkommend besorgte. Damit wäre meine Karawane wieder vollzählig gewesen, wenn nicht ein sehr wichtiges Mitglied ihrem Verbande untreu geworden wäre, Hamiß bin Juma nämlich member of the High-Church of England, Her Majestys größter Halunke und leider Gottes auch mein Koch. In einer „Galerie afrikanischer Studienköpfe", die ich später einmal veröffentlichen will, soll er den Ehrenplatz an der Spitze einnehmen. Gott auf den Lippen, ein Kreuz auf der Brust, ein paar englische, ihm ganz unverständliche Gesang- und Gebetbücher in der Last und die bête humaine im Herzen — also ist das sympathische Bild dessen, dem ich die Sorge für mein leibliches Wohl anvertraut hatte. Nachdem er in der Probezeit an der Küste sich ausgezeichnet und für $4^1/_2$ Monate Vorschuß empfangen hatte, war

sein Plan, als er sah, daß ich kein Freund des „Prügeln und prügeln lassen" bin, rasch gefaßt und beharrlich durchgeführt. Er hoffte offenbar, durch fortgesetzte schlechte Arbeit mir seine Person so zu verleiden, daß ich schließlich froh sein würde, wenn er trotz und mit dem Vorschuß aus dem Weichbild meines Lagers verduften würde. Aber da er wie alle Überschlauen auch eine große Portion Dummheit besaß, überdies in seinem Leben nicht viel von dem Unterschied zwischen Ethik und Ästhetik gehört hatte und infolgedessen nicht wußte, daß meine Abneigung gegen die Prügelstrafe mehr dieser als jener entsprang, so überschätzte er meine Gutmütigkeit außerordentlich. Ich hatte ihm ein paar Wochen vor meiner Ankunft in Tabora seine Entlassung in Aussicht gestellt. Da ich aber dort trotz eifrigen Suchens keinen passenden Ersatz fand, so regte sich mein gutes Herz und ich verhieß Hamiß, noch einmal einen Versuch mit ihm machen zu wollen. Die Aussicht, seinen Vorschuß doch abverdienen zu müssen, konsternierte ihn so, daß er rundweg erklärte, er hätte keine Lust weiter „barra", d. h. ins Innere zu gehen. Damit war der Fall für mich erledigt; ich übergab den Ehrenmann der Station, die ihm eine Disziplinarstrafe von zunächst vierzehn Tagen diktierte, und genoß jeden Abend, wenn ich vor Sonnenuntergang von meinem Spazierritt heimkehrte, die reine Freude, ihn im trauten Verein mit einer Kette von 10—12 Galgenvögeln zu sehen, mit denen er gemeinsam den Tag über um den Bau der neuen Boma sich verdient machte. Übrigens schlug ihm bald die Stunde der Befreiung; wohl aus Furcht, seine Architektentätigkeit noch länger fortsetzen zu müssen, trat er in die Dienste eines zum Viktoriasee reisenden Stabsarztes unter der Bedingung, die ersten drei Monate den voraus erhaltenen Lohn abzuarbeiten. Wer mein Vorgehen für zu hart oder gar boshaft hält, vergißt, daß der Mann anderenfalls mit Vergnügen und Vorschuß zur Küste zurückgeeilt wäre, um sein einträgliches Geschäft bei einem anderen fortzusetzen und vergißt, daß ich hinausgegangen bin, um Zeit, Geld und Kräfte an besseren Objekten aufzuwenden, als an einem durch das absolut schädliche Prinzip englischer Missionare: „Wir sind gesandt, die Schwarzen zu Christen zu machen, nicht zu Arbeitern" verdorbenem Sansibariten. (Übrigens riß er, wie ich später hörte, seinem neuen Herrn schon am 5. Tage aus).

Auch zwei meiner Boys, Muinimbegu der Kellner und Kombo der Lampenputzer, wurden von mir in Acht und Bann getan; zwei gutmütige, manierliche Jungen, aber von einer übertriebenen Be=

quemlichkeit und Gedankenlosigkeit, der ich den Verlust einer Reihe, zum Teil schwer ersetzlicher Dinge verdanke. Ihre letzte, ihnen den Hals brechende Leistung brachte die Direktion des Berliner Zoologischen Gartens um den Besitz eines seit Jahren sehnlichst gewünschten Tieres, eines ostafrikanischen Schakals. Ein sonderbarer Zufall hatte mir gleich in den ersten Tagen meines Aufenthalts in Tabora nicht nur eine gleichfalls heißersehnte Wildkatze in die Hände gespielt, sondern auch zwei Schakale, überdies eine Form (canis adustus, nicht canis variegatus), die in unserem Schutzgebiet noch nicht mit Sicherheit festgestellt war. Am vierten Tage war der eine verschwunden, am fünften Tage der andere. Die Boys hatten trotz meiner strengen Befehle die Tür ihres Gewahrsams sperrangelweit geöffnet, und die Schakale, die mit ihren kleinen Zähnen durch fortgesetztes Nagen die stärksten Stricke zerbissen, hatte sich die günstige Gelegenheit zu entweichen nicht entgehen lassen. Es ist begreiflich, daß ich in meinem ersten Zorn die Schuldigen sofort mit Reisegeld zur Küste versah. Sehr häufig scheinen übrigens die Streifenschakale nicht zu sein, weil die Eingeborenen, die den Schabrackenschakal, den „umbwa wa porini" (Hund des Pori) sehr gut kennen, ausnahmlos die Tiere als „mbäha" (grauer Maki) bezeichneten. Übrigens habe ich bald darauf in der Nähe von Ugunda in einer zerstörten Tembe eines Morgens ein prächtiges, ausgewachsenes Exemplar des canis adustus in nächster Nähe gesehen, leider ohne ein Gewehr bei der Hand zu haben.

Eine große Anzahl, zum Teil sehr wenig vertrauenerweckender Leute meldete sich zum Dienst als Askari. Ich verzichtete jedoch, nachdem sich auf dem Scheibenstand herausstellte, daß sie — aber auch die Hälfte meiner alten Mannschaft — vom Schießen so viel verstanden wie ich vom Seiltanzen. Nur drei zeigten sich brauchbar, von denen zwei mich mit den wohlklingenden Namen Schulze und Stift wadi Langheld überraschten. Der letztere, durch eine starke hamitische Blutmischung auch für europäische Begriffe ein selten hübscher Bursche, blickt auf eine bewegte Vergangenheit zurück. In frühester Kindheit geraubt, wurde er vor etwa acht Jahren von seinem Paten befreit und dauernd bemuttert. Trotz seiner Jugend — er ist etwa 18 Jahre alt — hat er schon mehrfach Wunden in Gefechten davongetragen. Daß er auch schon etliche Ehen mit allem Zubehör hinter sich hat, brauche ich wohl kaum zu erwähnen. Auch für meinen missionboy schickte mir ein gütiges Schicksal einen Ersatz in einem hellfarbigen Mann von den Comoren, den ich heute als

das Ideal eines Kochs bezeichnen muß, mir doppelt sympathisch durch sein ernstes Wesen und leises, zurückhaltendes Benehmen.

Als ich am 16. Oktober in einer Mangoschamba in der Nähe von Tabora Musterung abhielt, fand ich eine Karawane von 17 Askaris mit 2 Führern, 91 Trägern mit 3 Wanjampara, 5 Boys, einem Dolmetscher, 25 Weibern, 40 Trägerboys, 2 Reiteseln, etwas Vieh und 93 Lasten. Das Endergebnis war: 2 Träger fehlten, nachdem sie noch vormittags ihr Brodgeld in Empfang genommen hatten. Da meine Karawane durch den langen Aufenthalt in Tabora in ihrer Disziplin sehr gelockert war und ich die Ansteckungskraft des bösen Beispiels fürchtete, so wählte ich sofort 6 der besten Askaris aus und schickte je drei auf den Weg zur Küste und nach Tabora, auf den Kopf — natürlich den lebenden — jedes Trägers eine hohe Prämie setzend. Ich selbst rückte mit den übrigen in kleinen Märschen südwärts. Die erste Nacht lagerte ich in Itetemia, dem Ikuru (Residenz) der Bibi Njasso.*) Die Dame Njasso gehört zu den wenigen regierenden Herrschaften Ostafrikas, die etwas mehr als einen Schein von Macht und Ansehen besitzen. Man liest ja häufig, auch in amtlichen Berichten, von diesem oder jenem Sultan, ist aber heute über afrikanische Verhältnisse genügend unterrichtet, um zu wissen, wie wenig die Wirklichkeit der Vorstellung entspricht, die wir mit dem Träger des stolzen Titels zu verknüpfen gewöhnt sind. Zu dieser Klasse gehört die Bibi Njasso nicht. Sie wird tatsächlich von einem großen Teil der Wanjamwesi als Sultanin des Südens, als Herrin von Unjanjembe anerkannt und respektiert, und wenn auch seit Befestigung der deutschen Herrschaft ihr Machtgebiet sehr eingeengt ist, so flößt ihr Name doch noch weiten Kreisen große Ehrfurcht ein und ihr Wille Gehorsam. Ihre Kinder und Verwandten sitzen an vielen Orten als Statthalter und halten den Konnex zwischen den zerstreuten Gebietsteilen aufrecht. Sie ist die Schwiegermutter von Tippo-Tipp, der mit weiser Berechnung diesen Bund schloß, um seine Stellung gegenüber den wilden Ruga-Rugas**) des Araberfeindes Mirambo zu befestigen. Wie eifersüchtig zu jener Zeit noch die Wanjamwesi auf ihre Selbständigkeit bedacht waren, dafür zeugt, daß die Frau Tippo-Tips wegen ihrer Heirat von der Nachfolge als Herrscherin ausgeschlossen sein soll. Offiziell ist die Bibi übrigens wie alle regierenden Damen in Unjamwesi kinderlos. Sie darf sehr ausgiebig verheiratet sein, aber das

*) bibi (Weib) ist der offizielle Titel einiger Sultaninnen.

**) Etwa: Landsknechte, Söldner.

Klappern des Storches gilt als verpöntes Geräusch. (Hier sei bemerkt, daß ich zwei Exemplare des nützlichen Vogels an einem der letzten Oktobertage in den großen lichten Steppenwäldern unweit des Ugalla-Flusses mit freudigem Erstaunen bemerkte. So tief in das Innere erstrecken sich also seine Wanderungen.) Da er auch hier seine wohltätige Funktion nicht versäumt, die Gesetze der Wanjamwesi aber nicht immer respektiert, so wird dem hochwohlgeborenen Kinde eine Verwandte oder Freundin der Bibi als Mutter sozusagen übergeschoben, und Thronfolge und Tradition sind gerettet. Als ich, einer Anregung des Herrn Hauptmann Langheld Folge leistend, wie ein Unwissender die Frage an die Dame richtete, wie groß der Kindersegen sei, dessen sie sich erfreue, sah sie sich mit verlegenem Lächeln im Kreise ihrer Getreuen um, und ihre hilflose Miene schien zu sagen: Shocking, very shocking indeed. Bibi Njasso ist heute eine Dame von etwa 60 Jahren. Ihr hellfarbiges, nicht unsympathisches Gesicht, das ein altes körperliches Gebrechen durch eine tiefe Leidensfalte und ein gezwungenes Lächeln durchgeistigt hat, zeigt sehr deutlich, daß ihre Ascendenz viel Mtussiblut in sich aufgenommen hat. Wo im Innern Ostafrikas ein Gesicht unserem Schönheitsideal sich nähert, kann man fast stets eine Vermischung mit den im Westen der deutschen und englischen Gebiete als herrschende Klassen sitzenden, in Unjamwesi zerstreut als Viehhirten lebenden Watussi (auch Wahuma oder Wahima genannt) feststellen. Wir werden ihnen noch oft in diesen Briefen begegnen, da von ihrer Stellung zu meiner Expedition deren wesentliche Gestaltung abhängig ist.

Die augenblickliche Residenz der Bibi Njasso — sie wechselt sie von Zeit zu Zeit aus mir unbekannten Gründen, vielleicht durch den Raubbau ihrer Untertanen gezwungen — ist ein sehr stattliches Dorf, in dessen Umzäunung mehr als hundert sauber gebaute Rundhütten mit hohem Kegeldach stehen. In der Nähe eines seiner Eingänge liegt der Vater der Bibi begraben, dessen Geist eine Zauberhütte und zwei mächtige Totenbäume versöhnen.

Das Haus, in dem sie mich empfing, war eines ihrer Schlafhäuser, denn sie liebt es, wie sie sagt, nicht immer unter dem gleichen Dach zu schlafen. Die Hofkapelle, ein Quartett, brachte ihr gerade ein greuliches Morgenständchen. Da sie mich etwas antichambrieren ließ, weil sie wohl noch nicht in großer Toilette war, hatte ich Muße, mich etwas umzusehen. Ein halbmondförmiger Vorraum diente als Vorratskammer und Küche. Die Feuerstellen waren von Lehm ge-

formt und in den Boden eingemauert, im übrigen dem Drei Steine-System gleich. Der Hauptraum des Hauses enthielt nichts als eine schmucklose Bettstelle, davor ein Leopardenfell, eine roh gezimmerte Leiter, die in eine Dachkammer hinaufzuführen schien, und einige der landesüblichen niedrigen, an unsere Schusterschemel erinnernden Stühle. Origineller sind ihre Doppelsitze, die ich sonst nirgends sah, entwicklungsgeschichtlich den Urkeim eines Sofas vorstellend: zwei aus einem Holz geschnitzte, durch ein langes Zwischenstück verbundene Stühle. Das ist alles; wie man sieht, kein überladener Parvenü-Stil, sondern jene vornehme Einfachheit, die in der ganzen Welt ein Kennzeichen alter Adelsgeschlechter ist. Äußerlich unterscheidet sich das Haus der Bibi Njasso vor den übrigen nur durch seine Größe — es ist wohl fast acht Meter hoch — und durch die Sorgfalt, mit der es gedeckt ist. Das Material ist das gleiche wie das aller anderen Hütten: Lehmmauern, die durch ein Gerüst von schlecht behauenen Stämmen gestützt werden, und ziegelartig sich deckende Strohbündel. Die Kunst des Dachdeckers liegt in den Händen der Watussi. Vor dem Wohnhaus der Sultanin befindet sich eine Daua, d. h. ein Zauberapparat, wie es deren tausende verschiedene vom indischen bis zum atlantischen Ozean gibt. In Itetemia war es ein kleiner Hügel von gebleichten Knochen, aus dem ein Stock mit dem Schädel eines Leoparden und dem Schnabel eines Schattenvogels hervorragte. Die Bedeutung war nicht zu eruieren.

Das Hauptdorf, worin nur sie mit ihren nächsten Verwandten und Vertrauten wohnt, liegt auf einem großen, durch einen hohen Pfahlzaun dem Blicke des profanum vulgus entzogenen Platze, inmitten der übrigen Hütten. Einst mögen die Spitzen der Pfähle, wie es ältere Forschungsreisende beschreiben, die Schädel ermordeter Feinde und dem Argwohn oder Aberglauben geopferter Untertanen verziert haben; heute begnügen sich die hohen Herrschaften mit zerbrochenen Kalebassen und Töpfen, oder dem Gehirn eines erlegten Tieres, und — wie der verstorbene Parlamentarier v. Meyer-Arnswalde zu sagen pflegte — „es geht auch so". Aber freilich, es ist nicht mehr die gute, alte Zeit, wo die Großmama mit Kindern und Enkelkindern an schönen Sommernachmittagen um den Zaun spazieren ging und wie vor den Bildern einer Ahnengalerie den lieben Kinderchen von dem Träger dieses und jenes Schädels mit Wehmut zu erzählen wußte, von dem schönen Leichenschmaus, den man nach der Verbrennung des Onkels Pandajiro abhielt, oder erst von den siebentägigen Tänzen, als die gute Tante Ka-

tegile — „dort oben, rechts — nein, ganz oben" — die das Vieh verhexte, an den Beinen aufgehängt wurde, bis sie ihre sündige Seele aushauchte. Noch bequemer machte es sich Mirambo. Im Besitz von Hauptmann Langheld sah ich seine Halskette, an der in symmetrischer Anordnung von jedem erschlagenen Araber ein Zahn „z. frdl. Erinnerung" hing — edel sei der Mensch, hilfreich und gut. Nicht ohne Ergriffenheit war ich der Rührung Zeuge, die Bibi Discha die Sultanin von Ugunda mannhaft bemeisterte, als ich mit ihr von jenen Tagen, in denen es noch „eine Lust war, zu leben," in traulichem Gastgespräch plauderte. Aber von ihr und ihrem Herrschersitz ein andermal.

Am Ugalla-Fluß, 1. November 1897.

Die Ugalla-Sindi-Expedition.

Brief IX.

Ich schied von Bibi Njasso, ohne daß sie meinen Versuchen entgegengekommen wäre, über die Mauer zeremonieller Höflichkeiten hinweg einen Blick in ihre kleine Welt zu werfen und den Gängen und Irrgängen nachzuspüren, in denen ihr Geist zu wandeln pflegt. Denn diese Frau, die von dem großen Haufen derer, die die nicht zu schwere Bürde der gleichen Würde tragen, sich wohl unterscheidet, hat etwas in Erscheinung und Wesen, was zu solchen Versuchen lockt. Ein jähes Aufflackern in den müde unter den halbgesenkten schweren Lidern hervorblickenden Augen, ein böses Zucken in den sonst nicht unliebenswürdigen Zügen ihres Antlitzes, wenn man den Namen einer Person oder Begebenheit nennt, die in ihrem Leben eine Bedeutung gehabt haben, erweckt den Eindruck, als wenn diese Gelassenheit und Gleichgültigkeit, diese fast demütige Ergebenheit nur eine Maske sei, hinter der sie ein sehr lebendiges Bewußtsein ihrer veränderten Machtstellung und ein brennendes Verlangen, das verlorene Gebiet zurückzuerobern, nur mühsam verberge. Mit diesem Eindruck würde auch übereinstimmen, was mir an der Küste erzählt wurde, daß sie noch vor kurzem versuchte, den Tribut sich der deutschen Herrschaft unterwerfender Häuptlinge in ihre „Schatzkammer" abzulenken, und das noch lange nach Festsetzung unserer Macht von ihr fortgeführte blutige Regiment. Daß man noch heute an ihrem Hofe nicht geneigt ist, den ethischen Vorstellungen der neuen Herren die ererbten zu assimilieren und durch alle ihre Gesetze sich für gebunden zu achten, lehrt ein zur Zeit wegen Sklavenhandels schwebender Prozeß gegen einen ihrer Minister, den sie vergebens durch Vorschiebung eines untergeordneten Subjektes der Einsamkeit der Boma von Tabora zu entreißen versuchte, was ihr auch soweit gelang, daß jetzt der schuldige Unschuldige und der unschuldige Schuldige gemeinsam den Ausgang

der Untersuchung abwarten. Übrigens wird fast an jedem Schauri von Tabora über viel schlimmere Dinge abgeurteilt als über den in den Augen der Bevölkerung noch nicht allseitig als illegal anerkannten Verkauf eines Knaben nach Sansibar. Verbrechen, deren Schauplatz die nächste Umgebung von Tabora war, wie das Verbrennen einer Hexe durch die zwei Ratgeber eines vierzehnjährigen Sultans, die heimliche Ermordung einer anderen an einem zweiten Orte, Vergewaltigung auf offener Straße, dies und ähnliches waren Dinge, die ich an einem Schauritage zu hören bekam und die mich lehrten, daß noch vieles dunkel ist im dunkelsten Weltteil. Denn das ist das Erschütternde, daß die meisten dieser Verbrechen der heiligen Einfalt unheilige Kinder sind. Habgier bildet eine viel seltenere Quelle. Daß an meinem letzten Marschtage zwei Stunden von Tabora ein frecher Geselle ein hinter einer Karawane zurückgebliebenes Askariweib niederschlug und ihrer Last beraubte, gehört nicht in die tägliche Chronik von Unjamwesi.

So blieb mir, als ich von Bibi Njasso schied, zu meinem Bedauern ihre Seele ein dreifach verschlossener Schrein, den auch der listigste Schlüssel nicht zu erschließen vermochte, von dessen vielleicht reichem Inhalt ich nicht mehr erfuhr, als ich gleichsam durch die kleinen Spalten, die sie selbst mir verriet, erspähen konnte; und selbst das wenige ahnte ich mehr aus den dunklen Umrissen, als daß ich es klar erkannte.

„Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein.“ So möchte ich vergnügt ausrufen, so oft ich in den Blättern meines Tagebuches auf den Namen der guten dicken Bibi Discha stoße. Da war keine Mauer höfischer Zeremonie zu übersteigen, da öffneten sich meinem psychologischen Spürtriebe von selbst alle Jagdgründe, da gab es keine versteckten Schluchten, keine Schlünde und Abgründe zu erforschen, und als ich nach drei Tagen die Strecke betrachtete, da fand ich kein reißendes Tier noch Edelwild, sondern nur ein Gewimmel harmloser, wohlgenährter Tierchen, die in den Gefilden der kleinen, fetten Seele der Bibi Discha ihren Tummelplatz hatten.

Ugunda, ihr Sultanat, wird im Norden vom Kamidiho, im Nordwesten vom Wala, im Süden und Südwesten vom Ugalla begrenzt. Wie weit es nach Osten reicht, weiß ich nicht. Jedenfalls umfaßt es ein ziemlich großes Gebiet, in dem ihre Vizesultane, meist Verwandte oder offiziöse Kinder, die Herrschaft ausüben. Ihre gleichnamige Residenz (in der älteren Literatur als Gonda bekannt, ein Name, den ich heute nie hörte) ist von Tabora aus in vier bis

fünf mäßig starken Märschen zu erreichen. Ich brauchte fast das Doppelte, denn erst am 24. Oktober hielt ich meinen festlichen Einzug, teils weil die Leute sich erst wieder an ihre Arbeit gewöhnen mußten, teils weil ich hoffte, daß man den Deserteur Musa in Tabora fassen und mir nachsenden würde. Den zweiten, Kibengo, hatten die Askari gleich am ersten Tage aufgegriffen, und da sie erfuhren, daß auch Musa sich noch nicht zur Küste aufgemacht hatte, kehrten alle zurück. Kibengo, den angeblich ein:

„Wer wird künftig Deinen Knaben lehren,
Speere werfen und die Götter ehren?"

in Tabora zurückgehalten hatte, bekam auf Antrag der Wanjampara etwas daua (= Arznei), wie sie es nannten, d. h. 25, die erste Prügelstrafe, die ich zu verhängen hatte. Nach einem bei Ausreißern hier üblichen und bewährten Verfahren erhielt er für einige Tage einen Strick um den Hals, den ein Askari ihm tragen half, als Symbol der festen Bande, die ihn mit meiner Expedition verknüpfen sollten, bis wir weit genug von Tabora entfernt waren, um hoffen zu dürfen, daß es ihn nicht mehr zu seiner Andromache zurückziehen würde.

Am dritten Tage war ich erst sechs Stunden von Tabora entfernt. Die Landschaft, durch die wir marschierten, unterschied sich sehr von der großen Karawanenstraße. Die Anmut der nächsten Umgebung von Tabora habe ich meines Wissens schon an anderer Stelle geschildert. Ihr Hauptreiz liegt in der angenehmen Unterbrechung der Wiesen und Felder durch die zahlreichen, bald einzeln, bald in Schamben stehenden Mangobäume mit ihren gewaltigen, saftigen, dunkelgrünen, fast zum Boden reichenden Blattmassen, die tausenden von kleinen Reisvögeln als Unterschlupf dienen. Wenn man des Abends durch eine Mangoschambe geht, in denen es stets schwül und feucht ist wie in einem Treibhaus, so könnte man an einen plötzlich heranbrausenden Sturm denken, so stark ist das Geräusch der zahllosen Vögel, wenn sie erschreckt die Laubwolken durchbrechen und in einem benachbarten Baum wieder einfallen. Das scheint übertrieben, ohne es zu sein; ich wenigstens erlag, als ich es zum ersten Male hörte, dieser Täuschung. Hinter Uleia („Europa"), der Viehstation des Gouvernements, werden die schönen Bäume seltener, um schließlich ganz einem niedrigen, lichten Akazienbusch zu weichen, den nur hie und da hochstämmige Bäume überragen. Dann teilt sich der Weg. Rechts geht es nach Kwiharra, der Arabervorstadt von Tabora, auf deren Feldern ein prächtiger

Weizen gepflanzt wird. Sein Mehl liefert ein würziges, sehr schmackhaftes Brot, das aber eher, auch in der Farbe, unserem Roggen- als Weizenbrot ähnelt. Das Haus des Wali von Kwiharra, des intelligentesten Arabers von Tabora, entbehrt nichts der reizvollen Behaglichkeit, die wohlhabende Orientalen ihren Wohnstätten zu verleihen verstehen, obgleich sein Eigentümer wie viele seiner Stammesgenossen in Tabora seine Existenz nur mit Mühe vor dem Zusammenbruch bewahrt.*) Daß er trotzdem es sich nicht versagen konnte, sich noch in der jüngsten Zeit ein massives, silbernes Geschirr für seine Maskatesel in Sansibar anfertigen zu lassen, kennzeichnet ihn als Araber von unverfälschter Rasse. Aber ich merke, daß ich undankbar genug bin, den freundlichen Greis zu kritisieren, trotzdem er mich in seinem Tusculum gastlich bewirtete und ich bei Rosenwasser und Süßwerk an der prächtigen Filigranarbeit seiner Dolche und Schwerter und den leuchtenden Farben seiner Kissen und Teppiche mein Auge erfreuen durfte, während vom Hofe her gedämpft der melodische Gesang von 17 Weibern heraufdrang, deren zarte Hände nicht nur mit anmutigem Schwunge den schweren Baum in den korngefüllten Mörser zu stoßen, sondern mit gleicher Freudigkeit dem alten Herrn die Sorgen von der Schwelle seines schönen Heims zu scheuchen verstehen.

Von diesem Abstecher auf die Hauptstraße zurückkehrend und unseren Weg südwärts fortsetzend, nähern wir uns rasch den Hügeln, die dem Blick von Tabora aus nur ein beschränktes Gebiet gestatten und uns zu unserer Rechten noch einige Stunden begleiten. Kurz vor und hinter Itetemia führt unser Weg dicht an zwei Ruinen vorbei, die sehr verschiedene Gefühle in uns zu erwecken geeignet sind: an den Trümmern der mit viel blutigen Opfern eroberten Burg des „Rebellen" Siki und denen der Mission von Kipalapala, die sich gegen die Anfeindungen der Araber und der von ihnen verhetzten Bibi Njasso nicht zu halten vermochte. Ein Meer von Blättern und großen blassen Blumen brandet an diesen gewaltig gefügten Mauern, und sich über sie ergießend erstickt es mit seinen Liebkosungen fast die Steine, zärtlicher als die Menschen, die sie zertrümmerten. Ich aber fühle mich nicht gestimmt, mit Zarathustra zu sprechen: „Erst wenn der reine Himmel wieder durch zerbrochene Decken

*) Anm.: Es scheint übrigens in letzter Zeit, daß sich ein Umschwung zum Besseren bei ihnen vorbereitet und die Not sie gelehrt hat, den veränderten Verhältnissen sich anzupassen. Wenigstens erzählte man mir, daß einige von ihnen sich wieder „aufgerappelt" hätten.





Watussi.

blickt und hinab auf Gras und roten Mohn an zerbrochenen Mauern, will ich den Stätten dieses Gottes wieder mein Herz zuwenden" — sondern ich empfinde tiefes Bedauern, daß diese Stätte, die wie alle anderen, wo weiße Väter von Algier tätig sind, ein segensreiches Arbeitszentrum hätte werden können, wie es scheint, für immer aufgegeben ist. Als wollten sie das Andenken der Männer die hier wirkten, nicht aussterben lassen, tragen inmitten der Schutt- und Steinhaufen alljährlich zwei Zitronenbäume eine Fülle von Früchten, mir willkommene Wegzehrung schenkend.

In den nächsten Tagen marschierten wir durch bald mehr, bald minder dichten Busch, der uns aber nicht wie auf der großen Karawanenstraße mit eintönigem Grau seines Gezweiges gleich Steinwällen einzwängte, sondern durch reiches Laub dem Auge wohltat. Der Unterschied ist sehr bemerkenswert. Schon einige Tage vor Tabora fing der Busch an, hin und wieder Blätter zu tragen, ehe noch Regen gefallen war, und in Tabora selbst prangten schon lange alle Sträucher in den zarten, grünen Farben unseres Frühlings. Man könnte an bessere Wasserverhältnisse denken. Aber durchaus nicht. (Die große Bevölkerung von Tabora ist auf ein paar kleine Erdlöcher angewiesen,*) und da das über Nacht sich sammelnde Wasser frühmorgens schnell erschöpft wird, so sieht man den ganzen Tag eine Schar Weiber mit dem Schöpflöffel in der Hand auf der Erde kauern und von Zeit zu Zeit, d. h. immer wenn sie eine Tagesneuigkeit erledigt haben und sich einer anderen, ihre Welt bewegenden Frage zuwenden wollen, einen Ruck durch die ganze Gesellschaft gehen, die das nachgeflossene Wasser hurtig in ihre Gefäße füllt.

Dieser Vorgang verläuft so regelmäßig, daß ich einem deutschen Herrn die Wette anbot, auf den ersten Blick aus der Höhe des Wasserstandes feststellen zu wollen, ob das Gespräch um einen guten Freund oder um eine gute Freundin kreist: natürlich in der unliebenswürdigen Voraussetzung, daß gewisse Eigentümlichkeiten Gemeingut der weiblichen Menschheit aller Zonen und Zeiten sind.) Also: „Wasser allein tut's freilich nicht"; so mag es die Beschaffenheit des Bodens sein, der vielleicht in nicht zu erheblicher Tiefe wenig poröse Schichten aufweist, so daß die Pflanzen in der Trockenzeit länger von dem angesammelten Kapital zu zehren haben. Die Oberfläche selbst ist in den früher passierten Buschgegenden in Ugogo und Unjamwesi zweifellos weniger porös, denn ich sah viel

*) Bei meinem zweiten Aufenthalt fand ich bereits einen Ingenieur beim Brunnenbau: es tat auch not.

häufiger jene tief eindringenden, dem Boden oft eine bienenwabenförmige Zeichnung verleihenden Risse, die nur dort auftreten, wo die Sonne einen undurchlässigen Boden dörrt. Sei es so oder anders, sei es, daß den Pflanzen selbst eine größere Sparfähigkeit, ein Verdunstungsgeiz, wie man es nennen möchte, innewohnt, von dessen Intensität ich bei gewissen erstaunliche Proben gesehen habe — kurz, der Busch war grün. Bisweilen unterbrachen ihn mit Gras bestandene Lichtungen oder ein Wald von Schirmakazien, zwischen denen Kandelaber-Euphorbien und — häufiger als bisher — die bizarren Erscheinungen der Kigelien sichtbar waren. Die Niederlassungen der Eingeborenen standen in den Lichtungen, meist Temben, aber auch nach dem Modell von Itetemia eingehegte Rundhütten. Die schönen Euphorbienhecken von Ost- und West-Unjamwesi sah ich nur selten. Die Gebiete von Uruma und Pangale sind gut besiedelt; man trifft fast alle 2—3 Kilometer auf Wohnstätten. Die Nähe von Tabora als günstiges Absatzgebiet macht sich natürlich sehr geltend, infolgedessen sich die Pflanzungen durch Mannigfaltigkeit auszeichnen. Überall — zum Teil sehr ausgedehnte — Bananenschamben, Mangobäume, Erdnüsse, Sorghum, Mais, Maniok, für den eigenen Bedarf Tabak und Baumwolle, Rhizinus, Kürbisse u. a. m. Und all dies bringt der Boden hervor, ohne daß sein Eigentümer sich sehr anzustrengen nötig hat. Die Fruchtbarkeit des Bodens — seine rasche Erschöpfung durch die unrationelle Bewirtschaftung — die leichte Möglichkeit, sich an anderer Stelle anzubauen — der häufige Wechsel der Wohnstätten — die mangelnde Liebe zur Scholle — die Zersplitterung in kleine Gemeinden — der Mangel eines Zusammengehörigkeitsgefühls — das Ausarten kleiner Differenzen in Gehässigkeit, Feindseligkeit, Kriege — das Fehlen eines Nationalbewußtseins einem gemeinsamen Feinde gegenüber — das ist eine Kette, deren fehlende Glieder der Leser selbst ersetzen und die er fortsetzen möge, nicht nur, um die Geschichte eines großen Teils von Ostafrika bis in die neueste Zeit und die seltsame Tatsache zu begreifen, daß eine handvoll Menschen eine Fremdherrschaft ausüben können, sondern auch sich daran zu erinnern, was immer von Zeit zu Zeit nützlich ist, daß wie *wir* geworden und andere *nicht* geworden sind, nicht eine Tugend unserer, ein Laster der anderen „Rasse" ist — ein Begriff, der in seinem landläufigen Sinne überhaupt meist unsinnig angewandt wird — sondern der Folgezustand von Faktoren, die *außer*, nicht *in* uns liegen. Das mag eine Wahrheit sein, die man heute im Fünfzig-Pfennig-Bazar kaufen

kann, aber einmal ist sie noch so neu, daß Buckle sie vor fünfzig Jahren fast als seine Entdeckung verkünden konnte, teils wird sie wie viele andere Fünf-Groschenwahrheiten zwar theoretisch anerkannt, aber praktisch täglich — nicht nur in unserem Verhältnis zum Neger — vernachlässigt. Deshalb und weil sie mir selbst auf diesem Wege bei dem Anblick zahlloser verlassener oder zerstörter Niederlassungen von Tabora bis Ugunda gegenwärtig wurde, habe ich sie nicht unterdrücken wollen, vielleicht auch „weil Schweigen so schwer ist — besonders für einen Geschwätzigen."

Die Eingeborenen, von denen wohl die meisten schon einmal einen Weißen gesehen hatten, waren zuvorkommend, wenn auch etwas mißtrauisch und ängstlich. In der Nähe der Tembe Kwa Msawilla zeigte sich das recht deutlich. Der Ortsvorstand und einige andere Männer waren mit Gastgeschenken erschienen. Als sie sich niedergesetzt hatten und die ersten Phrasen getauscht waren, rief ich meinen Boys zu, sie mögen die Kisten (mit Gegengeschenken nämlich) öffnen. Dies hören und mit Sporn und Streichen dem Kreis meiner erstaunten Blicke entschwinden wurde von dem Häuptling so schnell vollbracht wie von mir niedergeschrieben. Mir wurde der Vorgang erst aus der Deutung durch die ruhig seßhaft gebliebenen Dorfgenossen klar. Der Held hatte in seiner, durch den hohen Besuch wahrscheinlich aus den Angeln geratenen Gemütsverfassung aus dem fungueni (kufungua = öffnen) und sunduki (= Kiste) ein fungeni (kufunga = binden) und bunduki (= Gewehr) herausgehört und da er weder sich binden noch erschießen zu lassen Neigung verspürte, die Flucht ergriffen. Eine ähnliche, mitten im freundlichsten Verkehr scheinbar unvermittelt und unbegründet auftretende Furcht der Eingeborenen, wenn auch nicht so unverhüllt und stark sich äußernd wie in diesem Falle, habe ich früher und später erlebt, als wären sie schon einmal mit einem plötzlich toll gewordenen mzungu in häßliche Berührung gekommen.

Am 21. Oktober passierten wir die trockenen, je 50 Meter breiten Bette des Wala und seines Nebenflusses Kasissi und lagerten in ihrer Nähe in der Tembe Pangale. Hier machte ich wieder einmal die Erfahrung, daß man in Afrika Pläne nur faßt, um nicht nach ihnen zu handeln oder wie der Küstenwitz mit Geist und Geschmack sich ausdrückt: In Afrika kommt 1. alles anders, 2. als man glaubt. Ich war von Tabora mit der Absicht aufgebrochen, bevor ich in die nordwestlichen Länder ginge, erst den Lauf des Wala zu verfolgen und dann eine Route einzu-

schlagen, die auf unseren Karten den weißen Fleck im Südwesten der Kolonie etwas verkleinern sollte. Aber als ich nach Pangale kam, sah ich die Unmöglichkeit, in dieser Jahreszeit meinen Plan durchzuführen, rasch ein. Weder führte der Wala Wasser noch ein Weg seinem Bett so nahe, daß er mir eine zuverlässige Orientierung gestattet hätte. Täglich aber einige Stunden nach Wasser für eine fast 200 Köpfe zählende Karawane zu graben, schien mir in keinem Verhältnis zu dem zu erwartenden Resultate zu stehen. — — —
— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

Bevor ich aber in der Schilderung des Reisewegs, den ich statt dessen einschlug, fortfahre, möchte ich erklären, aus welch sonderbaren Gründen ich überhaupt diese, von meinem geplanten Forschungsgebiet ziemlich weit abliegende Route verfolgt habe, denn ich war ja von Europa in der Absicht fortgegangen, geographisch nur in dem Quellgebiet des Nils zu arbeiten. Aber schon an der Küste bereitete sich die Erweiterung meines Reiseprogramms vor und war, als ich Tabora erreichte, beschlossene Sache. Und dies kam so. Es schien mir, daß ich bei den weißen Bewohnern der Küste einen merkwürdigen Eindruck hervorgerufen hatte, etwa so, als ob ich mich direkt aus einer Lungenheilstätte heraus nach Afrika eingeschifft hätte. Mit Worten, Blicken und Gebärden gab man mir zu verstehen, daß es doch eigentlich nicht nett von mir wäre, die Mortalitäts-Statistik der Kolonie unnötig zu verschlechtern und jeder Abschiedsbesuch, den man mir bei meinem Aufbruch ins Innere machte, schien mir mehr oder weniger wie eine Kondolenzvisite auf Vorschuß und ich hätte mich nicht gewundert, wenn besonders höfliche Leute mir gleich die Trauerkränze für meinen eigenen Sarg mitgegeben hätten. Selbstverständlich drückte man mir all dies auf keine unzarte Weise aus. Im Gegenteil. Wagte ich z. B. bescheiden einige Bemerkungen über Ruanda, das Land meiner Pläne, dann hieß es: „Sie sind ja noch nicht in Ruanda, der Weg ist weit, mein Lieber" und wie Seufzer schleifte es durch die letzten Worte. Oder ein alter Afrikaner, ein ganz alter, der mich mit besonderer Ehrfurcht erfüllte, sagte: „Ich habe einen merkwürdig guten Blick und sehe" — hier durchbohrten mich düster seine Augen — „es jedem sofort an, ob er es in Afrika aushält oder ob er dort eingeht; ich habe Herrn X.," fuhr er fort, „als er nach Tabora ging, gewarnt, und sehen Sie, gerade heute kam seine Todesnachricht an die Küste." Nur nebenbei sei erwähnt, daß es sich schon einige

Tage später herausstellte, daß das Gerücht gelogen hatte und der Mann vergnügt und fettleibig in Tabora lebte und Weiße wie Farbige mit gleichem Erfolg bemogelte. Andere Herren wieder erzählten mir von einem Gutsbesitzer — ein reicher Mann, oh! — der zu seinem Vergnügen hier herauskam und nach drei Wochen schon dem Wurm zum Fraße fiel oder von den Schrecken der Nostalgie oder von zum Selbstmord getriebenen Melancholikern und was derlei lustige und unterhaltende Geschichten mehr sind. Ich weiß in Wahrheit heute noch nicht, ob man an der Küste Neulingen immer in dieser Weise die Freude an ihrer neuen Heimat zu vertiefen trachtet oder ob ich allein das Glück hatte und der Berliner Winter so stark an mir abgefärbt hatte, daß man mit meinen 29 Jahren Mitleid hatte — genug, da außerdem die übertriebensten, auf gar keiner literarischen Basis beruhenden Vorstellungen von den Gefahren Ruandas ein Betreten dieses Landes mit so geringer bewaffneter Mannschaft, wie der meinen, ganz unbegründet zu einem äußerst gewagten Unternehmen stempelten, so war mein baldiger Tod mit überwältigender Majorität beschlossen und nur Frist und Art noch unsicher. Wenn ich mich auch hundertmal darauf berief, daß ich immer „schlank und blaß" durch dieses Jammertal gepilgert bin und trotzdem so leicht wie nur irgend wer alle Strapazen des Soldaten- und Kouleurstudenten-Lebens ertragen habe — half alles nichts. Nach wie vor klangen die Weisen in den düsteren Refrain aus: „Du paßt einmal nicht hierher, also verlasse diese ungastlichen Gefilde, bevor du klanglos in den Orkus hinabsteigst." Wer mir solches riet, kannte mich freilich schlecht und wenn ich allen Einwänden schließlich immer damit ein Ende zu machen suchte, daß ich erklärte, lieber sterben, als umkehren zu wollen, so gefiel ich mir damit nicht in einer heroischen Pose, sondern es war meine aufrichtige Gesinnung, die in der Überzeugung wurzelte, daß ich mein Leben lang eine unglückliche, und so recht verfehlte Existenz führen würde, wenn ich diesen Ratschlägen ein williges Ohr und feiges Herz leihen würde. Nicht der Zufall, sondern die Notwendigkeit hatten meiner Seele das „never give up", das ich über dem Tor eines Palazzino in der Nähe der römischen Villa Borghese einst leuchten sah, so fest eingeprägt. Und wie viele von denen, die mir so rieten, sind heute schon in der rasch zehrenden Erde Afrikas vermodert! Wie viele liegen still in ihren Gräbern, deren Körper jedem Angriff gewachsen schien, während ich, der Schwächling, trotz meiner an Strapazen und Fährnissen nicht zu armen Reise von Tag

zu Tag mich in dem afrikanischen Klima heimischer fühlte. C'est l'Afrique.

Auch aus der Heimat trieb der Wind Unkentöne herüber und im Innern erhoben sich neue und begleiteten meinen Marsch. In Berlin stellte General, damals Oberst v. Trotha in der Gesellschaft für Erdkunde dem „Sendboten des Auswärtigen Amtes", der ich übrigens nie gewesen, ein ungünstiges Horoskop, „wenn anders der Gouverneur ihn überhaupt reisen lasse". Zum Glück für mich kam dieser Wink erst zu einer Zeit nach Afrika, als ich schon tief im Innern außer Schußweite des Gouvernements mich befand. Auf dem Marsch klangen die Kassandrarufe besonders stark und aufrichtig. So bedauerte ein Leutnant bereits den Bezirkschef von Udjidji, Hauptmann Bethe, wegen der Arbeit der Ordnung meines Nachlasses, und jetzt deckt den Armen selbst schon lange die Erde seiner fränkischen Heimat. Als ich Mpapua erreichte und im Fieber lag, sagte mir der Arzt in durchaus wohlwollender Absicht: „Kehren Sie um, Kollege, denn ich gebe Ihnen sonst nur noch zwei bis drei Monate"; in Kilimatinde redeten fast alle noch stärker auf mich ein und erst in Tabora verstummten die schlimmen Propheten. Ich glaube, daß dort das Bier zu gut gepflegt war, um solche düsteren Stimmungen aufkommen zu lassen. Ich will weder in Unbescheidenheit renommieren, noch in Bescheidenheit lügen, wenn ich versichere, daß mein Gemüt von all den Vaticinien unberührt blieb. Zwar fing ich nach einiger Zeit an, mich öfter im Spiegel zu betrachten, wie weit die Verwesung schon vorgeschritten sei, auch beobachtete ich, als ich eines Tages zwei Spiegel zugleich benützte, daß mein Absterben schon an den Wirbelhaaren begann, aber im Ganzen überwog höchstens die Empfindung, daß ich jetzt doch eigentlich ein ganz unhöflicher und unliebenswürdiger Mensch wäre, wenn ich mich nicht bald bemühte, ins Gras zu beißen. Im übrigen aber überhörte und übersah ich alles, was an Unken und warnenden Vogelscheuchen meinen Weg belagerte; nicht aus Gleichgültigkeit dagegen, wie mein Würfel im Spiel mit dem Schicksal fallen würde; denn wenn ich das Leben auch nicht mehr ganz so lebenswert fand, wie ich als Primaner einst hoffte, so gibt es doch genug vollkommene und auch unvollkommene Dinge auf der Welt, die ich liebe und an denen ich mich gern noch eine Zeitlang erfreuen wollte. Sondern, weil ich mir sagte, daß all solche Prophezeiungen schlechterdings Unsinn sind, namentlich dann, wenn sie ohne körperliche Untersuchung rein nach dem äußeren Augenschein gefaßt werden. Um

jemandem in den Tropen eine Lebensprognose stellen zu können, müßte man zuvörderst den Zustand seines Herzens genau kennen, denn davon hängt ja fast alles ab; oft genug aber steckt in einem scheinbar schwächlichen Körper ein kräftiges Herz und umgekehrt. Dann aber dringen die paar Krankheiten, denen der Europäer hier erliegt, mit einer solchen Tücke, dem Diebe in der Nacht gleich, in die Häuser der Menschen, suchen sich ihre Opfer scheinbar so willkürlich — was für Schwachmatizi und Stubenhocker kommen jährlich als Missionare heraus, ohne darum dem Tode geweiht zu sein — daß auch schon deshalb jedes Prophezeien ein Tappen im Dunklen ist. Es ist nicht Hybris, wenn ich der Propheten spotte, sondern Hybris spricht aus ihnen. Jene Hybris, die so leicht bei Leuten entsteht, die wie unsere kolonialen Beamten und Militärs ausgewählt kräftige Individuen sind, bei denen nur zu oft neben der Freude und dem berechtigten Stolz auf den eigenen Körper, Geringschätzung des weniger robust Gebauten wächst. Krafthuberei nennt man das in Süddeutschland, ist aber ein so übles Ding nicht.

Nur in einem, allerdings einem sehr wichtigen Punkte ließ ich mich von den warnenden Stimmen beeinflussen. Ich hatte nicht mehr den Mut, den ganzen Erfolg meiner Reise gleichsam auf eine Karte zu setzen. Darum beschloß ich die Wala- und dann die Ugalla-Expedition. Denn sollte es mein Schicksal so wollen, daß ich aus Ruanda nicht mehr zurückkehren würde, so hätte ich wenigstens nicht ganz umsonst gelebt und die Erforschung des eben erwähnten Flußgebietes hätte, woran mir am meisten lag, bewiesen, daß nicht die Sucht nach Abenteuern und äußeren Erfolgen, noch andere als wissenschaftliche Gründe mich in den dunklen Erdteil eindringen hießen. „Ach, es gibt so viel Lüsternheit nach Höhe! Es gibt so viel Krämpfe der Ehrgeizigen!" Diese Überlegung war das Triebrad der beabsichtigten Wala-Expedition; sie war es, die den Fuß meiner Karawane statt nordwärts in die Quellländer des Nils, nach Süden zum Wala lenkte. — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

Als ich nun, wie oben geschildert, diesen Plan scheitern sah, entschloß ich mich rasch zu einer anderen Aufgabe, die mich stets gereizt hatte, aber als meinem Ziele zu fern liegend, von mir nicht ernsthaft erwogen war. Es handelt sich um den Ugallafluß, an dem Böhm, Kaiser und Reichard ihr unglückliches „Weidmannsheil" einst erbaut hatten. Merkwürdig genug hat Kaiser, der Geo-

graph der Expedition, von seinem Laufe kaum einen Tagemarsch aufgenommen; und auch aus den Briefen Böhms geht nicht hervor, daß er den Fluß mehr als einige Tagemärsche stromauf- und abwärts besucht hat. Ja, ich kann fast den Punkt bestimmen, über den er nicht hinausgekommen ist, den er, der beste Detailschilderer der afrikanischen Landschaft, in seiner Eigenart zu schildern sonst nicht unterlassen hätte. Als ich am 20. Oktober früh aufbrechen wollte, merkte ich zu meiner nicht geringen Überraschung, daß meine große und einzige Karte des Westens unserer Kolonie nicht aufzufinden war. Nachdem ich alle Lasten durchgestöbert, blieb mir nichts übrig, als die sechs Stunden nach Tabora zurückzulaufen. Meine Erkundigungen betreff des Ugalla an zuverlässigster Stelle ergaben das Resultat, daß er jederzeit „Lachen" haben sollte; auch auf der Kaiserschen Karte findet sich eine ähnliche Notiz. Aus Böhms Briefen wußte ich, daß der Fluß aus einer Reihe von Becken und schmalen, gewundenen Kanälen bestehe, die in der Regenzeit mächtig stiegen, miteinander in Verbindung treten, und dann oft so groß wie der Rhein dahinströmen. Ich machte mir daraus dasselbe Bild, wie die Herren in Tabora und rechnete darauf jetzt, wo noch jede Landschaft ganz unter dem Einflusse der Trockenheit stand, zwar genügend Wasser zu finden, aber wie erwähnt, nur in Lachen. Ich möchte daher vorweg bemerken, daß einzelne dieser „Lachen" Seen von $1/2$ bis 1 Kilometer Breite waren und daß das Strombett in seinem weiteren Verlauf als Sindi, scharf von zwei Gebirgszügen begrenzt und nur auf wenigen Furten wegen seines tiefen Papyrussumpfes passierbar, sich stellenweise auf über drei Kilometer verbreitert, in dem das Wasser infolge dieser kolossalen Dimensionen selbst in der stärksten Regenzeit nicht mehr als ein Meter den jetzigen Stand übersteigen soll. Die Aufgabe, die ich mir also jetzt stellte, war: „Von der Stelle aus, wo ich auf den Ugalla stoßen würde, ihn in seiner ganzen Kontinuität bis zu seiner Mündung in den Malagarassi zu verfolgen, nicht nur dort ihn aufzunehmen, wo gerade ein Weg ihn berührte, sondern mich allen seinen Krümmungen anzuschmiegen und so ein ins Detail gehendes Bild des Flusses zu liefern." Diese Aufgabe habe ich durchgeführt, trotzdem es mir oft sauer genug gemacht wurde, wie die Leser später sehen werden. Vierzig Nächte habe ich dicht am Flusse oder Sumpfe gelagert, mehrfach, wo ein jäh aufsteigender Berg es nicht anders gestattete, mein Bett drei Schritte vom Wasser entfernt aufgeschlagen; nur vier Nächte in menschlichen Ansiedelungen. Ich

brauchte mehr als das Doppelte der berechneten Zeit, weil der Fluß infolge seiner zahllosen Krümmungen einen Lauf von etwa 200 Kilometern in der Luftlinie auf 800 Kilometer in Wirklichkeit verlängert und weil es nicht möglich ist, mit 200 bepackten Menschen schnell vorwärts zu kommen, wenn man wochenlang fast täglich mehrere Kilometer bis zum Knie in Sumpf marschiert oder über die steilen Abhänge eines weglosen Gebirges klettern oder durch Steppen mit verfilztem, undurchdringlichem Gras förmlich „treppensteigend" seinen Weg zu nehmen hat, einen Weg, den ich in drei Vierteln der Marschtage erst selbst schaffen mußte, froh, wenn Nilpferde mir vorgearbeitet hatten. Aber nur so war es mir möglich, von dem einmal gesteckten Plane nicht abzuweichen und ihn bis zur letzten Minute durchzuführen.

Am Geburtstag unserer Kaiserin, der in Tabora durch Hauptmann Langheld unter Teilnahme vieler von fern her erschienenen Häuptlinge und aller Araber mit großer Festlichkeit gefeiert wurde, setzte ich meine Route wieder von Pangale aus fort. Noch einen Tag begleitete mich der Busch, dann begann ein Waldgebiet, das sich über kolossale Flächen des Südens unserer Kolonie fast kontinuierlich erstreckt. Wo die Bäume lichter standen, haben die Eingeborenen ihn — oft sehr ausgedehnt — gerodet und ihre Niederlassungen gegründet. In der Nähe von Ugunda beginnt eine andere Formation sich inselförmig in den Myombo hineinzuschieben, der lichte Steppenwald, der aber hier oft ein ganz anderes Bild gewährt, wie der an der großen Karawanenstraße. Die Bäume, unter denen sehr viele große, gelappte Blätter (ähnlich denen der italienischen Feigen) tragen, treten vielfach zu Gruppen zusammen, die der Landschaft das Aussehen eines Parks geben. Dieser Eindruck wird noch dadurch gesteigert, daß meist neben den Bosketts noch kleine Erdhügel die Grasflächen unterbrechen, die nur mit zwei, drei Bäumen bestanden, aber von einem bis in die höchsten Wipfel kletternden, dunklen Gewirr von Schlingpflanzen bedeckt werden. Wo noch ein Stück weißer Erde oder verwitternden Steines durch eine Lücke hervorlugt, glaubt man den Torso einer Statue durch die dichten Äste von Cypressen schimmern zu sehen. Tauchen noch, wie dicht vor Ugunda, tausende ganz niedriger, grauer Termitenbauten auf, so wird der Parkcharakter bis zur Täuschung vollkommen, und man fühlt sich auf einen riesigen Friedhof eines ausgestorbenen Geschlechts versetzt, der von den Menschen vergessen wurde, dessen verwitterte Denksteine der Wurm zerstörte, dessen

Grabdenkmäler unter der Last wuchernden Blattwerks erstickt werden.

An anderen Stellen wieder ordnen sich die Bäume in Reihen und gleichen Schulen oder Obstgärten, und nur auf nicht sehr großen Gebieten findet man jenes unruhige Bild, das der Steppenwald, wie wir ihn an der großen Karawanenstraße kennen gelernt haben, dem Auge bietet.

Als ich am 23. Oktober einen weithin sich ausdehnenden „Friedhof" passiert hatte, stieß ich auf eine große Lichtung frisch gerodeten Landes und bei einer Wegbiegung fast plötzlich auf eine Riesentembe, die eine Fläche von fast einem halben Quadratkilometer einrahmte, und befand mich eine Viertelstunde später von den zwei ersten Ministern und einer Menge Volkes empfangen, am Haupttor der Residenz von Discha, der Herrscherin von Ugunda.

Ihre Residenz ist nach dem System von Dantes Höllenkreisen angelegt: 3 konzentrische Temben, von denen die äußerste ihren Leuten als Wohnraum dient, die mittleren für den Hofstaat und die Dienerschaft — Knaben und Mädchen in gesonderten Räumen — und die innerste für sie selbst, „die Herrlichste von Allen" bestimmt ist. Außerdem stehen noch in allen Höfen zahlreiche Rundhütten.

Die Psyche Dischas habe ich schon vorhin mit einigen kräftigen Schnitten viviseziert; sie harmoniert mit ihrem Äußeren, ihrem gutmütig-blöden Geschau und ihrem kurzen dicken wabbligen Körper. Die klimatischen Verhältnisse von Ugunda müssen besonders bekömmlich sein, denn wie die Königin, so die Jungfraun des Hofstaats. Als Discha mich das erste Mal in ihrer Begleitung besuchte, glaubte ich, daß eine Prozession riesiger „Flammeris" auf mich zu wandelt, und wenn die Fürstin lachte — und sie lachte fortwährend mit und ohne Ursache — da ward ihr Busen von solchen Krämpfen geschüttelt, daß es aussah, als müßte er jeden Augenblick über die Ränder des miederartig gebundenen Gewandes quellen und uns alle begraben. O grauslicher Aspekt! Übrigens erzählte man, daß Discha in ihrer Jugend nicht ohne Reize gewesen sei und damals einen berühmten Reisenden in ihre Netze verstrickt habe. Chi lo sa?! Möglich ist alles und in 20 Jahren verändert sich jegliche Kreatur. Außerdem haben mir schon so viele Leute, denen ich es nie angesehen hätte, versichert, wie schön sie in ihrer Jugend waren, daß ich keinen Grund zu zweifeln habe, daß auch Dischas „spröde Wonnen" einst üppiger geblüht haben.

Auch heute noch ist sie trotz des Gewichts ihrer 45 Jahre und ihrer 250 Pfund alles andere als eine Vestalin, und sie soll diejenigen, denen sie — natürlich bildlich — das Schnupftuch zuwirft, gleichzeitig zu Liebhabern und Ministern machen.

Die Methode scheint sich bewährt zu haben, denn sie hält seit vielen Jahren an ihr fest; immerhin ist es anzuerkennen, daß sie selbst sich hinreichend den Regierungsgeschäften widmet, um mit zwei solcher Ministerien auszukommen; und nur ein ganz böser Mensch wird behaupten, daß je andere als Staats-Interessen einen Wechsel in der Besetzung dieser wichtigen Ämter herbeiführten oder daß der Verwaltung des Sultanats je durch eine Vakanz Schwierigkeiten entstanden wären. Denn wie ein guter, seinen Wald pfleglich behandelnder Forstmann fällt Discha in ihrem Liebesgarten die alten Bäume erst dann, wenn sie aus den Schonungen der nachwachsenden Jugend des Landes neue Stämme als Ersatz für die morsch gewordenen verpflanzt hat. — — — — — — — — — — — — —

— — Nur ein paar kurze Tage blieb ich an dem fröhlichen Hof, der auch einen Vetter Dischas, einen alten wackligen, querulierenden Schwachkopf von Prätendenten beherbergt, dann zog ich auf eintönig durch Steppe und lichten Wald sich windendem Pfad nach Süden weiter.

Im Lager am Malagarassi, 15. Dezember 1897.

Brief X.

1. November. Nachdem wir heute vier Stunden durch die gleiche Landschaft wie an den vorhergehenden Tagen gezogen waren — abwechselnd Myombo- und Steppenwald und ausgedehntes Grasland — fing gegen 11 Uhr das Bild sich zu verändern an. Das gelbe glänzende Hochgras verschwand und verwandelte sich in frischen grünen Rasen, in welchem eine weiße Blume ansehnliche Beete bildete; auf kleinen Erdhügeln standen hohe, schattige Bäume von Tausenden von dunklen Schlingpflanzen umsponnen, und nicht zu fern sah man eine große Reiherschar spielend in den Lüften schweben. Über den Bäumen, die hie und da in Bosketts oder wie Baumschulen geordnet, die Steppe unterbrachen, lag ein Hauch von Frische und Duft, der mir etwas Ungewohntes war und meine Gedanken in weit zurückliegende Zeiten und Länder ablenkte. Zwanzig Minuten später stiegen wir einen steilen Graben hinab und befanden uns in dem 15 Meter breiten, doch trockenen Bett des Ugalla. Aber schon als wir die andere Seite hinaufstiegen, sahen wir ihn ganz nahe, ein mit Blättern und Bäumen bedecktes Gewässer, das zwischen hohem Uferdickicht sich verbarg, erst schmal, allmählich aber auf 40 Meter sich verbreiternd. So weit das Auge sah, dehnte sich die gleiche frische grüne Parklandschaft aus, von einer reichen Vogelwelt belebt. Schwarze Sporngänse gehen watschelnd, den Kopf rechts und links drehend, in der Nähe der Ufer spazieren und entschließen sich nur unwillig zur Flucht; über den Wasserspiegel huschen zierliche rotbraune Hühnchen und berühren kaum die breiten Blätter, von einem zum andern mit gesenktem Köpfchen trippelnd; ein Zwergsteißfuß fährt erschreckt mit schwirrendem Fluge aus dem Schilf auf und verschwindet am nahen Ufer, wo der merkwürdige Schlangenhalsvogel unbeweglich, einer großen hölzernen Fledermaus vergleichbar, mit ausgebreiteten Flügeln auf einem Baumstamm sitzt

und sein glänzendes schwarzes Gefieder von der Sonne trocknen läßt. Mit stolzer Haltung und schwerem, gleichmäßigem Flügelschlag streicht ein Riesenreiher längs des Wasserspiegels. Auf den Ästen eines abgestorbenen Baumes sitzen Geier und äugen furchtlos nach den Fremden, erst spät die Flucht ergreifend, um am anderen Ufer rasch wieder aufzubäumen. Weiße Kuh-Reiher sitzen zu 20, 30 auf einem Baum, der weit über den Fluß hängt, als drückte ihn die Last der Vögel hinab. Regenpfeifer fliegen mit ärgerlichem Geschrei um die Träger, die sich nach allen Richtungen zerstreuen, um Brennholz zu suchen, und erfüllen die Luft mit ihrem drolligen Schimpfen. Aus der Ferne aber tönt wie feiner Glockenklang der reine, bald tiefe, bald hohe Ton eines Vogels, der kein anderer als der Orgelwürger sein kann. Außer diesen sehe ich noch eine Unmenge großer und kleiner Vögel, deren Identität ich weder kenne noch vorläufig festzustellen vermag. Ein Rekognoszierungsmarsch lehrt mich, daß unser bisheriger Weg nach Süden weiter läuft, während der Fluß nach Nordwesten zieht, aber bald versiegt. Ein Weg ist auf beiden Ufern nicht sichtbar. Die Fragen: Werden wir täglich Wasser finden? wie werde ich die Leute verproviantieren? machten mir etwas Sorge.

2. November. Wir zogen heute immer durch die schöne Parklandschaft dicht am Flusse, der nach einer halben Stunde versiegte. Aber sein Bett blieb immer durch dichten Baumwuchs bezeichnet, dessen Wurzelwerk, vielfach von dem in der höchsten Regenzeit heftig strömendem Wasser der Erde beraubt, wie Hilfe flehend in die Luft ragt. Auf der Suche nach einem Weg kreuzten wir mehrfach das Bett und stießen dabei auf die Reste einer Fischerhütte, mit vielen Netzen und Fallen, von der aus ein verwachsener Pfad das linke Ufer entlang führte, bis er sich in einer weiten von Wald und kleinen Erdhügeln eingerahmten Steppe verlor. In ihrer Mitte fließt der Ugalla als schmale Rinne mit trübem Wasser und offenen oder mit Mimosen bestandenen Ufern, zu denen von beiden Seiten viel Wildfährten laufen. Mehrfach scheuchten wir eine flüchtige Gazelle auf, die in dem hohen Gras ihr Schläfchen hielt und erschreckt die Trägerreihen durchbricht. — Ohne Besinnen schleudert der Fähnrich Kipenda Matako das ihm anvertraute schwarz-weiß-rote Heiligtum als Wurfspeer durch die Luft, das Signal zu einer unsinnigen Hetze; krachend fliegen die Kisten zur Erde, und Männer, Weiber und Kinder stürzen hinter den in ihrer Angst doppelt raschen Tieren mit Geschrei her, das ich vergebens zu übertönen versuche.

Das Ende ist, daß ich eine Viertelstunde Marschzeit verloren habe, etliche Flaschen zerbrochen sind, die Leute atemlos und mit scheuem Verbrecherblick zurückkehren, der Schausch den Fähnrich prügelt und die Gazellen über alle Berge sind.

Ich war grade mit dem Entwurf einer für meine Leute bestimmten Rede über das Unnützliche, Gefährliche und Verwerfliche einer improvisierten Treibjagd beschäftigt, als ich bei einer kleinen Wegbiegung ganz unvermittelt ein Bild vor mir sah, das mich allen Ärger vergessen ließ und mich mit stummem Staunen gebannt hielt. Vor mir lag der Ugalla als 80 Meter breiter, weithin in sanfter Windung sich dehnender Strom mit kristallklarem, blauem Wasser, inmitten einer Landschaft, deren Zauber nach der Öde der letzten Monate wie ein leiser warmer Frühlingsregen auf meine Seele fiel.

Bald bis dicht an die Ufer tretend, bald weit zurückweichend, zieht sich ein Akazienwald längs des Wassers, und die leuchtenden Blüten liegen so dicht auf den Ästen wie goldener Schnee. Wo die Ufer frei sind, bedeckt sie das zarte Grün der Wiesen, auf denen rote brennende Astern ähnliche Blumen gleich großen Blutstropfen glühen, und auf den hellen Gräsern tanzen die Sonnenstrahlen und leuchten aus den Tautropfen mit tausend jauchzenden Kinderaugen zum wolkenlosen Himmel. Welch ein Reichtum an Formen und Farben! Zahllose Winden ranken sich um die dunklen dichtbelaubten Äste hochstämmiger Uferbäume und werfen von oben eine Fülle weißer und violetter Blumen hinab, die bei jedem Lüftchen gleich Schmetterlingen auf und nieder schweben. Und als wären es ihre eigenen Blüten, so neigen sich die alten morschen Gesellen eitel über das Wasser und strecken ihre Arme weit vor, als wollten sie das eigene Bild liebkosen. Und die Eitelsten der Eiteln greifen sogar mit plumpen Fingern nach den Seerosen hinab, die ihre goldblonden Köpfchen kokett zwischen den breiten grünen Kragen wiegen. Als Zuschauer aber liegen in der Mitte des Stromes, unbeweglich wie verankerte Baumstämme, zwei Krokodile und glotzen träge zu den Sonnenstrahlen, Bäumen und Seerosen hinüber. Sonst tiefe Einsamkeit um uns. Doch nein! Weitab löst sich aus dem Dunkel des jenseitigen Uferdickichts ein Kahn, den ein aufrechtstehender Eingeborener über das stille Wasser lenkt. Wir eilen rasch vorwärts und finden die Stelle, wo er gelandet ist, Kahn und reiche Beute in Stich lassend. Nicht weit davon auf einer kleinen Wiese dicht am Fluß lasse ich das Lager aufschlagen. Einige Kähne, geschickt

aus der Rinde je eines Myombobaumes gefertigt und zum Trocknen aufgehängte Netze verrieten uns die Nähe einer größeren Fischerniederlassung. Wir finden sie auch bald in dem dichten Uferwald versteckt, ärmliche Hütten, von nomadisierenden Wagunda zu temporärem Gebrauch errichtet. Auf hölzernen Rosten liegt Nilpferdfleisch und eine reichliche Menge barschartiger Fische, die ich als willkommenen Proviant kaufe. Zwischen einem der Fischer und meinem Träger Ferusi, seinem Neffen, findet ein rührendes Wiedersehen statt. Nachmittags schoß ich ein Zierböckchen, das ich aber leider mit keinem der von Matschie aufgeführten identifizieren kann.

3. November. Ruhetag. Ich machte einige Photographien der schönen Landschaft. Meine Leute gehen auf Fischfang aus, und unbekümmert um die in einiger Entfernung respektvoll sich haltenden Krokodile baden sie, bis zum anderen Ufer schwimmend, und sind guter Dinge. Eine Anzahl, die ich einige Stunden weit in Dörfer geschickt habe, kommen mit reichlichem Proviant wieder. Also auch diese Sorge unnötig.

Nachmittags lockt mich der Wildreichtum wieder zur Jagd, wobei ich eine Antilope schoß. Während ich einen der beiden mich begleitenden Askaris mit der Beute zum Lager schicke, gehen ich und der andere dem Wild nach. Beim Verfolgen einer großen Kuhantilope werde ich von der Dämmerung überrascht, und da der Himmel seit Mittag mit dichtem, grauen Regengewölk bedeckt ist, senkt sich rasch die Nacht auf den Wald, ohne daß ich weiß, wo die Sonne untergegangen ist oder das Lager sich befindet. Auch von meinem Gefährten, der den Spuren von Zebras nachgegangen ist, ist nichts zu sehen, noch zu hören. Ich suche mir ungefähr den zurückgelegten Weg zu rekonstruieren und eile dann in der angenommenen Lagerrichtung vorwärts. Ich rechnete, nach einer Stunde auf den Fluß zu stoßen und damit eine Direktion zu haben. Aber nach $1^1/_2$ Stunden ist der Wald noch immer so dicht wie vorher und keine Spur vom Flusse zu entdecken. Die Situation war um so unbehaglicher, als ein feiner Regen fiel und die dünnen Kleider rasch durchnäßte. Oft gerate ich in dichtes Dorngestrüpp, aus dem ich mich nur mit zerrissenem Zeug und blutigen Händen herausarbeite, oder eine am Boden kriechende Schlingpflanze packt mich an den Füßen und verwickelt sich in die Schnüre meiner Schuhe. Zweige schlagen mir ins Gesicht, Baumstämme kreuzen hindernd meinen Weg, oder ich versinke mit einem Bein in das Erdloch eines Wildschweins. Bisweilen fährt schwirrend ein Vogel neben mir auf,

daß ich von dem plötzlichen Geräusch erschreckt zur Seite springe, oder die dunklen Umrisse eines Termitenbaus veranlassen mich, mit dem Gewehr in Anschlag klopfenden Herzens still zu stehen und den Angriff eines Raubtieres zu erwarten. Bisweilen zerreißt der Wind das Gewölk ein wenig, und dann erleuchten die Sterne mit fahlem Scheine die Baumstämme, deren welke Äste in den sonderbarsten Formen von der grauen Dämmerung sich abheben. Von dem raschen Laufen, Klettern und Stolpern und dem mir ungewohnten Tragen des Gewehrs erschöpft, überlege ich gerade, ob ich nicht besser täte, unter einem Baume den Morgen abzuwarten, als in meiner Nähe ein Schuß fällt. Es ist mein Jagdgefährte, der meinen Signalschüssen nachgegangen war. Auch er weiß nicht, wo die Sonne unterging, bezeichnet aber mit aller Bestimmtheit die Richtung des Lagers. Ich bin anderer Ansicht, weil ich, als der Himmel etwas sichtbar war, die Figur des Cetus erkannt haben wollte. Er wagt nicht zu widersprechen und wir verfolgen meine Richtung, aber nach einer weiteren halben Stunde fange ich selbst an zu zweifeln, da immer noch nicht der Fluß sich zeigt. Wieder gibt er mit Bestimmtheit eine Richtung an. Wir verfolgen sie und kreuzen viele Wildpfade und weite Lichtungen, über denen der Regen wie eine feine Wolke liegt. Abermals muß eine Stunde vergangen sein, und ich beginne schon ungerecht zu werden und dem Askari in gereizten Worten die Sicherheit seines Urteils vorzuhalten, als wir, eine Lichtung passierend, plötzlich das ohrenzermarternde Kreischen eines Antilopenhorns hören, und gleichzeitig tanzen auch schon wie große Leuchtkäfer brennende Holzfackeln zwischen den Bäumen vor uns und erleuchten märchenhaft die alten Stämme. Es war ein Trupp zum Suchen ausgesandter Leute. Jetzt erst spürte ich auch, daß ich seit vielen Stunden nichts gegessen habe, und bin herzlich froh, als ich nach weiterer halber Stunde das Lager erreichte, von den Leuten mit Freudengeschrei empfangen. Es war $^1/_2$10 Uhr vorbei. Ich war also in einstündigem Umkreis des Lagers $3^1/_2$ Stunden umhergeirrt.

5. November. Ich kann mir keine größere Eintönigkeit im Wechsel denken als diese Wälder. Fast hätte ich mich heute bei einer botanischen Exkursion wieder verirrt. Es sind immer wieder die gleichen Hochgraslichtungen mit ihren Erdhügeln und dem dunklen Waldrahmen, die den dichten Baumbestand unterbrechen. Jedes dieser zerstreuten Buschdickichte gleicht dem andern. Immer wieder stößt man auf Stellen, wo ein Haufen entwurzelter Stämme von

Gras und Schlingpflanzen überwuchert wird, oder wo eine spärliche Krautvegetation auf nacktem, baumlosen, sandigem Boden weite Flächen bildet, oder wo junger Nachwuchs gleich Schonungen geordnet steht, vielfach zerwühlt und zerstampft von den zu ihren Weideplätzen eilenden Nilpferden. Kein Wunder, daß mir nachts jede Orientierung fehlte.

Mittags marschierten wir weiter.

Ich staune und staune über die jähen Veränderungen des Flusses von einer 300 Meter breiten Bucht zum Tümpel oder von mächtigem Strom zur Trockenheit. Aber noch mehr staune ich und kann mich nicht satt sehen an seiner Schönheit. Wenn ich heute in einem der stillen Gewässer plötzlich einen der Fischer seinen Kahn durch die Fluten lenken sah, war es mir, als würden die Bilder, die ich als Kind im Robinson gesehen habe, zu Gestalt und Leben erweckt.

7. November. Ich marschierte in den letzten Tagen immer dicht am Fluß, obwohl es oft sauer genug war. Die Karawane mußte mehrfach landeinwärts gehen, weil mit den Lasten nicht vorwärts zu kommen war. Das Gras schießt täglich üppiger in die Höhe, so daß wir die Beine so hoch heben müssen wie bei sehr hochstufigen Treppen. Dazu ist es frühmorgens so naß, daß wir in kurzer Zeit bis auf die Haut gebadet sind. Schlimmer noch war es an einzelnen Stellen des Waldes. Oft starrten uns förmlich Wälle von Sträuchern und Schlingpflanzen entgegen, durch die wir mit Äxten und Haumessern Minen legten. Ein fortwährendes Bücken, Kriechen, Hängenbleiben und Stolpern. Schimmerte nicht das Wasser durch die Lücken, so hätte ich für meine Peilungen gar keine Direktion gehabt. Auch so ist es schwer genug; vor allem gleich festzustellen, wieviel von der verbrauchten Zeit abzuziehen ist, um die der zurückgelegten Strecke entsprechende Zeit zu finden. Gestern lagerten wir an einer Stelle, wo der Fluß sich, bevor er sich zu einer 200 Meter breiten Bucht erweitert, in mehrere Arme teilt, die zwei kleine Sandinseln umfassen. Als ich mit einem Askari auf eine von ihnen ging, hätte den armen Burschen beinahe ein böses Geschick ereilt. Ein Regenpfeifer rettete ihn. Ich neckte den kleinen Kerl, der uns schimpfend verfolgte, und nach oben sehend, bemerkte ich einen schweren Baumstamm an einer Schnur hängend. Ich hatte gerade noch Zeit, den Askari anzurufen, denn zwei Schritt vor ihm lag auf der Erde, unter Gras versteckt, das andere Ende der Schnur, das den Apparat auslösen sollte, offenbar das Werk eines umherschweifenden Jägers zum Töten von Nilpferden bestimmt.

10. November. Heute Ruhetag, da die Leute trotz der kleinen Märsche wegen der sich häufenden Marschschwierigkeiten etwas erschöpft sind. Wir lagern in der Nähe eines aus wenigen Hütten bestehenden neuerbauten Dorfes. Sonst haben wir noch keine Niederlassungen berührt. Doch liegen landeinwärts des Flusses einige Stunden entfernt Wagalladörfer, deren Häuptlinge mit Friedensversicherungen und Geschenken zu mir schickten. Durch einen Mann, der sich meiner Karawane angeschlossen hatte, war das Gerücht verbreitet worden, daß ich käme, um sie zu bekriegen, weil ihm angeblich von einem Mgalla-Sultan Unrecht zugefügt war. Durch allerhand Schreckbilder suchte er mich vom Flusse weg und in die Gegend seiner Feinde zu locken. Als ihm das nicht gelang, erfüllte er die leicht erregbare Phantasie meiner Leute mit fürchterlichen Bildern von gefährlichen Sümpfen, reißenden Flüssen, wütenden Nashörnern usw., infolgedessen jagte ich ihn vorgestern, als wir die Straße von Ugunda nach Karema (Tanganika) kreuzten und er seine Beschwörungen wieder aufnahm, mit seiner Sippschaft davon, wobei er mir angeblich Rache geschworen haben soll. Als ich daher gestern vor mir plötzlich zehn Schüsse hörte, glaubte ich, daß er den Augenblick sich zu rächen wahrgenommen hatte, und eilte im Sturmschritt vorwärts. Die Sache war ungefährlicher. Sieben meiner Askaris hatten die kühne Tat vollbracht, ein ganzes Krokodil anzugreifen, und von den zehn Schüssen, aus drei Schritt Entfernung abgefeuert, hatte auch wirklich einer getroffen. Das gibt einen Maßstab für die Fähigkeiten der Helden, mit denen ich den Tausenden von Kriegern des Königs von Ruanda imponieren soll.

Ich verzweifle bei dem Versuch, der immer aufs neue sich wandelnden Schönheit der Flußlandschaft mit meinen Worten gerecht zu werden, ihrer heiteren Anmut und ihrer herben Größe. Welch eine ernste Sprache reden diese dunklen Seen mit ihrer düsteren Uferwaldung im dämmernden Abend, wenn auf den Wassern schon die Schatten schlummern und nur noch ein matter Glanz am westlichen Himmel die Kronen der Bäume goldbraun umsäumt; wenn in lautlosem Fluge die Fledermäuse ihre schwarzen Kreise ziehen und aus den Tiefen des Dickichts die eintönig-klagende Weise des Orgelwürgers die stille Luft durchzittert, bis der kühle modrige Duft, der aus dem Schilf aufsteigt, die Nacht verkündet und zuletzt jede Farbe, jeder Laut in dem großen schwarzen Schweigen der Einsamkeit erstirbt.

Welch ein Kontrast, wenn der dampfende Strom im lustigen

Schein der Morgensonne taufrische Wälder und Wiesen durchströmt, wenn tausend kleine Wölkchen seinen Spiegel entlang kriechen, an den Ufern emporklettern und in den Wipfeln der Bäume sich verlieren; wenn die Netze der Spinnen auf Sträuchern und Gräsern wie köstlich glitzernde Perlenschnüre hängen; wenn der Seeadler, der stolzeste und einsamste, seinen hellen Schrei kampfesfroh über die Wasser sendet, daß alle anderen Vögel ängstlich verstummen und die Luft so rein und klar ist, daß die entferntesten Schirmakazien — noch bis in die zartesten Verzweigungen sichtbar — ihre Körper verlieren und wie von einem feinsten Pinsel auf den Himmel gemalt erscheinen.

Und die Nächte — wie denn vermöchte ich, die Nächte zu schildern und ihre Schönheit, die nicht von dieser Welt ist, an der jedes Wort zum Verrat wird, die meine Seele wie ein köstliches Geheimnis empfand, das die Gottheit ihr anvertraute.

Wenn über dem Wasser der Nebel braut, wenn der Mondschein auf Wald und Wiesen rieselt, wenn Silber von jedem Blatt tropft, zu Silber alles Gestein wird, wenn überall ein silberner Dunst wallt und wogt und flutet, — dann beginnen die Geister, sich zu regen. Dann stehe ich atemlos hinter einem Baum und sehe, wie sie Nebeln gleich aus allen Tiefen ihre durchsichtigen silbernen Leiber erheben, wie sie in nicht endenwollendem Zuge feierlich über den Fluß ziehen, wie sie im Reigen sich drehen, wie sie auseinander fliehen, wenn der plumpe Kopf eines schnaubenden Nilpferds aus der Tiefe plötzlich zwischen ihnen auftaucht, wie sie in tollem Mut in die Wipfel der Bäume klettern und von oben sich wieder hinunterstürzen, wie sie als schimmernde Schlangen um die Felsblöcke sich winden, oder als schwere gesanglose Vögel durch die Lüfte ziehen, oder als menschliche Ungeheuer mit langen zerfetzten Mänteln durch die Bäume schleichen, oft dicht an mir vorbei, daß ich ihren kalten feuchten Atem an meiner Stirn spüre. Und das Rauschen des Windes im Schilf begleitet die Feier mit eintönigen Weisen.

14. November. Die Schwierigkeiten des Marsches häufen sich, aber die Schönheit des Ugalla bleibt unverändert. Vorgestern kamen wir an eine Stelle, wo er sich in eine Reihe von Armen teilt und dann ein sehr breites flaches Bett bildet. Aus einem Dickicht heraustretend kamen wir an eine große Lichtung. Hier war der Fluß wieder vereint und verschwand gradlinig als breiter Kanal von vielen Pflanzen bedeckt, zwischen dunklem, parkähnlichem Wald. Es lag eine tiefe Traurigkeit über der Landschaft, eine hoffnungslose

Verlassenheit, die das wahnsinnige Angstgeschrei der schwarzen Hage-dasch-Ibisse noch erhöhte. Um so mehr war ich erstaunt, Reste einer Niederlassung zu finden, die in der Nähe eines hier einmündenden Nebenflusses standen. Als ich die Situation auf Grund meiner Skizzen bedachte, blieb mir kein Zweifel; ich befand mich am Wala, und die verkohlten, später von nomadisierenden Jägern notdürftig wiederhergestellten Reste einer Wohnstätte waren die Überbleibsel des unseligen Weidmannsheil. Mit schmerzlichen Empfindungen dachte ich der Männer, die hier gewirkt haben; ubi sunt qui ante nos in mundo fuere? Kaiser tot, Boehm tot, Reichard verschollen und alle halb vergessen. Wenn diese Ruinen reden könnten, was würden sie erzählen von Arbeit und Entbehrungen, von Fiebernächten und Kämpfen mit dem Tode, von Seufzern und Verzweiflung, aber auch von unerhörter Energie und Unverzagtheit, die die letzten dieser Männer auch dann nicht verließ, als das schrecklichste Verhängnis, der Brand von Weidmannsheil mit seinen furchtbaren Verlusten über sie hereinbrach. Die Briefe Boehms aus jener Zeit sind ein wahres Labsal für jeden, der sich von dem Gewimmel kleiner Seelen angewidert und mutlos abwendet.

17. November. Wenn die Aussage eines nomadisierenden Jägers richtig ist, daß das Flußbild von jetzt an so bleibe, wie wir es heute gefunden haben, so scheint für meinen Marsch eine neue Phase zu beginnen, die nichts weniger als erfreulich ist.

23. November. Der Jäger hatte Recht. Das Bild des Ugalla ist total verändert. Am 16. November bot es noch die alte Abwechse-lung, ja an diesem Tage und den ersten Stunden des nächsten kam als neuer Reiz noch das Auftreten von Tausenden von pracht-vollen Borassuspalmen hinzu, dann aber kam die Wandlung. Es verschwanden die dichtbewaldeten oft hohen Ufer mit ihren alten schönen Bäumen, die stillen Buchten, die kleinen und großen, heite-ren und herben Seen, die Parklandschaft mit ihren scheinbar wohl-gepflegten Rasenflächen, ihren gradlinigen Kanälen, ihren dichten Laubgängen, es verschwindet der Reichtum an Vögeln, Krokodilen und Flußpferden, es verschwindet der rasche Wechsel vom Strom zum Bach, vom See zum Tümpel, von weiten Buchten zur Trocken-heit — eintönig, ohne große Breitenunterschiede, mit offenen Ufern, von Sumpf oder verfilztem Hochgras eingerahmt, schlängelt er sich 50 Meter breit durch weite heiße Steppen, die mit zahllosen kleinen Grashügeln besäet sind oder durch lichten schattenlosen Steppen-wald, während ihn landeinwärts dichter Myombo begleitet, der

aber nur selten bis in unsern Marschbereich sich erstreckt. Die Wegschwierigkeiten waren außerordentlich groß. Um den Fluß nicht zu verlieren, machte ich immer wieder den Versuch, mich ihm zu nähern und geriet immer wieder in die tückischen Sümpfe, die sich unter einer dichten Hochgrasdecke verbergen.

Mehrfach suchte ich das andere Ufer zu gewinnen, das oft mit Myombo-Wald besetzt ist und weniger Schwierigkeiten zu bieten scheint, aber stets täuschte das klare Wasser und ich mußte immer wieder umkehren, weil die Träger mit den Lasten nicht hinüberschwimmen können. Dann war der Marsch mit den wassergetränkten schweren Kleidern doppelt unangenehm. Denn es ist ohnedies schon entsetzlich ermüdend, täglich einige Kilometer gleichsam treppansteigend zurückzulegen, den Fuß mit Gewalt aus dem in der Tiefe verfilzten Schilf und dem Schlamm loszureißen und bei jedem Schritt bis zum Leib in das Gras zu sinken, das so dicht steht, daß es unter dem sich dagegen lehnenden Körper nicht zusammenbricht, sondern nur wie ein Heuhaufen nachgibt. Oft verharrten die Leute, aber auch ich, wenn wir besonders tief einsanken, in halb stehender, halb liegender Stellung, bis wir uns etwas erholt hatten. So ging es sechs Tage, in denen wir täglich einige Stunden keuchend durch die Sümpfe tappten; aber ich konnte es ihnen nicht ersparen. Wo ich von einem der kleinen Erdhügel aus einen Überblick hatte, vermied ich die schlimmen Ufer; aber leider war das nur selten, weil das hohe Gras die Aussicht total sperrte. Seit heute ist es wieder etwas besser. Wir erreichten heute die Berge von Kawende und Gombe, die bis an den Fluß herantreten, so daß er keine Gelegenheit zu großer Sumpfbildung hat. Menschliche Niederlassungen sehen wir mehrfach am jenseitigen Ufer, ein Dorf auch am diesseitigen. Vier bis fünf Hütten standen mitten im Sumpfe auf kleinen drei Meter hohen Erdhügeln; auch für die ärmlichen Pflanzungen waren kleine Erhebungen benutzt. Ein jammervolles Dasein. Und diese armen Toren flohen mit ihrem Kahn zum jenseitigen Ufer, als wenn irgend etwas zum Rauben hätte reizen können.

24. November. Längs der Berge und des Flusses marschierend, kamen wir heute an ein Dorf, Ngalamila. Obwohl ich Parlamentäre vorausschickte, flohen die Leute in die Berge. Ich stellte zum Schutz ihres Eigentums Wachen auf. Später griffen wir einen ahnungslos vom Honigsuchen heimkehrenden Mann und belehrten ihn über das Törichte der Flucht. Nach langem Schauri überredete er die Seinen zur Rückkehr; aber sie taten es nur in großem Bogen.

Ich schenkte dem Manne Stoffe und versprach für morgen noch mehr.

25. November. Unbegreiflich. Der Beschenkte ist heute nacht entflohen und die anderen haben all ihre Habe in ein Dorf am jenseitigen Ufer gebracht. Daß ich, wenn ich zum Rauben Lust gehabt hätte, dies gestern bequem hätte tun können, scheinen sie, übersehen zu haben. Der Ortschef kroch heute in einer so menschenunwürdigen Weise vor mir, daß es mich anekelte. Beim Verkauf von Lebensmitteln zeigte er sich übrigens sehr auf seinen Vorteil bedacht.

26. November. Meine Leute tun mir während des Marsches leid. Nichts entschädigt sie für die Strapazen. Ein gebahnter Weg durch bebend heiße Steppen dünkt ihnen tausendmal schöner als Fluß und Gebirge, wenn man sich ihren Anblick erkämpfen muß. Sind sie aber im Lager, dann haben sie wieder alles vergessen. Dann entwickelt sich rasch ein bewegtes heiteres Leben. Wenn die Zelte aufgeschlagen sind, beginnt sofort die Tätigkeit, die ihrem Dasein erst seinen Inhalt gibt, die Zubereitung des Essens. Sie selbst beschränken sich allerdings meist nur darauf, die Lebensmittel einzuhandeln und als Sachverständige um die Töpfe zu sitzen, in denen die Weiber den Ugalli, den täglichen Mehlbrei, zusammenrühren. Gewöhnlich hat jede Speisegenossenschaft, zu der sich nach altem Reisebrauch fünf bis acht Leute zusammentun, ein Mitglied mit einer besseren Hälfte, die dann für alle sorgt. Das Herbeischaffen von Wasser und Brennholz wird meist gemeinsam betrieben, während die Grasbündel, die als Bett dienen, fast ausschließlich von den Boys besorgt werden. Wenn nun an allen Ecken und Enden die Feuer an den Töpfen emporlecken, wenn es überall brodelt und zischt und dampft, dann kommt wieder Frische und Leben in die ermüdeten Glieder. Die einen gehen in den Wald, um Honig zu suchen, die anderen angeln mit der primitivsten Angel der Welt, einer langen Schnur mit einem gekrümmten und geschärften Nagel am Ende und doch bringen sie mit ihr mannslange Welse und andere Fische ans Land, die sie auf hölzernen Rosten braten. In gleicher Weise behandeln sie das Fleisch der Nilpferde, die ich ihnen schieße. Aber nur die Leute von Pangani und die Wanjamwesi essen es, während die anderen es um keinen Preis annähmen, weil die Tiere nicht mit durchschnittenem Hals verendet sind. Dabei sind sonderbarerweise die Pangani-Leute vielmehr vom Islam durchsetzt; sie trinken keine Pombe, halten zum Teil regelmäßige An-

dachten ab usw., was meinen übrigen Küstenleuten nicht einfällt. Die Antwort auf alle Fragen nach den Gründen ihres verschiedenen Verhaltens lautet immer „dasturi", „das ist einmal so Sitte". Einzelne Leute von Bagamojo sind so schlau, sich ihre Ration geben zu lassen, auch wenn sie sie nicht essen, um sie an Eingeborene gegen andere Nahrung einzutauschen. Andere verschmähen das Fleisch, aber benutzen das reichliche Fett, um Lampenöl herzustellen, oder sie schneiden aus der Haut die berühmten Nilpferdpeitschen.

Während die Einen so einen geschäftigen Müßiggang treiben, übergeben sich die anderen ganz dem süßen Nichtstun. Hier wird geschwätzt und gelacht, dort den Karten gefrönt, hier läßt einer unaufhörlich den ngubu, die einsaitige Guitarre der Küste ertönen, und dort wird eifrig ein hübsches Brettspiel, das mbau, gespielt, das man in jedem Dorfe findet. So geht die Zeit bis zu dem großen Augenblick hin, wo das Sachverständigen-Kolleg, das schon mehrfach die beim Rühren am Löffel hängen bleibenden Reste geprüft hat, den entscheidenden Spruch fällt. Dann kommen sie um den großen Topf, greifen mit der Rechten abwechselnd hinein, kneten den Brei in der Hand zu einer Kugel und dann erst schieben sie ihn — o Augenblick, gelebt im Paradiese — in den Mund, mit den Augen schon nach der Stelle schielend, die zunächst in Angriff genommen werden soll. Gesprochen wird wenig beim Essen, das würde nur die Behaglichkeit stören. So macht die ganze Mahlzeit einen so automatischen mechanischen Eindruck, daß ich immer an die Figuren in den Schaufenstern vieler Uhrmacher denken muß, an den Unglücklichen, der ewig Wurst zu essen verdammt ist, an die Schuster mit vierundzwanzigstündiger Arbeitszeit usw.

Ist die Mahlzeit beendet, dann wird geschwatzt und ich höre von meinem Schreibtisch aus oft noch lange nach Mitternacht das gedämpfte Lachen und Plaudern einzelner Gruppen.

Dämmert aber der Morgen und heißt es, die Lasten packen, dann sind die Mienen — ach so sauer, dann ist nichts mehr übrig geblieben von der strahlenden Wonne des vergangenen Tages, bis wieder der Befehl zum Lagern gegeben wird und der Ruf „hema, hema", „das Zelt, das Zelt", sich vom ersten bis zum letzten fortpflanzt wie einst das *θάλαττα, θάλαττα* der Griechen. Und wieder lächelt diesen Kindern das Leben.

27. November. Die letzten Tage boten wieder neue Marschschwierigkeiten; aber der Ugalla entschädigte mich durch seine alte Schönheit. Es ist, als wolle er beim Abschied noch einmal alle

seine Wunder entfalten, denn der große See, an dem ich heute lagere, ist sein Ende, von morgen ab heißt es „der Ugalla ist tot; es lebe der Sindi" Gestern lagerten wir an einer kleinen Bucht, zwischen dicht bewaldeten Hügeln, über die wir uns mühsam einen Weg gebahnt hatten, mit dem Blick auf den blauen Spiegel, den das zarte Grün einiger Inseln freundlich unterbrach. Heute versiegte nach einer Stunde plötzlich das Wasser und eine Fortsetzung war nicht sichtbar; von einem kleinen Erdhügel aus sah ich nichts als einen Papyrussumpf, der mehrere Kilometer breit war. An seinem Rande marschierten wir weiter einige Ausläufer kreuzend.

Dann sperrte uns ein steiles Tafelgebirge den Weg, aber vorwärts mußten wir. So gingen wir auf den jähen Abhängen, auf Wildpfaden, die der Regen erweicht hatte, über glattes Gestein durch Dickicht und Schlinggewächs mit den Messern uns Bahn schaffend, zur Rechten den steil aufsteigenden Berg, zur Linken den Sumpf. Ich eilte in der Hoffnung, auf bessere Wege zu stoßen, möglichst rasch vorwärts; hinter mir verrät von Zeit zu Zeit das Geschrei der Karawane, daß ein Träger gestürzt oder eine Last den Abhang heruntergerollt ist. Nachdem wir so zwei Berge passiert hatten und der Sumpf einem schönen See, mit Nilpferden und Krokodilen reich belebt, gewichen war, ließ ich auf einer schmalen Lichtung lagern. Die Leute von Ngalamila hatten mir gesagt, ich würde in den nächsten Tagen auf Dörfer stoßen; so bestieg ich den Berg, an dessen Fuße unsere Zelte standen, gegen Abend, um Umschau zu halten. Aber so weit ich auch mit dem bewaffneten Auge sah, keine Spur einer Ansiedelung. Von jähen Gebirgen eingerahmt, dehnt sich der Sindi, mit Papyrus bedeckt, mehr als 1000 Meter breit, fast gradlinig, unter mir aus; ein ernstes Bild, aber von nicht beschreiblicher Erhabenheit. An einzelnen Stellen, auch dicht unter mir, bilden die Berge lange Spalten, deren Talboden von einer wilden, von Menschenhand unberührten, von Menschen unbetretenen Vegetation erfüllt ist.

Ich trenne mich schwer von der ernsten Größe dieses Bildes.

Welch höchste Weisheit liegt in dem Gegensatz von Gebirge und Ebene, so natürlich und selbstverständlich er den meisten dünkt.

Der wirre Lärm des Lagers, das Brüllen der Maskathengste, das Schnarchen der Nilpferde — alles vereint sich, bis es nach oben kommt zu einem feinen Summen, das der Wind in zerrissenen Lauten hinaufträgt.

Dort liegt der Weg von heute morgen! Wo sind seine Widrigkeiten? Wo die schlimmen Sümpfe, das spitze Gestein, das dornige Buschwerk, die schlüpfrigen Pfade? Alles vereint sich hier oben zu einem schönen Teppich, der in allen Farben leuchtet; zum weichen, olivenfarbenen Sammet wurden die schlimmen Sümpfe, zu Perlen das spitze Gestein, zu dunklen zierenden Flecken und Streifen das dornige Buschwerk, die schlüpfrigen Pfade. Das disharmonische in Akkorde zu bringen, das häßliche widrige, rauhe in sein Gegenbild zu verwandeln, das ist die Weisheit der Berge; das ist es, was unsere Seele auf den Bergen so erhaben stimmt. Das ist es, was Moses, Christus und Zarathustra auf die Berge trieb, der Vollkommenheit der Natur näher zu sein als in den „engen" Verhältnissen der Ebene. Mancher, der seinen Gott in der Ebene verloren hatte, ward von Gott auf den Bergen wiedergefunden und den Spruch des Psalmisten „Blicke auf zu den Bergen, von denen die Hilfe kommt" habe ich oft genug an der eigenen Seele erprüfen können.

In Runsewe, Ende März 1898.

Brief XI.

Es war ein wundervolles Bild, das ich am 27. November von der Höhe des Tafelberges aus genoß, ein Bild, das ich in den nächsten Jahren noch — ach, wie oft — sehen sollte, für dessen seltsame Schönheit mein Auge nie stumpf geworden ist, dessen Reize aber damals mit erster Frische auf mich wirkten.

Eine Stunde weit dehnt sich das 1000 Meter breite Tal unter mir aus, von Papyrus bedeckt, dem heute der graue Himmel nicht jenes freundliche Grün gönnt, über das an sonnigen Tagen die violetten Wolkenschatten wie ungeheure, wandernde Mückenschwärme ziehen. Heute aber liegt er dunkel da, ernst, fast verdrossen, eine einförmige, nur selten von einsamen Phönixpalmen überragte, tiefgrüne Masse, die hier und dort kleine Tümpel wie bleierne Scheiben mit stumpfem Glanz unterbrechen. Eine Rinne ist nirgends zu sehen, geschweige ein offener Flußlauf. Zu beiden Seiten steigen jäh die finsterbewaldeten Berge zu mäßigen Höhen auf. An einzelnen Stellen greifen sie weit in den Sumpf mit kulissenförmig gestellten Steilwänden hinein, zwischen denen sie sich amphitheatralisch ausbuchten und im Halbkreis helle Graslichtungen umfassen. Dicht unter mir zieht eine mit üppiger Strauch- und Baumvegetation erfüllte Spalte, die nach dem Sumpf hin mündet und im Osten mit einer zweiten fast rechtwinklig zusammenstößt. Der Regen hat schon seit einigen Stunden aufgehört, aber noch streichen schwere Wolken wie müde Nachzügler langsam die Berghänge entlang und schmiegen sich ihnen dicht an, als tasteten sie nach einer Öffnung, durch die sie entweichen und ihre Gefährten einholen könnten. Von menschlichen Wohnungen ist nichts zu entdecken, obwohl man mir vor einigen Tagen im letzten Dorf am Ugalla den Namen einer Niederlassung genannt hatte. Aber auch die Tierwelt scheint in diesem Tal der Verlassenheit fast ausgestorben zu sein. Wohl dringt

aus dem Dunkel unter mir von Zeit zu Zeit das lang ausgehaltene Kurren eines Pisangfressers, und irgendwo in meiner Nähe antwortet ihm klopfend ein rotköpfiger Specht, den ich schon beim Aufstieg an den morschen Ästen einer Akazie habe herumrutschen sehen, aber sonst ist alles still und leer, und nichts scheuchen meine Schritte auf, als ich zum Lager, dessen Lärm hier oben zu feinem Summen erstickt ist, den Berg wieder hinabsteige. Es begann schon zu dunkeln, denn an trüben Tagen ist die Dämmerung noch kürzer als sonst, und ich hatte mich in den Anblick des selten schönen und mir so fremden Bildes verloren. Überall erheben sich aus dem feuchten Grunde die feinen nächtlichen Nebelschwaden und schweben in leiser Unruhe zwischen den hohen Gräsern auf und ab, um zuletzt als dichte, weiße, unbewegliche Masse mit scharf abgeschnittenem Rand wie ein Gemäuer mit flachem Dach auf dem Sumpf zu liegen, den sie zu erdrücken scheinen.

Mit raschen Schritten stürme ich den Berg hinab, meinen Lauf an jedem Baume brechend, der mit einem Regenschauer die gestörte Nachtruhe rächt, und ich hemme erst meine Eile, als ich die Lagerfeuer in den Waldrand ihre flackernden Reflexe werfen sehe. Denn ein beklemmendes Gefühl war jäh über mich gekommen, wie über einen Dörfler, der um Mitternacht an der Mauer eines in Schnee und Mondschein schlafenden Kirchhofs vorübergeht. War es feige Schwäche oder gibt es in uns allen alte Kinderstuben-Erinnerungen, die in einem Winkel der Seele liegen bleiben, um von günstiger Gelegenheit geweckt aus dem langen Schlaf emporzufahren und wie schwarze Fledermäuse uns zu umflattern?

Wie mochte aber erst dem armen Teufel zu Mute sein, dessen Schicksal mich die nächste Nacht beschäftigen sollte. Als ich nämlich ins Lager zurückkehrte, fand ich mich bereits sehnlichst erwartet. Mein Mnjampara Hamiß, den die Pombeabstinenz der letzten im Pori verbrachten Zeit in eine Art pathologischen Stumpfsinn versetzt hatte, kam mir überraschend lebhaft entgegen und meldete mir, daß einer seiner Träger vermißt werde. Er sei mit einigen Kameraden wilden Honig suchen gegangen, habe sich im Dickicht der Bergspalte von ihnen getrennt, unfreiwillig getrennt und, wahrscheinlich infolge seines Augenleidens, den Heimweg nicht finden können.

(Die merkwürdige Krankheit, an der er litt, habe ich später noch mehrere Male beobachtet, immer auf dem Marsche und meist bei geistig trägen oder körperlich schwächlichen Individuen, auch Kindern. Äußerlich ist außer leichten Entzündungserscheinungen nichts

zu konstatieren und in der Ruhe ist die Sehschärfe auch kaum beeinträchtigt. Sobald sich der Kranke aber in Bewegung setzt, klagt er, daß die Gegenstände vor ihm verschwimmen und daß er der schmalen Weglinie nur mühsam zu folgen vermöge. Und in Wahrheit ist sein Gang unsicher und schwach taumelnd, wie der eines leicht Angetrunkenen, der sich zu disziplinieren sucht. Ich vermute, daß dies Leiden auf der Basis physischer Übermüdung entsteht. Denn in diesem Zustand verfallen manche Neger, namentlich lasttragende, in eine Stumpfheit, die man fast eine Art hypnotischer Benommenheit nennen könnte. Den Kopf etwas gesenkt, den Blick zur Erde gerichtet, achten sie auf nichts, als auf die Beine des Vordermannes und den schmalen, die Sonne grell reflektierenden Weg und setzen so mechanisch einen Fuß vor den anderen, daß es ihnen zuletzt scheint, als flöhe der Weg noch schneller rückwärts, als sie selbst vorwärts schreiten. Das monotone Gesichtsfeld im Verein mit der starken Strahlung erzeugt dann wahrscheinlich eine Hyperämie und Reizung der Netzhaut, die den Patienten tage- und in schweren Fällen wochenlang belästigt. Ich weiß nicht, ob man in Europa ein analoges Leiden kennt. Man könnte an Schneeblindheit denken und rein deduktiv möchte ich annehmen, daß bei Bicyklisten, insbesondere bei Dauerfahrern, ähnliche Symptome bisweilen auftreten müßten.) — — —

Und nun gab es eine unruhige Nacht. Auf dem Kamm des Berges wurden Scheiterhaufen aufgetürmt, deren Flammen hoch zwischen dem regenschweren Gezweig der Bäume aufzüngelten, daß sein Dampf sich mit dem gelben Rauch des feuchten Holzes mischte. Antilopenhörner sandten ihren gellenden Ruf durch den Wald und in die Schluchten, aus denen ein gebrochenes Echo fern und gedämpft wie aus den Eingeweiden der Berge zurücktönt. Nach jeder Stunde stieg eine Salve in die Höhe und jedesmal fiel prasselnd ein Hagel morscher Äste aus den Wipfeln, dem langsam gaukelnd die zerfetzten Blätter folgen.

Eine Stunde hatte ich mit den Wachen am Feuer gesessen und mir abwechselnd die eine Seite geröstet, während die andere fror. Es träumt sich gut am Feuer, wenn nur die einförmige Weise der Gubu-Guitarre und das Glucksen der Wasserpfeifen die Stille unterbricht, und wenn man mit eingelullter Seele in die Flamme blickt, die die Tabakswolken in sich hineinzieht, oder in die Höhe, wo Mücken und Motten und allerhand fliegendes Nachtgetier feine Striche über das Stückchen Himmel zeichnen, das zwischen

den vom Glutstrom leise auf und nieder schwankenden Zweigen hervorlugt. Immer dieselben beiden Töne spielt der Mann neben mir; immer in gleichem Takt schlägt er mit dem Rohrstäbchen auf die Sehne des Bogens, dessen Holz in der Mitte einen halben Kürbis als Resonanzboden trägt; immer vier Viertel: hell, dunkel, hell, dunkel und dann ein gespaltener, hölzerner Vorschlag, der mit einer Art Fingerhut gegen den Kürbis geklopft wird. Djink, djunk, djink, djunk; dekkedjink, djunk, djink, djunk.

Und welche Träume ziehen durch die schläfrige Seele? Und worüber hält sie Zwiesprach mit dem Monde, der mehr noch der Landfremden als der Verliebten Vertrauter ist? Ach, wovon träumt, wer fern von der Heimat ist, wovon könnte er träumen! Und während die Bilder von allem, was ich liebe, durch die Flammen ziehen, singt ein Lied in mir, eintönig wie das Spiel des Gubu und immer mit demselben Refrain endend: Djink, djunk, djink, djunk. Wann? Wann? Dekkedjinkdjunk, djink, djunk. Wann? Wann?

Aber wehe dem, der nicht stark genug ist, solche Träume in kurze wohl- und wehmütige Feiertagsstunden zu drängen: Ihm schweifen immer abwärts die Gedanken,

Ihm zehrt der Gram das nächste Glück
Von seinen Lippen weg — — —

Für solche Naturen wird Afrika zum Verhängnis. Sind doch selbst an der Küste, wo hunderte von Deutschen zusammenleben, schon einige allzu zarte Menschen an Heimweh zu Grunde gegangen. Und in Wirklichkeit ist die Sehnsucht nach geliebten Personen anderer Art und vielleicht weniger aufreibend als das Heimweh nach teuren Orten und vor allem Stimmungen, die mit ihnen verknüpft sind. So erinnere ich mich, manchmal geradezu wie einen physischen Schmerz das Verlangen nach einem kalten, norddeutschen Wintertag empfunden zu haben, und ich hätte damals meine Seele an jeden Teufel verkauft, wenn er mir für eine halbe Stunde meinen Wunsch erfüllt hätte. — — —

Doch man lebt nicht von Träumen allein und nachdem ich mich an jenem Abend jede Viertelstunde wie ein Huhn am Bratspieß um meine eigene Achse gedreht hatte, um nicht vorne zum Flunder, hinten zur Fürst Pückler-Speise zu werden, strebte ich in Beherzigung des Philosophen, der da sagt, daß, wer weise wählt, Wolle wählt, meinem Zelt und Bett zu, das wenige Schritte vom Wasser seinen Platz hatte. Und wenn man am Tage einige Stunden durch Sümpfe getappt und auf schlüpfrigen Wildpfaden sich die Gelenke abwech-

selnd aus und wieder eingerenkt hat, dann schläft man in kurzem wie ein Murmeltier, auch wenn Antilopenhörner gellen, Salven krachen und harmlos neugierige Flußpferde, 30 Meter entfernt, mit wohligem Geschnaufe das Wasser aus den Nüstern stoßen.

Als ich am andern Morgen erwachte, galt meine erste Frage dem Vermißten. Er war nicht zurückgekehrt. Früher, d. h. in den ersten Monaten meiner Reise, hätte ich, noch to full of the milk of human kindness, in solchem Falle wahrscheinlich beschlossen, an diesem Ort mein seliges Ende zu erwarten und bis dahin in meilenweitem Umkreis Berge und Schluchten abzuholzen, um wenigstens den Gebeinen der Verunglückten ein ehrliches Begräbnis zu bereiten. Aber zum Glück für meine Angehörigen und Freunde verlor ich schon auf dem Wege von der Küste ins Innere einiges aus dem Bündel humanitärer Prinzipien, an dem ich schwerer trug, als meine Neger an ihren Lasten: ich beschloß also, mich hier nicht zu „äternisieren" und strich schmerzbewegt aber gewissenhaft in meinem Ausgabebuch zwei Doppelellen Zeug, das wöchentliche Kostgeld eines Trägers. Vorher aber hielt ich einen Konvent mit den vier Chargen ab, dem Führer der Askari und den Wanjampara der Leute von Bagamojo, Pangani und Tabora. Ich hatte immer noch starke Zweifel, aber die anderen waren nur über die Todesart mit sich uneinig, ob Löwe oder Schlange, Leopard oder die Furcht vor den Schrecken der Nacht ihn gefressen hätte. Immerhin hielt ich es doch für angebracht, eine Patrouille durch die Schlucht zu schicken, in der man seine Leiche vermutete, während ich mit der Karawane weiter marschierte.

Seit dem frühesten Morgen fiel wieder ein feiner Regen und verdrossen zogen wir um den Fuß des Berges herum, um in das Sindital zu gelangen. Zu meiner freudigen Enttäuschung fand sich ein Weg, der noch nicht zu sehr verwachsen war, dicht am rechten Ufer zwischen Sumpf und Bergen. Von der anderen Talwand war wenig zu erkennen. Die Berge, die auch da, wo sie am weitesten zurückwichen, keinesfalls mehr als zwei Kilometer entfernt waren, schienen durch die Schleier von Nebel und Regen hindurch meilenweit abzuliegen. An einer Stelle klaffte eine mächtige Spalte, und an den dichten Nebelmassen, die sie erfüllten, konnte man erkennen, daß dort das breite Sumpftal eines Nebenflusses einmündete. Wir waren etwa $^3/_4$ Stunden marschiert, ich hatte unter dem Dach einer Fächerpalme gegen den stärker werdenden Regen Schutz gesucht und starrte, Heft und Bleistift zwischen den klammen

Fingern, trübselig in die graue Verdrossenheit vor mir, als meine Leute mich auf zwei Punkte aufmerksam machten, die in einiger Entfernung sich bewegen sollten. Ich wischte mir das Regenwasser aus den Augen und sah mit einiger Anstrengung zwei Punkte durch die feuchten Schleier vor uns schwimmen, einen roten und einen weißen, die scheinbar auf der Decke einer Hochgrasparzelle auf und nieder huschten. Nach wenigen Minuten ließ sich unschwer erraten, daß es zwei Köpfe waren, von denen der eine einen roten, der andere einen weißen Turban trug und als sie bald darauf in das Niedergras der Weglinie traten, zeigte sich auch, daß an den Köpfen zwei ausgewachsene Körper hingen, die sich, als sie mich erreicht hatten, nach vielem Kniebeugen und Händeklatschen, als die Abgesandten der Sultanin Fundikila von Butembo vorstellten, in deren Gebiet zu weilen ich jetzt die Ehre hätte. Fundikila sei gesund und hoffe das gleiche von mir, Fundikila grüße und erwarte freudig meinen Besuch, Fundikila sage dies und sage das, kurz: in der nächsten Viertelstunde schwärmten die Fundikilas wie Mücken um meine Ohren, und ich war herzlich froh, als der Regen aufhörte und mein Weitermarsch einen Grund gab, den Strömen der loyalen Beredsamkeit einen Damm entgegenzusetzen. Der Weg ging immer zwischen Sumpf und Bergen nach Norden und nur, wo diese sich ausbuchten, führte er über Grasflächen mit morastigem Boden zum Ende der nächsten Kulisse. Gegen zehn Uhr begann der Regen wieder und ich überlegte gerade, wo ich auf diesem schmalen Terrain heute mein Lager aufschlagen könnte, als die schwatzenden Deputierten Fundikilas hinter einem Querriegel, dessen Fuß wir passiert hatten, nach rechts und eine schmale Talspalte hinauf bogen; in ihrer Mitte stand eine Tembe mit einem Komplex von Hütten, über deren Dächer blauer Rauch, vom Regen gedrückt, hinab zur Erde kroch. Was mich aber am meisten überraschte: Am Eingang des Dorfes lehnte in einem Gewimmel schwarzer Leiber und grüßte mit wohlwollenden Gebärden die Leiche des vermißten Trägers. Da das doch etwas ungewöhnliches ist, näherte ich mich ihm vorsichtig und stellte einige Fragen, worauf ich erfuhr, daß er durchaus nicht gestorben, sondern, weil er das Lager nicht finden konnte, in beliebiger Richtung weitergegangen sei, bis holzsuchende Weiber ihn gefunden und hierher geführt hätten. Unter diesen Umständen blieb mir nichts übrig, als — wiederum gewissenhaft und schmerzbewegt, pardon! natürlich nur bewegt — in mein Ausgabebuch unter die durchstrichenen zwei Doppelellen Zeug eine Reihe von Punkten zu setzen.

Das kleine, unansehnliche, von zwei kinderreichen Familien bewohnte Dorf, das zwischen Felsgeröll und Buschwald in dieser Einsamkeit sich eingenistet hatte, barg nichts bemerkenswertes, es sei denn, daß ich zum ersten Male in Afrika genötigt war, meine Augen sittsam niederzuschlagen. Denn die Vertreterinnen des säugenden Geschlechts zeigten sich vom Backfisch bis zur angejahrten Matrone den bewundernden Blicken meiner Leute so „voll und ganz", daß wirklich nicht viel mehr zu verbergen übrig blieb. Es war eigentlich fast alles ausgeschnitten. Die Details schildere ich lieber nicht, trotzdem es wißbegierige Leser gibt, die auch dies wünschten. — —

— — — — — — — — — — — — —

Als ich nämlich meine ersten Reisebriefe veröffentlichte, erhielt ich Schreiben von allerhand interessierten Leuten. Die meisten waren mir total fremde Markensammler, die mit „Grüßen über das Meer" begannen und mit einer Bettelei endeten. Ich erinnere mich aber auch eines anderen, der ohne unzüchtig zu sein, mein Schamgefühl verletzte. Er erklärte sich nämlich bereit, sich zu freuen, wenn ich den kleinen, die Psyche des Negers charakterisierenden Bildern auch solche über die Sittlichkeit und die Beziehungen der beiden schwarzen Geschlechter anfügen wollte; er und andere bäten sehr darum, natürlich nur aus „psychologischem" Interesse. Natürlich! Das „psychologische" freute mich herzlich, denn es erinnerte mich an einen Studenten der Volkswirtschaft in jungen Semestern, der in den Ferien an den Markttagen von seinem Fenster aus die Waden der leichtgeschürzten polnischen Bäuerinnen mit emsiger Beflissenheit zu studieren und, wenn er ob dessen gerügt wurde, verletzt und ernst zu antworten pflegte: „Nationalökonomie!" Übrigens soll auch mein „Psychologe" einmal befriedigt werden, nur nicht heute, aber sicher ein ander Mal.

— — — — — — — — — — — —

In den nächsten Tagen folgten wir dem Strombett, immer zur linken den Sumpf und rechts das Gebirge. Der Weg war meist gut, nur bisweilen, wo der Papyrus bis dicht an die Berge herantrat, mußten wir auf steilen und von dem nicht enden wollenden Regen schlüpfrigen Pfaden klettern, und mehr als einmal stürzten Träger und Last. Das Flußbett hatte sich sehr verschmälert und war durchschnittlich nicht breiter als 200—300 Meter; die Marschrichtung N.N.E. Von menschlichen Ansiedelungen trafen wir nur zweimal kümmerliche Gehöfte mit Euphorbienhecken und kleinen Bananenschamben, deren Bewohner sich scheu verborgen hielten. Als Führer dienten uns Fundikilas Leute, die die Zeit benutzten, um

uns durch ausschweifende Lobpreisungen einen möglichst hohen Begriff von dem Ansehen und der Tugend ihrer Herrin zu geben. Als ich am vierten Tage der Karawane etwas Ruhe gönnen wollte, baten sie mich, noch ein kleines Stück weiter zu marschieren. Denn Fundikila, die aus ihrer Residenz sich an den Fluß begeben habe, weil ich selbst ihn nicht verlassen wollte, sei in der Nähe und erwarte mich, um Geschenke und Höflichkeiten auszutauschen. Trotzdem das Wetter zum ersten Male wieder schön und sonnig war, und ich einen Lagerplatz mit Wiesen, Blumen und Bäumen und prächtigem Blick in das von den roten Sandsteinbergen eingerahmte Flußtal gefunden hatte, wollte ich so liebenswürdige Ungeduld doch nicht enttäuschen und setzte meine Karawane wieder in Bewegung. Nach einiger Zeit kamen wir an eine Stelle, wo das Sumpftal des Sindi stark nach rechts ausbuchtete. Wir folgtem seinem Rande, um eine einigermaßen trockene Furt zu suchen, was uns auch glückte. Im Begriff, sie zu durchschreiten, sahen wir aus einem Hüttenkomplex der anderen Seite eine Kette von 100 Männern im Gänsemarsch uns entgegenlaufen. Nachdem sie zu uns gestoßen waren und mich im Namen Fundikilas stürmisch begrüßt hatten, führten sie uns auf kleinem Umweg zu den jenseitigen Hügeln hinüber. Ich hatte dort gerade mein Zelt aufschlagen lassen, als einer der Führer aus einem Gehöfte heraustrat. Auf seinen Schultern saß ein Kind, das ein Stück Zeug um die Hüften geschlungen hatte, und um den Kopf ein zopfartig über den Rücken fallendes Band von Rindsfell trug. Vorsichtig stellte er es vor mich auf die kleinen Beine. Es war ein sechsjähriges Mädchen, das mit verlegen gesenktem Kopf dastand und die großen, schwarzen Augen scheu zu mir aufschlug und, während sie verschüchtert mit der Linken den zarten Schenkel kratzte, verschwand der Zeigefinger der Rechten in beängstigender Weise immer tiefer in dem breiten Näschen. Und dies war Fundikila, die Herrscherin, die Mächtige, die Tugendreiche, um derer willen ich mich so beeilt hatte. Ein sterbendes Reh soll ja, wie behauptet wird, in seinem Auge einen rührenden Ausdruck von Vorwurf und Klage haben; ich glaube aber, daß der Blick, den ich in diesem Moment der Deputation Fundikilas zuwarf, von keinem sterbenden Reh der Welt erreicht wurde.

Missugi, Mitte April 1898.

Brief XII.

Ich hatte ursprünglich, als ich noch die schmählich getäuschte Hoffnung hegte, eine so interessante Erscheinung, wie die früher in diesen Blättern geschilderte Bibi Njasso zu finden, die Absicht gehabt, mich bei Fundikila etwas aufzuhalten, um mit ihr, wie sie es gewünscht hatte, Geschenke und Höflichkeiten auszutauschen. Das erstere geschah auch, das andere aber hatte seine Schwierigkeiten. Denn sie war so beharrlich in ihrer Verlegenheit und kehrte trotz der Belehrungen ihrer Minister so eigensinnig in die erwähnte wenig königliche Position zurück, daß bei längerem Verweilen eine Katastrophe für ihr Geruchsorgan zu fürchten war, weshalb ich den Abschied beschleunigte und am nächsten Morgen schon wieder aufbrach. Man hatte mir gesagt, daß ich das Butembo-Ufer verlassen und mich auf die andere Seite nach Kawende begeben müsse, weil ich andernfalls auf einen breiten Nebenfluß stoßen würde, dessen Sumpftal ich auf tagelangem Umweg zu umgehen hätte. Daraufhin kreuzte ich am 30. November — zum erstenmale — das Bett des Sindi. Wir querten das Tal, das sich wieder verbreitert hatte, in schräger Richtung in etwa 20 Minuten. Dabei ereignete sich sonderbares. Als ich nämlich das andere Ufer erreichte, atmete ich, wie von schwerem Alb erlöst, auf und wunderte mich nicht, als ich von dort aus zurück sah, wie einige Weiber auf dem Wege hinstürzten, viele Träger aber blaß — auch ein Neger errötet und erbleicht — und schwankenden Schrittes die diesseitige Böschung erstiegen und sich erschöpft ins Gras warfen. Wie geschah das?

Cameron, der vor mir den Sindi kennen gelernt und bei Tamballa gekreuzt hat, spricht von den „îles flottantes" dieses Flusses. Der Ausdruck Insel ist nicht ganz glücklich und vielleicht dadurch entstanden, daß der Reisende den Fluß nur an der einen Furt

von Tamballa überschritten hat und deshalb nicht wußte, daß fast das ganze Bett die Eigenschaft hat, die ihm dort aufgefallen war. Es handelt sich um folgendes: Betrachtet man das Flußbett, so sieht man zwischen den Gräsern und dem Papyrusschilf einen schwarzen, scheinbar festen und in der Trockenheit wenig feuchten Humusboden. Sobald man aber nur wenige Schritte die Furt begangen hat, beginnt der Boden bei jedem Schritt nachzugeben und in weitem Umkreis in flacher Wellenbewegung zu wanken. Wie ein ausgespanntes Tuch, das elastisch jedem Druck nachgibt, so sinkt die Erde ein, um sich rasch wieder auszugleichen. Das verursacht ein infames Gefühl, das alle Schrecken der Seekrankheit in uns wachruft, vermehrt um die Empfindung, jeden Augenblick durchbrechen zu müssen, um in einer unbekannten Tiefe elend zu versinken. Am ausgeprägtesten ist das Phänomen natürlich dann, wenn Leute in langer Folge gleichzeitig das Bett kreuzen; im übrigen ist es nicht an jeder Stelle gleich stark, vielleicht auch in verschiedenen Jahreszeiten verschieden, aber doch überall zu beobachten; ich wenigstens habe es von den fünf Furten, auf denen ich den Sindi überschritt, jedesmal wiedergefunden, am unangenehmsten allerdings an der, die mich am 30. November von Butembo in das Land Simba's führte. Es sind also nicht nur einzelne „Inseln", sondern es ist das ganze Strombett, das mehr oder weniger „flottiert". Wenn ich mich recht erinnere, nimmt Cameron an, daß in der Tiefe Wasser ist, auf dem die durch Wurzelwerk zusammengehaltene Erdmasse schwimmt. So oder ähnl'ch muß man sich wohl die Lage vorstellen. Ich habe es wenig später an der einzigen größeren offenen Stelle des Sindi erlebt, daß todwunde Nilpferde sich unter dem Wasser vollkommen in den angrenzenden Sumpf einbohrten, dessen Oberfläche auf große Entfernung in starke Schwingungen geriet. Wie wäre dies anders möglich, wenn der kleine See, in dem dies sich abspielte, sich nicht in der Tiefe (zum mindesten durch zahlreiche unterirdische Adern) fortsetzte, es sei denn, daß in der ganzen Kontinuität des Sindi die zäh-elastische konsistente Oberschicht des Flußbetts auf einer breiflüssigen Unterschicht ruht. Sonderbar ist aber, daß andere Papyrussümpfe z. B. die des Kagera-Nil, nicht diese Eigentümlichkeit oder höchstens einmal leicht angedeutet zeigen. Warum also allein und warum so stark der Sindi?

Als ich das linke Ufer erreicht hatte, befand ich mich im Gebiet der Wawende, das sich westwärts bis an den Tanganika erstreckt. Es ist in eine Unmenge kleiner Landschaften zersplittert, deren Herr-

scher sich früher durch ewigen Streit das Leben erschwerten, seit der deutschen Okkupation aber ruhiger geworden sind. Und wie fast überall sind die „Achäer“ mit der Veränderung zufrieden, während die „Könige“, soweit sie einst die Stärkeren waren, mit Wehmut der guten alten Zeit denken, da sie über einen schwächeren Nachbar herfallen und ihrem Harem frisches Blut, ihrem Volke neue Sklaven zuführen konnten. Einer der unruhigsten Köpfe war Simba („Der Löwe“), der in den Jahren Böhms und Reichards am Sindi herrschte. Ein Simba war es auch, durch dessen Gebiet ich die ersten Tage auf dem linken Ufer marschierte, aber da ich ihn nicht zu Gesicht bekam, so weiß ich nicht, ob der alte Löwe noch lebte, oder ob nur sein Name sich auf seinen Nachfolger vererbt hat.

Die Eingeborenen, die die Sindi-Länder bewohnen, halten sich vom Fluß selbst ganz fern; ich fand ihn fast leer von Ansiedelungen. Am 30. November traf ich keine, am 1. Dezember 2, am nächsten ebensoviel und bis zu meiner Ankunft an der Vereinigung mit dem Malagarassi, 9 Tage später, noch etwa 6—8. Das ist herzlich wenig und um so auffallender, als der Boden einen vorzüglichen Eindruck macht, schöne Wälder mit viel Hyphaenen und anderen hochstämmigen Bäumen häufig sind und an natürlichen Brunnen überall kein Mangel ist. Aber ich glaube, daß das Klima in diesem mückenreichen Sumpftal mörderisch ist und die Leute abschreckt. Als ich am 1. Dezember eine Tembe mit reichen Feldern passierte und den Besitzer fragte, warum so wenig Menschen am Flusse wohnten, antwortete er, daß auch er nicht hier wäre, wenn er nicht einer „Giftprobe“ hätte entfliehen wollen und um mir vielleicht zu zeigen, warum er sich hier nicht wohl fühle, holte er seinen alten Vater und zwei Frauen herbei, deren kachektische Jammergestalten allerdings mehr, als Worte vermocht hätten, mir die Ungunst der hiesigen Verhältnisse demonstrierten. Ich habe auch nie wieder ein solches Moskitotal angetroffen. Wenn ich des Abends meine Lampe angesteckt hatte, wurde ich so umschwärmt, daß ich es bald aufgab, mich zu wehren. Als meine Boys eines Tages die Stiche an meinen beiden Ellenbogen und Knieen zählten, erreichten sie nahezu die Zahl 50 und nur mit großen entnervenden Chiningaben gelang es mir, die immer wieder drohenden Fieber abzuwehren. Man begreift, daß schon mächtige Gründe vorliegen müssen, um in so unwirtlicher Gegend ein Asyl zu suchen; einer der häufigsten ist der, den der Mann einfach, ohne ein Wort der Klage, als spräche er von einer unabwendbaren vom Himmel gesandten Plage

mir angab: „er sei dem „mwawi“, d. h. der Giftprobe entflohen“. Diese scheußliche Institution findet sich in einem großen Teil von Afrika, besonders aber scheint sie in den Gebieten der Wanjamwesi und ihrer Verwandten und unter diesen bei den Wawende am stärksten zu wüten. Erst in einer ziemlich neuen Veröffentlichung eines Missionars finde ich, daß er von zersprengten Dörfern in Kawende erzählt, deren Einwohner die Giftprobe auseinandergetrieben hat, und in demselben Jahre, in dem ich das Land bereiste, fand eine besonders ausgiebige statt, die zahlreiche Leute tötete, und noch mehr, wie man annehmen darf, aus ihren Wohnstätten vertrieb.

„Was ist eine Giftprobe?“ wird mancher Leser verwundert fragen, der von dieser Verirrung noch nichts gehört hat. Wer eine Blasphemie nicht scheut, könnte sie ein Gottesurteil nennen, sonst ist sie die Rache eines Toten an den Lebendigen, ist sie der Hochmut des Negerherrschers, der nicht an die Möglichkeit glaubt, daß ein Mann wie er, eines natürlichen Todes sterben könnte und die abergläubische Unterwürfigkeit der schwarzen Masse, die die Konsequenzen eines solchen Dünkels geduldig erträgt.

Ein Sultan liegt im Sterben. Sein von Trunk und Ausschweifungen zerrütteter, von häßlichen Krankheiten zerfressener Körper will zusammenbrechen. Alle Mittel der Ärzte und Priester sind erschöpft; vergeblich hat man diesem Geist unter jenem Baum geopfert; vergeblich alle verstorbenen Ahnen und Verwandten durch reiche Libationen zu versöhnen gesucht. Es geht zu Ende. Aber der Elende will nicht allein sterben. „Man hat mich vergiftet,“ stöhnt er, „aber ich verlasse mich auf meinen Nachfolger, daß er mich an meinen Mördern rächen wird.“ Nun darf er seine Augen ruhig schließen, denn es geschieht nach seinem Wunsch. Doch wer ist der Schuldige? Niemand weiß es. Und nun geht ein Zittern durch alle Dörfer. Wann werden die Häscher kommen, wen wird man fortschleppen? Niemand fühlt sich sicher, denn die haltloseste Denunziation eines Feindes genügt, um zum Gerichtsplatz gezerrt zu werden, wo das Gift verabreicht wird. Wer an ihm stirbt, ist als Zauberer, als Giftmischer überführt, wer es erträgt, hat seine Unschuld bewiesen. Daran glaubt alle Welt und es scheint ein Widerspruch, wenn trotzdem Leute mit gutem Gewissen die Probe fürchten. Scheint! Denn, denken viele, könnte nicht ein böser Zauberer durch seine Künste fertig bringen, daß ich statt seiner sterbe, auch wenn ich unschuldig bin? Und so ziehen sie es vor, in irgend

einer Wildnis sich eine neue Heimat zu gründen, wo sie fern von dem Hofe ihrer Tyrannen sicher sind, keinen Verdacht zu erregen.

Ich habe natürlich so wenig wie ein anderer Europäer je einer Giftprobe beigewohnt, aber ich habe einen Bericht in Händen, der nicht den Eindruck macht, als habe ihn ein Schönfärber geschminkt und aufgeputzt. Er stammt von einem Neger, der in Malta christlich erzogen wurde, dort Medizin studierte und später nach Afrika zurückging, wo er unter den Wawende und anderen Stämmen als Arzt und Katechist tätig ist. Von ihm rührt der Bericht her, der an einen seiner Oberen gerichtet ist und dem Bulletin der weißen Väter einverleibt wurde. Einer dieser Herren, Pater Brard, Superior von Issawi war so gütig, mir die Einsicht zu verschaffen und ich benutzte mit seiner Erlaubnis die Gelegenheit, um mir davon einen Auszug zu machen, den ich für interessant genug halte, um ihn den Lesern dieser Blätter nicht vorzuenthalten.

„Ich war überrascht, heißt es da, auf dem Platz eine so zahlreiche Menge zu finden, wie an den schönsten Festtagen; aus den entlegensten Teilen des Landes waren sie gekommen, um das Schauspiel zu genießen. Ich bemerkte vor allem eine seltsame Arena: etwa 20 Gräben, die mit Schilf eingezäunt und unter sich verbunden waren. In jedem Graben befindet sich eine Person, die zur Probe verdammt ist. Daneben sind Strohhütten, in denen die Unglücklichen liegen, bei denen die Wirkung schon eingetreten ist. Einige haben das Gift von sich gegeben, aber bei vielen zeigen die leichenfarbenen Züge, daß es bald den Tod herbeiführen wird. Andere die kaum noch atmen, werden 20 Schritt entfernt auf einen Haufen geschleppt und ihr Ende durch Keulenhiebe beschleunigt. Am Abend werden dann die Kadaver vor das Dorf geworfen, zur Beute für Hyänen und Schakale. Ich sehe, wie der Henker Fuira sich einem jungen Mann nähert, um ihm das Gift zu reichen, aber die Eltern des Jünglings erbitten einen kleinen Aufschub, um ihrem Sohn noch einige Worte sagen zu dürfen. „Mein Sohn," sagt der Vater, „ich habe nichts gegen dich, obwohl du mich einmal geschlagen und öfter beschimpft hast; aber du bist mein Kind und ich trage es dir nicht nach. Habe nur Mut und laß dich von der Angst nicht niederbeugen, dann wirst du das Gift schon von dir geben." „Es ist wahr," antwortete der Sohn, „ich habe dich geschlagen und beschimpft; es war nicht recht von mir, aber deshalb bin ich doch noch kein Giftmischer. Bin ich aber einer, so möge ich sterben, wo nicht, so werde ich das Gift ausspeien." Fuira nähert sich ihm

und gibt ihm eine mwawi-Pille, die der junge Mann ohne Zögern verschluckt. Dann beginnt er in seinem Käfig auf- und abzuwandern. Von Zeit zu Zeit bleibt er stehen, trinkt etwas Wasser und setzt seinen Weg fort. Nach etwa 20 Minuten sehe ich ihn, sich erbrechen. Fuira winkt ihm, die Arena zu verlassen und bringt ihn in eine der Hütten, wo er unter dem Einfluß des Giftes aufgeregt zu schwätzen beginnt. Ein Greis, der gleich ihm die Probe überstanden hat, leistet ihm Gesellschaft und schreit nach Kräften: „Ich bin kein Zauberer und Giftmischer! Ich nicht! Ich habe niemandem etwas zu Leide getan! Tod den Vergiftern!" Aus einer anderen Hütte daneben antwortet es: „Jawohl, Tod den Vergiftern, weil unser Häuptling Mlera umgebracht wurde. Seine Schwester Warumba hat ihn getötet, aber jetzt hat sie selbst daran glauben müssen. So ist es recht. Mögen alle Giftmischer so enden." Und ein dritter von denen, die die Probe überstanden: „Da sieht man, wie es den Vergiftern geht. Krepieren und den Hyänen zum Fraße fallen." Zu einem alten Töpfer, der seit drei Stunden die Beute heftiger Schmerzen ist, sagen die Umstehenden: „Wahrhaftig, du mußt ein großer Giftmischer sein, du, weil du weder leben noch sterben kannst." Aber er: „Wäre ich einer, so würde ich rascher sterben." Der Ärmste hatte den ganzen Leib gebläht. Ein Bekannter von mir fragte mich: „Was gibst du mir, wenn ich ihn dir verkaufe?" Ich bot ihm Stoffe an. „Gut," sagte er, und ließ ihn herausbringen. Ich wollte ihm eine Arznei (ein emeticum) geben, aber Fuira verhinderte es: „Warte," sagte er, wir wollen ihn „ausblasen". Dann zogen sie ihn ruckweise an den Haaren, Fingern und Zehen, indem sie schrien: „Spei, Spei", und wirklich übergab er sich und entging so dem Tode, der unvermeidlich schien. Der Urheber all dieser Gräuelszenen wohnte der Probe nicht bei, aus Furcht, „das Augenlicht zu verlieren". Soweit der Bericht.

Das charakteristischste und erschütterndste an dieser Erzählung scheint mir, daß gerade die, die dem Tode notsam entronnen sind, am tiefsten von der Gerechtigkeit des Verfahrens überzeugt sind. Die Ärmsten! Einst werden ihre Nachkommen vielleicht wissen, daß dieses „Gottesurteil" nichts anderes beweist, als daß es Menschen mit stark ausgebuchtetem Magengrunde gibt, wie ihn die Pferde haben, und andere mit gering ausgebuchteten, wie die der Säuglinge, und daß die einen ihren Mageninhalt darum schwerer auswerfen, als die anderen.

Wird die Christianisierung solcher Völker diesen Gräueln ein

Ende machen? Sicherlich. Aber ebenso sicher dünkt mich, daß wenn die christianisierten sich wieder selbst überlassen sein werden, — und das soll ja das Ziel aller Missionierung sein — andere Exzesse einer ausschweifenden Phantasie unter anderen Formen auftreten werden. Es ist wahrlich kein Zufall, daß der schwärzeste Aberglauben im dunkelsten Erdteil die wunderlichsten Blasen aufgetrieben hat. Religion kann vieles, aber sie kann nicht alles, sie kann selbst den Charakter von Menschen und Völkern umwandeln; sie kann Krieger zu Knechten und Knechte zu Kriegern machen. Was sie aber nicht kann, auch mit Kreuz und Schwert nicht kann, das ist: eine von den Jahrtausenden ererbte und in physikalischen Ursachen tief wurzelnde geistige Rassenkonstitution ausrotten. Die Natur kehrt immer wieder, nicht nur wenn man sie mit der Heugabel ausgetrieben hat. Aber die Wissenschaft? Es gab eine Zeit, wo ich unter dem Einflusse von Buckle u. a. an die allesseligmachende Kraft der Wissenschaft geglaubt habe. Aber die Jahre haben mich skeptisch gemacht. Auch die Wissenschaft kann nicht alles. Aber gleichwohl glaube ich, daß jeder Fortschritt der schwarzen Menschheit, der Bestand haben soll, von einem Fortschritt ihrer Kenntnisse und ihrer Intelligenz erzeugt werden wird, und daß der Veredelung ihres Gemütes durch die Religion eine Veredelung ihres Geistes Schritt halten muß. Bisher aber ist für solchen Einklang noch nichts geschehen und nicht eher werde ich den Werberufen derer Glauben schenken, die von der Überlebtheit der christlichen Weltanschauung predigen und dem Herandämmern einer neuen, in der jedes Gesetz der Moral ein Gesetz der Vernunft ist, als bis ich gesehen habe, daß sie Kraft genug in sich hat, um soviel selbstlose Hingabe für die Förderung des Geistes zurückgebliebener Rassen hervorzubringen, wie sie für die Veredelung ihres Gemütes die alte Lehre bis zum heutigen Tage in staunenswerter Fülle erzeugt hat. — — —

Vom Marsch an einem Fluß wollte ich erzählen, aber ich merke, daß, während er schweigsam ein tiefgründiges Dasein führt, ich selbst über aller Dinge Oberflächen lustig zu plätschern beginne. Doch daran wird sich der Leser gewöhnen müssen.

Der Marsch am linken Flußufer war in den ersten Tagen wenig abwechslungsreich. Meist hatten wir dicht zur Rechten den Sumpf, zur Linken bewaldete Hügel mit viel hochstämmigen Palmen. Einmal überraschte mich mein Führer durch die Mitteilung, daß wir bald den „Berg der Perlen" passieren würden, aber es stellte sich gleich heraus, daß er ihn nur deshalb so nannte, weil die Farbe des

Gesteins den blauen Perlen gleichen sollte, die in dieser Gegend bei den Eingeborenen beliebt sind. Als ich dann an den Fuß des Berges kam, sah ich nichts, als daß der Kamm des schroff abfallenden, im übrigen roten Sandsteins einen tiefblauen Rand hatte, von dem aus gleichfarbige Streifen ein Stück nach unten liefen. Die gebildetsten meiner Leute erklärten es für rutturuttu, das heißt Kupfersulfat und damit werden sie der Wahrheit ziemlich nahe gekommen sein.

An die nächsten Tage erinnern mich folgende Notizen:

2. Dezember. Marsch am linken Ufer. Vegetation wie gestern. Die Gegend menschenleer, nur zwei kleine Temben am Wege. Lager am Fuße des schroffen Kuba-Berges, 10 Schritte vom Papyrus. Der Raum für die Zelte mußte erst aus dem Dickicht mühsam herausgehauen werden, so daß sie wie in Gruben sitzen; die der Leute den Abhang hinauf verstreut. Noch greulichere Mückenplage als die letzten Tage. Meine Hände, drei-dimensional verschwollen, erregen mein Kopfschütteln; sehen ganz unmöglich aus; wie Plattfüße. Des Nachts eigenartiges Bild der Feuer, die überall auf dem Hang durch Sträucher und Gräser schimmern; das Dunkel des Waldes von den hellen Flecken der von unten erleuchteten Laubmassen seltsam zerrissen.

3. Dezember. Heute morgen erbitterter Streit unter meinen Boys. Warum? Ich habe von einer Kröte geträumt. Von meinen beiden Traumdeutern behauptet der Sansibariter Kibana, mein Page, eine Kröte bedeute langes Leben; der Comorenser Dahoma, mein Koch, das Gegenteil. Einer wird wohl recht behalten. Sie ereiferten sich aber so, daß Dahoma die Milch anbrennen ließ und ich mir vornahm, nie mehr von einer Kröte zu träumen. (Übrigens halte ich Traumdeuterei in dieser Art bei den Negern für europäischen — oder arabischen? — Import, vielleicht durchgesickerte und mißverstandene Missionsanschauungen. Allgemein verbreitet ist nur der Glaube an die Bedeutsamkeit eines Traumes von fernlebenden oder toten Personen; dann ist von den Lebenden — die Seele, von den Abgeschiedenen — der Geist erschienen. Ich habe mir eine Zeitlang die Träume meiner Leute erzählen lassen; ihr beliebtes Morgengespräch. Sie waren aber sehr eintönig und oft unangenehmer Natur; Gewehrschüsse spielten eine große Rolle. Übrigens — der schlafende Neger, darüber ließe sich ein Buch schreiben. So gleichmäßig gestimmt sie am Tage zu sein pflegen, des Nachts plagt sie der Teufel. Furchtbar viel Stöhnen und Seufzen; viele

schwatzen im Schlaf von abends bis morgens. Ein Weib im Lager wimmerte und jammerte allmählich so laut, daß sie disloziert werden mußte. Besonders drollig ist die Art, mit offenen Augen zu schlafen, denn auch solche Käuze kommen vor. Die Pupillen werden freilich verdeckt, indem der Augapfel stark nach oben gedreht wird, aber die Lider bleiben halb offen und zeigen das schimmernde Weiße.)

Ich versuchte heute morgens vergebens, das Ufer entlang zu marschieren. Die Berge fielen so schroff zum Papyrus ab, und der Weg war so glatt, naß und verwachsen, daß ein Durchdringen unmöglich wurde. Wir mußten deshalb umkehren und über den Kuba-Berg klettern, jenseits dessen wir den Fluß wieder erreichten.

Unterwegs auf der Platte passierten wir ein Geisterzeichen, einen Stock, an dem Eisendraht- und Stroh-Ringe hingen, inmitten eines Haufens von Steinen und welken Gräsern. Von meinen Leuten, auch den Mohammedanern wagte keiner unaufmerksam vorüberzugehen, sondern jeder nahm einen Stein oder einen Grasbüschel und warf sie zu den übrigen. Ein ähnlicher Aberglaube, den dieser oder jener Leser kennen wird, findet sich auch in Deutschland, ich meine die Steinhaufen, die in der Mark „toter Mann" genannt und von vorbeiziehenden Wanderern immer noch vergrößert werden. Ich weiß nicht, worauf dieser Brauch zurückgeht. Hier in Afrika ist er überall im Innern verbreitet; es genügt aber, in die Richtung der Stelle hinzuwerfen.*)

Es handelt sich hier offenbar um ein symbolisches Opfer. Symbolik findet sich auch sonst vielfach in den Bräuchen der Neger. An der Küste wie im Inneren gewöhnlich ist z. B. die Versinnbildlichung des Säuglings durch die verschiedenartigsten Gegenstände, die die Mutter an sich trägt oder ad occasionem ergreift, wenn sie sich — sei es auch nur für Augenblicke — von ihm trennen muß.

4. Dezember. Marsch über den Fuß licht bewaldeter Hügel oder durch nasse Grassteppen; der Sumpf bald zu riesiger Ausdehnung verbreitet, bald wieder eingeschnürt; zuletzt hinüber zum jenseitigen Ufer auf schlechter Furt mit tiefen schwarzen Wasserlöchern und Ankunft in Tamballa, Land Uwinsa, in demselben Ort, wo Cameron einst den Sindi kreuzte. Das Lager auf Wiesengrund nicht weit von einigen Dörfern und Sumpfteichen, in denen zahlreiche Nilpferde schnaufen. Eine wundervolle Deputation der Gemeindeältesten

*) Ich fuhr später öfter mit einem Boot an einer kleinen Insel im Kiwu vorbei, auf der sich solche Geisterstätte befand; die Bootsleute nahmen dann etwas Gras oder Bast aus dem Einbaum und warfen es nach der Inselseite zu ins Wasser.

brachte mir kümmerliche Geschenke. Falstaffs Rekruten! Ein Spitzfußlahmer, ein Einäugiger und ein Dritter, dessen Arme und Beine glänzend rosa und braun gefleckt waren, wie die Haut mancher haarloser mexikanischer Rattler. Diese Anomalie findet man nicht ganz selten, aber meist auf kleine Partien beschränkt, bisweilen angeboren, häufiger in späteren Jahren erworben, immer aber ekelhaft anzuschauen.

Von dem Marsch der nächsten Tage blieb mir nur wenig in der Erinnerung haften. Nur einen verhexten Berg habe ich nicht vergessen, den wir dreimal hinanstiegen, um dreimal an seinem Fuß wieder anzukommen, wo wir begonnen hatten. Es war entschieden Zauberei im Spiel. Wenigstens behauptete es Dahoma, mein Koch, und dem pflege ich selten zu widersprechen.

Am 6. Dezember merkte ich gegen Mittag, daß die Landschaft ihren Charakter veränderte. Die Wiesen wurden frischer, die Blumen mehrten sich, die Bäume schlossen sich enger zusammen und waren von üppigem Schlinggewächs überwuchert; zahlreicher und bunter als in der letzten Zeit wurde die Vogelwelt, aus dem Dickicht drang glockenrein der Ruf des Orgelwürgers — alles erinnert mich an die herrlichen Tage an den Wassern des Ugalla und mein Herz begann schon sehnsüchtig und traurig zu werden, als wir bei einer Wegbiegung vor einem schmalen See standen, der mit seinen dunklen Uferwaldungen, die einen hellen Grasstrich begrenzten, seinen klaren, tiefgrünen Fluten, seinem Reichtum an Krokodilen, Flußpferden, Wasservögeln und springenden Fischchen die Bilder verwirklichte, die ich eben noch kaum zu träumen gewagt hatte.

Mein Entschluß war sehr rasch gefaßt. An einer der schönsten Stellen ließ ich das Lager aufschlagen und die folgenden drei Tage vergingen in einem angenehmen far niente, dem die nächsten Briefe gewidmet sein sollen. Ich habe mich dazu entschlossen, nachdem ich lange geschwankt hatte, ob ich dies an Erlebnissen arme, an Stimmungen reiche Kapitel meines Tagebuchs nicht überschlagen sollte; aber als ich die schon halb vergilbten Blätter nach langer Zeit wieder überflog und im Geiste die losen Glieder fester zusammenfügte und Ungeordnetes ordnete, schien es mir doch, daß, wie es mich selbst vergnügte, noch einmal die schönen Stunden zu durchleben, auch dieser oder jener Stadtmensch es wohltuend empfinden muß, die Genüsse nachzufühlen, die die undressierte afrikanische Natur dem bietet, der ihr mit Liebe und Empfänglichkeit entgegentritt.

Aber aus rein technischen Gründen — um nämlich den chronologischen Zusammenhang der Expedition nicht zu sehr zu zerreißen — will ich im nächsten Brief die Schilderung meines Marsches bis zum Malagarassi fortsetzen und dann erst die Erinnerung an jenes süße Nichtstun einschieben, die gleichzeitig zu mancher ernsten und heiteren Betrachtung über dieses und jenes interessante physiologische und psychologische Problem aus dem Leben des Afrikaners Anlaß geben wird.

Missugi, Mitte April 1898.

Brief XIII.

Drei Tage verlebte ich in angenehmster Muße an dem Seebecken des Sindi, dann zog mich die Not weiter; denn wenn irgendwo Zeit Geld ist, dann auf afrikanischer Expedition, wo der Mann nicht nach seiner Arbeitsleistung, sondern nach der Tageszahl besoldet wird, wobei Ruhe- ebenso wie Marschtage berechnet werden. Am letzten Abend wurde die Gleichförmigkeit unseres Lebens durch ein Intermezzo unterbrochen, das meinen Leuten für einige Wochen dankbaren Gesprächstoff lieferte. Wieder war der kurzen Dämmerung rasch die Nacht gefolgt, und ich war gerade damit beschäftigt, um meine Lampe herum ein Büchergebirge zu errichten, um dem Wind, der regelmäßig nach Sonnenuntergang aufkam, zu wehren, als vom Fluß her, aber ziemlich weit ab, langgezogene, gellende Hilferufe erschallten. Sofort wimmelte es im Lager und, ohne Befehle abzuwarten, stürzte alles mit Gewehren, Lanzen, Stöcken und brennenden Holzscheiten davon, während ununterbrochen der Notschrei tönte und das Echo in den schlafenden Wäldern jenseits des Stromes weckte. Ich wußte keine rechte Erklärung dafür, trotzdem alle Welt „Simba" — „Löwe" kreischte, denn die Weiber hatten nicht nötig, sich so sehr vom Lager zu entfernen, um Wasser zu holen, und eine Weiberstimme schien es zu sein. Indessen sah ich an dem Schein der lebhaft auf- und abtanzenden Fackeln, daß die Leute im Sturmschritt die schnurgerade Uferstraße entlang liefen, und es sah lustig aus, wie die Lichter bald zur Linken aus den schwarzen Laubmassen helle Flecken schnitten, bald zur Rechten auf den dunklen Fluten schwammen oder zuckend über den Wasserspiegel schossen, bis sie zuletzt in der Ferne stehen blieben, mit einander verschmolzen und endlich erloschen. Als dies geschah, war auch der Hilferuf schon verstummt, und ich ging, der Kommenden harrend, wieder an meinen Tisch, um an meinem Gebirge

weiter zu arbeiten. Es dauerte auch nicht lange, und ich war gerade damit fertig, den Pelion „Matschie“ auf den Ossa „Reichenow“ zu türmen, da kam der ganze Zug, zu dichten Haufen gedrängt, lachend und schreiend zurück, und aus dem großen Klumpen löste sich ein junger, schlanker Träger, dem das dünne Hemd total durchnäßt am Körper klebte, sodaß die braune Haut überall durchschimmerte. Der Mnjampara von Bagamojo, der bereits sein Quantum wieder inne hatte — wenn dieses Epitheton einmal fehlt, wurde es nur vergessen —, wollte mir mit seinen bekannten, großen Geberden die Begebenheit erzählen, aber ich schnitt ihm das Wort ab und fragte den Betreffenden selber. Der aber antwortete mit verlegener Unwilligkeit nur „Simba“ und wollte mich damit stehen lassen. (Es ist sehr beliebt bei den Negern, den Europäer aus einem Worte alles übrige erraten zu lassen, ich weiß nicht, ob aus Zutrauen zu seiner Klugheit oder aus Mundfaulheit. Wenn meinem Koch eine Ziege entlaufen ist, so kommt er zu mir und sagt: „Ziege, Herr“; und wenn er eine für mich schlachten will, so kommt er und sagt ebenfalls: „Ziege, Herr“. Es hat mich unglaubliche Kämpfe gekostet, um wenigstens meinen Boys diese Unart abzugewöhnen.) Nach vielem Fragen und Wiederfragen stellte sich heraus, daß der Mann so vertieft geangelt hatte, daß er von der Nacht sich hatte überraschen lassen. Im Begriff, aufzubrechen, sah er plötzlich, wie ein Löwe aus dem Walde an den Fluß und in seine nächste Nähe trottete. Voll Angst sei er bis zum Halse ins Wasser gelaufen und habe von dort aus gebrüllt, jetzt weniger aus Furcht vor dem Löwen, als vor den Nilpferden und den zahlreichen Krokodilen. Aus dieser unangenehmen Situation sei er erst durch das Eintreffen der Leute erlöst worden. Als ich ihm wegen seines eigenmächtigen Absentierens vom Lager Vorwürfe machte und auf die schlimmen Folgen hinwies, die ihn treffen konnten, antwortete er mir achselzuckend, was ich überdies hätte erwarten können: „Amri ja mungu“ — „Gottes Wille“. Daß diese Historie an den Lagerfeuern bis tief in die Nacht hinein bis in ihre verstecktesten Möglichkeiten verfolgt, zerlegt, analysiert und atomisiert wurde, ehe jeder sein Zelt aufsuchte, ist leicht zu begreifen, und noch von meinem Bett aus sah ich im Türrahmen die groteske Silhouette des Mnjampara von Bagamojo bald an diesem, bald an jenem Feuer auftauchen und mit unnachahmlichen Hand- und Armbewegungen seiner Meinung Nachdruck verleihen.

— — — — — — — — — — — — —

„Amri ja mungu“ — das ist mehr als eine Phrase; es ist eine Weltanschauung, ist die Philosophie des Negers. Mit „amri ja mungu“ springt sein Geist spielend über alle Gräben und Barrieren, die ihm das tückische Schicksal in den Weg stellt. Alles ist notwendig, lautet der Kern seiner Lehre, weil Gott es wollte; wenn ich am Scheidewege rechts gegangen bin, war es notwendig; wäre ich aber links gegangen, so wäre es auch notwendig gewesen. Im Grunde enthält diese Lebensweisheit nicht die Negation des freien Menschenwillens, sondern des freien Gotteswillens. Theoretisch sagt der Neger: „Was ich tat, tat ich, weil Gott es wollte“; in Wirklichkeit aber will Gott immer das, was er, der Neger, wollte. Das scheint mir überhaupt der Kern aller fatalistischen Religionen und Philosophien zu sein, wobei es gleichgültig ist, ob sich das Fatum mit dem Namen Gott oder mit einem philosophischen terminus technicus bezeichnet. Dem Willen die Freiheit nehmen, ist immer ein contradictio in adjecto, und heißt, ihn zum Herrn machen. Da sich der Wille Gottes erst aus der Handlung ergeben muß, läßt sich der Neger durch das amri wenig beeinflußen, nämlich nur darin, daß er leichtsinniger an eine Handlung mit zweifelhaftem Erfolge herangeht, indem er sich sagt, daß ohne Allahs Wille ein schlimmer Ausgang nicht zu befürchten ist. Besonders gern legt er allerdings die Zukunft in den Schoß des Himmels, wenn nicht er selbst, sondern andere Gefahr laufen, durch ein unfreundliches amri geschädigt zu werden, wie überhaupt charakterschwache Leute jede Schlechtigkeit damit decken möchten. Ein Beispiel: Mein Koch hatte einen kleinen eingeborenen Boy, der ihm jahrelang gute Dienste leistete. Dieser Junge wird schwer krank, liegt lange darnieder, magert zum Skelett ab und erholt sich nur sehr, sehr langsam, sodaß seine Arbeit selbst den geringen Sold, den er von seinem Herrn erhält, nicht lohnt. Darüber findet eines Tages ein zufällig von mir belauschtes Gespräch statt, in dem der Koch seine Freunde um Rat frägt, was er mit dem Jungen anfangen soll.

„Schicke ihn doch fort“, sagte mein Boy Max, ein mit allen Hunden gehetzter Mohammedaner, heidnischer Abkunft aus Uganda.

„Aber er will nicht,“ antwortete der Koch, „er sagt, bis zu seinen Eltern seien es zehn Tagemärsche, und er habe nicht Kraft genug, dies zu leisten, überdies wisse er nicht, wie ihn seine Eltern aufnehmen würden, da er gegen ihren Willen von Hause fortgegangen sei.“

„Haifai! Unsinn! Zehn Tage kann der Junge schon laufen, und wenn er nicht will, dann jage ihn einfach fort.“

„Aber er wird sicher am dritten Tage auf dem Wege sterben“, wirft ein gutmütiges, kleines Mtussimädchen von sieben Jahren ein. „Amri ja mungu!“

Mit diesen Worten von Max ist die Sache für alle entschieden, und der Junge hätte bestimmt seinen Todesgang angetreten, wenn ich nicht als Mungu ex machina eingegriffen hätte. Ich trat nämlich plötzlich unter die Gruppe und machte eine lieblose Attacke auf das wollige Haupt meines Boy Max. Als ich ihn dann fragte, was das gewesen sei und von ihm die Antwort erhielt: „Kofi bana, eine Ohrfeige, Herr“, erwiderte ich: „Erstens waren es drei und zweitens war es amri ja mungu.“

Ich brauche nicht zu versichern, daß der Junge blieb.

Viel stärker als der bewußte Einfluß auf das Handeln ist der unbewußte und indirekte, im Gemütsleben wurzelnde. Reue, Trauer, Mitleiden und eine Menge anderer Gefühle werden dank jener Weltanschauung unvollkommen ausgelöst; hier erst tritt der Fatalismus, den sie birgt, so recht in die Erscheinung und wird am stärksten dem Tode gegenüber offenbar. Es ist ein bekannter und oft wiederholter Satz, daß in Afrika das Menschenleben keinen hohen Preis hat, einer der nicht zu zahlreichen Sätze, deren Wahrheit ich bestätigt fand. Notabene, nur das fremde Menschenleben gilt nichts; das eigene wird durchaus geschätzt und solange wie möglich geschont. Diese Empfindungsarmut und Gemütsleere ist es, die auch dem humanen Europäer das Leben unter den Schwarzen oft so schwer macht, daß er sich unter Tausenden wie in einer Wüste fühlt und mit Zarathustra seufzt: „Ein anderes ist Einsamkeit, ein anderes Verlassenheit, das lernte ich nun.“

— — — — — — — — — — — —

Nach dieser Abschweifung wird es Zeit sein, wieder an die Schilderung meines Weitermarsches zu denken. An die letzten Tage der Ugallaexpedition erinnern mich folgende Notizen:

8. Dezember. Heute verließ ich das schöne Ugagabecken und kreuzte etwa unterhalb das Papyrusbett des Sindi, um einen großen Bogen abzuschneiden, den er dort, nach Osten ausweichend, macht. Jenseits stießen wir auf Felder und einige alte Hütten, die unbewohnt schienen. Eine Zeit lang hatten wir zur Rechten eine jetzt trockene, kurze Ausbuchtung, die wir bis zur Einmündung in das Haupttal verfolgten. In diesem, das ca. 700 Meter breit war,



Am Ugalla.

hatte sich der Sumpf in zwei Arme geteilt, die nicht ganz die Hälfte der Talbreite bedeckten und zwischen sich eine nur wenig höher gelegene Fläche faßten, mit einem kleinen Dorf, das ein uns begleitender Jäger Muntamuko nannte. Etwa 30 Leute waren mit Feldarbeit beschäftigt und schauten, auf die Hacken gestützt, dem Zuge nach, kamen aber weder auf unsere Rufe heran, noch grüßten sie uns, gaben sich auch keine Mühe, einige bissige Köter heranzulocken, die ich mit dem Gewehrkolben auf den Schädel schlagen mußte, damit sie sich verzogen. Ich sah auf den Feldern drei oder vier Vorderlader mit Pulverhörnern an Baumpfosten hängen und daneben kleine Kinder sitzen, die sich die Mäulchen mit Erde vollschmierten. Ein paar Säuglinge wurden von den Müttern, auf dem Rücken in ein Fell gebunden, getragen und schliefen, durch die Bewegung beim Hacken sanft eingewiegt. Die beiden Arme des Sumpfes vereinigten sich bald wieder und bildeten eine zwar schmale, aber schlechte, nasse Furt, zu der man über Felsblöcke hinunter- und wieder heraufklettern mußte. Einen Hügel entlang marschierend, traten wir bald in eine Steppe ein, die sich nach Westen dehnte. Dieselbe Richtung nahm auch das Flußbett, das sich hier wieder in zwei Arme von wechselnder Breite teilte. Nur stellenweise sah man trübe Wasserlachen und Papyrushaufen, die das Schilfgras unterbrachen. Es wäre schwer gewesen, die Grenze des Bettes von der fast im gleichen Niveau liegenden Grassteppe zu unterscheiden, wenn zwischen dem Schilf nicht tausende von goldgelbleuchtenden Blüten, die ich früher schon am Ugalla angetroffen hatte, ein Merkmal geboten hätten. Jenseits der Steppe im Westen und Osten sah man die stattliche Hügelkette des Ssanje und Kanjologo und andere, die die bizarren Bilder des Itwe und Singoni, deren Hut- bezw. Pilzform die Tage vorher uns zur Linken begleitet hatten, unserem Fernblick entzogen. Am Rande der Steppe, auf einem vorspringenden, bewaldeten Hügel bezog ich das Lager. Am Nachmittag wurden wir von einem furchtbaren Hagelwetter heimgesucht, dessen Körner zum Teil taubeneigroß und darüber waren. Ich wunderte mich, daß die Esel und das Vieh, die, von dem lichten Grün der Bäume nur notdürftig geschützt, im Freien standen, unversehrt blieben. Nur ein Huhn — wahrscheinlich das sprichwörtliche Unglückshuhn — wurde mit total eingedrücktem Schädel aufgefunden. Mir selbst war beim Schließen der Zelttür ein kirschgroßes Stück an die Hand geschleudert worden, so daß der getroffene Finger sofort schmerzend anschwoll. Hagelwetter sind im

Innern Afrikas, trotz der vielen, schweren Gewitter, viel seltener als in Europa. Ich habe durchschnittlich kaum eins pro Jahr erlebt, teils in der großen Regenzeit, teils gleich bei Beginn der kleinen. Übrigens verbinden sich bei manchem Stamm mit dem Hagel abergläubische Vorstellungen. In Ruanda zum Beispiel gilt er als Strafe für das Brechen des „tsch'umwero", des „weißen Tages", das heißt, des jedem vierten Arbeitstage folgenden Feiertages, an dem alle Feldarbeit ruhen muß.

9. Dezember. Der heutige Marsch führte uns erst westlich, später nordwestlich, längs des goldgelbschimmernden Bandes, oft hart am Rande des östlichen Flußsumpfarmes, bis zu seiner Vereinigung mit dem westlichen. Das gestrige Gewitter hatte die Luft außerordentlich gereinigt, sodaß die Berge zum Greifen nahe sichtbar waren. Leider hatte es aber auch den Boden sehr erweicht, der in großen Schollen an den Stiefeln kleben blieb, von denen ich sie von Zeit zu Zeit durch einige Beingymnastik abschleudern mußte. Auch die Karawane kam auf dem glatten Terrain nur langsam vorwärts. Einige tiefeingeschnittene Wasserrisse, auf deren Sohlen massenhafte Baumabfälle in lehmig gelben Pfützen lagen, wurden ohne große Beschwerde überschritten. An zahlreichen niedrigen Akazien, deren von früheren Bränden geschwärzte Stämme einen seltsamen Kontrast zu dem hellen, frischen Grün der Kronen bildeten, waren die Blütenkätzchen vom Hagel abgeschlagen und lagen, wo der Boden sandig und spärlich begrast war, in großen Ringen um den Baum. Auffallend waren einige riesige Felsblöcke, die, 30 Meter hoch und darüber isoliert am Sumpfrand lagen. An einzelnen Stellen sah man auf dem Kamme des nördlichen Gebirges groteske Sandsteinformationen, die an gewisse Partien der Sächsischen Schweiz erinnern. Gegen Mittag erreichten wir in lichtem Walde die Vereinigung beider Arme, von denen der westliche offenes Wasser führte. Nicht weit davon lagerte ich; Zelt und Tisch dicht unter einem kolossalen Felsblock, der ein mehrstöckiges Haus hätte fassen können. An seinen Wänden hatte eine große Kolonie von Angolaschwalben ihre Nester, die unbekümmert um den Lagerlärm, ab- und zuflogen. Wir hatten des Nachts einen klaren Sternenhimmel und Mondschein, und es sah wundervoll aus, wie Fledermäuse und Palmenhunde mit seltsam rauschendem Flattern den Felsen umflogen, über den meine Lampe lange Schatten warf. Dazu das Zirpen von tausend Grillen in der Grassteppe zu unserer Linken, dahinter der dunkle Sumpf, aus dem

der Sang der Frösche aufstieg, noch weiterhin vom Flusse her dumpfer Kranichruf und jenseits von Steppe, Sumpf und Gewässer der Wald, der dem unsicher in der Ferne verschwimmenden Gebirge vorgelagert ist, und unter dem Einfluß des Mondlichts eine geheimnisvolle Tiefe gewinnt, als stände meilen- und meilenweit eine dunkle Laubkrone neben der anderen.

10. Dezember. An diesem Tage kamen wir noch weniger weit als sonst, weil die Karawane unterwegs durch einen Bienenschwarm überfallen und aufgehalten wurde. Der Weg folgte dem Flußbette, das überall offenes Wasser, wenn auch in wechselnder Menge führte. Manchmal behielt es eine längere Strecke die gleiche Breite, und lag dann wie ein schimmerndes Band mit bunten Streifen und Flecken zwischen den Ufern. Der Wasserspiegel brach nämlich heute an vielen Stellen die Sonnenstrahlen in allen Spektralfarben, als wäre er mit einer dünnen Ölschicht bedeckt; ich weiß nicht, ob dies durch faulende Substanzen oder wodurch sonst verursacht wurde. Dann aber schnürte und weitete er sich in zähem Wechsel vielmals hintereinander, sodaß ich mir wünschte, aus der Vogelperspektive auf dies Bild wie auf eine schimmernde Perlenkette herabschauen zu können; aus der Nähe betrachtet, bot es wenig Reiz; auch wehte eine erstickende Hitze von dem stagnierenden Gewässer und dem Schilfdickicht her uns an. Hinter den Hügelketten, die immer in unserer Nähe blieben, wenn wir nicht direkt über ihren Fuß marschierten, sollte nach Angabe des Jägers der Malagarassi fließen, was uns allen recht wäre, denn meine Leute wittern schon einen heimlichen Wohlgeruch von Pombegelagen, nachdem sie die letzten Tage in dieser menschenleeren Gegend hatten fasten müssen. Heute trafen wir nur alte, jetzt nicht mehr bearbeitete Felder und einmal eine halb eingestürzte Hütte, in der zerrissene und verfaulte Reusen umherlagen, und einige Schritte ab ein Stilleben aus einem Schädel ohne Unterkiefer und einem Paar Rippenknochen, vielleicht die Reste eines einsam hausenden Fischers.

Ich hatte mich gerade durch ein abscheulich dichtes Hochgras hindurchgedrückt und schöpfte etwas Atem, ehe ich den Weg, der sich zwischen Fluß und Berg zwängte, weiterverfolgte, als von hinten Boten kamen, ich möchte warten, weil der Schwanz der Karawane von Bienen überfallen worden sei. Ich konnte zuerst ein boshaftes Lächeln nicht unterdrücken, denn die Nachhut wurde immer von einem Haufen langsam zottelnder Weiber gebildet, aber als ich

hörte, daß auch noch die letzten Träger angegriffen waren, wurde mir doch etwas schwül zu Mute. —

Bienenattacken gehören immer zu den wenig angenehmen Reiseepisoden, denn die Träger lösen sich sofort nach allen Windrichtungen in wilder Flucht auf, was für Flaschenlasten oder subtile Instrumente nicht gerade förderlich ist; oder sie werfen die Lasten zur Erde, was ihnen noch weniger förderlich ist. Manchmal bewirken die Bienen übrigens ebenso überraschende Wunder, wie das Bad in der Quelle von Lourdes. Ich hatte einmal einen Manjematräger, einen etwas seltsamen Herrn, der eines Tages ohne objektiven Befund schwer fußkrank wurde, seine Last nicht mehr tragen konnte und am Ende der Karawane humpelte, wo er meinem Gesichtskreise entzogen war. Nun ereignete es sich aber, daß ich in Urundi von den Eingeborenen angegriffen wurde und infolgedessen gegen meine Gewohnheit hinten marschierte, um die nachrückenden Gegner im Auge zu haben. Dicht vor mir aber hinkte jener Träger. Am zweiten Tage der Feindseligkeiten stiegen wir einen unendlich steilen Berg zum Ruwuwu hinab und passierten dabei ein verlassenes Gehöft, das am Abhange geradezu klebte. Meine Karawane, die kaum vierzig Mann stark war, hielt sehr zusammen, so daß wir den Hüttenkomplex ziemlich gleichzeitig durchschritten. Plötzlich ergoß sich aus einem großen Stock heraus ein Bienenschwarm auf uns, und wir alle rannten wie toll den jähen Berg hinab, während die Warundi, die auf dem Kamm zurückgeblieben waren und den Grund unserer Panik nicht erkannten, in ein triumphierendes Geheul ausbrachen. Ich selbst hatte schon ein paar Angeln in der Haut, aber ich mußte gleichwohl vor Vergnügen und Bosheit heulen, wie mein fußkranker Träger, dessen Kopf durch keine Last geschützt den Bienen ein besonders exponiertes Angriffsobjekt darbot, wild und hurtig und wie eine verrückt gewordene Windmühle mit den langen Armen durcheinanderfuchtelnd, einem Böcklein gleich, über die Felsen herabsprang und fast als erster von allen eine Platte dicht über dem Fluß erreichte. Die armen Ungeheilten von Lourdes würden wohl in schmerzlichem Leide gesagt haben: „ah, oui — celui-là! il a la chance!" Den Segen aber, den er von mir für diese Chance und als prophylacticum gegen Rezidive seines Fußleidens empfing, würden sie ihm kaum mißgönnt haben. —

Indes ich es mir auf dem Fuße des Hügels im Schatten einer Euphorbie bequem machte, kam der Askariführer, der die Nachhut bildete, ein vierzig Jahre alter, bärtiger Abessynier mit krummen Knien und stets schläfrigen Hanfraucheraugen, der sich Schausch, das heißt Sergeant Ali nannte und nennen ließ, trotzdem er seine ehrenvolle Soldatenlaufbahn als Gemeiner abgeschlossen hatte und meldete mir, daß die Bienen zwei Lasten „genommen", aber nur zwei Weiber zerstochen hätten. Ich ging nun selbst auf den Kampfplatz und fand dort zwei Kisten vollkommen bedeckt von unruhig hin und her laufenden Bienen und die Luft ringsum von dem aufgeregten Summen der anderen erfüllt. Während meine Leute Grasbüschel präparierten, um sie anzuzünden und durch den Rauch die Insekten zu vertreiben, widmete ich mich den beiden gestochenen Weibern, die sich gegenseitig im Jammern überboten, und wenn die eine: „Ich verbrenne" rief, so stöhnte die andere: „Nakufa baba, ich sterbe, Vater." Allein sie starben nicht, auch verbrannten sie nicht; sie schwollen nur etwas an, und in den nächsten Tagen sah die Frau meines Kochs, die die Angeln in den Backen gehabt hatte, aus, als ob sie fortwährend niesen wollte, sodaß man geradezu Schnupfen von ihrem Anblick bekam; die andere aber, die eine von Geburt an etwas anspruchsvolle Oberlippe hatte, lief umher, als habe man ihr eine Schlummerrolle unter die Nase gebunden. Doch erlitten sie — gelobt sei Allah! — keine dauernde Einbuße an ihrer natürlichen Schönheit.

Übrigens sind die afrikanischen Bienen im allgemeinen sehr harmlos — vielleicht auch die europäischen, als Städter weiß man das ja nicht —; nur wenn sie viel Honig im Stocke haben, behaupten meine Leute, dulden sie nicht gern die Nähe von Menschen, vermutlich also zur Zeit der beginnenden Palastrevolution. Aber die herumschwärmenden, Nahrung suchenden sind nie aggressiv und genieren mich schon längst nicht mehr, auch wenn ein Dutzend gleichzeitig auf dem Frühstücksteller zwischen Messer und Gabel herumkriecht. Gegen Rauch sind sie ebenso empfindlich, wie ihre europäischen Schwestern, denn sie lassen sich von ihm wehrlos vertreiben. Man glaube übrigens nicht, daß die afrikanischen Bienen, trotzdem sie der gleichen Art angehören, den unseren vollkommen in ihren Gewohnheiten gleichen. Es war weder mir befreundeten Missionaren noch mir selbst möglich, die Bienen daran zu gewöhnen, ihre Waben an anderen als runden Rahmen zu bauen, offenbar weil sie vom

Walde, wie von den Stöcken der Eingeborenen an hohle Baumstämme gewöhnt sind.

11. Dezember. Ich lagerte die letzte Nacht unweit des gestrigen Schauplatzes der Bienenattacke, in einem Meer von Trümmern, die die Ebene von den 200 Meter entfernten Bergen bis an den Fluß hin bedeckten. Jenseits des Tals, das sich hier auf 80 Meter verengte, trugen die Hügel dichten Baumwuchs, der sich besonders in einer amphitheatralischen Einsenkung zu kompakten Massen häufte. Nachdem es nachmittags stundenlang geregnet hatte, wurde die Nacht wieder herrlich, und, auf einem Felsen sitzend, ward ich nicht satt, das Spiel der vom Mond hell beleuchteten Nebelstreifen zu beobachten, wie sie den Fluß hinab- und hinaufzogen und den Kamm des Amphitheaters wie mit einem silbernen Dach abschlossen. Heute Morgen — wir brachen eines feinen Landregens wegen spät auf — wandte sich der Weg erst beschwerlich zwischen Trümmern hindurch, die von Schlingpflanzen und großblumigem Gesträuch umsponnen waren, wurde aber bald bequem und führte das hier wieder von dichtem Papyrus erfüllte Flußbett entlang, abwechselnd durch Niedergraslichtungen und Msimawald mit starrem, glänzenden Laub, das an Lorbeerblätter erinnert. Die Berge zur Rechten weichen immer mehr zurück, während sie jenseits des Tals direkt zum Sumpf steil abfallen. Im Norden tauchen neue Ketten auf. Ganz unvermittelt stießen wir auf eine Ebene mit tausenden von Akazien mit brennend roten, von Ameisen bedeckten Stämmen, und während ich noch überlege, wie wohl der Weg weiter führen wird, stehen wir plötzlich vor einem breiten Gewässer mit reißender Strömung und von Schirmakazien und Fikus bewaldeten Ufern, in das der Sumpf des Sindi in der Nähe einer riesenhaften einzelstehenden Fächerpalme einmündet. Ein Zweifel war nicht möglich: Wir hatten den Malagarassi erreicht und damit das Endziel dieser Expedition, und ohne kommandiert zu sein, rollte ein dreifaches Hurra aus ein paar hundert Kehlen über den Strom und verlor sich jenseits in dem Buschwald, der, in einem tiefen Bergeinschnitt beginnend und langsam nach Norden ansteigend, in unendlichen Fernen verschwindet.

Usumbura, Ende September 1898.

Intermezzo.

Brief XIV.

7. Dezember. Es gibt nichts Pünktlicheres in Afrika, dem Lande der Unpünktlichkeit und Zeitvergeudung, als die Hähne. Der pünktlichste aber von allen ist mein Hahn Kasibure, „der ohne Lohn arbeitet"; so haben ihn die Träger getauft; nicht gerade sehr charakteristisch für seine Art. Hebt er das erste Mal seinen Gesang an, so ist es noch tiefe Nacht, zwischen 3 und 4 Uhr; singt er aber das zweite Mal, dann kündet er den anbrechenden Tag. Das ist sehr bequem. Beim ersten Mal drehe ich mich noch einmal auf die andere Seite und beginne selig den träumereichen Morgenschlummer, das zweite Mal aber strecke ich meinen Kopf unter dem Moskitonetz hervor, um nach dem Wetter zu schauen, dem wichtigsten Faktor jeder, auch der afrikanischen Wanderschaft. Also auch heute. Klar leuchtet schon der Himmel durch die Lücken der dunklen Stämme; die Dämmerung begann früh sich aufzuhellen. Noch stehen einige Sterne über dem Horizont, blasse, kraftlose Schwimmer, die bald von dem Lichtmeer verschlungen werden. Alles kündet einen schönen Sonnentag. Aber kalt ist es noch, schauerlich kalt; feucht schlug mir beim Öffnen des Netzes die Morgenluft mit frischem Erdgeruch entgegen und kitzelte mich boshaft in Nase und Hals, daß ich rasch wieder bis zu den Augenbrauen in der Wolle verschwinde. Das Lager ist noch nicht wach. Nur aus der Tiefe des Küchenzeltes höre ich diskret Teller klappern; verfroren und mit krummen Knien schleicht ein kleiner Küchenjunge reisigbrechend umher, wobei er unter dem Sprühregen, der von den erschütterten Bäumen ihm

auf den nackten Oberkörper fällt, jedesmal heftig erschauert. Auch aus einigen anderen Zelten tönen verschlafene Reden von Ehepaaren, die ihr Morgenschwätzchen beginnen. Aber sonst ist es noch recht still; die Leute wissen, daß heute nicht marschiert wird und nützen es aus. Aber über mir ist schon alles wach. Schon singt, mit den Schwänzen Takt schlagend, ein Paar Grasmücken ein Duett, wozu das Weibchen mehr guten Willen als Wohlklang beiträgt, und die Wildtauben gurren ihr eintöniges, dumpfes hüh-hüh—hühdühhüdüh; vom Wasser her schnarrt ein verliebter Erpel und über mir höre ich den wütenden, metallisch klingenden Flügelschlag eifersüchtig kämpfender Täuberiche. Wie sie, rücksichtslos die dichten Laubmassen durchbrechend, sich von Ast zu Ast verfolgen; wie sie in kurzen Pausen einen leisen, kaum hörbaren Zorneslaut ausstoßen; wie sie in blinder Kampfesbegier mit den Schwingen gegen die nassen Blätter schlagen, daß der Nachttau in großen Tropfen auf mein Zeltdach trommelt — es gibt nichts Eifersüchtigeres auf der Welt, als Täuberiche. Und indes sitzt das Weibchen, kaltblütig, gleichgültig daneben, unbekümmert um Kampf und Kämpfende und putzt und glättet sich das Gefieder — sind sie nicht schlimmer als Menschenweibchen? Aber auf, Langschläfer, was gehen dich Tauben- und Menschen-Weibchen an! Schon schielt die Sonne mit einem Auge über die fernen Hügel, die wie bläuliches Milchglas durch den schmalen Waldstrich schimmern.

„Boy!" — — —

Tiefes Schweigen.

„Boy!"

Du mußt es dreimal rufen.

Und „Boy!" dringt zum drittenmal mein Weckruf ins Lager und zum drittenmal schießt mein Atem als zitternde Dunstwolke in die feuchtkalte Luft. Ein Weilchen noch und das breite Malayengesicht meines Pagen Kibana erscheint im Türrahmen. Die von Natur kleinen Augen verschwinden fast hinter den schläfrig verschwollenen Lidern und schauen mich verdrossen an, als würfen sie mir vor, daß durch meine Schuld: „Ach, im schönsten Moment war das Traumbild zu End". Um ihn völlig wach zu bekommen, — denn sonst bekäme er es fertig, mir statt der Strümpfe die Frühstücksbutter ins Bett zu werfen und dafür mein Frühstücksbrot mit Strümpfen zu schmieren, — beginnen wir ein Gespräch, wie es ähnlich jeden Morgen sich wiederholt:

„Ist es sehr kalt, Kibana?"

„Es ist kalt, aber warm,*) hoher Herr, aber inschallah wird die Sonne bald Wärme bringen.“

„Es wird so sein, inschallah. Ist es zu kalt zum Baden?“

„Das Wasser ist warm, hoher Herr, aber es ist viel Nebel auf dem Fluß, und Gras und Weg sind betaut.“

„Hört man die Flußpferde? Ich will euch heute etwas Fleisch schießen.“

Mit gespanntem Gesichtsausdruck lauscht er stromaufwärts.

„Sie sind da, hoher Herr, denn ich höre sie schnaufen.“

Nun, da ich sicher bin, ihn wach zu haben, schlüpfe ich rasch in die Kleider und hinaus vor mein Zelt, wo der jüngere Boy indessen schon Eimer und Waschschüssel im nahen Flusse gefüllt und den Frühstückstisch auf der anderen Seite des breitästigen Baumes herzurichten begonnen hat. Vor mir (aber in gemessener Entfernung, damit mich nicht der Rauch der zahlreichen Herdfeuer belästigt) stehen in drei konzentrischen Halbkreisen etwa 50 Zelte und Grashütten, die je drei bis vier Leute beherbergen. Das erwachende Lager — wer malt mir das Bild? Hundert blutrote, in den ersten Strahlen der Morgensonne fast zu stark leuchtende Flecken auf grünem Grunde — das sind die Decken meiner Leute, in die sie jetzt kälteschauernd ihre nackten Körper fest eingepackt haben; denn der Neger liebt es, auch wenn er noch so viel Zeug sein eigen nennt, hüllenlos unter der Schlafdecke zu liegen. Das dehnt und reckt und biegt und rekelt und streckt sich, als hätten sie in enger, harter Höhle einen Winterschlaf abgehalten. Auch gähnen sie, denn der Neger gähnt wirklich. Es mag komisch erscheinen, daß ich dies ausdrücklich versichere, aber in einem sehr ernsthaften anthropologischen Lehrbuch wird, wenn auch unter Vorbehalt, das Augenmerk des Forschers ausdrücklich auf diesen Punkt gelenkt, nachdem ein Reisender bei einem farbigen Stamm, ich glaube in Südafrika, das Fehlen dieses Ermüdung-Phänomens konstatiert hat. Wie kam der Unglückliche nur zu so absurder Behauptung? Ich wollte, er schaute jetzt an diesem heraufdämmernden Morgen in all die ungeheuren, wie das Weltgericht dräuenden, kraterförmigen roten oder braun pigmentierten Schlünde, vor denen die glänzenden Zahnreihen, geschaffen, um Eisen zu zermalmen, schön und schrecklich zugleich, schimmern. Auch die Weiber werden allmählich wach und latschen, wie nur

---

*) Der Küstenneger sagt: kalt aber warm, groß aber klein, schön aber häßlich usw., wo wir ziemlich kalt, mittelgroß, annehmbar usw. sagen würden.

Negerweiber latschen können, im Kreuze liegend und den Oberkörper faul in den Hüften wiegend, mit wirrem Haar und ungewaschenen, vom Nachtschweiß feuchtklebrigen Gesichtern, auf schlürfenden Sohlen durchs Lager. Daß ich das jeden Morgen mit ansehen kann, ohne daß sich mir der nüchterne Magen umkrempelt, darauf bin ich wirklich stolz. — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Sonne steigt, schon brechen wärmende Strahlen durch die lichteren Stellen des Waldes und die schweren Decken werden von leichterem Zeuge abgelöst; dann eilen die Leute truppweise an den Fluß, um sich den Schlaf aus den Gliedern zu baden und Appetit für die erste Mahlzeit zu holen. Aber bevor sie den vom letzten Abendessen reservierten und flüchtig aufgewärmten Mehlbrei verzehren, wird erst ein Geschäft verrichtet, dessen Gewissenhaftigkeit weiten Volkskreisen in Europa aus hygienischen Gründen zur Nachahmung sehr zu empfehlen wäre; ich meine die Pflege der Zähne. Dazu bedient sich der Neger eines Zweigstückes vom Mbulobaum, das er auf allen Reisen mit sich führt. Der Baum ist im Innern sehr verbreitet, nötigenfalls tut es aber auch das Holz mehrerer anderer Arten. Das Ende des 15 Zentimeter langen Stückes zerkaut er, bis es einem Pinsel ähnlich faserig geworden ist, und mit dieser leicht im Wasser befeuchteten Bürste reibt er eine halbe Stunde lang jeden seiner 32 Zähne mit senkrecht geführten Strichen sorgfältig ab. Das ist neben der an Süße und Säure ziemlich armen Nahrung das ganze Geheimnis, dem die Neger ein weißes, gesundes und kräftiges Gebiß verdanken, trotzdem sie es fürchterlich malträtieren und zu den ungewöhnlichsten Verrichtungen benützen, wie Flaschenentkorken, Schrauben aufdrehen, Zeug zertrennen usw. Wenn Alexander Neger gewesen wäre, dann hätte er den gordischen Knoten sicherlich nicht zerhauen, sondern mit den Zähnen aufgelöst. Bei Stämmen, die weniger Wert auf Mundkosmetik legen, findet man dementsprechend auch weniger gesunde und schöne Kauer. — — — — — — — —

Das Gewehr am Riemen, ein Frühstücksbrot in der Tasche, schlendere ich den schmalen, grünen Uferstrich zwischen Wald und Wasser entlang. Die letzten Nebelwölkchen haben sich in die Wipfel gezogen und in der klaren Luft verloren, blau und leuchtend liegt die Flut im Sonnenschein. Nur ein schmaler, zackiger Rand auf meiner Seite erscheint noch tief grün von dem Schatten der schräg beleuchteten Bäume. Um diese Zeit — es ist bald sieben Uhr — geht es am Flusse nicht mehr so lebhaft zu wie in der Morgendämmerung, wo es auf jedem Baum und Strauch singt, pfeift,

flötet, zwitschert, schnarrt, wie einem jeden Stimme und Sang gegeben ist; aber doch scheucht auch jetzt noch jeder Schritt irgend einen kleinen Musikanten auf, der sich, seine Strophe jäh abbrechend, seitwärts in die deckenden Büsche schlägt. Hier fliegen in allen Farben schimmernd die kleinen Nektarinen, holen sich mit dem langen, zierlich gekrümmten Schnabel wie Kolibris im Flattern ihre Nahrung aus der Tiefe der Blüten; dort auf jenem Baume leuchtet das violette Gefieder weißäugiger Staare, die wie Papageien ernsthaft vor sich hinschwätzen und pfeifen. Aus dem Dickicht dringt erst leise und fast zaghaft beginnend, allmählich anschwellend und immer höher tonierend, um zuletzt jäh abzubrechen, das dreitönige Flöten der rotbäuchigen Cossypha, die vor Sonnenaufgang und besonders im Liebesrausch der beste afrikanische Sänger ist, den ich hörte.*) Daneben produzieren Pisangfresser und schwarzröckige Würger aus den dichten Laubmassen einer Tamarinde um die Wette ihr reiches Repertoire an Tönen und Geräuschen, bald klopfend und sägend, bald wie ein junger Hund bellend oder wie ein Sterbender röchelnd und stöhnend. Aus der Luft von hoch oben tönt das Schackern einer prächtigen Spatelrake; der große Wanderfalke, den sie mutig angreift, sucht sich ihr in eiliger Flucht zu entziehen, ihr Keifen mehr als ihren Schnabel fürchtend. Gleich weißer Seide leuchtend steht ein Graufischer in der klaren, unbewegten Luft, als sei er mit den Enden seiner Schwingen an unsichtbaren Fäden aufgehängt, zwischen denen er nun mit Kopf, Körper und Schwanz krampfhaft auf und ab rüttelt, bis die Fesseln plötzlich reißen und der Befreite in steilem Winkel, wie ein Stein in die aufspritzenden Fluten stürzt, um bald wieder mit der Beute im starken, schwarzen Schnabel, einen kurzen Jauchzer ausstoßend, aufzutauchen. Hagedasch-Ibisse fahren, von meinen Schritten erschreckt, aus dem Schilfdickicht auf, und ihr klägliches Angstgeschrei, das wie Notrufe von Delirien gepeitschter Wahnsinniger klingt, verhallt jenseits des Waldes in der schweigenden Landschaft. Mit rauhem, kurzem Schreckton streicht ein Reiher ab und scheucht die eben noch possierlich spielenden Kronenkraniche auf, daß sie mit gellendem Oh-rran, Oh-rran und dumpfem Flügelschlag zum anderen Ufer hinüberflüchten. Schwalben schießen im Sonnenglanz wie violette Leuchtkörper über die schimmernden Wasser,

*) Dann schmettert sie vielmals hintereinander: kokkedülli oder kokkĕrĕkǖe, und endet jauchzend: kokkĕdū – ljắ!

aus denen von metergroßen räuberischen Welsen verfolgt hier und da ein Fischchen silbern aufblitzt. Überall Leben, Leben, Leben. — — — — — — — — — — — — —

Da wo das Seebecken beginnt, teilt es sich in drei schmale Arme. In dem östlichsten, an dem unser Weg vorbeiführte, befand sich gestern eine etwa 40 Stück große Herde von Flußpferden, die uns neugierig die Köpfe zuwandten und zum Teil dem Ufer sich näherten, um interessiert den Anblick der als erste diese Gegend betretenden Karawane zu genießen. So habe ich es noch jedesmal erlebt, wenn ich in von Menschen selten besuchten Gebieten auf diese Dickhäuter stieß, und es ist einleuchtend, daß es unter solchen Verhältnissen ein Kinderspiel ist, den ersten Schuß gut anzubringen. Schwierig wird es erst, wenn sie sich belästigt fühlen und dann nur rasch und für relativ kurze Momente zum Atemholen auftauchen. Aggressiv sah ich sie niemals; selbst verwundete nie, auch dann nicht, wenn sie in ihrer übrigens nicht geringen Borniertheit oder Verwirrtheit ihren Rettungsweg in der Richtung des Schützen zu finden hofften. Meine Kenntnis gerade dieser Tierspezies stützt sich auf eine ziemlich umfangreiche Erfahrung, aber damit will ich nicht behaupten, daß andere Beobachter nicht zu anderen Resultaten kommen konnten. —

Auch wenn man weiß, wie unangebracht es ist, fällt man doch immer wieder allzuleicht in den Fehler, seine eigenen Beobachtungen zu verallgemeinen. Würde ich nach meinen eigenen Erlebnissen allein urteilen, so käme ich zu dem Schluß, daß alle sogenannten „wilden" Tiere, ob Büffel oder Elefant, Flußpferd oder Nashorn, ihrem Namen wenig Ehre machen, denn mir gegenüber haben sie sich alle merkwürdig liebenswürdig und zivilisiert benommen. Am mutigsten schien mir noch eine Löwin, auf die ich von hinten seitlich kommend, waffenlos, im trockenen Bett des Ugalla stieß, 15 Schritt von ihr und 100 von meinem Gewehr entfernt. Wir blieben beide gleichzeitig stehen und mein Herz sank mir — ich weiß nicht, ob nur in die Hosen oder bis in den Stiefelschaft, jedenfalls aber recht tief, während sie sich zu mir wandte, mich mit einem langen, schläfrigen, und wie mir vorkam, verächtlichen Blicke betrachtete, langsam die tiefe Rinne weiter trottete und erst nach etwa 10 Schritten, ohne mich noch einmal zu beachten, mit großem Satz linksum in das Dickicht sprang und verschwand. Ich fand das riesig nett von ihr, trug aber kein Verlangen, ein zweites Mal ihre Bekannt-

schaft zu erneuern, denn es ist doch immer mißlich, von der größeren oder geringeren Liebenswürdigkeit einer Löwin die Gestaltung seiner Zukunft abhängig zu machen. Noch behaglicher als mir muß dem Stationschef von Kilimatinde, Leutnant v. G., zu Mute gewesen sein, als er auf einem abendlichen Spaziergange plötzlich zur Rechten drei Löwen aus dem Dickicht auf die Straße treten und als er vorsichtig nach links ausweichen wollte, auch von dort noch zwei, die dem gleichen Trupp angehörten, hinzukommen sah. Zwar hatte er eine geladene Schrotflinte bei sich, mit der er aber keine fünf Löwen totschießen konnte und so zog er es klugerweise vor, sich so bescheiden wie möglich zu verhalten, um nicht die Aufmerksamkeit der Bestien zu erregen, was ihm auch gelang. Schlimmer erging es einem anderen Offizier der Schutztruppe, einem Leutnant Braun. Dieser Herr war von einem Löwen — wie und wo habe ich vergessen — angefallen worden und wurde von ihm fortgeschleift. Sein Karabiner hing ihm über den Rücken. Während er an der Schulter geschleppt wurde, war er in der höchsten Not besonnen genug, mit der Hand nach hinten zu fahren und das Gewehr abzufeuern. Der Löwe ließ seine Beute sofort fallen und sprang davon; wie der schwer Verwundete glaubte: vor Schreck; bei einer Suche aber am anderen Tage fand man das Tier in nächster Nähe verendet. Wäre mir selbst das Abenteuer passiert, ich würde mir lieber die Zunge abgebissen, als gewagt haben, es zu erzählen, denn es klingt zu ungeheuerlich und märchenhaft; aber daß es sich so zugetragen bezw. daß es so in allen Messen der Kolonie erzählt wurde, dafür bürge ich.

Um übrigens noch ein Wort über die Gefährlichkeit der sogenannten wilden Tiere zu sagen, so haben ja die Ansichten darüber manche Stadien durchlaufen. In älteren, aber auch noch zu Brehms Zeiten, galten sie durchweg für außerordentlich furchtbar. Dafür müssen sie es sich in neuerer Zeit oft gefallen lassen, so zwischen Fuchs und Hase zu rangieren. Das ist natürlich auch übertrieben. Man darf nur nicht die Tiere und ihre Psyche anthropomorphisieren und von einem Rhinozeros oder Leoparden verlangen, daß er sein Handeln nach dem Sittenkodex der Menschen einrichtet. Sonst kommt man auf den Standpunkt des Korpsstudenten aus den Fliegenden Blättern, der dem ausreißenden Hasen ein entrüstetes „Feige Kneiferbande" nachruft. Es ist überhaupt schon verkehrt, wenn auch schwer zu ändern, daß wir die Namen für die Charaktereigenschaften der Tiere von den Äußerungen der menschlichen Psyche entlehnen, wäh-

rend wir für ihre Körperteile oder gewisse Funktionen Sonderausdrücke geschaffen haben. Wenn ich den Satz ausspräche: „Der Hirsch blutete stark am linken Ohre“ so würde er vielen Leuten (und natürlich allen Jägern) einen Riß geben, wie etwa einem musikalisch gebildeten Ohre das Katzengeplärr der 5 sisters Barrison oder einem Lord Roseberry der Anblick einer Kravatte von Tietz oder Jandorf. Dieselben Leute aber fänden nichts darin, beispielsweise zu sagen: „das Flußpferd ist feige“, während uns in Wahrheit diese Art, sich auszudrücken, noch viel schiefer und deplazierter vorkommen müßte, wie die vorher erwähnte. Und nebenbei: welchen Grund sollten denn die großen Pflanzenfresser haben, mit dem Menschen anzubinden? Und wenn sie uns ausweichen, sind sie dann feiger, als wenn wir vorsichtig Nesseln und Dornen aus dem Wege gehen? Auch in dem besten populären Tierwerk der letzten Jahre von Dr. Heck, wird der Löwe feige genannt. Vergleicht man damit die fast allwöchentlich in der Deutsch-Ostafrikanischen Zeitung wiederkehrenden Berichte über von Löwen getötete Leute (jüngst erst wieder 7 in einer Woche) und die Tatsache, daß in manchen Gegenden, z. B. bei Kissakki, ganze Dörfer wegen der Löwengefahr aufgegeben werden mußten, dann fragt man sich doch unwillkürlich, ob die Reaktion, die den früheren Überschätzungen der „reißenden“ Tiere zu danken ist, nicht doch etwas zu stark sich entwickelt hat. —

— — — — — — — — — — — —

Eine kleine Erhebung, steil zum Wasser abfallend, mit alten Bäumen und dicker, saftiger Grasnarbe dient mir als Ansitz; ein quer liegender morscher Stamm als Deckung gegen die Flußpferde. Das ist vorläufig allerdings eine überflüssige Vorsicht, denn mein Erscheinen hat gar keine Aufregung verursacht. Über 30 zähle ich, die fast alle in der Mitte des schmalen Wasserarmes sich bewegen. Nur eines liegt faul auf einer Sandbank halb im Wasser und schüttelt unaufhörlich die kurzen Ohren, um sich gegen die Fliegen zu wehren. Ich wollte, ich könnte das auch, denn ich merke bald, daß hier eine unausstehliche Sorte von Stecknadelkopf-großen, stahlblau schimmernden Fliegen ist, die mir dicht vor den Augen, Nase und Ohren auf und ab tanzen, in der Hoffnung, dort ihre Eier ablegen zu können. Vergrämen wir sie durch den Qualm einer Zigarette, sonst machen sie ein Zielen geradezu unmöglich und schauen wir einstweilen dem Treiben der Dickhäuter zu. Es ist freilich nicht viel an ihnen zu sehen, denn sie sind nicht sehr erfindungsreich in ihren Vergnügungen. Sie bewegen sich in einem ziemlich kleinen

Zirkel, und es ist eigentlich wunderbar, daß sie da genügend Nahrung finden, da sie, wie die tiefeingetretenen Wechsel beweisen, schon lange Zeit dieselbe Wasserstelle aufsuchen. Es gibt da Unterschiede. Die einen, und zwar nach meiner Erfahrung die meisten, treten kurz vor Sonnenaufgang ein und bleiben bis zum Abend; die anderen halten sich tagsüber am Lande verborgen und gehen nachts in die Gewässer. Beide aber finden ihre Hauptnahrung in Wasserpflanzen, von denen sie sich möglichst die zartesten aussuchen, um damit den riesigen Magen bis zum Platzen voll auszustopfen. Es ist mir überhaupt zweifelhaft, ob sie bei günstigen Bedingungen außerhalb des Wassers nennenswert äsen, und ob ihre Landmärsche nicht mehr sicheren Schlaf- als Weideplätzen gelten.

Welch fürchterlich vorsintflutliche Erscheinungen! Wie unproportioniert in allen Maßen, wie ungraziös in ihren Bewegungen. Wenn man in ihren ungeheuren Rachen sieht, den sie mit lautem Gähnen öffnen und klappend wieder schließen, dann glaubt man zuerst an eine Sinnestäuschung; so unwahrscheinlich, widersinnig und unlogisch ist zunächst der Eindruck des Gebisses, das aussieht, als wäre dem Tier bei der Schöpfung eine handvoll Zähne in jeder Form und Größe in den Rachen geworfen worden, von denen jeder da gerade Wurzel faßte, wo und wie er zufällig hinfiel. Ein schrecklicher Gedanke, in diese Mühle zu geraten, wie es Reichard von zwei Negerweibern am Kingani erzählt. Widersinnig erscheinen auch die Ohren, die an dem riesigen Haupt wie ganz überflüssige Anhängsel sitzen und das Eindringen des Wassers in den äußeren Gehörgang doch nicht zu verhindern vermögen. Viel besser gebaut ist die Nase, deren enorm entwickelte Schließmuskeln einen sehr festen Abschluß nach außen bilden. So lang der Kopf ist, so bietet er dem Schützen doch nur ein relativ kleines Ziel, weil nur ein Gehirnschuß dem unglaublich zähen Tiere ein schnelles Ende bereitet. Unser modernes Infanterie-Vollmantelgeschoß ist nach meiner Erfahrung für die Jagd auf so große Tiere absolut ungeeignet. Ja, ich glaube, daß es auch für den Krieg die Grenze der Brauchbarkeit, d. h. der Bestimmung, den Gegner möglichst schonend aber möglichst rasch kampfunfähig zu machen, hart streift. Ich habe es mehrfach mit angesehen, daß Rinder durch Hals, Brust oder Leib geschossen, das Äsen nicht unterbrachen oder höchstens einen Moment wie horchend den Kopf hoben, auch wohl taumelten, dann aber weiter weideten, Sobald man aber nur die Spitze des Nickelmantels entfernt, hat man eine fürchterliche Waffe, die auf nahe Ent-

fernung einem Menschen den Kopf so gründlich fortreißt, als hätte nie einer auf dem Rumpf gesessen. —

Ein Schuß rollt über die Wasserfläche, und mit leisem Grollen antwortet, aus dem Schlaf geschreckt, das Echo aus dem jenseitigen Walde. Es gab einen kurzen, klappenden Laut, als das Geschoß einschlug. Kein Kopf ist mehr sichtbar, nur die zitternden Wellenkreise, die, die Strahlen der Sonne reflektierend, gleich zerbrochenen Silberringen auf den Fluten treiben, verraten, daß hier zahlreiche schwere Gewalten den Spiegel durchbrachen. Dort, wo das von mir aufs Ziel genommene Tier stand, steigen Blasen auf, und das Wasser färbt ein kleiner rotbrauner Streifen. Ich warte gespannt, denn bald muß es sich entscheiden, ob der Schuß sofort tötlich war. Verwundete, aber nicht bewußtlose Flußpferde nehmen sofort, wenn sie nicht stromabwärts fliehen können, die Richtung auf ein Ufer, und fühlen sie instinktiv, daß es zu Ende geht, so suchen sie sich mit dem letzten Rest von Kraft unter Wasser in die Uferwände einzubohren. Bei den eigentümlichen Bodenverhältnissen des Sindi kann es ihnen so gelingen, sich in den breiweichen Erdmassen ein Grab zu bereiten, das für Mensch und Tier unauffindbar, vielleicht nach Jahrzehntausenden unseren Epigonen in den Knochenresten eine Rekonstruktion des Bildes der bis dahin längst ausgestorbenen Spezies ermöglichen wird. Sitzt der Schuß so, daß fast sofort der Tod eintritt, dann sinken sie auf den Grund, tauchen aber schon nach dreiviertel bis einer Stunde, von den rasch sich sammelnden Gasen stark aufgetrieben, wieder zur Oberfläche, die ihr Leib als Kugelsegment überragt: ein willkommener Sammelplatz für Reiher und andere, Aas nicht verschmähende Vögel. — — — — — — — — — — — — — — —

Ich hatte nicht lange zu warten. Es war ja so leicht gewesen — ein Schlachten mehr als ein Jagen —, vom sicheren Platz aus mir den günstigsten Fleck in einem der mächtigen Profile auszusuchen, und schon an der Art, wie der klotzige Schädel von dem einschlagenden Geschoß zur Seite geworfen wurde, bevor er verschwand, erkannte ich, daß mir diese Beute nicht entgehen würde. Es dauerte auch keine 20 Sekunden, da brach sich das Wasser und das tödlich verwundete Tier taucht senkrecht bis zur halben Leibeshöhe auf, fällt mit voller Wucht auf den Rücken zurück, daß das Wasser hoch aufspritzt und verschwindet wieder. Aber bald kommt es an anderer Stelle wieder zum Vorschein, noch verzweifelter

nach Luft ringend, noch rasender in die Höhe stoßend und mit noch heftigerem Aufprall zurücksinkend. Eine Viertelstunde dauert der Todeskampf des fast bewußtlosen Tieres, das von Ufer zu Ufer sich wälzend, die Fluten erschüttert und immer wieder jäh senkrecht sich aufrichtet, wobei der dem Schädel entquellende helle Blutstrom, auf der nassen Haut rasch verteilt, sich wie ein rotes Tuch über den unförmig dicken Hals breitet. Sein schwer röchelnder Atem, der das eingedrungene Wasser nicht mehr aus den Lungen zu treiben vermag, zerschneidet die Stille dieses köstlichen Morgens wie ein Jammerruf, in grellem, mißtönendem Gegensatz zu der heiteren Ruhe dieser sonnigen Landschaft. Aber auch dieser zähe Kampf erschöpft sich allmählich und endlich liegt, wenige Meter vom Ufer entfernt, wie ein grauer Granitfelsen der tote Körper.

Ich hatte zwar befohlen, daß das Fallen eines Schusses meinen Leuten ein Signal sein sollte, mit Messern und Äxten herbeizukommen, aber vermutlich war er im Tosen des Lagers nicht gehört worden, denn einsam und regungslos liegt der zu mir führende Uferweg. So muß ich die beiden Angler aufstören, die nicht weit von mir in ihr edles Handwerk sich vertieft haben. — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Angeln oder Anglern zuschauen, das ist die dem Neger kongenialste Beschäftigung. Ich bin auch überzeugt, daß auf irgend eine dunkle Weise vor Jahrtausenden diese Kunst aus Afrika den Europäern gebracht wurde, die sie aber bis heute noch nicht zu der Vollkommenheit der Neger entwickelt haben. Ein europäischer Angler, so stumpfsinnig er auch im allgemeinen sein mag, angelt wenigstens nur an Stellen, an denen er Fische vermutet. Aber für den Neger, wenigstens für den Amateurangler, ist dies nicht unbedingt entscheidend. Die Hauptsache ist das Angeln, und es ist köstlich anzuschauen, wie sie an Regenteichen, in denen höchstens ein paar abgemagerte Kaulquappen eine proletarische Existenz führen können, die Schnur auswerfen, anziehen, auswerfen, anziehen, von Zeit zu Zeit den Haken vom Schlamm befreien, frische Fliegenlarven aufsetzen und immer ernsthaft und gewissenhaft dabei bleiben. Nach jeder Viertelstunde wirft ein Zuschauer die Frage dazwischen: „Beißen sie noch nicht, Herr?“ und erhält dann die Antwort: „Nein, Herr, sie beißen noch nicht!“ Wer die „sie“ aber sind und sein könnten, das wissen nur die betreffenden Teichgötter. Nun muß ich allerdings zur Rechtfertigung des Negers erwähnen, daß er überall, wo ein größeres Wasser ist, Fische vermutet, weil er an eine

von Mungu (Gott) gewollte generatio aequivoca glaubt. (Deshalb begriffen mich meine Leute auch gar nicht, als wir auf einer einsam mitten im Kiwusee gelegenen kleinen Insel Antilopen, Iltisse, Schlangen und anderes Getier fanden, wozu ich ihren Scharfsinn mit der Frage prüfte, von wo all diese wohl hergekommen seien.)

— — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — —

Während meine Leute herangeholt werden, ziehe ich mich in das Uferdickicht zurück. Die Sonne steht hoch und lähmt mit ihren Strahlen in den nächsten fünf Stunden alle Kreatur. Auch hier im Schutze einiger Loranthus- und Herminen-Arten ist es schwül, aber doch schattig. Zum Flusse hin ist das Gebüsch halb offen, und ich sehe die Luft über dem jenseitigen Ufer zittern und sehe das Schilf und das Laub der Sträuche wie durch fließendes Glas. Die Flußpferde haben sich längst wieder beruhigt und tauchen wie vorher abwechselnd auf und nieder. Der Todeskampf ihres Genossen hat sie wenig interessiert, nur eines war wiederholt in seine Nähe geschwommen, hatte sich aber bald wieder entfernt; was von Vögeln am Wasser lebt, hat sich gleich mir in das Dickicht zurückgezogen. Wenn ich um mich schaue, welches Gewirr von Ästen und Lianen! Zwanzig-, dreißigfach kreuzen sie sich und oft sind sie miteinander verwachsen, wo sie sich berühren. Oder sie krümmten sich in großem Bogen wieder zur Erde, schlugen noch einmal Wurzel und sandten neue Arme nach oben, die sich bald wieder teilten und nochmals teilten und wieder nach oben und unten Sprossen entsandten. Oder sie kriechen als vielfach gewundene Schlangen auf der Erde im Kreise, als könnten sie sich von dem mütterlichen Boden nicht trennen, um dann, wie von einer plötzlichen Angst gepackt, jäh aufzuschießen, durch jede Lücke im Geäst sich hindurchzuwinden und von oben mit schwanker Spitze auf das dunkle Laubdach herabzusehen. Welch ein Unterschlupf für kriechendes und fliegendes Gewürm. Überall störe ich es auf, ob ich das Laub durchwühle, das vom vorigen Jahr den Boden bedeckt, ob ich die Borken von den Stämmen abreiße oder einen Stein aufhebe, überall ein Huschen, Krabbeln, Wimmeln, Rascheln und verstörtes Durcheinander. Und nicht anders über mir. Wo die Sonne durch kleine Blätterlücken hindurchbricht, und zitternde Scheiben, deren Rand in allen Spektralfarben schimmert, auf den Boden wirft, da sieht man durchsichtige Flügel und Leiber wie silberne Striche hin- und herfahren und, sich vielfach kreuzend, schimmernde Arabesken in die Luft zeichnen. Und dann wundert

man sich nicht, daß dort die kleine, graue Grasmücke, die im dichtesten Gebüsch ihr verstecktes Dasein führt und nur durch ihr Kindertrompetenstimmchen sich verrät, so munter herumspringt, und nach jedem Sprunge etwas Unsichtbares hinabschluckt. Überall Leben, Leben, Leben. —

Während einige meiner Leute dem erlegten Flußpferd mit großen Faschinenmessern das dicke Fell abziehen, den ungeheuren, prallgefüllten Magen und die Eingeweide entfernen, und das Fleisch in große Stücke zerschneiden, die erst im Lager in kleinere zerteilt werden sollen, nehmen andere mit Äxten das Gebiß heraus, dessen größere Zähne in der Luxusindustrie vielfach verwendet werden, z. B. zu Schreibtischgarnituren, Stockkrücken usw. Da ich nicht beabsichtige, sie jahrelang mit mir herumzuschleppen, um schließlich soviel Transportkosten dafür aufgewendet zu haben, wie sie in bearbeitetem Zustande in jedem Warenhause zu haben sind, so überlasse ich sie meinen Trägern. Mögen sie sich in Gottes Namen, wenn sie Lust dazu haben, „Schreibtischgarnituren" daraus machen lassen. — — — — —

Indes die Leute emsig ihrer Arbeit obliegen, gehe, oder richtiger schleiche, ich den sonnendurchglühten Weg zum Lager zurück; mit halbgeschlossenen Augen, denn die Lichtreflexe des Wassers blenden fürchterlich. Mein Gewehr liegt mir so schwer im Arme, als hätte ich einen Fieberanfall hinter mir. Einen Moment setze ich mich noch in ein Schilfdickicht an, in dessen Nähe schnarrend ein paar Nilgänse eingefallen sind, aber die erstickende Hitze, die die Gräser ausstrahlen, und die Fliegen, die mich verzehren wollen, treiben mich bald wieder heraus und aufatmend trete ich in den kühlen Schatten der Lagerbäume. — — — — — — — — — —

Am Malagarassi, Mitte Dezember 1897.

Brief XV.

Mittag. Mein Page erscheint mit dem Essen und seufzend lasse ich mich dazu nieder, beim ersten Bissen schon die Minute ersehnend, wo ich die Zigarrette anzünden kann. Essen müssen, nur um zu leben, ist für Afrika eine besonders schlechte Erfindung. Könnte ich mich doch von dieser lästigen Einrichtung durch Zahlung in eine Armenkasse befreien, wie man es zur Ablösung von Neujahrsgratulationen tut, — „man", denn ich persönlich ziehe es vor, weder zu zahlen noch zu schreiben. Jeden Morgen und jeden Nachmittag möchte ich verzweifeln, wenn der Koch nach dem Speisezettel fragt, trotzdem er doch weiß, daß immer dieselbe Antwort kommt: „So wie gestern", d. h. Reisspeise oder eine verdächtige Mischung von Mehl und süßen Kartoffeln oder ein zähes Stück Ziegenfleisch oder ein zum Erbarmen mageres Huhn. Eine dieser oder ähnlich köstlicher Speisen wird immer ein paar Wochen Tag für Tag serviert, bis ich vor Ekel streike oder der Zufall mich ein neues Gericht kennen lehrt, das mir ein paar Tage mundet und dann allmählich auch wieder zum Strafgericht wird. Eigentlich habe ich erst in Afrika erkannt, daß essen nur dann eine menschenwürdige Beschäftigung ist, wenn Auge und Ohr gleichzeitig durch appetitliche Ausstattung von Tisch und Geschirr und durch würzendes Gespräch mit genießen. Aber essen, nur um Eiweiß, Fett und Kohlehydrate zu verbrennen, von verbeulten Emailletellern, aus defekten Emailletassen von flüchtig gedeckter Platte schweigsam und hastig schlingen, das ist eine so traurige Beschäftigung, daß sie für mich gleich hinter dem Bezahlen einer Rechnung kommt. — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Während ich im Bombay-Stuhl liege und an dem Trost jedes Einsamen mich erquicke, d. h. eine Zigarette an der anderen anzünde, beunruhigt eine wichtige Frage mein Hirn, eine Frage, die nicht so leicht zu entscheiden ist, solange ich auch schon nachdenklich den grauen Qualm verfolgt habe, wie er blauer und blauer

werdend zwischen den Zweigen verweht. Es handelt sich um die Weiber in meiner Karawane. Ich möchte sie gerne los sein, denn sie sind widerwärtig und rauben mir meine Ruhe; auch bilden sie in feindseligen Gebieten einen hinderlichen Troß. Aber dann wieder scheint es mir grausam, an einem Tage drei Dutzend Ehepaare von Bett und Tisch, oder um mich afrikanischer auszudrücken, von Schüssel und Strohmatte, zu trennen. Das kann Verdrossenheit, Widersetzlichkeit, Desertionen erzeugen, was mir greulich wäre. Nur keine inneren Krisen! Oder es könnten Gefahren für die Tugend der an unserem Reisewege wohnenden Damen entstehen oder Gewaltakte, trotzdem dergleichen rarissime vorkommt, und dann natürlich Beschwerden oder Racheexzesse der beleidigten Gatten. Jedes Für und Wider muß sorgfältig gesammelt und bis zum Ausschlag gewogen werden, denn einmal verkündet, darf ein Beschluß nicht ohne zwingenden Grund umgestoßen werden; es schädigt immer die Autorität des Europäers bei der Karawane, wenn er es an Überlegung, Konsequenz, Festigkeit fehlen läßt.

Als ich zum ersten Male ernsthaft die Möglichkeit der Weibervertreibung ins Auge gefaßt hatte, ließ ich die drei Wanjampara (Trägerchefs) und den Ältesten der Askaris zu mir rufen und befragte sie nach ihrer Ansicht. Sie hatten mir mit großer Wärme zugestimmt, aber wie ich sehr rasch teils merkte, teils von meinen Boys erfuhr, aus von den meinen sehr verschiedenen Motiven. Der Askari, ein alter Haschischraucher, konnte kein Weib brauchen und deswegen gönnte er den anderen auch ein einsames Zelt. Der Chef der Träger von Bagamoyo hatte zwar eine Gattin, aber sie machte ihm das Leben sauer, weil sie ihm seinen täglichen Rausch neidete, weswegen er die Keiferin los werden wollte. Der Chef der Manjema war ebenfalls dafür. Er hatte eine Sklavin als Bibi, die sich mit einigen Weibern seiner Leute nicht vertrug, da sich die Freigeborenen von der Sklavin nicht schuhriegeln lassen wollten und ihr bei jedem Streit ihre Abkunft vorwarfen. Da er nun in dem Irrwahn lebte, daß die Trägerchefs ihre Frauen behalten dürften, so stimmte er mir rückhaltlos zu, um die „Seinige“ von ihren Widersacherinnen zu befreien. Nur der Führer der Panganileute war etwas zurückhaltend in seiner Ansicht. Er war der Klügste von allen und ihm schwante wohl mit Recht, daß mit ihren Leuten auch die Wanjampara ihre bei Jingo sehr minderwertigen Hälften verlieren würden.

— — — — — — — — — — — —

(Bei solcher Gelegenheit zeigt sich so recht die Unfähigkeit der meisten Neger, selbst wenn sie eine gewisse Verantwortung tragen, über ihre Empfindungen und Wünsche hinweg nach einem uneigennützigen Urteil zu streben. Die Frage wurde jüngst an der Küste gelegentlich der Bestimmungen über die Zusammensetzung der kommunalen Verbände berührt und besonders betont, daß nach den Erfahrungen, die dort nicht nur mit Negern, sondern überhaupt mit Farbigen gemacht wurden, starke Zweifel beständen, ob ihre Widerstandsfähigkeit gegen die Verlockung, amtliche Kenntnisse zu eigenem Vorteil zu verwerten, groß genug wäre. Soweit es die Neger angeht, unterschreibe ich das Urteil, soweit Araber und Inder, unterwerfe ich ihm meine Unkenntnis; nur glaube ich, daß die an unserer Küste lebenden Vertreter der beiden zuletzt genannten Völker weder ihrer Zahl noch Auswahl nach genügen, um zu einer endgültig verdammenden Bewertung zu gelangen.) — — — — — — —

An dieser Stelle möchte ich als Prophylaxe gegen Mißverständnisse eine generelle Anmerkung einschieben. Wenn ich von Negern schlechtweg spreche, so meine ich niemals die ansässigen Barraneger d. h. die Stämme des Innern — wo ich diese im Auge habe, nenne ich sie auch bei Namen — sondern ich habe immer das Menschenmaterial im Sinn, das in ständiger Bewegung zwischen dem Meere und den großen Seen die Landstraßen frequentiert und in den wenigen Städten von Küste und Hinterland sich zu größeren Mengen anhäuft: jene (im Gegensatz zu den Wanjamwesi und Wassukuma, den Sachsenläufern der Kolonie) heimatlose, ewig fluktuierende, durch einige äußerlich haftende Formen des Islam und durch das Suaheli als lingua franca uniformierte Masse von Mischlingen aller Stämme des äquatorialen Afrika, die sich Wasuaheli nennen, auch wenn kein Tropfen Blutes sie dazu berechtigt, oder Wangwana (Freie), obgleich viele es nicht sind. Und auch die anderen sind meist Abkömmlinge von ehemals zur Küste verschleppten Sklaven, die auf irgend eine nicht immer legale Weise ihr Pflichtverhältnis lösen konnten. Jeder anderen Arbeit als dem Lastentragen abhold, bilden sie eine im Grunde sozial minderwertige Gesellschaft von Menschen, die in Ländern mit härterem struggle for life dem Untergang geweiht wären und zu einem afrikanischen Proletariat sich entwickeln würden, sobald ihnen die Lasten abgenommen und auf den eisernen Rücken von Dampfwagen gelegt würden. Der Schaden, den sie der Kolonie zufügen, ist wahrlich nicht gering zu schätzen. Auf allen ihren Wegen beunruhigen sie

und verscheuchen zuletzt die eingeborenen Stämme; wohin sie ihren Fuß setzen, da erhebt sich und schleicht davon die Sicherheit vor Gewalt und Willkür. Und doch, wenn die Stunde kommt, wo die letzte Last auf Trägerrücken befördert wird, dann dürfen wir ein Weilchen auch ihrer in Danbarkeit gedenken; denn ohne ihre Hilfe, ohne ihre Widerstandsfähigkeit, Geduld und Unterordnung, läge das tropische Afrika noch heute in tiefstem sagenumwobenem Dunkel. Sie waren es, die, indem sie Forscher und Missionare, Händler und Soldaten begleiteten, erst ihre Arbeit ermöglichten. Auf ihrem Rücken wurden Dampfer und Altäre, wurden Kanonen und Telegraphen ins Innere gebracht; auf ihren Schultern Elfenbein und Gummi und die Schätze der Wissenschaft zum Meer befördert. Und wenn wir auch einst ihre Ablösung durch Dampf und Schienen mit einem Seufzer der Erleichterung begrüßen wollen, so wollen wir wenigstens einen Augenblick freundlich der vielen Tausende von Toten uns erinnern, deren Gebeine, auf der ungeheueren einsamen Fläche zwischen Indischem und Atlantischem Ozean längs der Straßen zerstreut, vergessen und unbeweint, von Sonnenglut, Tropenregen und Steppenwind gebleicht, zerstört, verweht wurden. — — — — — — — — — —

Aber solche wohlwollenden Gedanken, die erst dann in uns sich rühren, wenn wir am Leibe der eigenen Karawane Ungemach und Sterben schaudernd erleben, beschäftigten mich damals noch nicht, damals, als ich in den kleinen Sorgen des Tages befangen im Bombaystuhl lag und nachdenklich den grauen Tabakqualm verfolgte, wie er blauer und blauer werdend zwischen den Zweigen verwehte. Sondern ich quälte mich mit der Lösung der geschilderten Frauenfrage und Frauenemanzipation, d. h. Emanzipation meiner Karawane von den Frauen. Und ich konnte nicht schlüssig werden, obgleich schon genug Zigarettenstummel an der Erde lagen, um einer Legion neapolitanischer Lazzaroni einen anständigen Tagesverdienst zu gewähren, und trotzdem ich zu hören glaubte, daß die Mücken, die über mir zwischen den Laubmassen ihre Hochzeitsreigen tanzten, sich bitter über die schlechte Luft in den Festräumen beschwerten.

Ich hätte vielleicht noch ein paar Stunden länger über diesem Problem gegrübelt, wenn mich nicht plötzlich das Gefühl von etwas Ungewohntem, Ungewöhnlichem beschlichen hätte, dessen Ursache ich, als ich meine Aufmerksamkeit darauf richtete, sofort in einer jäh eingetretenen Stille des Lagers an Stelle des üblichen

Lärmes von 150 gesunden Jungen erkannte. Die Bedeutung solch plötzlichen Verstummens war mir nicht fremd. Ich hatte es oft genug erlebt und ich hätte mit geschlossenen Augen die Szene beschreiben können, die sich da abspielte; nur ahnte ich die heutige Variante nicht, die meinen misogynen Wünschen, die von Überlegungen für und wider ziemlich gleich belastet, unschlüssig hin und her pendelten, nach einer bestimmten Seite das schwerere Gewicht verliehen. Und dies geschah so.

Der Neger steht mit Recht im Rufe ein lebhaftes, kindisch vergnügtes Temperament zu haben; dies bewirkt, daß er ein großer Freund von Neckereien ist, aber man täte ihm weh, wenn man ihn streitsüchtig nennen wollte, was er (in nüchternem Zustande wenigstens) durchaus nicht ist. Dagegen neigt er im Rausch sehr zu Zänkereien, deren Abschluß oft ein heulendes Elend ist. (Wenn man sieht, wie erpicht der Neger ist — — — und diesmal denke ich an so ziemlich alle Stämme — — sich mit Alkohol in Gestalt von Pombewein vollzupumpen, so kann man sich eines boshaften Lächelns nicht erwehren, wenn man an die „Daseins-Schmerz-Betäubungstheorie" unserer Alkoholverteidiger denkt. Erwähnen möchte ich nebenbei, daß die Neger Pombe nicht als reines Genuß-, sondern auch als Nahrungsmittel betrachten, und daß Schwerkranke sie allein nicht verschmähen, auch wenn sie sonst jede Speise zurückweisen).

Also nüchtern friedfertig, berauscht streitsüchtig, ist der Neger dann auch zu Gewalttätigkeiten geneigt, die nicht immer aus einer unwiderstehlichen Explosion der im vorausgegangenen Wortgefecht angesammelten Affekte sich ergeben, sondern auch geradezu in der Form eines Duells ausgetragen werden, wenn eine Partei für die Siedehitze ihres Zornes in Schmähreden kein Ventil mehr sieht, sondern nach stärkerer Ableitung verlangt. Und wenn dann mit einiger Freiheit zitiert wird: „Der Worte sind genug gewechselt, nun sollen „sie" auch Taten sehen", so ist dies „Sie" keine stumme Galerie, sind es nicht passive Zuschauer, sondern es sind die Chöre mit ihren Führern, die, nach dem Muster der griechischen Tragödie, bei jedem Konflikt sich sofort bilden und mit kommentierender Wechselrede die verschiedenen Phasen des Streitfalles begleiten. Zur Ehre des Negers sei gesagt, daß es fast niemals zu solchen Brutalitäten kommt, wie man sie täglich in europäischen Zeitungen lesen kann; nie habe ich in fünf Jahren eine gröbere Messerstecherei erlebt, nie eine ernsthafte Verletzung gesehen. Das beweist natürlich nicht, daß es nicht vorkäme, aber es beweist, daß es selten, daß es nicht

die Regel, daß es nicht dem Naturell des Negers entsprechend ist. Meist ist der Kampf nur ein Zerren und Ringen mit zeitweise eingeschobenen Ohrfeigen. Oft aber auch ein Stockkampf, wobei der Kopf des Gegners nicht gerade geschont wird. Aber du lieber Gott, was kann so ein Negerschädel auch aushalten! Du hörst den Hieb krachend fallen, denkst, ein Schädel sei bis auf die Basis gespalten. Du stürzst entsetzt an den Tatort, sicher einen Bewußtlosen, aus Nase, Ohr und Mund blutend, am Wege zu finden und glaubst dich von Gehörshalluzinationen genarrt, wenn du den Verletzten zwar sehr verstimmt — denn der Neger ist blutscheu und erklärt sofort Abfuhr, wenn er an sich den besonderen Saft träufeln sieht — im übrigen aber nichts an ihm finden kannst, als eine gequetschte Wunde und die dicke Schwarte kaum bis auf die Knochen durchtrennt, in der dann bei der Reparaturarbeit deine besten englischen Nadeln zersplittern, als versuchtest du ein paar Zähne zusammenzunähen.

Im Beginn des Kampfes agieren die Chöre in besonderer Art lebhaft, indem nämlich von allen Seiten ein aufgeregtes „Watscha, Watscheni" tönt: „Laß ab, hört auf". Aber wie wenig in Wahrheit ihre Rufe ihren geheimen Wünschen entsprechen, lehrt neben der Erwägung, daß es ihnen ja nicht schwer fallen könnte, mit vereinten Kräften die Duellanten zu trennen, das sofortige Zurückreißen eines friedenheischenden Armes, wenn zufällig einmal ein vernünftiger, älterer Mensch oder ein um seinen Freund besorgter den ernsthaften Versuch macht, die Kampfhähne auseinander zu bringen. Daneben erschallt Gelächter, Beifall, Hohn — kurz, es entsteht allmählich ein Lärm, gegen den eine Sitzung des österreichischen Reichsrates wie die Ruhe eines Trappistenklosters anmuten muß. Und dazwischen zeitweise ein jähes Verstummen, so oft es scheint, daß die Kämpfer zusammen zu Boden stürzen müssen, und auf den Gesichtern höchste Spannung, wer dju, wer tschini, wer oben und wer unten liegen wird. Denn dieser, oft zufällige, Abschluß entscheidet den Kampf — ich glaube im ganzen orbis terrarum.. (Besonders Tiefsinnige mögen darin ein Symbol und eine Erinnerung an die Vorzeit erblicken, wo der Urmensch umherschweifend sich sein Recht auf Liebe mit Gewalt erkämpfte, wo er es fand.)

Solch eine Stille vor der Katastrophe war es, die mich aus meinen Gedanken nach dem vorausgegangenen Lärm genau so aufgeschreckt hatte, als wäre umgekehrt ein langes Schweigen durch einen Schrei zerrissen worden. Es war wie immer die Stille vor

dem Sturm, der wütend losbricht, gerade als ich mich dem Kampfplatz näherte. Aber was war denn geschehen, daß eine so außergewöhnliche Extase herrschte, was ging denn vor, daß mein Erscheinen in dem Höllenspektakel so ganz unbemerkt blieb? Es war ein Toben, als hätte ein Irrenhaus all seine Insassen ausgespien. Die einen brüllten mit zurückgeworfenem Kopf, die anderen machten Rumpfbeugen und hielten sich die schmerzenden Flanken, oder klatschten wie besessen auf ihre Oberschenkel, dort tanzte einer mit Hurra auf einem Beine im Kreise, hier hielten sich zwei an den Armen und sprühten sich, aufgeregt schreiend, ganze Regenstürze ins Gesicht und aus all dem Kreischen, Heulen, Wiehern, Brüllen, Bocksgelächter, das sich zu einer Symphonie, würdig, in der Walpurgisnacht die Brockengäste zu empfangen, vereinigte, hörte ich vernehmlich immer wieder nur die wenigen Worte: „Omari tschini und fundi tschini und manamukke dju" — — Omari unten, der Schneider liegt unten, das Weib liegt oben." Und so wars und so sahen es, als ich rechts und links Püffe austeilend, mich durch den dichtesten Haufen gedrängt hatte, meine Augen und suchten vergebens, gleich Schnecken- und Taschenkrebsaugen, in ihre Höhlen sich zu verkriechen, und ich merkte, daß mir schwach werden würde, wenn ich dieses Schauspiel lange genießen müßte. Da lag der engbrüstige, gelbsüchtige Schneider Omari im Grase und auf ihm halb liegend, halb reitend ein Weib, dessen spitz zugefeilte Manjema-Zähne blutig gefärbt waren. Ihm war das Kansu von oben bis unten aufgeschlitzt, und sie hatte in der Kampfeshitze von ihrem Gewand auch nicht viel übrig behalten und zeigte vieles, was ich immer noch lieber von Nacht und Grauen, als gar nicht bedeckt zu sehen gewünscht hätte. Beide aber wußten es nicht oder beachteten es nicht, denn ihre Aufmerksamkeit hatte sich in ein blaues Tuch verbissen, das ihre Hände krampfhaft umklammerten, hin und her zerrten und nur für blitzartige Momente fallen ließen, die geschickt benutzt wurden, um mit kurzem energischen Ruck in die Haare des Gegners zu fahren oder ihm klatschend eine derbe Ohrfeige zu versetzen. Natürlich sprangen, als mein Erscheinen bemerkt wurde, sofort ein paar Dutzend Leute dazwischen, und damit noch nicht zufrieden, machten sie mit entrüsteten Mienen den Beiden die heftigsten Vorwürfe — und auch dies war natürlich. Der Mnjampara von Bagamojo, der bereits sein Quantum wieder inne hatte, ging mit großen Schritten, händefuchtelnd auf und ab, und räsonierte laut und schwermütig, wie die Welt immer schlechter

würde, insbesondere aber die Träger und — hier traf mich seitwärts ein Blick, ob ich auch zuhöre — wie sie einen so guten Herrn nicht verdienten, der — hier ein zweiter Blick — ihnen gewiß trotz ihrer Schlechtigkeit einen schönen Backschisch geben würde, wenn die Reise inschallah zu Ende wäre. Der Schneider, der sicher sein durfte, daß er mit seiner Schande monatelang bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit verspottet werden würde, tat mir leid, wie er da keuchend und am ganzen Leibe zitternd vor mir stand und in seinem stets ungesund hellfarbigen, jetzt aber ganz blutleeren, schmutziggelben Gesicht die dunklen Augen unruhig hinter den halb gesenkten Lidern hin und her wanderten. Ein jammervoller Anblick! (Es ist gewiß Zufall, daß die wenigen Schneider, die ich in Afrika kennen gelernt habe, körperlich genau solche Helden waren, wie man es von unseren Schneidern, natürlich verleumderischer Weise, behauptet; Zufall, weil die Hauptschädigung, die Jahr ein, Jahr aus übermäßig ausgedehnte Arbeitszeit in schlecht ventilierten Räumen hier ja fehlt.) Während das Weib sich schleunigst gedrückt hatte und die Glückwünsche ihrer Freunde in Empfang nahm, hielt ich mit dem Schneider das Schauri ab und ließ die Donna nur fern von mir durch einen Mnjampara vernehmen. Ich selbst würde auf Grund übler Erfahrungen mit solchen Megären nur nach dem System des heiligen Alfons von Liguori verhandeln, nämlich an den beiden Enden einer langen Bank — und sie müßte sehr lang sein — Rücken gegen Rücken sitzend. Die Ursache des Kampfes war sehr simpel gewesen. Seitdem „sie" vor drei Tagen zufällig bei ihm ein schönes Stück blauen Kaniki-Stoff gesehen hatte, träumte sie Tag und Nacht: „Ach, wenn du wärst mein eigen" und kurz entschlossen trennte sie sich von ihrem bisherigen Manne, einem anderen Träger, dem sie mindestens schon fünf Tage als Gattin angehörte und ging mit dem beglückten Schneider die Ehe ein. Am Flittertage — man wird den Ausdruck begreifen — war der junge Ehemann natürlich in zärtlichster Gebelaune und überreichte seiner Faida (zu deutsch „Gewinn") — so hieß das Untier — als Morgengabe das blaue Tuch. Aber die Stunden und Stunden zogen dahin, und schon hatten sie nach 25 die silberne, nach 50 Stunden die goldene Hochzeit einer typischen Lagerehe hinter sich. Was nun weiter geschah, ob die junge Frau bei einem anderen ein rotes Tuch gesehen, das ihr noch besser gefiel, oder ob sie sich zu rüstig für ihren Schneider fühlte, kurz, heute, am vierten Tage des mit so vielen Hoffnungen geschlossenen Bundes, kam es

zum Bruche, und da keiner von Beiden der schuldige Teil sein wollte, beanspruchten sie beide den blauen Kaniki für sich. Die Folge war zunächst ein Wortgeplänkel, das sich in bescheidenen Grenzen hielt, bis er den Geist ihrer Mutter beschwor und beschimpfte, eine bei allen Negern sehr beliebte Schmähform. Während der Unvorsichtige damit im Spiel der Zungen einen unüberstechbaren Trumpf, einen ältesten Jungen gleichsam, hingeworfen zu haben wähnte, mußte er mit Schrecken erfahren, daß seine Gattin erst jetzt ihre Truppen ernsthaft zu entfalten begann und aus dem heimischen Idiom und dem, was sie auf den Märkten von Tabora und Udjidji sich angeeignet hatte, wo die edelste Blüte holder Weiblichkeit ihre Bildung empfängt, ungeahnte Reserven heranzog. Die wohlriechenden Kraftworte, die das Gehege ihrer spitzen Zähne durchbrachen, sollen über alle Maße und Begriffe heftig gewesen sein, und man mußte sich, wenn die Zeugen nicht übertrieben haben, auf die Hochschule von Klein-Tschirne versetzt glauben. Der unglückliche Schneider wußte sich dagegen nicht anders zu wehren, als daß er begann, mit seiner Fußsohle die Magengegend der feurigen Dame in unfreundlicher Weise zu massieren. Das hätte er nicht tun sollen, und das sagte ich ihm auch eindringlich, denn er hätte wissen können, daß, wenn erst die Füße sich beteiligen, sie jeden Disput vergiften. Mit dieser Mahnung und dem bei seiner schwächlichen Konstitution sehr angebrachten Rat, in Zukunft mit seiner Erwählten schon vor der Hochzeit einen Proberingkampf abzuhalten, wurde er unter Rückerstattung des verhängnisvollen blauen Tuches ziemlich milde entlassen; ich selbst aber ließ noch einmal alles, was ich an angenehmen und üblen Weibergeschichten in Afrika erlebt hatte, Revue passieren und zählte sie wie ein Knopforakel ab; und als das heute erlebte mit tausend Zungen „nein" schrie, rief ich die Wanjampara zu mir und befahl ihnen, sofort der Karawane zu verkünden, daß an dem Tage, an dem wir die Straße von Udjidji nach Tabora kreuzen würden, alle Weiber ausnahmslos eine Wendung zu machen und einen der beiden Orte als Reiseziel zu wählen hätten. Und dies von Rechtswegen.

Hatte ich wirklich Recht? Benützen wir diese Gelegenheit, um einige Betrachtungen über die Beziehungen der beiden schwarzen Geschlechter anzustellen; dann wird sich die Antwort auf diese Frage von selbst ergeben.

Am Malagarassi, Mitte Dezember 1897.

Brief XVI.

Die in ständiger Bewegung auf den Karawanenstraßen fließende und oben näher gekennzeichnete Masse hat sich im Laufe der Zeiten eine Horde von Weibern als Weg- und Lagergenossinnen herangezüchtet, die, trotzdem sie, wenn möglich, aus noch mehr Stämmen gemischt sind, als die Männer, doch in Erscheinung und Charakter noch uniformer sind als jene. Ihr Gesamteindruck ist im Gegensatz zu dem von Optimisten „das stärkere" genannten Geschlecht für den Neuling höchst widerwärtig. Aber auch ein alter, abgebrühter und für ekelhafte Einflüsse sonst nicht mehr poröser Afrikander versteht den Abscheu, den die wenigen europäischen Damen, die Gelegenheit hatten, solche Weiber im Innern der Kolonie kennen zu lernen, vor ihnen empfanden. Und in Wahrheit: Man muß alle Ideale, die man je für Frauenwürde und Keuschheit gehegt, man muß alle ehrfürchtigen Gedanken, die man je mit dem Garten der Ehe verknüpft, man muß alle Empfindungen von selbstlos reiner Zuneigung bis zu der Glut begehrender Leidenschaft, die je in uns wach wurden, wenn das hohe Lied der Liebe in unser Leben seine lockenden Klänge sandte, auslöschen, vergraben und vergessen, wenn man dieser Menschenspezies gerecht werden und die Webart der Bande verstehen will, die sie meist nur zu locker aneinander fesseln. Ich erwähnte oben die äußere und innere Gleichtracht dieser Weiber. Wenn nämlich eine Frau durch Kauf oder auf irgend eine andere Weise von ihrem heimischen Stamm dauernd losgelöst und der Wangwanagemeinschaft eingereiht wird, so wandelt sich ihr Äußeres schon nach einer recht kurzen Frist durch die willigen Hände älterer Genossinnen nach dem Modell einer Küstenbibi bis zum Ebenbild um. Das fordert selten ihr eigener Trieb, sondern fast immer der Wille des Herrn oder Gatten, der solchermaßen ein Wertsteigen der eigenen Persönlichkeit in der öffentlichen Meinung zu erwirken trachtet. Das ist zwar nur eines

von vielen Mitteln, aber nicht das unwichtigste und geringste. Dreierlei Eingriffe muß sich die Schensi, das heißt die Barbarin, wie die unhöfliche Bezeichnung lautet, gefallen lassen, um sich dem Ideal jener kleinen, schwarzen Lastertierchen anzunähern, die die Märkte und Gassen der Küstenstädte bevölkern und

„Weder Fräulein, weder schön,
Selten ungeleitet nach Hause gehn".

Dreierlei, nämlich erstens eine neue Körperumhüllung, zweitens eine Verstümmelung der Ohren und drittens und zuletzt eine Veränderung der Frisur. Fellstück, Grasschurz, Rindenstoff, Bananenblattschürze, oder was sonst ihre Blößen bedeckte oder es wenigstens versuchte, weicht der Kanga, einem in Europa fabrikmäßig hergestellten, in allen Farben — außer dem nefasten grün — und mit den unmöglichsten Ornamenten bedruckten Kattun, der von den Achseln bis zu den Fesseln den Körper fast zweimal umhüllt und neuerdings in der Taille von einem ebenfalls importierten, meist recht geschmacklosen Gürtel festgehalten wird. Diese Einkleidung findet in der Regel noch an demselben Tage statt, an dem das Weib das heimische Herdfeuer verläßt; denn daß ein Suaheli sich etwa in den Markthallen von Tabora mit einer fellbekleideten Gattin zeigen würde, ist so wenig denkbar, wie etwa, daß ein Gardeleutnant mit einer Dame der verlängerten Ackerstraße den Subskriptionsball besucht — beides ist eben einfach unmöglich. Mit der Einkleidung ist das wichtigste geschehen; die übrigen Prozeduren folgen erst nach mehr oder minder langer Zeit, wenn die Frau in Sprache und Gewohnheiten sich den neuen Verhältnissen etwas akklimatisiert hat. Aber doch ist meist schon vor Ablauf des ersten Jahres die Operation an den Ohrmuscheln vollendet, die an vier, fünf Stellen durchbohrt und durch immer stärkere Pflöcke allmählich erweitert werden, bis sie Raum für die groschengroßen, bunten Papierscheiben bieten, die nach Bedarf von Zeit zu Zeit durch neue ersetzt werden können. Damit ist schon viel erreicht. Findet sich endlich auch die geschickte Hand, die den Neophyten lehrt, wie man den spröden Wollkopf in sieben bis zehn von der Stirn bis zum Nacken parallele Haarreihen teilt, zwischen denen die ölglänzende Haut in hellen Streifen schimmert, und die am Halse als kurze, nach oben gebogene Rattenschwänzchen enden, dann dürfen wir es den Pionieren schwarzer Kultur gönnen, wenn sie angesichts der der Barbarei geschlagenen Bresche ein triumphierendes „Es ist erreicht" anstimmen. Die Zahl der Rekruten, die alljährlich

dem Weiberheer der Wangwana eingereiht werden, ist heute noch sehr groß, trotzdem die Zwangseinstellungen en masse durch Raubzüge unter der Ägide von Arabern vergangenen Zeiten angehören. Aber andererseits bringt jeder Fortschritt in der Erschließung der Kolonie die Möglichkeit zu vermehrter Werbetätigkeit, weil die Eröffnung neuer Gebiete zur Voraussetzung und zur Folge hat, daß zahlreichen Wangwana als Soldaten und Trägern Gelegenheit zur Anknüpfung von vorher brach gelegenen Beziehungen zu den eingeborenen Stämmen gegeben wird. An dem Tage, an dem das Weib ihre Heimat verläßt, um an dem fremden Nomaden zu hangen und Zelt und Lager mit ihm zu teilen, gibt es mehr auf, als Eltern und Elternhaus, und nicht nur ein Ziegenfell und ein Grasschurz fällt da von ihr ab und bleibt zurück, sondern auch eine Reihe von Vorzügen, die den Barraweibern eignet: Arbeitsamkeit, Ehrbarkeit, Nüchternheit, Bescheidenheit und last not least die Tugend, die Zarathustra als erste und höchste am Weibe schätzte, wenn er sprach: „Also will ich Mann und Weib: kriegstüchtig den einen, gebärtüchtig die andere.“ Lassen wir diese passive Tugend einstweilen unbeachtet.

Vielleicht könnte mancher, der die Verhältnisse aus eigenen Anschauungen kennt, meinen, die Einreihung der Weiber unter die Wangwana bedeute doch einen Fortschritt, trotz des Verlustes der übrigen Tugenden, die nicht Früchte einer in gesundem Grunde wurzelnden und aus ihm hochgewachsenen Ethik, sondern Folge der an Rechten armen, an Pflichten reichen, unwürdigen Stellung der Frau bei den ansässigen Stämmen seien. Diese Definition will ich gerne gutheißen, soweit sie erklärt, warum die Peripetie der Lebensführung eine so tief in den Charakter schneidende Wirkung ausübt, der meist noch durch die Jugendlichkeit der Betroffenen Vorschub geleistet wird, aber einen Fortschritt kann ich die Metamorphose nur nennen, wenn ich in weinerlichem Mitgefühl jede Gebundenheit eine menschenunwürdige Erniedrigung, oder in schablonisierender Betrachtung der menschlichen Natur jede Freiheit einem Himmelsgeschenk gleich erachten will. „Mancher warf seinen letzten Wert weg, als er seine Dienstbarkeit wegwarf.“ Wohl ist es wahr, ihr Leben hört auf, eine Folge von mit harter Arbeit erfüllten Tagen und Wochen zu sein. Sie behängen den Körper nicht mehr mit Amuletten, um die Zuneigung des Mannes sich zu erhalten, und nehmen Teil an den Trinkgelagen, für die sie bisher nur den Stoff bereitet hatten, um vielleicht alsdann von den Trun-

kenen Mißhandlungen zu ernten. Wohl hatten sie es schwer, aber da die von tausend arbeitenden Generationen ererbte Kraft ihren Körper gestählt hatte, so daß er von der Last nicht erdrückt wurde, und da nichts in ihnen gegen ihr Schicksal rebellierte, weil sie außer bei ihren Fürstinnen kein anderes Frauenlos kannten, so waren sie nicht zu beklagen. Jetzt fürchten sie nicht mehr, von Haus und Hof vertrieben zu werden, weil sie Haus und Hof nicht mehr haben; sie zittern nicht mehr, von ihrem Manne verstoßen zu werden, weil sie das Weib aller Männer werden können, die ihnen einen Vorteil bieten; sie sind zwar auch jetzt noch den Schlägen Trunkener ausgesetzt, aber sie sind nicht seltener selbst des süßen Gottes voll und dann nicht minder skandalsüchtig. Wo liegt in alledem ein Fortschritt? Und doch habe ich so manches Mal aus dem Munde eines Europäers, der ein Mädchen, das er als geduckte Barbarin kaum beachtet hatte, als grande dame in Tabora oder anderswo wiederfand, im Brustton der Überzeugung die begeisterten Worte gehört: „Herr Gott, ist das ein zivilisiertes Weib geworden, wer hätte solchen Fortschritt für möglich gehalten!" Falsche Distanz, falsche Gesichtswinkel.

Ich erinnere mich hier eines Gesprächs mit einem Missionar. Eingeborene Katechisten waren auf eine noch heidnische Insel als Herolde geschickt worden, um der Mission den Boden zur Saat vorzubereiten. Als sie nach einiger Zeit über ihre Erfolge Bericht erstatten kamen, klagten sie, daß es ihnen nicht möglich sei, größere Mengen zum Unterricht zusammenzutreiben, weil die Leute von morgens bis abends beschäftigt seien, die Sprödigkeit ihres insularen Bodens zu bekämpfen. Der Superior beruhigte sie mit den Worten, daß übergroßer Fleiß noch niemals ein Hindernis, Faulheit aber stets ein unüberwindliches für die Bekehrung zum Christentum gewesen sei. Was der Mann in frommer Beschränkung auf das ihm zunächst liegende Gebiet sagte, gilt auch in anderem Sinne. Wenn wir je hoffen dürfen, nach Jahrhunderte langen Bemühungen Afrika ein dem unseren ähnliches Frauengeschlecht zu schenken, so werden es die Nachkommen der vielgeplagten Arbeiterinnen und nicht der Dämchen sein, die auf den Märkten von Tabora und Udjidji ihre spärlichen Reize spazieren führen. Das ist um so wahrscheinlicher, als die Fähigkeit, die Art zu erhalten, diesen Nomadenweibern in auffälliger Weise verloren geht. Ist es das unstäte Wanderleben? das Fliegen von Arm zu Arm? der Einfluß des Alkohols? Organerkrankungen? Frivole Willkür, die die

Beschwerden der Wanderschaft nicht noch vermehren will? Kindermord? Wahrscheinlich wirkt all dies und noch vieles andere zusammen. Tatsache ist, daß die Ehen dieser Leute, im Gegensatz zu denen der sässigen Stämme, dem Klapperstorch höchst unsympathisch zu sein scheinen.

— — — — — — — — — — — — —

Es liegt nahe, sich zu fragen, ob überhaupt Nomaden fähig sind, wenn nicht besonders günstige Umstände es erleichtern, ihre Art dauernd zu erhalten. Oft genug drängte diese Frage sich mir auf und ebenso oft regten sich im Zusammenhang damit Zweifel, ob die so weit verbreitete und geläufige Anschauung von der Entwicklung des Urmenschen vom schweifenden Jäger über den Hirten zum Ackerbauer, die Wahrscheinlichkeit verdient, die uns in der Schule gepriesen wurde. Warum soll der Mensch, sobald er in der Entwicklung der Erde auftritt, nicht gleich festen Wohnsitz gehabt haben, da doch zahllose Tiere, Vögel wie Säuger, an einer engbegrenzten Heimat festhalten? Ich erinnere mich einer schmalen Urwaldparzelle, in der drei Affenarten (zwei Meerkatzenarten und Schimpansen) hausten. So oft ich die Gegend — und zum Teil in längeren Intervallen bis zu einem Jahr — besuchte, immer fand ich die beiden Meerkatzen, jede für sich, in denselben Baumgruppen, immer tönte der Schimpansenschrei aus derselben engbegrenzten Schlucht. Und Analoges kann man hundertfach an Vögeln, Reptilien und selbst Insekten beobachten. Warum sollten die Vorfahren des Menschen ihr schweifendes Leben nicht schon in dem vormenschlichen Stadium aufgegeben haben? Und könnte die Kette nicht so gewesen sein: Feste Wohnsitze und Ackerbau — Züchtung von Haustieren — Anwachsen zu großen Herden — Weidewechsel — Verlust der Herden (Seuche, Krieg) — entweder Schließung des Ringes durch Rückkehr zu festem Wohnsitz und Ackerbau oder Wandlung zum Jäger? Diese letzte Entwicklung konnte man in Afrika noch im letzten Jahrzehnt an den Masai beobachten, die nach Verlust ihrer Rinder teils ansässig und Ackerbauer, teils nomadisierende Wanderobbojäger wurden, die man lange irrtümlich für einen besonderen Stamm hielt.

Es ist hier nicht der richtige Platz, auf diese Dinge näher einzugehen, ich habe sie auch nur angedeutet, um zu zeigen, ein wie tiefgreifendes Mißtrauen gegen alles Nomadentum und seine Lebensfähigkeit sich einem Betrachter der hiesigen Verhältnisse aufdrängen muß, wobei ich gerne zugebe, daß dieses künstlich ge-

züchtete wirtschaftliche Nomadentum nicht ohne weiteres mit einem anderen verglichen werden kann, im übrigen aber mögen sich gelehrtere Leute, als ich, den Kopf darüber zerbrechen, was unsere Ahnen getrieben haben, als sie ihrer Schwänze überdrüssig wurden und den großen Sprung ins Menschentum machten. — — — — — — — — — — — — — — — — —

Liebe, sagt man schön und richtig,
Ist ein Ding, was äußerst wichtig;
Nicht nur zieht man in Betracht,
Was man selber damit macht,
Nein, man ist in solchen Sachen
Auch gespannt, was andre machen.

Laßt uns also zusehen, was der Schwarze aus diesem „äußerst wichtigen Dinge" macht. Der mohammedanisch beeinflußte Neger kennt wie wir den Begriff der wilden und der legitimen Ehe. Es gibt da ein Wort, das heißt „Bibi ja kitabu", „das gebuchte Weib". Vermutlich bezieht sich der Ausdruck auf den Koran, der bei der Eheschließung eine Rolle spielt und nicht, wie andere meinen, auf die Soldbücher der Askari, in die in früheren, unruhigen Zeiten — vielleicht auch jetzt noch — der Name der Frau und berechtigten Erbin eingetragen wurde. Gleichviel woher das Wort stammt. Heute bezeichnet der Neger damit ein Weib, das von guter, d. h. freier Herkunft, aus dem Hause ihrer Angehörigen unter den traditionellen Bedingungen und mit religiösem Zeremoniell geehelicht wurde, wobei der Wunsch bei beiden Teilen bestand, gemeinsam ein stabiles Hauswesen zu begründen, Kinder zu zeugen, und — inschallah — sich nur durch den Tod trennen zu lassen. Gewiß ein höchst ehrenhaftes Ideal, nur kommen leider die wenigsten dazu, es in die Tat umzusetzen. Wozu auch? Es lebt sich ja so auch nicht unbequem. Sobald man einigermaßen eine Last schleppen kann, schließt man sich zunächst als Boy einem Träger oder Soldaten an, ergreift ein paar Jahre später selbst den Beruf seines Herrn und lernt, statt sich auf seinem Gütchen zu plagen und sich über Heuschrecken und Mißwachs zu ärgern, die Welt kennen, lebt, solange man in Stellung ist, in den blauen Tag hinein und schmarotzt, wenn man außer Dienst ist, bei irgend einem von Allah eigens dazu geschaffenen Ndugu (Verwandten).

Wo aber hätte der Neger keinen Ndugu? Das ist staunenswert, ist verblüffend. In Gegenden, die sein Fuß nie vorher betrat, findet er im Handumdrehen einen oder zwei Ndugus oder soviel du verlangst. Du fährst mit deinem Boy im Luftballon zum Mars,

dein Vehikel landet und du selbst bist lange starr vor Staunen über die doch jedenfalls sehr seltsamen Wesen, die dich dort begrüßen und vielleicht wie die Mondmenschen populärer Naturbeschreibungen, nur aus Armen und Beinen bestehen: aber ich wette, daß ehe drei Minuten verstrichen sind, dein Page bereits um ruksa (Urlaub) bittet und freudestrahlend davonstürzt, um eines dieser Gliederhäufchen zu umarmen, weil es sein Ndugu ist. — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Also für die Befriedigung der leiblichen Genüsse ist in seinem Leben hinreichend gesorgt, und findet er im übrigen sein Dasein nicht ausgefüllt, so stellt ein Weib zur rechten Zeit sich ein. Auf eine „Buchgattin" darf er freilich nicht leicht hoffen, denn die besseren Bürgermädchen von der Küste haben nur selten Lust, sich den Mühsalen des Wanderlebens auszusetzen, aber er findet sich darin, verzichtet auf das „Buch" und nimmt sich eine Gattin, eine Bibi, wie das bedeutungsvolle Wort lautet, an dessen Klangschönheit sich mein Ohr immer wieder erfreut. Da sein Geschmack nicht sehr wählerisch ist, so stellen sich der Erfüllung seiner Wünsche Schwierigkeiten nicht hindernd entgegen. Wenn die zu kopulierende nur nicht zu auffällig die Anzeichen von greisenhaftem Marasmus oder ansteckender Krankheit trägt — Blatternarben gelten nicht als Schönheitsfehler — so darf sie nie verzweifeln, Gefallen zu erwecken. Die Liebesneigungen der Neger sind nicht wie die unserigen individuell differenziert, ja selbst auf einen Typus nur sehr unbestimmt und unsicher und meist nur theoretisch gerichtet; in der Praxis ist es überwiegend eine ganz primitive Heterosexualität; mit anderen Worten: es zieht ihn zu seiner Faida oder Fatme nicht, weil sie die „Faida" oder die „Fatme" ist, auch nicht, weil sie etwa stattliche Figuren mit nicht zu dunkler Hautfarbe und schmaler Nase sind oder wie sonst das Typen-Ideal eines schwarzen Jünglings sein kann, sondern einfach, weil Faida oder Fatme dem weiblichen Geschlecht angehören. In manchen Ländern sind eben die Katzen auch bei Tage alle grau. Das ist sehr angenehm für die Katzen, aber auch für den Kater ist es sehr bequem und erspart ihm viele Kämpfe und Konflikte, die dem Europäer das Leben oft verbittern.

Primitiv wie die Liebe des Negers, ist auch der Ausdruck seiner Gefühle. Vergebens wird einer hier das freundliche Bild wieder zu finden hoffen, das namentlich in der Provinz den Städten abends einen so anheimelnden Anblick zu gewähren pflegt; umsonst wird sein nach Heimatseindrücken dürstendes Auge nach schwarzen Pärchen

ausschauen, die in liebevoller Umschlingung auf einsamen Pfaden die Menschen fliehend lustwandeln. Solches Bedürfnis zur Absonderung ist dem Neger fremd. Für das in Europa so alltägliche Bild Verliebter, die sich im Schutze der Haustüren oder im Schatten der Bäume zärtlich striegeln, findet man hier kein Seitenstück, das auch nur entfernt daran erinnert.*) Und was das Schrecklichste ist, nie würde ein schwarzes Gretchen ihr sehnsüchtiges Stammeln nach dem Geliebten mit den Worten enden: „Und ach, sein Kuß", denn die Fäuste Afrikas küssen ihre Gretchen nie und nimmer. Diese Kunst hat ihnen der Himmel versagt. Es mag Herren von kolonialer Vergangenheit geben, die es anders und besser zu wissen behaupten. Diesen sage ich: „Schweigt, denn ihr blamiert euch." Made in Germany. Es gibt auch Import-Objekte, die an den Zollhäusern von Tanga und Daressalam nicht verzollt werden, so wenig wie die leider immer noch nicht häufig genug importierten Gedanken. Nein, der Neger kann weder küssen, noch hat er einen Namen dafür. Wohl kann man bisweilen eine Mutter, die mit ihrem Säugling spielt, beobachten, wie sie liebkosend mit halbgeöffneten Lippen über das von Milch oder Schliewer schmutzige Mäulchen des jauchzenden Kindes hin- und herfährt oder sogar die Wange an sich drückt, aber das geschieht unbewußt und spielerisch. Küßt man, um dem Ding auf den Grund zu gehen, seine eigene Hand und fragt nach dem Namen dessen, was man getan hat, so erhält man bisweilen die Antwort „Lecken", fast immer aber „Saugen". (Jüngst las ich in einer französischen Missionszeitschrift die Beschreibung eines bischöflichen Besuches. Da war den Kindern, weil sie solcher Ehre noch nicht teilhaftig geworden waren, eingeprägt und wahrscheinlich auch andeutungsweise demonstriert worden, daß sie bei der Begrüßung den Ring von „Sa Grandeur" zu küssen hätten. Aber was taten die ebenso folgsamen wie unwissenden Kinder? Viele leckten den Ring und viele wollten ihn ganz in den Mund schieben. Das ist ein ebenso natürliches Mißverständnis wie das eines alten Negers am Tanganyka, der da gesehen hatte, wie sich Patres durch Umarmung begrüßten und am Tage seiner Taufe verlangte, der Pater, der ihn und seine Frau unterrichtet hatte, möchte ihnen beiden doch auch in die Ohren gucken, damit er wüßte, daß sie seine Freunde seien.)

*) Wissenschaftlich ausgedrückt lautet das sexuelle Grundgesetz der Neger und ähnlich empfindender Völker: Der Kontrektationstrieb spielt im Verhältnis zum Detumescenztrieb eine ganz untergeordnete Rolle.

Ist es eigentlich wunderbar, daß die Neger den Kuß nicht kennen oder zum mindesten, wenn ich die oben geschilderte Liebkosung der Säuglinge gelten lasse, im Liebesrausch nicht kennen? Und stehen sie unter den Völkern beider Hemisphären isoliert da? Gewiß nicht! Wer sich mit diesem sicherlich interessanten Problem nicht beschäftigt hat und nur aus eigener Beobachtung weiß, wie triebartig in einem Stadium leidenschaftlicher Erregung jener Drang den Menschen beherrscht, den wird allerdings die Kunde in Erstaunen setzen, daß dem Neger dies Kapitel der ars amandi bis heute ein siebenfach versiegeltes Buch geblieben ist. Aber tatsächlich ist es nur ein kleiner Teil der Menschheit, der dieses Siegel gebrochen hat. Die Chinesen z. B. die eine alte und reiche Liebeslyrik haben, besingen niemals den Kuß. Ja, selbst den Japanern, die sich doch in so vielen Beziehungen den Abendländern angeähnelt haben, soll er bis heute fremd geblieben sein. Früher glaubte ich — habe diese Meinung aber später aufgegeben — daß bei all solchen Völkern der Kuß zwar bekannt, aber publice verpönt sei, weil er für ihre Empfindungen bereits ein allzu sinnlicher Akt sei, der deshalb die Öffentlichkeit zu scheuen habe. Mich bestärkte darin eine kleine Episode, die in einer Jagdzeitung als Kuriosum erwähnt wurde, und die mir unverdächtig schien, weil der von wissenschaftlichen Ambitionen freie Erzähler sie ganz nebensächlich seinem Jagdbericht eingeflochten hatte. Der betreffende Globetrotter schäkerte in einem japanischen Teehaus mit einem Paar niedlicher Geishas; als er aber in angeheiterter Stimmung aggressiv wurde, und einer der kleinen Damen einen Kuß aufzwang, seien die spärlich anwesenden Gäste teils unbändig lachend, teils tief errötend davon gelaufen, gleichsam als hätte der Gast in lächerlicher und zugleich schamloser Weise eine Blöße gezeigt. In dieser Weise würden die Neger nicht reagieren, wenn sie zufällig Zeugen einer ähnlichen Szene wären. Sie hätten nur den Eindruck einer fremdartigen „dasturi" (Tradition), wie ihr Lieblingswort lautet, deren Sinn sie verstehen würden, aber ohne Neigung sie nachzuahmen.

Ich habe auch zu erforschen versucht, und wie ich gleich bemerken möchte: resultatlos, ob man bei den Negern irgend eine andere Projektion ihrer Liebesempfindungen findet, die auf die Genesis des Küssens irgendwie Licht werfen könnte. Über den Ursprung des Kusses ist aber schon mancherlei Unsinn gefabelt worden. Einige Zeit bevor ich dies hier niederschrieb, ging durch einen großen Teil der Tagespresse eine Notiz über dies Problem von Lombroso, die

aber so kindisch war, daß der Turiner sie gewiß nicht verbrochen hat. Lombroso hat ja oft genug mit so gewagten Kombinationen gespielt, daß er sich nicht wundern darf, wenn sein Name bisweilen von irgend einem obscuren kleinen Zeilenschinder gemißbraucht wird, der seiner eigenen geistvollen Entdeckung durch den Namen Lombroso Gewicht und Zugang zu den Spalten einer Zeitung verschaffen möchte. Darum gehört in den stoffärmeren Sommermonaten seit Jahren irgend ein von Lombroso zuerst erforschter Atavismus zu den beliebtesten Gästen der „Vermischten Nachrichten" aller Generalanzeiger, den man immer wieder gerne sieht, ebenso wie die schreckliche Feuersbrunst in Temesvar, die Engelmacherin von Warschau, die auch bisweilen nach Stockholm übersiedelt, den lebendig Begrabenen im Szegediner Komitat, den Zyklon im Staate Nebraska und den Mord aus Eifersucht in der Osteria an der Porta San Giovanni in Rom, der gewöhnlich am ersten Freitag jedes Juli $7^1/_2$ Uhr abends verübt zu werden pflegt.

Nach jener Notiz geht das Küssen auf das Tränken der jungen Vögel durch die Alten zurück und sei den Europäern vermittelt durch die — Feuerländer! Welch ein Nonsens. Die Feuerländer nämlich besäßen keine Trinkgefäße (??) und wenn sie auf Reisen an einen Bach kämen, so würden die kleinen Kinder verdursten müssen, wenn nicht die Mütter Wasser in den Mund nähmen und es ihnen einflößten. Das ist wirklich schon ein haarsträubender Unsinn, den man nur mit dem Mauschelwort „ausgerechnet die Feuerländer" richtig charakterisieren kann. Und in welche Zeit denkt sich der Verfasser diese Vermittelung? Meines Wissens ist die Landbrücke zwischen Europa und Amerika via Island schon ziemlich lange eingestürzt: Oder soll die Entdeckung der neuen Welt uns außer der Kartoffel und vielen anderen schönen Dingen auch den Kuß gebracht haben? Ich erinnere mich aber, schon als Primaner gelesen zu haben, daß die Römer die „Mäulchen" (Oscula) kannten und eifrig übten. Fordert doch Catull in seinem reizenden — Chanson würde man es heute nennen — „Vivamus mea Lesbia atque amemus", „Lasset uns leben, meine Lesbia, und uns lieben", die Geliebte auf, soviel Küsse mit ihm zu tauschen, tausend und immer wieder tausend, bis die neidischen, klatschsüchtigen Greise verzweifeln müssen, sie zu zählen. Die Feuerländer mögen sehr viel andere Verdienste um uns haben, den Urkuß aber haben sie sicherlich nicht erfunden.

Und die atavistischen Beziehungen zu dem Tränken der jungen

Vögel? Ich halte nicht viel von solchen spekulativen Spielereien, mit denen sich alles und nichts beweisen läßt; wenn aber das Küssen durchaus ein gar lieblicher Atavismus sein soll, so scheint mir die von den Vögeln abgeleitete Erklärung doch unnötig weit hergeholt. Jeder Tierbeobachter weiß, daß Säuger wie Vögel einen Zärtlichkeitsausdruck besitzen, der mehr oder minder dem Küssen der Menschen analog erscheint, trotzdem er bei ihnen meist eine Reaktion auf Geruchssensationen ist. Wer daraus weitere Schlüsse ziehen will, — schön. Andere werden vielleicht meinen, daß die Neger recht haben, wenn sie küssen und saugen identifizieren, weil tatsächlich die Bewegungen der Mundmuskulatur die gleichen sind, und daß das Küssen nur ein körperlicher Erinnerungsreflex an die Zeit sei, wo jede unangenehme Empfindung durch die Befriedigung des Saugtriebes in eine angenehme umgewandelt wurde. Denn das Bedürfnis nach dieser Muskelbewegung tritt beim Säugling noch häufiger auf als der Hunger, sonst würde er sich nicht durch einen leeren Schnuller sofort beruhigen lassen, was nicht möglich wäre, wenn der Magen aus ihm schrie; denn der läßt sich nicht betrügen, wie naive Mütter glauben. Und die Negerkinder, die keinen Schnuller haben, kauen förmlich stundenlang an dem, was wir höflich Mutterbrust nennen wollen, trotzdem wir alle Phantasie zu Hilfe nehmen müssen, um die Ähnlichkeit mit heimatlichen Spreewalderinnerungen herauszufinden. Und auch wer an diese Genesis glauben will, hat meinen Segen. Ich bin in solchen Fragen nicht intolerant. Die Hauptsache ist und bleibt, daß überhaupt geküßt wird; ob es sich aus diesem oder jenem Urkuß zu so erfreulicher Höhe entwickelt hat, ist graue und mehr als graue Theorie, und darin werden, hoffe ich, alle Leser mit mir übereinstimmen — und vielleicht selbst Lombroso.

Man könnte rein deduktiv denken, ein Volk, das primitiv nicht nur in der Art, sondern auch in der Projektion seiner Geschlechtsempfindungen ist, muß in sittlicher Beziehung — sittlich in rein juristischem, strafrechtlichem Sinne — festeren Boden unter sich fühlen, als ein höher geartetes. Und doch sind die Chinesen — und nicht erst, seitdem sie uns Anlaß zu gerechtem Groll gegeben haben — wegen ihrer Lasterhaftigkeit verschrieen. Vielleicht mit Unrecht. Denn die Voreingenommenheit, Unkenntnis und Ungerechtigkeit der Völker gegeneinander, ist unerschöpflich groß. Wenn ein Deutscher längere Zeit in fremden europäischen Journalen die Anschauungen über deutsche Verhältnisse und den deutschen Charakter

gelesen und täglich Gelegenheit hatte, sich verblüfft an die Stirn zu fassen ob der horrenden Unkenntnis, dann dämmert es erst in ihm, welcher Abgrund von Unwissenheit uns von Völkern trennt, die uns ihrer ganzen Natur nach fremdartiger und unverständlicher sein müssen.

Welch unerhört weit vorbei greifende Urteile über die Neger und Afrika habe ich selbst mir aufladen lassen und von Hause mitgebracht! Und als ich daranging, die Wirklichkeit mit den vorgefaßten Meinungen zu vergleichen, da zeigte sich meist sehr bald, daß sie inkongruent und oft genug nicht einmal ähnlich waren. Um zu solchem Bekenntnisse zu kommen, muß man freilich ehrliche und mehr noch bewußt anti-autosuggestive Begriffsgeometrie treiben und nicht naiv an den Dingen so lange zerren, bis sie sich mit dem Vorurteile decken. Das ist leider allzu häufig und ich fürchte, ich werde noch manchen guten afrikanischen Kameraden erzürnen müssen, wenn ich diese der Wahrheit gefährliche Methode zu bekämpfen als Plicht erachte.

Die Hypothese, die ich im Einleitungssatz des vorletzten Absatzes aufstellte, hat für den Neger tatsächlich Berechtigung. Seinem primitiven Liebesleben stehen die Himmel der Leidenschaft nicht offen, aber auch ihre Höllen sind ihm verschlossen. Jeder Beichtvater, mit dem ich über diese Dinge sprach, und erst jüngst der Bischof von Bukumbi, bestätigte mir das auf Grund seiner reichen Erfahrungen. Knabenhafte Exzesse und Perversitäten auf hetero- oder homosexuellem Gebiet sind verschwindend selten und bei den Stämmen des Inneren kaum vom Hörensagen bekannt.*) Man wird danach begreifen, welchen Eindruck es hier machen mußte, wenn auf einem Juristentage ein Schwärmer für die Deportation ausrufen konnte: „Auch der unsittlichste Verbrecher ist immer noch sittlicher als der Eingeborene." Das Umgekehrte ist zum mindesten ebenso richtig. Was uns vielleicht auf den ersten Blick bei den Schwarzen unsittlich erscheint, wie die Polygamie oder bei einzelnen ansässigen Stämmen das Connubium, gewinnt sofort ein anderes Aussehen, wenn wir es durch eine andere, als die von den heimischen Moralbegriffen entlehnte Brille betrachten. Dann wird es sich

*) Bei der durch Jahrhunderte in einer Schule fremder Einflüsse erzogenen Bevölkerung der Küste und Sansibars mögen diese Verhältnisse anders liegen. Was im Innern von Sonderbarkeiten im Sexualverkehr der Geschlechter bei diesem und jenem Stamm erzählt wird, stellt sich bei näherer Besichtigung stets als schmutziges Gewäsch europäischen Ursprungs heraus und als Erfindung psychischer Exhibitionisten.

oft genug erweisen, daß gerade das, was wir unsittlich zu nennen uns berechtigt fühlten, für diese Völker sittlich ist.

Aber wie den richtigen Maßstab finden? Wer erkannt hat, daß der mächtigste Trieb in der Natur auf die Erhaltung der Art gerichtet ist, so mächtig, daß es Wesen gibt, die in ihrem ephemeren Dasein weder Speise noch Trank kennen lernen, weil es mit Hochzeitsreigen erfüllt ist, der wird zu keiner anderen Definition kommen, als: „Sittlich ist, was der Erhaltung der Art dient; unsittlich, was ihr widerspricht." Mir will scheinen, daß dies der einzige Wertmesser ist, mit dem man alle Lebensäußerungen aller Völker auf ihren ethischen Gehalt prüfen kann, ohne Gefahr zu laufen, ihnen nicht gerecht zu werden. Solche Erkenntnis ist wie ein Rettungsboot, mit dem man alle Klippen umfährt, die sich abschreckend einem Verständnis des ethischen Problems entgegenstellen, wie z. B. die ungleiche Wertung gleicher oder ähnlicher Erscheinungen in verschiedenen Zeiten und Ländern. Es ist hier nicht der Raum, um auf diese Frage näher einzugehen, ich mußte mich mit Andeutungen begnügen, die jeder selber weiter spinnen kann, aber ganz unterdrücken wollte ich meine Anschauungen schon deswegen nicht, damit ich mich leichter und kürzer verständlich machen kann, falls ich später auf einige soziale Gebilde, die im Leben gewisser afrikanischer Stämme eine Rolle spielen, näher eingehen sollte. Noch eines ist zu berücksichtigen, was namentlich für die ansässigen Stämme in Betracht kommt. Wenn tatsächlich der Neger in irgend einer Beziehung nach unseren Begriffen unsittlich ist, so ist er es in aller Unschuld wie die Tiere und nicht, weil ihn das Leben ohne Laster langweilig dünkt. Will ich damit behaupten, daß er zweifellos dem besseren Vorbilde nacheifern würde, sobald er es kennen lernt? Zweifellos? Gewiß nicht! Mich besuchen bisweilen an dem Ort, an dem ich dies schreibe, Angehörige eines noch dem Kannibalismus frönenden Stammes, dessen Land ich in einer $1^1/_2$stündigen Bootsfahrt erreichen kann, und ich höre jedesmal, wie sie von den hiesigen Eingeborenen als „abaryabantu", d. h. Menschenfresser verspottet werden. Auch früher schon, als ich ihr Gebiet passierte, war ich Zeuge der nachbarlichen Verachtung. Das ficht sie jedoch nicht an, und sie huldigen auch weiterhin, so oft sich die Gelegenheit dazu bietet, ihrem scheußlichen Gebrauch. Aber andererseits erleben wir viel häufiger, daß der Neger böse Sitten durch gute Beispiele sänftigt, und schon deshalb müssen wir, solange ihnen diese Gelegenheit nicht geboten wurde, milde Richter sein. — — — — — — — — — — —

Ich kehre nach dieser langen Abschweifung wieder zu dem Ausgangspunkt dieser Erörterungen zurück, den Ehen der Karawanenträger. Wenn ich aus dem zuletzt Gesagten die Nutzanwendung auf die tausende von Ehen ziehe, die die Wangwana mit ihren Weibern eingehen, so hat man wohl das Recht, sie unsittlich zu nennen — und so hatte ich sie instinktiv empfunden, bevor ich über sie nachgedacht hatte. Denn diese Leute gehen bewußt ein Verhältnis ein, dessen minderwertige ethische Grundlage sie selbst anerkennen. Daß ihre Ehen äußerst wenig tauglich sind, ihre Rasse fortzupflanzen, brauche ich nicht zu wiederholen. Nun kann man mir freilich einwenden: Diese Leute, die ein Leben ständig auf dem Marsche führen, folgen doch nur einem starken, natürlichen Triebe. Und so wie sich ihre Ehen darstellen, sind sie nichts als eine folgerichtige Entwickelung aus den Bedingungen des Karawanenlebens. Und warum wählst du denn für diese Art Verhältnisse den hochklingenden Namen „Ehe"? Nenne diese Weiber doch einfach wandernde Prostituirte, denke dann an die heimischen Verhältnisse und überlege dir, ob du auch dann noch die Schale deines Zornes über diese Häupter ausgießen wirst.

Dieser Einwand ist allerdings sehr berechtigt und ich gestehe, daß ich jedesmal, wenn ich das Wort unsittlich ausspreche, selbst einen leisen Horror empfinde, weil ich besonders durch meine frühere Tätigkeit als Irrenarzt die abgrundtiefe Verlogenheit kenne, die in unserem Sexualleben herrscht, und weil ich die grausame Borniertheit, die Heuchelei und die Rachsucht der Impotenz kenne, die sich hinter der ethischen Maske vieler Sittlichkeitsfanatiker bergen. Was ich aber den geschilderten Ehen nicht verzeihen kann, das ist der Mangel an Anmut, und die unverhüllte Offenbarung der häßlichsten menschlichsten Eigenschaften: der Habgier, der Treulosigkeit dem Freunde gegenüber, der Lüge und vieler anderer. Hätte ich später nicht die Ehen der ansässigen Stämme kennen gelernt, so wäre ich mit einem großen Widerwillen gegen die schwarzen Frauen aus Afrika geschieden.

Da die Ehen der Träger mit ihren Weibern selten von einem seelischen Bande gehalten werden, so ist es nicht zu verwundern, daß sie nach Belieben aufgelöst und neu geknüpft werden. Am schlimmsten ist es, wenn in einer Gemeinschaft die Zahl der Männer wie in jeder Karawane, überwiegt, dann gibt es täglich wahre und falsche Bezichtigungen, Schimpfszenen, Prügeleien, Ehebruch usw., und der Europäer, besonders wenn er ein Neuling in Afrika ist,

der alles ernst nimmt, hat täglich eine Stunde die widerwärtigsten Anklagen und Widerklagen anzuhören und zu schlichten. Oft ist das Weib Kläger, weil bei jeder Trennung, die bei meinen Leuten durchschnittlich alle acht Tage erfolgte, Streit um den Fetzen Stoff entstand, mit dem der Mann sie angelockt hatte.

Darin sind die Neger fürchterlich gemein. Es kommt nämlich (namentlich auf Stationen) auch vor, daß die Leute längere Zeit zusammenleben. Wenn das Weib auch ein Jahr und darüber die Hütte ihres Gatten geteilt hat, so beraubt er sie doch aller Geschenke, wenn sie freiwillig von ihm geht, oder ihm angeblich gerechten Grund, sie fortzuschicken, gegeben hat. Also selbst in diesem locker gefügten Verhältnis behält die Frau einen Rest von Sklavenansehen. Natürlich verhindert der Europäer mit Fug solche Dinge, so oft er sie erfährt. Dadurch erhalten aber wieder die Weiber Oberwasser, weil der Neger in seiner furchtsamen Abneigung sich vor dem Msungu zu verantworten, auf sein angebliches Recht auch Weibern gegenüber, die alle paar Tage oder Wochen von Arm zu Arm fliegen, verzichtet, wenn er besorgt sein muß, daß durch den entstehenden Streit die Aufmerksamkeit des Europäers erregt würde. Ich habe in den häufigen Schauris, in denen die Entschädigungsfrage eine Rolle spielte, den schuldigen Teil, wenn es der Mann war, zu gehöriger Buße bewogen, wenn es aber die Frau war, durch Zurückweisung ihrer Ansprüche bestraft, und habe auf diese Weise auch einige pädagogische Erfolge erzielt. Übrigens beobachtete ich, daß das Gesetz der sexuellen Anziehung, das auf erzieherischem Gebiete erfahrungsgemäß bedeutungsvoll ist, hier völlig versagte. Und nicht nur bei mir, sondern alle Expeditionsführer, mit denen ich darüber sprach, bestätigten mir, daß es ihnen viel leichter fiel, unter den Männern die Disziplin aufrecht zu erhalten, als unter den Frauen.

Es gibt fürchterliche Megären unter ihnen. Ich habe auf meinen Reisen öfter beobachtet, wie solche Weiber ihre schwerkranken Männer malträtierten, oder auch gesunde, aber besonders charakterschwache Naturen, die sich aus Bequemlichkeit oder Sinnlichkeit ihnen vollkommen unterwarfen — ich suche nicht viel Menschenwürde in solchen Leuten, aber trotzdem empörte sich alles in mir gegen ein solches Verhältnis.

Sonderbar sind die Ausbrüche von Eifersucht, die aber sehr selten sind. Merkwürdig war mir auch, wiederholt zu kon-

statieren, daß dieselben Leute, die auf das anwesende Weib eifersüchtig waren, sich über eine eventuelle Untreue der abwesenden den Kopf nicht im mindesten zerbrachen. Die Leute, die mit mir in Bergfrieden wohnen, schickten von Zeit zu Zeit ihre Weiber nach dem acht bis zehn Tage entfernten Usumbura, um Einkäufe zu machen. Das geschah einige Male wenige Tage nach einem vorausgegangenen Eifersuchtsausbruch. Fragte ich sie dann, ob sie glaubten, daß ihre Frauen ihnen in der Ferne die Treue bewahren würden, dann bezweifelten sie es genau so, wie ich und wenn ich dann weiterforschte, was sie dazu sagten, so erhielt ich die Antwort: „haithuru“, was zu deutsch heißt: „Das ist mir Wurst“. Bei Berufsjägern ist es allerdings anders; bei ihnen hat die Treue der fernen Gattin große Bedeutung für die Erfolge ihrer Jagd.

Für die geschilderte Sorte von Karawanenehen ist folgender Vorgang nach verschiedenen Richtungen hin charakteristisch. Bei einem meiner Leute entluden sich Eifersucht und Karabiner gleichzeitig. Er hatte ihn wohlweislich gegen seinen Arm gerichtet, denn es lag ihm ja nichts daran, zu sterben, sondern er wollte nur demonstrieren. Aber während er auf eine harmlose Fleischwunde gerechnet hatte, war das Geschoß so boshaft, ihm den Knochen total zu zerschmettern, so daß er heute zu keiner anstrengenden Arbeit fähig ist. Als sein Weib ihn zu Tode erschöpft und im wilden Schmerze sich krümmend am Boden ihrer Hütte fand, und seinen Zustand erkannte, was glaubst du wohl, o Leser, welche Wirkung dies auf ihr Gemüt hatte? Sie weinte nicht, sie jammerte nicht, auch raufte sie nicht ihre Haare, sondern sie schnürte noch in derselben Minute ihr Bündel und siedelte in eines anderen Mannes Hütte über, weil sie weder den Drang noch das Talent zur Krankenpflegerin in sich spürte. Wenn ich aber den Invaliden heute frage, wie er so gottverlassen dumm sein konnte, sich um dieses Weibes willen zum Krüppel zu schießen, so darf ich sicher sein, die Antwort zu erhalten: „amri ja mungu“ — es war Allahs Wille.

Insel Kwidjwi, August 1901.

Brief XVII.

Ich hatte gehofft, nach acht Tagen mit der Konstruierung meiner Ugalla-Sindi-Reise fertig zu sein, aber als diese Frist verstrichen war, sah ich, daß noch viel daran fehlte, um aus meinen Zeichnungen und Schriften ein Packet zu machen und es in die Heimat abzuschieben. Aber ich hätte auch ohne dies nicht fortkommen können.

Es war nämlich unter meinen Leuten eine Epidemie von schweren Fiebern und Blattern ausgebrochen. Der Neger ist gegen Malaria so wenig immun, wie der Europäer; auch der Küstenneger nicht, selbst dann nicht, wenn er die Küste nicht verläßt. Unter den Trägern, die ich von dort mitnahm, waren wenige, die in den dreizehn Monaten unseres gemeinsamen Reisens ganz vom Fieber verschont geblieben wären, und viele, die öfter daran litten, als ich; alle aber versicherten, daß sie an der Küste jedes Jahr 1, 2, 3 Mal — dies war verschieden — ihr Fieber hätten. (Und der Neger hat eine durchaus zuverlässige Empfindung auch für geringe Temperaturerhöhungen.) Bei manchen dauert der Anfall nur wenige Stunden und ist sehr leicht; bei anderen aber ist die Eigenwärme tagelang außerordentlich erhöht und diese Form, bei der sie sehr leiden, überwog am Malagarassi bedeutend. Bei Eingeborenen mancher Stämme, z. B. den Gebirgsvölkern im Westen der Kolonie ist Fieber sehr häufig, aber ich glaube nicht, daß es die gewöhnliche Malaria ist, sondern eine spezifische Abart, wenn es nicht überhaupt Rekurrens ist; sie erkranken fast ausnahmslos und viele gehen daran zu Grunde, wenn sie ihre Heimat verlassen. Besonders wirkt die Ebene auf sie wie tötliches Gift, und die Hoffnung, aus den Millionen, die sich im Westen zusammendrängen, Plantagenarbeiter für die

Küste heranzuziehen, ist, selbst wenn man ihre Abneigung gegen Ortswechsel überwinden könnte, aus diesem Grunde allein aussichtslos. Sie würden dahinschwinden wie Wespen in den Schauern des Herbstes. — — — — — — — — — —

Bei dieser Gelegenheit bringe ich vielleicht am besten auch eine Frage an, die für mich allerdings keine Frage mehr ist, und die ich trotzdem mit einem gewissen Unbehagen anschneide. Denn nur zu leicht kann, was meine ehrliche Überzeugung ist, für Sucht zu verblüffen gehalten werden, und ich wüßte nicht vieles, was mir unsympathischer wäre, als einen Freund für einen guten Witz oder sein Gewissen für eine blendende Antithese zu verkaufen. Meine Antwort, die auch die Frage enthält, lautet: Wenn das tropische Afrika kein Aufenthaltsort für den Europäer ist, dann erst recht nicht für den Afrikaner, für den Neger. Denn ich zweifle keinen Augenblick, daß ceteris paribus seine Mortalitätsziffern größer sind, als die des Europäers. Ceteris paribus — ich gebe zu, daß das schwer zu erreichen ist, aber doch gibt es eine Vergleichsmöglichkeit. Unsere kolonialen Beamten und Militärs sind ausgewählt kräftige Leute, im Alter von 20 bis 40 Jahren. Dasselbe gilt für die Träger, nur daß diese darin im Vorteil sind, daß sie meist im Alter von 18 bis 30 Jahren stehen, und wenn ich den Prozentsatz von Toten rechne, den allein meine Träger im Laufe von 4 Jahren erlitten haben, wobei zu berücksichtigen ist, daß ich, da die Leute seit drei Jahren entlassen sind, nur einen Bruchteil der Todesfälle erfahre, so muß ich sagen, daß, wenn die Weißen dieselben Ziffern aufwiesen, sie längst in wilder Flucht dies Land des Schreckens verlassen hätten. Und zu der gleichen Ansicht komme ich, wenn ich die Zahl der Leute betrachte, die seit 3 Jahren auf dem Berge gestorben sind, auf dem meine Station „Bergfrieden" liegt.

Und nun gehe man hin und frage einen Herrn, der im Innern der Kolonie tätig war, wie viel alte Neger er dort kennen gelernt hat. Seine Antwort wird lauten: „Man sieht überhaupt keine alten Leute!" Hier in Ruanda z. B. fangen die Eingeborenen über 40 Jahre schon an selten zu werden, Leute über 50 Jahre verschwinden in der Menge und Greise über 70 Jahre sind einfach Kuriositäten, so wie bei uns 90- bis 100jährige. Die Weiber sind um ein geringes häufiger. Ich erinnere mich übrigens keines, das ich für 70jährig halten konnte. In anderen Ländern mag es vielleicht etwas besser sein, aber außer an der Küste wohl nur um eine Lappalie. Denn wo ich auch herumgefragt habe, bei Missionaren,

Offizieren u. A., immer bekam ich die Antwort: „Es gibt so gut wie keine alten Leute.“ Sieht man aber einmal einen Greis, so ist er gebrechlich, ach so gebrechlich und in Wahrheit dem Dachgreise gleich, der sich nicht zu helfen weiß, sodaß die Missionäre, unter denen doch zahlreiche ältere Herren sind, daneben wie Jünglinge wirken.

Was ist die Ursache dieses frühzeitigen Hinsterbens? Natürlich nicht eine allein, sondern viele zu gemeinsamer Wirkung vereint. Krieg? O nein, das glaubte man wohl früher. Heute wissen wir, daß die Kämpfe der Eingeborenen selten größere Opfer fordern, und daß eine einzige europäische Strafexpedition meist mehr Menschenleben vernichtet, als selbst gehäufte Kriege der Schwarzen untereinander. Hungersnot? Schon eher, wenn auch mehr indirekt durch Schwächung des Körpers und Disponierung zu interkurrenten Krankheiten, als direkt. Direkt wirkt Nahrungsmangel ähnlich wie bei uns die Influenza, indem er die aus besonderen Gründen an Widerstandsfähigkeit schwächeren Elemente dahinrafft, sei es konstitutionell schwächere — Kranke, Alte, Säuglinge, sei es sozial minderwertigere — Sklaven. Nein, nicht Krieg, nicht Hunger, sondern ein Heer von Leiden, zum Teil dunklen Ursprungs, dezimiert sie in der Blüte ihrer Jahre.

Man vernimmt oft in Europa Geschichten von der „unglaublichen“ Kraft des Negers im Überwinden von Krankheiten und dem nicht minder unglaublichen Stumpfsinn oder Heroismus im Ertragen von Schmerzen. Unglaublich allerdings, denn man hat nicht nötig an sie zu glauben, weil sie vor der Wirklichkeit nicht Stich halten. Das sind suggestive Übertreibungen von der Art, die nie sterben will und von denen des Dichters Wort gilt:

Sie pflanzen von Geschlecht sich zu Geschlechte
Und schleppen sich von Ort zu Ort.

Tatsächlich erträgt der Neger weder Schmerzen standhafter wie wir, noch sein Körper Krankheiten. Im Gegenteil, er erliegt oft Leiden, die an sich nicht tödlich wären, weil sein Herz oft durch Alkoholexzesse geschwächt ist, oder weil er, der an ein Übermaß von Nahrung in gesunden Tagen gewöhnt ist, in kranken sofort jede Speise außer der Pombe zurückweist und dadurch ungemein rasch verfällt. Robust ist er nur, soweit sein harter, durch eine dicke Schwarte geschützter Schädel in Frage kommt. Auch die oft hervorgehobene Heilungstendenz vernachlässigter Wunden kann nur den Laien in Erstaunen setzen, der nicht weiß, daß derlei auch bei uns in der vorantiseptischen

Zeit nicht selten war. Schon die eine oben erwähnte Tatsache vom Fehlen der alten Leute spricht gegen solche Historien. — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich glaube, das Märchen von dem Stoizismus der Neger ist durch die Bewunderung entstanden, die manche Herren ihnen zollen, weil sie im allgemeinen ihr hams' ischrin (25") tapfer aushalten, obgleich auch dies mit Unterschied. Denn „famos schlagen" und „famos stillhalten", sind Namen von Tugenden, die man in Afrika sehr bald zu hören bekommt und oft mit großer Begeisterung. Aber du lieber Gott! Wenn mein Vater und Groß- und Urgroßvater und alle meine 16 Ahnen so oft gegerbt worden wären, wie wohl die meisten Negerahnen, dann wäre ich wahrscheinlich auch mit einem natürlichen Bergmannsschurz zur Welt gekommen. Denn die Nilpferdpeitsche ist keine Erfindung, die die Deutschen mitgebracht haben, sondern eine sehr alte, gewiß beinahe so alt, wie das Nilpferd selber. Überdies ist die Haut des Negers nicht nur in der Farbe von der unseren verschieden, sodaß es schwer für uns ist, das Maß der Schmerzen und danach der Standhaftigkeit zu schätzen. Die wenigen Europäer, die als Gefangene Farbiger hierin einen praktischen Kursus durchgemacht haben, haben trotzdem auch dies unter Umständen, wenn nicht dulce, so doch decorum sein kann, unsere Kenntnisse nicht bereichert. — — — — — — Dabei fällt mir ein nettes und wie mir versichert wurde, wahres Geschichtchen ein, das sich in unserer Kolonie abgespielt hat. Zwei deutsche Unteroffiziere plagte die seltsame Neugierde, wie es täte, „25" zu erhalten und wie sie diese Wohltat ertragen würden. Sie beschlossen also, sich gegenseitig mit dem kiboko zu versohlen, und damit die Sache einen doppelten Zweck hätte, sich zu verpflichten, daß derjenige, der vor dem 25. Hiebe Halt rufen würde, für jeden fehlenden dem Gegner eine Reichsmark zu zahlen hätte. Also geschah's. Der erste hielt es bis zum 15. Hieb aus, dann hatte er genug und schuldete dem zweiten, der jetzt an die Reihe kam, 10 Mark. In seiner Furcht, diese zu verlieren, hieb er so mörderlich zu, daß der am Boden liegende am liebsten schon bei 5 ein Ende gemacht hätte, aber da er dann seinerseits dem ersten 10 Mark zu geben hätte, bezwang er sich und subtrahierte bei jedem folgenden Hieb eine Mark, bis auch er den 15. erreicht hatte und mit dem Rufe „Quitt" aufsprang. Nachdem die beiden im Bade ihre edlen Teile etwas gekühlt hatten, saßen sie beim Glase Bier zusammen; aber während der eine sehr munter und gesprächig den „Witz"

noch einmal belachte, war der andere merkwürdig in sich gekehrt und in schwere Gedanken versunken. Endlich schien er zu erwachen, schüttelte den Kopf wie einer, der vergebens ein Problem zu lösen versucht hat, starrte seinen Kameraden mit einem abwesenden Ausdruck an und brach zuletzt das lange Schweigen mit der Frage: „Wissen Sie vielleicht, Kamerad, warum wir uns gegenseitig verprügelt haben?" — — — — — — — —

Was die Mortalitätsziffern der Eingeborenen so ins Ungemessene steigen läßt, ist mit dem oben gesagten noch nicht erschöpft; es ist die geradezu ungeheuerliche Kinder- und unter ihnen wieder Säuglingssterblichkeit. Hier in Ruanda ist das z. T. leicht nachzuprüfen. Um die Hütten der Eingeborenen erheben sich nämlich andere en miniature, entweder ganz kleine oder mittelgroße, gleichsam die Denksteine gestorbener Verwandten. Die größeren für Erwachsene, die kleineren für Kinder. Und da ist kaum ein Gehöft, in dem nicht eine, zwei drei solcher Kinderhütten wären, bestimmt, die dem Geist des Toten dargebrachten Opfer aufzunehmen. Aber ich habe deren auch schon 8 und 9, in der Provinz Mganamukari sogar einmal 11 gezählt.

Es ist eine furchtbar düstere Tragödie der Kindheit, die aus solchen Zahlen zu uns spricht; nicht einmal mitgerechnet sind die vielen in den ersten Lebenswochen Gestorbenen, weil ihre Zahl, da sie keine Grabhütten bekommen, nicht zu konstatieren ist. Aber doch enthalten sie auch einen Trost für das Volk und seine Existenz, weil aus ihnen auch die große Fruchtbarkeit der Ehen hervorgeht. Das würde mich auf die Frage bringen, wie diese Stämme trotz der großen und frühzeitigen Sterblichkeit der Individuen ihre Art zu erhalten vermögen, aber ich widerstehe der Versuchung, dieses Thema, das zuviel Raum beanspruchen würde, zu erörtern. Ich will nur einige der wichtigsten Leitsätze gleichsam wie Stichwörter anführen. Möge an sie der Leser, wenn er anders Lust hat, selbst den erläuternden Text anknüpfen und weiterspinnen. Nämlich:

1. Wie oben erwähnt: die Ehen der ansässigen Völker sind sehr fruchtbar,

2. die Neger erzeugen dank des frühzeitigen Heiratens nicht wie wir 3, sondern mindestens fünf Generationen in einem Jahrhundert.

3. Polygamie verhindert, daß der Überschuß von Weibern verblüht, ohne Frucht getragen zu haben.

4. Wo, wie in Ruanda alternierendes Connubium, d. h. wechselseitige Paarung mehrerer blutsbefreundeter Männer mit allen ihren

Frauen stattfindet, wird verhindert, daß durch die Untauglichkeit eines männlichen Teils auch der weibliche Teil der Ehe für die Erhaltung der Art verloren geht.

Das sind nicht alle, aber die wichtigsten Hilfen; andere auch nicht unbedeutende, sind sozialer Natur. Aber ich breche hier ab und bezwinge mich, wenn auch mit einiger Gewalt, sonst käme ich nie mehr in den Msimawald am Malagarassi zurück. — — — — — — — — — — — — — — —

Msima-Wald. Während ich dies schrieb, fiel mir auf, daß das „gesunder Wald" heißt. Dies war nun leider nicht der Fall, denn in meinem Lager hatte sich, wie schon erwähnt, ein schlimmer Gast, die Blattern, eingestellt. Als ich vorher nach den Ursachen des Neger-Sterbens forschte, sprach ich nur im allgemeinen von dem Heer der Leiden, das ihn bedroht und das ihn am Leben verzagen lassen müßte, wenn seine Seele nicht einem flachen Teich ähnlicher wäre als einem tiefen Brunnen. Auf medizinische Einzelheiten ging ich nicht ein, weil es dem Wunsche der Leser gewiß nicht entsprechen würde. Eine Krankheit aber muß ich doch mit ein paar Worten erwähnen, weil sie für den Neger eine noch größere Bedeutung hat, wie für uns die Tuberkulose und weil sie die Pest von Afrika ist, ich meine die Blattern.

Es wird unsere vornehmste koloniale Aufgabe sein, dem Neger in dem Kampf gegen sie beizustehen, und wir werden es um so lieber tun, wenn wir uns bewußt sind, wie viele tausende junger Männer wir der an Menschenüberfluß nicht gesegneten Kolonie als Säemänner der Zukunft jährlich erhalten können. Die Aufgabe wird durch drei Momente erleichtert. Erstens, weil wir das Gegengift kennen und im Lande selbst produzieren können. Zweitens, weil die meisten Neger sich gerne impfen lassen, da viele von ihnen das Impfen schon vor den Europäern gekannt haben und es leider nur deshalb nicht konsequent durchführen, weil bei dem Impfen mit ungeschwächtem Virus vom Kranken auf den Gesunden tödliche Fälle nicht ausbleiben konnten. Und drittens, weil es zwei oder drei Herde in der Kolonie gibt, von denen aus die Impfung geleitet werden kann.

Der Hauptherd ist Tabora und Umgebung, der zweite das kongolesische Ufer des Tanganika, von dem die Übertragung nach Udjidji und Usumbura und von dort in die angrenzenden Länder erfolgt. Drei Epidemien habe ich unter meinen Leuten gehabt und stets stammte die Infektion nachweisbar von einem der genannten Orte, in denen die

Blattern geradezu endemisch sind. Und da von Bergfrieden aus jedesmal die Seuche auf die Bevölkerung am Kiwusee übergreift, so ist es mir oft als müßten die vielen Toten als Ankläger gegen mich auftreten. Aber du lieber Gott, was vermag ich, der Einzelne. Solange nicht rücksichtslos in den drei Stationen die ganze Bevölkerung geimpft wird, und so lange vor allem nicht jedes Mitglied durchziehender Karawanen einen Schein über erfolgreiche Impfung — am besten keinen papierenen, sondern ein tätowiertes Merkmal — aufweisen muß, werden wir der Seuche nicht Herr werden. Die regellose Impfung dieses und jenen, der von selbst kommt und darum bittet, wie es seit einigen Jahren geschieht, ist zwar auch von Segen, aber bei dem indolenten, immer einen Stimulus heischenden Charakter des Negers lange nicht genug. Hier hilft nur wohltätiger Zwang, der gerne ertragen werden wird. Daß die Aufgabe für die betreffenden Bezirkschefs und vor allem für die Ärzte nicht ganz leicht ist, gebe ich gerne zu. Aber unsere Offiziere und Doktoren sind nicht so geschaffen, daß sie vor einer Arbeit zurückschrecken, weil sie schwierig ist.

Insel Kwidjwi, November 1901.

Vom Blatternlager nach Tabora.

Brief XVIII.

Und nun wie weiter? Diese Frage, die sich dem Afrikaforscher, solange er noch nicht wieder die Planken eines Ozeandampfers unter den Fußsohlen spürt, in derselben Minute aufzudrängen pflegt, in der er ein bestimmtes Ziel erreicht hat, erfüllte natürlich auch meine Seele, als ich den Malagarassi erreicht hatte und vorwärtsblickend einen flüchtigen Riß der nächsten Zukunft zu entwerfen versuchte. Ich hatte an Flußexplorationen Geschmack gefunden. Zwar bieten sie unendlich mehr Schwierigkeiten als etwa das Durchqueren von Ländern, zwar in bestimmter Richtung aber mit Benützung der vorhandenen Verkehrsadern und ohne Rücksicht auf eine den Weg bis ins Einzelne vorschreibenden Aufgabe. Gleichwohl zogen sie mich an, und müssen, glaube ich, jeden anziehen, dessen Geistesrichtung in Dingen der Wissenschaft etwas der jenes wunderlichen Heiligen verwandt ist, den Zarathustra in Bestürzung versetzte, weil er ihn für den Erkenner des Blutegels hielt. „O Zarathustra," antwortete er, „das wäre ein Ungeheures, wie dürfte ich mich dessen unterfangen. Wes ich aber Meister und Kenner bin, das ist des Blutegels Hirn: — das ist meine Welt!" Ich muß bekennen, daß ich von dem Geist dieses „Gewissenhaften" einen starken Hauch verspürt habe. Es hat mich an der Tätigkeit des Afrikaforschers auch stets am wenigsten angenehm die Diszentralisation seiner Kräfte berührt und ich habe deshalb, wo es anging, mir immer eine scharf umgrenzte Parzelle zur Bearbeitung ausgesucht. Aus solcher, wie ich gerne zugebe, etwas subalternen geistigen Veranlagung heraus, deren Gefahren für die Gesamtpersönlichkeit dann nicht sehr groß sind, wenn man seinem Geiste extra muros scientiae eine gewisse Beweglichkeit gestattet, wird meine Vor-

liebe für Fluß- oder auch Seeforschungen als eine in sich abgeschlossene reinliche und zweifelsohne Arbeit verständlich, und ich bin ihr all die Jahre treu geblieben.

Darum plante ich auch, als ich die Sindi-Mündung erreichte, mich sofort an einen anderen Fluß zu hängen, nämlich den Malagarassi. Er entspringt dem Randgebirge im Osten des Tanganika, läuft seinen Oberlauf nach Osten und kehrt in einem Bogen wieder nach Westen zurück, um in den See sich zu ergießen. Ich beschloß also, dem Strom den Bogen entlang zu folgen bis zur Einmündung des Lukoke und dann diesem stromaufwärts, bis ich in die Nähe von Missugi in Urundi kommen würde.

Missugi war ein neugegründeter, und damals der vorgeschobenste, Posten der weißen Väter von Afrika, den ich als Rendezvous für eine Karawane von Tauschlasten bestimmt hatte. Da ich nämlich am Ugalla merkte, wie sehr ich mich in der Größe der nötigen Mittel verrechnet hatte, hatte ich durch Boten die Station Tabora gebeten, mir eine Anzahl Stofflasten durch den dortigen Händler nachzusenden. (Der Mann soll jetzt tot sein und ich hoffe, daß er die ewige Seligkeit gewonnen hat. Wenn er freilich andere Leute ebenso übers Ohr gehauen hat, wie den unglücklichen Schreiber dieser Zeilen, dann bin ich für sein Seelenheil etwas ängstlich.) Da ich sicher sein durfte, daß der stets gefällige und hilfsbereite Chef von Tabora, Hauptmann Willy Langheld, sich der Erledigung meiner Bitte unterziehen würde, so hätte ich unbesorgt meinen Weitermarsch längs des Malagarassi antreten und Missugi in etwa einem Monat erreichen können.

Bevor ich aber die Reise den Malagarassi entlang fortzusetzen gedachte, wollte ich erst meine bisherigen geographischen Aufnahmen konstruieren, wofür ich acht Tage rechnete. Für den Fall, daß die Frist überschritten würde, und weil die Regenzeit sich täglich stärker entfaltete, ging ich daran, mir einen behaglicheren Wohn- und Arbeitsraum zu schaffen, als ein Zelt ihn bietet. Denn von den Zelten gilt, was ein bekannter Maler von den Frauen zu sagen pflegte: „Ingeniöse Erfindungen und zugleich notwendige Übel“. Scheint die Sonne, so herrscht im Zelt, namentlich in den ersten Jahren, wenn der unstrapazierte Stoff die Luft nicht passieren läßt, eine unerträgliche Hitze; bei Regen und Wind aber muß man die Türen schließen und hat es dann erst recht schwül und nebenbei dunkel.

Ich nistete mich also in einen Msima-Wald ein und ließ mir eine langgestreckte Veranda mit einer offenen Seite bauen, deckte das Fachwerk mit Palmenfächern, was namentlich solange sie frisch waren, sehr nett aussah, bespannte innen die untere Hälfte mit rotem Stoff, der mit dem Grün der Tapeten schön zusammenklang, hing Karten und Photographien an die Wände und ein paar geblümte Tücher vor das Fenster und hatte, als der Boden unter Strohmatten verborgen war und Tisch und Stühle an ihrem Platz standen, wieder seit Langem einmal etwas, was Heim- und Herdgefühle in mir hervorrief. Außerdem führten die Leute aus freien Stücken rings um das Lager einen riesigen Zaun und schlossen ihn nach Norden, wo der Weg zu dem ein paar hundert Schritte entfernten Fluß führte, durch ein zweiflügliges Gittertor ab.

Aber all dies genügte den Kindsköpfen noch nicht. Sie kramten weiter in ihren Küstenerinnerungen und der Mnjampara von Pangani, ein junger, schreibkundiger Araberſklave mußte auf ein Holzbrettchen meinen Namen in arabischen Lettern schreiben und diese eigenartige Visitenkarte an das Tor heften. Als Schlußtrumpf und Krönung aber wurde nach Art der Scheuchen, mit denen die Neger des Nachts aus ihren Hütten heraus die Vögel im erntereifen Feld vergrämen, eine Schnur vom Eingang längs des Zaunes bis zu meinem Zelt geführt und dort mit dem Scherben eines zerbrochenen Topfes verbunden. Diese Klingel wurde allerdings von mir bald außer Betrieb gesetzt, weil selbstverständlich jeder — vom ältesten Askari bis zum jüngsten Trägerboy — das Tor nicht passieren konnte, ohne die Glocke in Bewegung gesetzt zu haben. Auch für sich selbst sorgten die Leute und bauten sich nicht nur Hütten, sondern sogar Lauben mit Tischen und Bänken zum Kartenspielen. Europäerbänke nannten sie sie, also keine Barbarenbänke, wie sie z. B. die Wanjamwesi vor vielen ihrer Dörfer im Schatten eines Feigenbaumes haben, und die nur aus einer schlanken, unbehauenen, auf zwei Gabeln ruhenden Stange bestehen. O nein, für solche Bänke dünkten sich meine Leute doch zu vornehm; also bauten sie Europäerbänke. Leider wurden die aber so hoch und so stark geneigt, daß es eines knienden Helfers bedurft hätte, der die Sitzenden gegen die Rückenlehne zu drücken hätte, wenn sich einer auf ihnen vor Absturz sicher fühlen wollte. Nach drei Tagen saßen sie denn auch schon — zwar noch in der Laube, aber — auf der Erde und spielten unter dem Tisch ihr Kartenspiel. Aber Tische und Europäerbänke hatten sie. — — — — — — — — — — — —

Ich hatte damals fast zwei Dutzend Schwerkranke in meinem Lager, darunter vier oder fünf mit Blattern. Ich erkannte diese erst spät. Denn einmal waren es etwas sonderbar verlaufende Fälle — so starb der Askari Mohamadi plötzlich vier Wochen nach scheinbar vollkommener Genesung — dann aber hatte ich auch trotzdem ich Arzt bin, nur einmal in einem Schweizer Hotel ganz flüchtig einen Blatternfall gesehen, und die Abbildungen, die ich im Gedächtnis hatte, zeigten natürlich andere Verhältnisse als auf der dunklen Negerhaut. Aus jener tristen Zeit, wo das Lager von dem Stöhnen der Schwerkranken widerhallte, stammt ein Weihnachtsbrief an einen Freund, aus dem das folgende Stück nach Weglassung unwesentlicher Personalia meiner und meiner Leute Stimmung am besten charakterisieren kann.

„Seit drei Tagen hat der Regen nicht aufgehört; bald hüllt er den Wald in feine Wolken ein, bald trommelt er gleich Erbsen auf die Dächer unserer Hütten und Zelte und spritzt von den roten Lachen des Bodens, der die Fülle nicht mehr fassen kann, gegen die Wände und in die Veranda, in der ich dies schreibe. Und immer neue Fluten strömen in unsinnigen Mengen aus der grauen Wölbung über uns. Niemand und nichts kann sich davor retten. Überall dringt die Nässe ein, durch die Poren der Zelttücher, durch die Hüllen der Lasten, durch die Spalten der Kisten, so daß jeder Gegenstand, den man anfäßt, von ihr durchsättigt scheint, die Bettwäsche einen feuchten dumpfen Modergeruch ausströmt und die Strohmatten mit einem samtartigen grünen Schimmelbelag sich überziehen. Nur selten Pausen von kurzer Dauer, wo das Grau verblaßt und die Sonne die weißen Decken zu durchleuchten beginnt, daß man auf ein Ende der Sintflut zu hoffen anfängt und gerne zuschaut, wie es über der Erde und den Gräsern wie in einer Waschküche dampft; aber dann zieht sich das Gewölk wieder zusammen und von neuem rieselt es von den Blättern und tropft durch die Lücken der Palmenblätter, die mein Haus decken, daß ich mich kaum auf eine trockene Insel zu retten weiß. Das Lager liegt wie ausgestorben da. Auch die Raben, die unsere Gesundheitspolizei bilden, sitzen mit triefendem Gefieder verdrossen auf den Staketen des Zauns, und allein vergnügt sind die Frösche hinter uns im Sindisumpf und wollen gar nicht aufhören mit ihrem O und A. Von meinen Leuten sehe ich nichts. Die Gesunden liegen unter ihren Decken und schlafen, oder hocken trübselig eng wie Sardellen in einer Hütte am Feuer und qualmen schlechten Tabak; und die armen kranken Teufel liegen

frostschauernd auf ihrem Lager und wetteifern in Seufzern und Jammerlauten, denn was die Alten von den Akragantinern sagen, daß sie übermütig im Glück und im Unglück verzagt seien, gilt ebenso sehr für die Neger. Manchmal sehe ich einen Boy oder ein Weib durch das Portal hinausschleichen und nach einer Stunde durchnäßt, mit krummen Knien und verfrorenem Gesicht, Nahrungsmittel in ein Tuch gebunden, wiederkommen. Denn die Eingeborenen aus den benachbarten Dörfern, die sonst in der Morgenstunde im Lager einen Markt abhalten — darunter die Mehrzahl Weiber, die aus reizenden Tonkännchen eine gräßliche Tabaksjauche auf die Hand gießen und in die Nase schnaufen und den Rest über die Lippen schmieren, — sind bei diesem Hundewetter schon tagelang ausgeblieben, und wer wollte es ihnen verübeln?

Gestern war Heiliger Abend; ein tristes Weihnachten für mich, denn alle meine Vorräte sind erschöpft. Kaffee, Zucker, Tabak, Petroleum, Seife, Salz — alls zu Ende oder am Sterben. Ein paar Tage von hier ist ein Unteroffizierposten, der ein Salzlager beaufsichtigt. Ich glaubte, seine Station wäre gut ausgerüstet und schickte ein halbes Dutzend Leute zu ihm mit der Bitte, mir die nötigen Sachen zu schicken. Aber der arme Kerl hatte selbst gar nichts, dafür schickte er mir, um sich willig zu zeigen, sechs Lasten Salz, — zwar zu billigem Preise, aber was sollte ich wohl mit dreihundertsechzig Pfund Salz anfangen? So um meine letzte Weihnachtshoffnung getäuscht, saß ich gestern, schrieb oder lauschte dem Heulen des Windes in den Schirmakazien des Malagarassi, dem Preschen des Regens gegen die Dächer, dem Wimmern der mit dem Tode ringenden Kranken und sang zu dieser Melodie den einzig passenden Text: „Triste-tristius-tristissime“.

Um meine Stimmung noch mehr dem Gefrierpunkt zu nähern, hatte ich neulich das Malheur, mir meine Wirbelsäule zu stauchen. Die Geschichte ist nicht ängstlich, sondern nur schmerzhaft und meine Haltung gleich vorläufig der des guten Professors L., den wir lieblose Primaner πῆχυς nannten, weil er eine Elle verschluckt haben sollte. Aber das ist mir ziemlich farcimentum, weil Schönheit und Grazie hierzulande doch nicht gewürdigt werden. Ich erzähle es dir nur, um Dir zu zeigen, auf wie dumme Weise man hier verunglücken kann. Ich war spazieren und hatte mir als Ziel eine riesige Palme genommen, deren es zwei krankhaft lange Exemplare am Malagarassi gibt. Da ich mir bei der einen nicht klar war, ob Dum oder Borassus, bückte ich mich um nach Früchten zu suchen und sah

bei dieser Gelegenheit durch eine Lücke in dem Schilfrohr dicht am Fluß am jenseitigen Ufer eine wunderschöne Baumgruppe. Um sie näher genießen zu können, gehe ich harmlos durch die Lücke hindurch, als ich drei Schritt vom Ufer plötzlich versank. Weißt Du, was ich dabei dachte? Nichts als „braun", d. h. ich dachte, was ich sah, nämlich die Farbe der Erdwände. Der Mann, der vom dritten Stockwerk herunterstürzte, und als er an der ersten Etage vorbeiflog, dachte: „Diese Meyers haben's gerade nötig, wochentags Gänsebraten zu essen", ist sicher eine Ausnahmenatur gewesen, denn man denkt, wenn man stürzt, nicht in Worten, sondern in Bildern. So wie ich in den Ötztaler Alpen, als ich eine Moräne herabrutschte, nur „grau" dachte, so diesmal nur „braun". Und erst als ich wieder festen Boden hatte, merkte ich, daß ich in einer Nilpferdfalle saß, in der ich nichts zu suchen hatte. Diese Dinger sind wirklich perfid erdacht; sie laufen unten keilförmig zu, so daß schon meine Füße sich einklemmten, die doch nicht ganz so groß sind, wie die eines Hippopotamus. Das Hinauskommen war leichter, als ich zuerst dachte; ich stemmte die Beine wie ein Schornsteinfeger an die Wände, bis ich den oberen Rand fassen konnte und schwang mich dann hinauf. Wäre das Loch ein paar Fuß tiefer gewesen, dann hätte ich allerdings darin verhungern oder zum mindesten übernachten können. Meine Wanjampara machten mir sehr drollige Vorwürfe als ich über und über beschmutzt ins Lager kam und die Aventiure erzählte. Besonders der eine, ein Männchen, das stets voll ist, sagte: „Was soll denn aus uns werden, Herr, wenn du immer fortgehst und einmal verunglückst? Bist du nicht unser Vater? Und sind wir nicht deine Kinder?" Ich glaube, meine Kinder würden sich zunächst einen fürchterlichen Rausch antrinken und allerhand Unfug begehen. Ich werde allmählich etwas mißtrauisch gegen diese Phrasen."

Es war einige Tage nach diesem freudlosen Weihnachten, als ich ein Schreiben und 24 Stunden später ein zweites erhielt, das zwar den gleichen Inhalt, aber aus besonderen Gründen die Konsequenz hatte, daß in Afrika wieder einmal erstens alles anders kam, zweitens als man dachte. — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

Eines Tages, kurz nach Weihnachten, machte ich von meinem Lager aus der kleinen, sechsjährigen Lulengerule, der Sultanin von Uwinsa, meinen Gegenbesuch in ihrem einige Stunden entfernten Dorf. Es war, um zu ihr zu gelangen, erst der Sindi auf einer

abscheulichen Furt zu passieren, die sich in vielen Windungen durch das zwei Männer hohe Papyrusschilf zwängt. Wir mußten über die umgeschlagenen Stauden von Wurzelstock zu Wurzelstock springen, um die zahlreichen Löcher zu vermeiden, deren Tiefe man wegen des schwarzen, mit kleinen, linsenförmigen Blättchen bedeckten Wassers nicht erkennen konnte. Das Schilf, zwischen dem üppige Kräuter und besonders häufig ein niedriger, sägeförmig gelappter Farren wucherte, war drückend heiß, weil kein Wind die rasch rechts und links sich zu Mauern zusammenschließenden Pflanzen durchdringt und von den modrigen, mephitischen Dünsten, die der feuchte, pechfarbige Boden aushaucht, lüften kann. Tausende von Lucilien, die dort den Augen der Frösche nachstellen, stürzten sich gierig auf uns und bedrohten in heftigem, auf kurzer Linie auf und ab sich bewegendem Tanze, unsere Ohren, Nase und Augen. Und als wenn damit des Unangenehmen noch nicht genug wäre, greift die nach einer Stütze tastende Hand oft in ein hohes Gras, dessen feine Härchen sich von den Blattscheiden loslösen und, in die Fingerhaut eindringend, ein brennendes Jucken erregen. Aber schließlich kommt man ja auch einmal an das Ende einer Furt, nur daß die Freude darüber wegen der Aussicht, sie auf dem Rückwege noch einmal zu berühren, nicht sehr groß war. Jenseits hinauf; steil, steinig, zwischen dichtem Unterholz und an Harzknoten reichen Akazien, mit viel Pausen zum Atemschöpfen und zum Genießen des Blickes auf die schmutzig-gelben, wirbelnden Gewässer des Stromes, die dunklen Berge des jenseitigen Ufers und den in weiter weiter Ferne sich verlierenden Buschwald, zwischen dem hier und dort ein senkrecht aufsteigendes blaues Rauchwölkchen zum wolkenlos herablachenden Himmel sich hinaufringelt. Und dann sind wir unvermutet oben und zersprengen durch unser Erscheinen gleich eine große Bande von gelben Hundsaffen, die in kurzem Galoppschritt und mit häufigen Kopfwendungen hinter einer Baumgruppe verschwinden. Als letztes steht noch einen Moment ein altes, riesiges Männchen halb aufgerichtet da, mit einer Hand gegen einen Stamm gestützt und einen merkwürdig rekognoszierenden Blick zu uns herübersendend, dann taucht es hinter den anderen her in das Dunkel des Dickichts. Jetzt zieht sich der Weg lange über den Rücken des Berges, einer weithin sich dehnenden Platte, deren Ränder sich verbergen, so daß man oft in der Ebene zu marschieren glaubt und steigt dann weniger steil, als über den westlichen Hang nach Norden zum Malagarassi hinab. Wo dieser in eine Anzahl von Armen und Kanälen geteilt ist, liegt

auf einer Insel die Residenz der Lulengerule. Aber die Insel ist groß und wir passieren erst viele Gehöfte, in denen mir separate Hütten für die Hühner auffallen und Felder, auf denen die mit ihren Weibern gemeinsam arbeitenden Männer fast alle ihr Gewehr zur Seite haben. Lulengerules Tembe ist ziemlich verwahrlost. Erst erscheint ihr Premierminister und Vormund, ein älterer, ruhiger Mann, der ewig einen Regenschirm in der Hand hält. Dann kommt Lulengerule auf den Armen eines Kindermädchens, eine schwarze Gliederpuppe, die ich ihr neulich geschenkt habe, fest an sich drückend. Diese Sultanin ist sehr artig, sehr manierlich und hat die Finger nicht immer an der Nase wie Fundikila, die Herrscherin des Nachbarreiches. Also machen wir einen kleinen Klatsch, für den auch Königinnen empfänglich sind und rühmen wir Lulengerules Erziehung unter Hinweis auf Fundikilas schlechte Kinderstube. Ich glaube der Eindruck meiner Worte war nicht übel, denn als ich mich erhebe und verabschiede, bringt man noch drei Eier, die die Sultanin selbst mir einzeln überreicht. Allerdings stellen sie sich im Lager als angebrütet heraus, aber in Afrika heißt es oft: Wenn auch die Eier faul sind, so ist doch der gute Wille zu loben. Begleitet von allen Ministern gehen wir zum Fluß und fahren stromaufwärts in einem Boot, das aus einem riesigen Waldbaum und nicht, wie die meisten dieser Fahrzeuge, aus einer männlichen Borassuspalme gehöhlt ist. Wieder diesseits gehen wir diesmal im Tal, wo ich auf dem anderen Ufer Niederlassungen bemerke, deren Hütten gleich Pfahlbauten auf hohen, durch Leitern zu ersteigenden Platten, stehen. In der Nähe der Sindifurt angekommen, erreicht mich ein Träger, der mir gefolgt ist, mich aber jetzt erst eingeholt hat, und übergibt mir einen Brief, den in meiner Abwesenheit ein „Wilder" gebracht hat. — Der Brief kam von Hauptmann Bethe, dem neuen Bezirkschef von Udjidji, der eben auf seinen Posten marschierte, und benachrichtigte mich, daß in Urundi und Ruanda große Massen kongolesischer Rebellen eingefallen seien. Er fügte hinzu, daß, da unter diesen Umständen ein Betreten des Landes unmöglich sei, er mir vorschlage, nach Udjidji zu kommen und meine Dienste als Arzt der Kompagnie für den Fall von Feindseligkeiten zur Verfügung zu stellen. Da es für mich, so wie die Dinge lagen, keinen Grund zu langer Überlegung gab, so schickte ich noch am gleichen Tage meine Antwort fort, daß es mir unmöglich sei, meine Pläne aufzugeben. Wenn ich mich auch nicht blind ins offenkundige Verderben stürzen wollte, so müßte ich die Verhältnisse doch erst selbst aus der Nähe be-

trachten, um einen für meine Expedition so weittragenden Beschluß zu fassen. Ich blieb also dabei, daß ich zunächst nach Missugi in Urundi ging; fände ich die Mission nicht mehr vor, so würde ich mich schon auf diesem oder jenem Weg nach Westen zum Tanganika durchfinden. 24 Stunden später erhielt ich ein zweites Schreiben von dem Bezirkschef von Tabora desselben Inhalts und die Mitteilung, daß man mich bestimmt in Tabora erwarte, um dort die weitere Entwicklung der Affaire abzuwarten. Dies war ein harter Schlag, denn der Bote, der mich auf langen Irrwegen gesucht hatte, hatte sich mit dem gekreuzt, durch den ich gebeten hatte, mir die nötigen Tauschwaren nach Missugi zu senden. Ich war also jetzt absolut im Ungewissen, ob mein Auftrag ausgeführt oder in Erwartung meiner Ankunft in Tabora zurückgehalten wurde. Auch war es möglich, daß bei den umschwirrenden Gerüchten sich gar keine Leute fänden, um nach Urundi zu reisen. Schickte ich Boten nach Tabora, so mußte ich 20 Tage auf ihre Antwort warten, weil ich der vielen Kranken wegen keinen Träger entbehren und ohne sie nicht abreisen konnte. Andererseits glaubte ich nicht riskieren zu können, aufs Geratewohl nach Missugi zu marschieren, denn wenn ich dort keine Tauschwaren vorfände, was dann? Dann saß ich noch viel weiter von Tabora ab als jetzt. Daß aber die Mission einem ihr Unbekannten einen so großen Bedarf zur Verfügung stellte, schien mir ausgeschlossen, selbst wenn sie ihn entbehren könnte. Doch sie hat ihn oft gar nicht einmal. Ist die Mission aber aufgehoben, dann fehlen mir alle Mittel weiterzukommen, wenn ich nicht plündern und marodieren will. Kurz, wie ich die Sache drehte und wandte und wieder drehte und wieder wandte, ich sah keine Möglichkeit, meine Pläne in der beabsichtigten Weise durchzusetzen. Und doch hing ich an ihnen und wollte sie nicht lassen und wütete wie Ajax in seinem Zorn gegen mich und meine unschuldigen Leute, denen ich gar nicht den Grund meines Rasens verraten durfte, um sie nicht kopfscheu zu machen. Es dauerte mindestens zwei Tage, bis ich mich beruhigt hatte und einsah, daß mein Zorn unvernünftig und grundlos war, denn mich hinderte ja nichts in Tabora meine Vorräte zu ergänzen und dann meine alten Pläne zu verfolgen. Daß ich 20 Tage und ein paar tausend Mark einbüßte, war unangenehm, doch nicht zu ändern und nicht ganz ohne meine Schuld. Aber in diesem unseligen Wald noch länger zu sitzen, das vermochte ich nicht, dazu war ich zu ungeduldig geworden. Einige Tage mußte ich noch opfern, um die Genesung einiger notwendiger

Träger abzuwarten, dann wollte ich selbst mit den kräftigsten in Eilmärschen nach Tabora und von dort an den Malagarassi zurück, um die beabsichtigte Route fortzusetzen.

Einmal entschlossen führte ich meine Absicht auch rasch aus. Was an Trägern nicht laufen konnte, sollte langsam hinterherhumpeln und auf dem Rückweg von der Karawane aufgenommen werden; ihre Lasten wurden auf die der gesunden Leute verteilt, die es sich gerne gefallen ließen, als sie hörten, daß die Reise nach Tabora ging. Auch auf die Rekonvaleszenten hatte dieser Name einen merkwürdigen Einfluß und beschleunigte ihre Erholung.

Von der nun folgenden Zeit und den Märschen nach Tabora ist in meinem Gedächtnis nicht viel haften geblieben und ich besitze auch kein Mittel, um ihm nachhelfen zu können, denn meine Tagebücher aus dieser Zeit sind mir mit einigen anderen ein Jahr später in einem furchtbaren Unwetter verloren gegangen und haben den Boden des kongolesischen Urwaldes im Westen der Kirunga-Vulkane gedüngt. Aber ich erinnere mich, daß wir von morgens bis nachmittags marschierten und rasch vorwärts kamen, da ich die Route, die schon von anderen kartographiert war, nicht aufzunehmen brauchte, und daß ich oft einige Stunden warten mußte, bis die Träger mit dem Zelt mich erreichten. Von der Landschaft, die wir durchzogen, weiß ich nur, daß wir zuerst ein Hügelland passierten, in dem ich sieben Tage östlich des Tanganika eine Ölpalme fand. Beim zweiten Marsche erreichten wir die Karawanenstraße, die durch endlose Myombo-Wälder führte und dann wieder über bebend heiße, oft sandige Steppen, oft auch an großen Reisfeldern vorbei und an halbverfallenen Gehöften mit alten, riesigen Milumba-Bäumen, in deren Schatten die ganze Karawane sich erholen konnte. In einer solchen Tembe, deren Dächer eingestürzt waren und über deren zerbröckelte Mauern und mit Schießscharten armierte Bastionen die Schlingpflanzen wucherten, lagerte ich eines Tages. Man hieß sie sonderbarerweise: „Mama jake," gleich „Seine Mutter" oder auch „Mama ja Fopola," gleich „Fopolas Mutter". Aber noch sonderbarer war, daß, als ich nach dem Häuptling der Tembe und dieser Gegend fragte, man mir einen enormen Schafbock zeigte, der mit einer kleinen Herde friedlich das Gras der Höfe und der Fußböden in den zerstörten Wohnräumen abweidete. Fopola ist ein Chef, der einige Stunden entfernt haust und jener Hammel soll den Geist des alten Fopola beherbergen, der bei Lebzeiten seine Opfer unter

Assistenz des Schafes vollzog und dafür nach seinem Tode ein seliger Schafskopf wurde. Infolgedessen wird er von der Witwe treu gehegt, die mich zwar nicht ihres hohen Besuches würdigte, aber mir ein nobles Gastgeschenk in Gestalt eines einzigen, noch dazu angebrüteten Eies schickte, worauf ich nicht minder nobel, ihr eine einsame, von Rost angebrütete Nähnadel sandte. Dann erinnere ich mich an ein Lager, wo ich zu meinem Staunen konstatierte, daß mein Affe und treuer Begleiter nach mosaischen Speisegesetzen lebte, denn er riß den Heuschrecken, die damals schwärmten, bevor er sie verzehrte, erst Kopf, Beine und Flügel aus, wodurch sie, wie ich gelegentlich erfuhr, koscher werden. (Leviticus). Später merkte ich freilich, daß dies eine Marotte vieler Affen ist. Interessanter aber war die Beobachtung, daß in vielen Myombo-Wäldern, die wir passierten, Hunderttausende von schwarzen, weißgezeichneten Spinnen lebten, deren goldgelbes Gewebe so zart und elastisch ist, daß ich sofort zu meinen Leuten äußerte, es müsse sich aus ihren Fäden Seide weben lassen. Die Spinnen saßen so dicht, daß es gar nicht möglich war, abseits des Weges durch die Bäume zu gehen, ohne fortwährend von den Fäden belästigt zu werden; und selbst über den Weg spannen sie sich, so daß Reiter sich unaufhörlich bücken müßten. (Später las ich, daß man in Madagaskar feinste Seidenstoffe aus Spinnengeweben fabriziere und neuerdings hörte ich, daß auf der Pariser Weltausstellung solche Produkte durch ihre Schönheit aufgefallen seien. Ich habe nicht den geringsten Zweifel, daß die Spinnen, die ich in den Myombo-Wäldern der Karawanenstraße angetroffen habe, einer verwandten Art, wie die der französischen Kolonie angehören.) Also auf in die Wälder von Uwinsa, wer Seide spinnen will. Es gibt ja Leute, die sonst nie in ihrem Leben dazu kommen. Für Nahrung ist auch gesorgt, denn es gibt dort massenhaft Pilze.

Je mehr wir uns Tabora näherten, desto häufiger begegnet man Dörfern. Die Nähe der Station scheint die Leute mehr anzuziehen, als die Unannehmlichkeiten der Karawanenstraße sie zu verscheuchen. Zwei Tage vor Tabora holten mich Boten von Udjidji ein, die Briefe nach Tabora brachten. Sie erzählten mir, daß alle Gerüchte von Rebelleneinfällen auf deutsches Gebiet Mschensi = Geschwätz und erlogen gewesen wären. Meine Ahnung, meine Ahnung! Denn diese Möglichkeit hatte mir in allem Hin und Her meiner Überlegungen auch wiederholt vorgeschwebt. Ich mußte mich aber trotzdem setzen, um nicht schwach zu werden,

und sie mußten es mir dreimal wiederholen, damit ich auch sicher war, nicht zu träumen. Mein einziger Trost war ein Korb mit Mangoäpfeln, die mir der gute Hauptmann Langheld entgegengeschickt hatte und die am selben Morgen bei mir eingetroffen waren. Aber als ich voll Verzweiflung ein halbes Dutzend im Magen hatte, wurde ich erst recht schwermütig. Natürlich ließ ich mich jetzt in meiner Marschdirektion auf Tabora nicht mehr aufhalten. Ich hätte auch gar nicht gewagt, meinen Leuten einen anderen Vorschlag zu machen, denn dann hätte ich wirklich den „Schrei der Entrüstung" gehört, den ich bisher nur aus Journalen kannte, wenn er von Zeit zu Zeit durch die gesittete Welt geht. Es wäre aber auch zu grausam gewesen, die armen Schächer erst ventre à terre zum Paradiese zu schleifen und sie so nahe der Pforte wieder zur Hölle zu verjagen; denn solche Gegensätze bildeten für ihren Geist die Wahl zwischen Tabora, „der wunderschönen Stadt" und einer langen Reise durch Barbarenländer. Übrigens stach mich selbst nach den mancherlei Entbehrungen der letzten Zeit und den traurigen Weihnachten die Aussicht in den gastlichen Räumen des Herrn Nicolaus alias Salo W., mich durch einige Früh- und Dämmerschoppen zu restaurieren, recht verlockend in die Nase. Herr W. nämlich, der Händler von Tabora, war ein sehr netter und aufmerksamer Wirt, bei dem man sich außerordentlich wohl fühlte; er hatte nur — außer der Furcht vor dem, was er seine Frau nannte, um derentwillen er 800 Kilometer tief ins Innere geflüchtet war — ein Gebrechen, er hatte einen Kompagnon, der augenleidend war. Er sah doppelt und das machte sich beim Einpacken der Waren und Ausschreiben der Rechnungen höchst unangenehm bemerkbar. Aber andererseits kannte W. diese Schwäche und antwortete mir einmal auf eine Andeutung in seiner treuherzigen Art: „Was wollen Sie, Herr Doktor? Ein Gentleman geht nicht nach Tabora Handel treiben." Dagegen ließ sich nun nichts sagen. Übrigens bewahren ihm seine Bekannten, wie auch ich gleichwohl ein gutes Andenken. Der arme Teufel hat wenig Profit von seinen Profiten gehabt, denn nachdem er sich ein langes Leben in Afrika geplagt und endlich soviel zusammengespart hatte, um einigermaßen sorglos zu leben, ist er, wie ich jüngst hörte, auf der Heimreise gestorben. Von solchen Schicksalen, die ein deprimierend widersinniges Antlitz tragen, wimmelt es in Afrika. Die erstrebten Früchte mögen recht verschieden sein, die Trostlosigkeit, die in dem versagten Genuß liegt, ist allen gemeinsam und für alle gleich

groß. Im Angesicht seines gelobten Landes sterben, kann höchstes Glück bedeuten, aber es kann auch ein sehr trauriges Geschäft sein.

— — — — — — — — — — — —

Ich glaube, es war der achte Tag meines Eilmarsches — oder war es der neunte? — daß ich in Tabora ankam und von Herrn Langheld und den übrigen Herren, darunter dem durch seine „überlebensgroße", fast unnatürliche Länge und seinen guten Humor in der Kolonie unter dem Pseudonym „Bana Jussuf" überall bekannten und von Frida von Bülow im Tropenkoller literarisch ausgehauenen Baumeister Friderich mit gewohnter Liebenswürdigkeit empfangen wurde. In den nun folgenden Wegeschauris wurde mir allgemein geraten, nicht wieder zum Malagarassi zurückzukehren, sondern direkt nach Missugi, wohin bereits zwei Karawanen mit Tauschwaren für mich geschickt waren, zu marschieren. Ich fügte mich nicht ungern der größeren Erfahrung. Ein Zufall bestimmte dann die Wahl der weiteren Route. Es kam nämlich damals Monseigneur Gerboin, der Bischof von Uschirombo nach Tabora zu Besuch und schlug, als er von meinen Zweifeln hörte, mir vor, einen neuen Weg nach Uschirombo zu eröffnen, der bisher nur von Eingeborenen begangen wurde, aber für den kürzesten galt. Als ich die Karte daraufhin vornahm, sah ich, daß diese Route in den ersten Tagen der alten von Speke entsprechen würde, daß aber im übrigen tatsächlich keine direkte Verbindung mit Uschirombo eingetragen war. Danach faßte ich meinen endgültigen Entschluß. — — — — — —

Von Tabora hatte ich in früher veröffentlichten Briefen schon ein Bild, wenn auch nur in flüchtigen Strichen entworfen und es reizt mich auch nichts, jetzt die Konturen auszufüllen. Es ist der „Schwarm" der Neger und ganz verständlicher Weise, weil sie dort stets sicher sind, eine große Menge Bekannter anzutreffen, weil der Markt ihnen ihre Lieblingsspeisen, die sie, wie z. B. Reis, in vielen Gegenden entbehren müssen, darbietet, weil das weibliche Element durch eine nicht geringe Zahl von in ihren Augen eleganter Damen vertreten ist und schließlich, aber nicht nebensächlich, weil durch die vielen durchziehenden Karawanen täglich Neuigkeiten importiert werden, die die Langeweile verscheuchen. Dies ist nämlich auch eine der vielen irrigen Anschauungen von der geistigen Verfassung des Negers, die Behauptung, daß er keine Langeweile kennt. Eher möchte ich das Gegenteil für richtig halten, daß sein ganzes Leben ein Kampf gegen die Langeweile sei. Ein Neger in zu kleiner Gesellschaft von Landsleuten ist immer tief unzufrieden

mit seinem Geschick, und wenn er in der volkreichsten Gegend säße. Sie haben einen sehr drolligen Ausdruck dafür: sie leben dort im „Pori" (Wildnis). Mit diesen Worten klagen mir meine Leute oft ihr Leid und ein Boy, der ausriß und nach Tabora flüchtete, ließ mir sagen, er könne es nicht länger im „Pori" aushalten; diese Wildnis aber, mein Dorf „Bergfrieden", liegt umgeben von den Gehöften vieler tausend Eingeborenen. Ich wüßte eigentlich auch rein theoretisch nicht, warum der Neger nicht Langeweile empfinden könnte, da er weder zu den oberen noch unteren Zehntausend der menschlichen Intelligenz, sondern zu ihrem Mittelstand gehört. Und der bedarf überall viel äußerer Reize, um das Leben kurzweilig zu finden.

Tabora ist in den letzten Jahren in Verruf gekommen, u. a. durch die Schilderungen des Herrn General v. Trotha; aber ich meine nicht ganz mit Recht. Ich habe auch schon mal einen Herrn behaupten hören, der ganze Niagarafall sei ein Schwindel und ein echt amerikanischer Humbug. Warum? Der Mann war mit der aus seiner Kindheit ererbten Vorstellung nach Amerika gekommen, daß dort ein Weltmeer in Welttiefen stürze und verstand es nicht, diese Phantasie zu abstrahieren, um zu einem Genuß der Realität zu kommen. Auch Tabora war mit pompösen Worten wie „Handelszentrale", „Emporium von Innerafrika" usw. behangen worden; kein Wunder, wenn es dann den nüchternen Beobachter enttäuscht, besonders wenn er zu einer ungünstigen Zeit hinkommt. Denn das muß bei Herrn von Trotha der Fall gewesen sein, sonst wäre seine Beschreibung des Marktbildes anders ausgefallen; ich habe es wenigstens ein Jahr später ganz anders gefunden. Das heißt, ich habe natürlich auch nur Lebensmittel und „europäischen Tand" verkaufen sehen, aber doch in sehr lebhaftem Absatz wie auch die Einnahmen der „Marktsteuer" bewiesen. Aber was sollte denn sonst dort verkauft werden, da größere Wertobjekte, wie Elfenbein, Rinder, gewohnheitsmäßig nicht den offenen Markt aufsuchen. Ich glaube, auch gar nicht, daß Tabora jemals eine so große Bedeutung gehabt hat, daß man es heute im Verfall nennen könnte; es war immer, was es heute noch ist, die Kreuzungsstelle der Karawanenstraßen. Damit steht und fällt sein Wert.

Ich bezweifle aber, daß die Karawanenstraße früher belebter war, als jetzt,*) am allerwenigsten der Lastentransit. Die größeren

*) So zählt Kilimatinde von und nach dem Innern pro 1900 über 2400 Karawanen, d. h. fast täglich deren sieben.

Mengen (?) Elfenbein wiegen nicht die heutigen Bedürfnisse der Europäer und Truppen, die Erweiterung der Handelsbeziehungen und die Eröffnung neuer Tauschgebiete auf. Auch das spricht gegen Tabora, daß seine Araber heute fast alle unvermögend sind. Aber ob sie je reich waren? Nach meinen Erkundigungen haben wir sie bereits power vorgefunden, und so werden sie mehr oder weniger schon lange vorher von der Hand in den Mund gelebt haben, weil sie durchweg keine gewiegten Kaufleute sein sollen. In Summa, wenn Tabora seinem alten Ruf nicht entspricht, so liegt das höchst wahrscheinlich an dem alten Ruf und nicht an Tabora. Handelswerte muß es doch wohl mehr geben, als auf den ersten Blick scheint, denn der deutsche Händler, den ich oben erwähnte, hatte schon im ersten Jahr seiner dortigen Tätigkeit, wie er mir aus seinen Büchern nachwies, einen Umsatz von über 100 000 Rupien = 140 000 Mark und davon nach eigener Aussage ca. $^1/_3$ Reingewinn. Später hieß es zwar, er sei bankerott, das war aber eine der vielen Enten, die jährlich aus afrikanischen Pfuhlen auffsteigen. — — —

Wenn man Tabora auf der Nordseite verläßt, sieht man ziemlich am Ausgange der Stadt zur Linken die Tembe des Arabers Sſef bin Sſad, des Wali, d. h. des Stadtoberhauptes, liegen. Der kleine, etwas vertrocknete Sſef gilt für verständig, praktisch veranlagt und loyal; er ist einer der wenigen vermögenden Araber, leistet der Station jeden verlangten Dienst, wird dafür auch von ihr gefördert und ist gegen die Europäer stets liebenswürdig und gefällig. Daß an solchem Wesen vieles nur Schein, nur Oberfläche, nur Haut ist, darf nicht wundernehmen, denn Sſef ist ein Kind des Orients. Ich selbst mußte diese Erfahrung machen, als ich seine Gefälligkeit in Anspruch nahm. Ich hatte ihm nämlich einen Brief seines Freundes, des Hauptmanns Leue gebracht, worin er ihn bat, mir einen der Watussisprache kundigen Dolmetsch zu verschaffen. Natürlich war er ohne Zaudern dazu bereit: Es hätte ja gar nicht des Empfehlungsschreibens bedurft, nur täte er es so doppelt gern und ich würde gewiß dem Bana Leue schreiben, daß er seinen Wunsch ohne Zögern erfüllt hätte usw. usw. Er brachte mir auch schon nach 24 Stunden einen Interpreten, einen ganz Vertrauen erweckenden Jüngling. Daß ich einige Monate später, als ich endlich Gelegenheit hatte, seine Fertigkeit zu verwerten, entdecken mußte, daß der Mann vom Kitussi soviel wußte, wie ich etwa vom Ungarischen — und ich verstehe von dieser sympathischen Sprache außer Mikosch und Gulasch und einigen verwandten Worten keinen Ton

— und daß ich ihn schleunigst den Staub meines Lagers von den Pantoffeln schütteln lassen mußte, stellte der Zuverlässigkeit des guten Ssef ein weniger erfreuliches Zeugnis aus. Aber solche Nichtigkeit kann das Gewicht seiner Verdienste nicht herabdrücken. Ssef hat zweimal — in Uganda und Tabora — den katholischen Missionären das Leben gerettet und sie in seinem Hause mit eigener Gefahr geborgen und das wiegt viel, wobei es ganz gleichgültig ist, ob er aus Edelmut oder Klugheit so gehandelt hat. Gefördert hat er sich allerdings dadurch. Denn die Missionen haben ihre Dankbarkeit auch auf die geschäftlichen Beziehungen übertragen, so schwer es ihnen an sich ankommen mag, einen Feind ihrer christlichen Propaganda und selbst Proselytenmacher zu unterstützen; denn der steckt und muß ihn ihm wie in jedem gläubigen Mohammedaner stecken, und wo sich bei den Negern besonders hartnäckige und scheinbar unüberwindliche Vorurteile gegen Christen- und gegen Europäertum finden, so haben sie immer ihre Wurzeln in Einflüsterungen von Mohammedanern. Alle Kolonialvölker, Engländer, Franzosen und für die letzten fünfzehn Jahre auch wir, wollen den Islamitismus mit Schonung, Freundlichkeit, Toleranz und manchmal sogar Adjuvanz für uns und unsere Kultur gewinnen. (Darin sind besonders die Franzosen in Algier groß, die von Amtswegen Zuschüsse zu Mekkafahrten gewähren, d. h. zur Stärkung des wirksamsten Bandes, das die islamitische Welt umschlingt.) Vergebliches Bemühen, verlorener Aufwand. Nur mit seinen eigenen Waffen, mit Feuer und Schwert ist die Gefahr seiner Ausbreitung zu unterdrücken. Aber für diese Aufgabe sind wir nicht gerüstet, sind wir zu sehr geistig gehemmt durch allerhand Ketten und Schuhe, trotzdem ein Blick in die Kulturgeschichte der Völker bis in die neuste Zeit, bis heute, bis zu dieser Minute lehrt, daß mit der bisher verfolgten Methode der Mohammedaner unbekehrbar bleibt in Religion und Politik. „Inconvertissables", wie die armen Mönche in Algier seufzen, wenn trotz ihres vereinten Anstürmens von der Arx diaboli nur hier und da ein kümmerliches Steinchen bröckelt. Nun könnte sich und würde sich die europäische Welt, die in religiösen Dingen sehr indolent und dadurch tolerant geworden ist, damit trösten, daß man jedes Volk nach seiner Fasson selig werden lassen solle. Das ließe sich hören, wenn der Islamitismus nicht eine ausgesprochen aggressive und vor allem jeder ihm unverständlichen Kultur feindliche Welt wäre. Wie oft hörte ich hier die lockende Rede von der Kultur, die der Mohammedaner mit sich bringt,

wohin er seinen Fuß setzt. Geschichte studieren, meine Herren! Nichts täte uns mehr not. Ein Meer von Trümmern könnte man aus dem Treibsande Asiens und Nordafrikas graben, und daraus ein Denkmal der Kultur, die den Wegen der Mohammedaner folgt, zusammensetzen, das zu uns nicht sprechen, sondern schreien würde. Aber ich fürchte, es würden trotzdem nicht alle überzeugt werden, denn es gibt auch unter ihnen inconvertissables. — — — — — — — — — — — — — — — — Da kommt so ein junger Herr aus Deutschland, direkt aus der kleinen lothringischen oder polnischen Garnison heraus, in der er seinen Überschuß an Energie nicht verkümmern lassen will — denn das ist neben dem Ehrgeiz fast das einzige Motiv; nicht Schulden, nicht dumme Streiche, wie oft geglaubt wird, — kommt in die Kolonie mit Anpassungsvermögen und scharfem Blick für die Notwendigkeiten des Tages, aber meist ohne jene Sehweite, wie sie nur Reisen und das bunte Leben in fremden Welten erzeugen. Die meisten von ihnen gehen nun sehr bald ins Innere und da ist es bedauerlich, daß sie die Küste nicht überspringen können. Denn von der Küste, wo es immer eine Anzahl Herren in unverantwortlicher Stellung gibt, deren Interesse und Mitteilsamkeit größer als die Kenntnis binnenkolonialer Verhältnisse ist, schleppt man zwar manches nützliche mit sich, aber auch manche falsche Wertung, manches Vorurteil, manches Prokrustesbett, nach dessen Maß dann viele nur allzu leicht und allzu unbewußt die Dinge der Wirklichkeit kürzen oder recken. Und ein solches sich immer wieder vererbendes Prokrustesbett ist auch die Ansicht von der kulturellen Mission des Arabers. Solchermaßen beladen kommt nun der Offizier oder Beamte oder Forscher — die Person ist ja gleichgültig, wir ähneln uns alle darin — in das Innere und sieht nun zunächst, wie überall da, wo die Araber längere Zeit saßen, oder sitzen, die Landschaft freundlich verändert ist; er sieht große Mangoschamben, die mit ihren stattlichen Laubmassen ihn an heimische Parkanlagen erinnern, er sieht Datteln und Kokospalmen das Stadtbild überragen. Er findet vielleicht auch, da die Araber meist nur an Punkten sitzen, die irgend welche Handelsmöglichkeiten bieten, einen regen Markt, auf dem sich eine Menge stoffbekleideter Menschen ohne Scheu, vielleicht sogar etwas Spott im Blick, bewegt, und sein Auge erfreut sich, wieder einmal Männlein und Weiblein zu sehen, die offenbar ihrer Haut eine größere Pflege schenken, als die Eingeborenen der Dörfer, die er auf seinem Wege passierte. Sitzt er dann, nachdem er sich eine auf

dem Markte erstandene ägyptische Zigarette mit auf dem Markt erstandenem Feuerzeug angezündet hat, auf der sauberen Veranda einer besseren Arabertembe, eine Tasse heißen Kaffees vor sich, so hat er nach langer Zeit wieder einmal das behagliche Gefühl, das ein Reisender in Ländern mit unwirtlichen Zuständen empfindet, wenn er wieder zum ersten Male den Luxus eines gut eingerichteten Hotels genießt. Und dann beginnt er zu vergleichen, und sein Geist schweift noch einmal den zurückgelegten Weg entlang. Er hat noch nicht vergessen, wie oft er unterwegs nach einem Schattenbaume geseufzt hat, er gedenkt der schmutzigen fellbekleideten Eingeborenen, die erschreckt davonliefen, wenn er sie anrief, der Weiber, die ihre heulenden Kinder an sich rissen, und sich und sie in ihren Hütten verbargen; er erinnert sich vielleicht der Wagogo, ihres wilden, phantastischen Eindrucks, ihres penetranten Geruchs, den sie ihrem Waschwasser, dem Urin der Rinder verdanken, und noch dieses oder jenes anderen abstoßenden Erlebnisses und schließt mit der Überzeugung, wie unanfechtbar das Urteil seiner Küstenmentoren über die Araber und ihre kulturelle Bedeutung sich bewährt hat und — das Prokrustesbett hat wieder ein Opfer gefordert.

Aber das Leben sorgt dafür, daß nach einiger Zeit eine korrektive Reaktion eintritt. Nach kürzerer oder längerer Frist sehen sich die meisten gezwungen, der verstümmelten Wirklichkeit die Glieder wieder anzufügen. Aber auch Dritte gibt es, die zu dieser nützlichen Operation sich nicht aufraffen können, weil sie geradezu unfähig sind, neue Eindrücke richtig zu werten — intellektuelle Retinaablösung —; an diese dachte ich, als ich von Unbekehrbaren sprach, und es sind ihrer nicht wenige. Sie sehen nicht, daß jene gewinnenden Erscheinungen, selbst wenn man ihnen die Eigenschaft kultureller Errungenschaften zugestände, nur auf den kleinen Kreis der Araber und ihrer nächsten Umgebung beschränkt blieben und daß der arabischen Indolenz jede Anstrengung, die über die Befriedigung der eigenen Bequemlichkeit und des eigenen Wohllebens hinaus auf die Eingeborenen wirken konnte, verhaßt war. Darum gibt es auch im Innern nicht nur keine Frucht, der die Araber in der langen Zeit ihrer Herrschaft irgendwelche nennenswerte Verbreitung verschafft haben, sondern sie haben auch für sich selbst so schlecht gesorgt, daß sie viele ihrer Lieblingsgenüsse, wie Datteln und Kaffee, entbehren müßten, wenn sie nicht von der Küste und von den Ländern am Roten Meere und noch weiterher eingeführt

würden.*) Aber wenn auch all dies zum besten wäre, so hätte es von der Kultur doch höchstens den Namen geborgt. Denn einem Volke Kultur bringen, heißt doch wohl ganz etwas anderes, heißt doch wohl, seinen intellektuellen und ethischen Standard erhöhen. Es ist ja schwer, die verschiedenen Vorstellungen von Kultur unter eine Decke und Definition zu bringen, weil unsere Sprache für den Reichtum unserer Begriffs- und Empfindungswelt zu arm ist; bei weniger entwickelten Völkern ist es umgekehrt, da decken oft zwei oder drei Worte einen Begriff. Es ist auch schwer, weil Kultur etwas Relatives ist. Jedes Volk, auch das tiefstehende, hat „seine" Kultur, wenn auch Dünkel glaubt, er habe „die" Kultur. Viele sagen Kultur und denken Bequemlichkeit oder Luxus; oder sie sagen Kultur und denken schwedische Streichhölzer oder elektrisches Licht oder Eisenbahnen. Weil es Wagandahäuptlinge gibt, die mit Schreibmaschinen an das englische Gouvernement schreiben, lobt ein Bericht ihre Kultur, als ob es nicht gleichgültig wäre, womit sie ihre Gedanken ver- und fernmitteln, wenn sie nur überhaupt Gedanken zu vermitteln haben. Und einen Triddelfitz, der einen zweijährigen Kursus in Witzenhausen durchgemacht hat, nennen die Zeitungen, wenn er seine Stellung in Sumatra oder Tanga antritt „Kulturpionier". Ich schätze die Bedeutung der gewiß sehr nützlichen und tüchtigen Schule an der Werra außerordentlich, aber Kulturpionier? — Du lieber Gott, wenn diese Fähigkeit so leicht zu lernen wäre, dann ginge ich gleich für mehr als zwei Jahre nach Witzenhausen. Äußerlichkeiten und technische Errungenschaften können höchstens mittelbar der kulturellen Förderung dienen, aber nicht das Ziel selbst bedeuten. Die Frage müßte also lauten: „Wie hat der Araber auf den intellektuellen und ethischen Hochstand der Völker, mit denen er in Berührung kam, gewirkt?", wenn wir ihre wahre Bedeutung für die Kultur der Neger verstehen wollen. Die Antwort ist leicht zu finden. „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen." Haben die Neger, die mohammedanisch beeinflußt sind, einen ihrer Aberglauben verloren, haben sie nicht vielmehr viele

*) In Tabora gab es 1897 und 98 nur drei Kokospalmen. An Dattelpalmen befanden sich in meinem Besitz 32 Bäume, das war aber die größte Schambe, die es gab. Sicherlich waren keine 80 oder 100 Palmen in Tabora angepflanzt. Uganda-Kaffee kam zwar aus Kisiba, aber der gute Aden-Kaffee, wie ihn die Pères Blancs am Tanganika kultivieren, wird von der Küste importiert. Über Ananas erzählt Herr von Trotha, daß er mit Mühe eine aufgetrieben hat, also „die Ananas" von Tabora. Das ist wohl alles charakteristisch genug.

neue zu den alten noch hinzu erworben? Ist die Stellung der Frau bei ihnen würdiger geworden? Wer war es, der ganze Provinzen entvölkert hat, um Sklavenschacher zu treiben? Gibt es ärgere Wucherer im Innern als die Araber? Haben sie sich ernsthaft bemüht, dem Neger eine Religion zu geben, die ihm eine Erhebung in guten, ein Trost in schlimmen Tagen ist? Oder haben sie sich statt dessen nicht damit begnügt, ihn ein paar Äußerlichkeiten und tote Formeln zu lehren und durch wahnsinnige Übertreibungen ihres Wertes sein Seelenleben fast hoffnungslos zu veröden? Und gibt es schlimmere Bollwerke gegen das Eindringen einer höheren Kultur als die Lehre der Jünger Mohammeds? Man könnte dieser Kette noch Glied an Glied anfügen, und jedes würde beweisen, daß die Araber teils einflußlos geblieben, teils verderblich geworden sind, so daß daneben gewisse Verdienste verschwinden, wie die Anleitung zu peinlicher Körperpflege, die Erweckung des Ekels vor allen Verrichtungen, die der Europäer Non turpia nennt, weil sie naturalia sind und einiges andere. Wir haben glücklicherweise nicht soviel Araber in der Kolonie, daß ihr Schaden unberechenbar wäre, aber wir sollten uns hüten, sie irgendwie zu fördern, oder uns durch ihr sympathisches, liebenswürdiges Wesen über den Haß gegen die ungläubigen unreinen Fremden täuschen zu lassen, den sie ihren Kindern und ihrem Gesinde von Jugend an einflößen. Dem entgegenzuwirken, weiß ich allerdings kein Mittel. Auch die Schließung der Koranschulen, die überflüssig sind, weil es außer den Missionsschulen genug neutrale Regierungsschulen gibt, wird nicht viel helfen. Aber über Schüler und Schulwesen ein andermal. Im nächsten Briefe will ist erst einmal einen zusammenfassenden Rückblick auf die Vegetation der von mir berührten afrikanischen Landschaften werfen und dann soll es zur Abwechslung wieder einmal heißen:

„Eins, zwei, drei im Sanseschritt
Läuft die Zeit, wir laufen mit.“

Bergfrieden, im Mai 1899.

Vegetationsbilder.

Brief XIX.

Ich habe den Weg von Bagamojo nach Tabora in den Monaten August und September zurückgelegt, also in der Zeit der höchsten Trockenheit. Das hatte den Vorteil, daß ich Wege, die in der Regenperiode unter Wasser stehen oder grundloser Schlamm und Schmutz sind, ohne Schwierigkeit überwinden konnte; den Nachteil, daß die Wasserverhältnisse die denkbar ungünstigsten des Jahres sind. Es hat aber auch noch den Nachteil, daß ich den Lesern dieser Briefe keine üppigen Landschaftsbilder mit südlicher Pracht und Glut der Farben vorzaubern kann, sondern dem trockenen Stoffe entsprechend meine Darstellung wählen muß. Gewiß, ich erlebte auch jene erhabenen Stunden, in denen der empfindende Mensch zu spüren glaubt, wie seine Seele unter dem Atem der Schönheit leise erschauert; ich erlebte Abendröten, die auch die ödeste Landschaft verklärten, wenn die Sonne in roten Dunst gehüllt durch jede Spalte der Wolken eine Feuergarbe entsandte, so daß die Erde, die Gräser, die Bäume, das Lager und die Menschen in leuchtendes Gold getaucht schienen, bis sie zuletzt als blutrote Scheibe in einem Meer von goldbraunem Gewölk unterging. Ich erlebte Morgenröten, wo die Luft klarer und reiner war, als an den kältesten deutschen Wintertagen, wo es in allen Farben glitzerte, wohin ich schaute, wo die Netze der Spinnen kostbaren Perlenschnüren glichen, in denen der Himmel sich spiegelte, und köstliche Mondscheinnächte mit stärkerem Zauber, als ihn je Märchendichter ersannen. Das erlebte ich wohl und konnte mich nicht satt daran sehen und vergaß für Augenblicke über dem wunderbaren Schleier den welken kranken Leib, den er mit seiner Schönheit mitleidig deckte. Aber wehe, wenn die Erde nackt dalag, im Winterschlafe, aber nicht in friedlichem Schlummer unter weißer,

weicher Decke begraben, sondern wie in starrem Krampfe, dem Fluche gelber Öde verfallen und schamlos die kranken Blößen zeigend, so daß die Luft unter dem Fieberdunst ihrer heißen Glieder erzitterte. Dann war es immer dasselbe trostlose Wort, das sie mir zurief: „Öde", riefen die gelben Gräser, die spärlich die weite, bebend heiße Steppe bedeckten, und beugten sich noch tiefer unter den Strahlen der Sonne. „Öde", ächzte der Busch, der meilenweit ohne Blatt und Blüte meinen Weg gleich grauen, hoffnungslosen Gefängnismauern einzwängte und „Öde" schrie der Wald der Steppe und streckte seine von der Glut der Sonne und der Brände gedörrten Äste wie Mumienfinger zum erbarmungslosen Himmel. Als wenn dein Auge alle anderen Farben verloren hätte — wohin du schaust, gelb; nicht das Goldgelb unserer reifen Kornfelder, sondern ein fahles, schwefliges Gelb auf der Erde und am Himmel, den schwüle Dunstwolken umhüllen, von der Sonne mit grellen, schmerzenden Strahlen durchleuchtet. Das ist das Bild, das die von mir durchzogene Landschaft mit Ausnahme von wenigen glücklichen, von Flüssen durchströmten Strichen Seele und Auge bietet und ich habe, um beide Beziehungen zusammenzufassen, keine bessere Bezeichnung gegenwärtig, als „gelbe Öde".

Verlasse ich diese allgemeine Betrachtung, um dem Leser eine Vorstellung der wichtigsten Formationen und Pflanzen zu geben, die ich zu beobachten Gelegenheit hatte, so schicke ich voraus, daß ich nur die scharf begrenzten Landschaftsformen schildern will, denjenigen aber, der sich für alle Zwischenformen und das botanische Detail interessiert, auf das unser heutiges Wissen von der Pflanzenverbreitung in Ostafrika zusammenfassende und trefflich gruppierende Buch von Engler verweise. — — — — — — — —

Vorausschicken möchte ich, daß ich die Leser, die für diese Dinge nichts übrig haben, dringend bitte, die nächsten sechs, sieben Seiten zu überschlagen. Höflicher kann man nicht sein; und nur ein schlecht erzogener Wirt verübelt es seinen Gästen, wenn sie einmal einen Gang ungenossen an sich vorübergehen lassen. Wer diese Warnung nicht beachtet, trägt also selbst die Verantwortung, und ich lehne jede Haftpflicht für etwaige Unfälle grundsätzlich ab. — — —

Die auf meinem Wege verbreitetste Formation war die mit Sträuchern oder Bäumen bestandene Steppe, die je nach deren Dichte, Mischung und Eigenart ein sehr verschiedenes Bild gewährt. Reine Grassteppen ohne Strauch und Baum habe ich in nennenswerter Ausdehnung selten gesehen, meist an der Stelle ausgetrockneter Seen,

auf Überschwemmungsgebieten periodisch sehr starker, in der Trockenzeit versiegender Ströme. Wenn sie in der Regenzeit frisches Grün tragen, gewähren die nicht zu großen, von einem dunklen Waldrahmen begrenzten Strom- und Seebecken das Bild eines gepflegten englischen Parks. Ich hatte sie mir, als ich durch die gelben, verdorrten Steppen der großen Karawanenstraße marschierte, minder schön gedacht, weil die Gräser nie eine zusammenhängende Decke bilden, sondern wie in Tausenden von Töpfen in den Boden gesenkt erscheinen. 20—40 Halme entspringen immer gemeinsam, von denen die äußersten die jüngsten, kleinsten und grün sind, wenn auch die anderen in fahlem Strohgelb glänzen. Bei bedecktem Himmel oder bei durchfallendem Licht kommen sie wie der Boden zwischen den Büscheln zur Wirkung, und dieselbe Steppe, die ein einziges welkes gelbes Feld ist, scheint eine Stunde später in junges Grün sich verwandelt zu haben. Am häufigsten sind hohe Gräser von großer Mannigfaltigkeit, die ihre Halme nach einer Richtung beugen und oft von einer kerzengerade aufsteigenden, schön stilisierten und in regelmäßigen Abständen kugelförmige Rispen tragenden Ähre überragt werden, die man in Ugogo und Unjamwesi in allen Hochgrassteppen findet. Strichweise sehr ausgedehnt (z. B. in der Nähe des Ruwu oder bei Ugunda) — in kleinen Flächen überall — auch in den Lichtungen des Myombo-Waldes zu finden ist ein ca. 25 Zentimeter hohes Dorngras, das sehr dichtstehend bald eine rostbraune, bald eine graue Steppe bildet, je nachdem die grauen, dornentragenden Rispen die rostbraunen Halme verdecken oder zur Wirkung kommen lassen. Meine Leute nannten sie mwiba msuri (guter Dorn) und beschritten sie mit ihren abgehärteten Füßen unbekümmert, während sie mir Plage genug verursachten.

Auf einer dieser Grundlagen: Niedergras, Hochgras, Dorngrassteppe erheben sich die Sträucher oder Bäume und bilden die Formation der lichten oder dichten Strauch- und Baumsteppe oder des Steppenwaldes.

Die Sträucher sind meist Akazien, die trotz ihrer Widerstandfähigkeit in den trockensten Gegenden so kahl dastehen, wie alle anderen Pflanzen. Auch die Baumsteppe trägt vorwiegend Akazien, die nur selten hochstämmig sind, meist auf knorrigem, vielfach gekrümmtem Stamm eine Unzahl um alle Achsen sich drehender Äste haben, die ein so unruhiges Gewirr bilden, daß das Auge sich nach einem Ruhepunkt sehnt, den es endlich in einem der Bäume findet, die durch Kraft, Schönheit oder Sonderbarkeit sich vorteilhaft von

dem Baumgesindel der Akazien unterscheiden und verdienen, daß wir uns eingehend mit ihnen beschäftigen.

Wenn ich mit den Palmen beginne, so geschieht es nicht nur, weil sie sich dem Europäer am innigsten mit dem Begriffe „Afrika" verbinden, sondern auch, weil ich Gelegenheit hatte, viele Tausende von Borassuspalmen und Hunderte von Dumpalmen beobachten zu können, und, so merkwürdig es klingt, zu der Zeit, als diese Zeilen geschrieben wurden, vieles an der ostafrikanischen Palmenflora noch sehr der Aufklärung bedurfte.

Ich beginne mit der schönsten Palme, der Deleb- oder Borassuspalme (Borassus Aethiopum Mart).

Ich will, um die Ausführlichkeit des Folgenden verständlich zu machen, zitieren, was in der ausgezeichneten Abhandlung von Warburg in dem Englerschen Buche steht. „Auf allen Abbildungen (aber) zeigt die afrikanische Palme eine sanfte, aber deutliche Anschwellung in der Nähe der Spitze des Stammes, dicht bei oder unter der Blattkrone, und Grant gibt ausdrücklich an, daß alle noch wachsenden Delebpalmen oberhalb der Mitte am dicksten seien. Bei der asiatsichen Palmyrapalme ist dem Verfasser dagegen eine derartige Anschwellung nie aufgefallen und auch bei einer Reihe von Photographien nicht sichtbar. Der Stamm bildet hier stets eine durchaus gleichmäßige, sich langsam nach oben verjüngende Säule. Sollte dieser Unterschied zwischen der afrikanischen und asiatischen Form sich mit anderen von Drude angeführten Verschiedenheiten kombinieren, so würde wohl doch die Abtrennung der afrikanischen Palme als Borassus Aethiopum Mart. wieder zur Geltung kommen müssen." Ich gestehe, daß ich, nachdem ich mindestens 2000 Borassuspalmen (die Zahl ist wahrscheinlich viel zu niedrig) gesehen habe, nicht verstehe, daß die Abtrennung fallen gelassen wurde. Allerdings kenne ich die Küstenform nicht, weil ich, den Kopf mit anderer Arbeit voll, nicht auf sie geachtet habe. Ich erinnere mich, sie zuerst in der Mkatta-Ebene als einzelnes Exemplar unter vielen Dum-Palmen gesehen zu haben, und hier war sie eine sich gleichmäßig sich verjüngende, etwa 8—10 Meter hohe, oben mit sanfter Anschwellung versehene Palme.

Diese Form habe ich in den Ugalla-Wäldern nicht zu häufig und nur bei relativ jungen Bäumen gesehen. Die häufigste Form dürfte mit der von Grant beschriebenen identisch sein. Sie stellte sich mir so dar: Auf breiter Basis erhebt sich der etwa $2^1/_2$ Meter Umfang habende Stamm, verjüngt sich sehr rasch aber sehr wenig,

um dann einer etwas schlanken Amphora gleich anzuschwellen, so daß der größte, die Basis meist noch übertreffende Durchmesser etwa zwei Drittel des Stammes abschnitt und etwa 12 Meter hoch lag. Dann kam eine rasche, den oberen Teil der Amphora darstellende Verjüngung, die in einen schlanken Hals ausläuft. Bei der dritten, mindestens 300 mal beobachteten Form sitzt die Amphora in ziemlich oder wahrscheinlich ganz gleicher Höhe. Aber der Hals der Amphora nimmt die Hälfte des Stammes ein; die Palme ist im ganzen etwa 25 Meter hoch. Die letzte Form endlich, die, neben die erste gestellt, wenn nicht Blüten und Früchte wären, kaum für den gleichen Baum gelten dürfte, hat wieder die Amphore an gleicher Stelle (sie erscheint nur in Folge des langen Halses tiefer), aber der Hals nimmt zwei Drittel des Stammes ein, der die respektable aber krankhaft erscheinende Länge von 35—40 Meter hat.

Die letzte Form habe ich in ihrer exzessivsten Ausdehnung nur 5—10 mal gesehen, dagegen zahlreiche Zwischenformen zwischen ihr und der dritten. Endlich noch eine merkwürdige Beobachtung. Fast kein männlicher Baum war unter den vielen der dritten und vierten Form zu finden; ja sie glichen auch nicht der zweiten, sondern eher der ersten, nur daß sie viel höher (etwa 20 bis 25 Meter) und ungleich kräftiger waren und die Anschwellung nicht erst dicht unter der Spitze, sondern einige Meter tiefer begann und dicht über der Amphora ohne Hals die Blätter standen. Das war so konstant, daß ich zum Erstaunen meiner Leute auf hundert Meter vorher sagen konnte, ob es ein Manamke oder Manamne (Mann oder Weib) sei. Ich bemerke noch, daß auch meine Träger die großen Palmen wie etwas ihnen Neues verwundert betrachteten. Ich fasse also zusammen: Wenn die Palmyrapalme, die ich nicht kenne, keine Anschwellung hat, so kann sie nicht mit der Borassuspalme im Innern Afrikas identisch sein. Denn diese hat ausnahmslos eine Anschwellung, die auf den ersten Blick als das charakteristische in die Augen fällt. Ich möchte noch einzelnes nachtragen. Bei der vierten Form, aber auch bisweilen bei der dritten sah ich einige Male eine pathologische Abknickung des Stammes, da wo die obere rasche Verjüngung der Amphora erfolgt. Sie war fast rechtwinklig und trug dann den kerzengerade aufsteigenden langen Hals.

Auf zehn weibliche Bäume kam immer nur ein männlicher; aus dem letzteren stellten die Eingeborenen am Malagarassi sehr schöne Kähne her, von denen ich selbst einige in Uwinsa als Fahrboot benutzte. Sie höhlen den Stamm angeblich in zwei Tagen aus. Die Form

entspricht natürlich dem Baum; an beiden Enden der Basis und der oberen Anschwellung entsprechend ist der Kahn breiter. Weibliche Bäume können ihrer Form wegen sicherlich nicht ohne weitere Veränderung als Kähne benutzt werden; die Früchte, die zur Zeit meines Marsches die beste Reife hatten, wurden von meinen Leuten eifrig gesammelt oder heruntergeschlagen, dann durch kräftiges Stoßen auf einen Stamm geöffnet und gegessen. Ich fand den Geruch sehr angenehm, weniger den an faule Äpfel erinnernden Geschmack, der ein klebriges Gefühl auf der Zunge zurückläßt. Die Wanjamwesi, aber auch die Küstenleute gewinnen einen Wein aus dem Baum, indem sie einen großen Schnitt unter den Blättern in den Stamm machen. Sie schneiden bei Sonnenaufgang, binden eine 4—5 Liter fassende Kalebasse an den Baum, dessen Vorrat nach 10 Stunden erschöpft sein soll. Aus dem Wein bereiten sie, wenn auch seltener wie aus Kokuswein, den assali wa tembo, Palmweinzucker.

Die Borassuspalme (mwumo nach Mnjamwesiart auch muhama genannt) findet sich auf dem Wege bis Tabora nur selten. Erst in der Nähe des Ugalla traf ich sie stellenweise so häufig, daß man von einer Borassussteppe sprechen konnte. Am Ugalla verließ sie mich nicht mehr, bald zahlreicher, bald vereinzelter stehend. Zu Tausenden traf ich sie am 16. und 17. November, wo sie an beiden Ufern Wälder mit zahlreichem jungen Nachwuchs bildet.

Häufiger als die Borassuspalme ist die minder schöne Dumpalme. Sie ist in ihrer ungegabelten Form zahlreich in der Ebene, die sich zwischen dem Mkatta und Kimamba ausdehnt, bildet lichte Wälder in der Steppe und setzt sich auch in dem einige Stunden von Kimamba beginnenden Wald fort.

Über die Dumpalme (Hyphaene coriacea Gaertn., auch Mia-Palme)*) herrscht ebenfalls in vielen Punkten Unklarheit. Ist die gegabelte Form (kis. maschatu oder matschatu) identisch mit der ungegabelten und nur ein Produkt der Steppenbrände? Wie viele Arten der verzweigten und unverzweigten gibt es? Wie ist ihr Verhältnis zueinander? u. ähnl. m. Ich kenne von der Dumpalme die gegabelte Form, die mich nicht über die Küstenzone hinausbegleitete, fast gar nicht. Ein typisch verzweigtes Exemplar steht inmitten der unverzweigten im Wald vor Kimamba. Unter den vielen hunderten am Sindi und auf der Mkatta-Ebene waren nur drei gegabelt, aber gar nicht typisch. Zwei (je eine am Sindi und Mkatta) wuchsen

*) Nach Warburg. Ich hörte den Namen weder von Weißen noch Eingeborenen. Miā-ă nennen die Küstenleute jeden Flechtstoff, z. B. die Einhüllung der Stofflasten.

$^1/_2$—1 Meter über dem Boden aus einem Stamme, im übrigen sich nicht mehr gabelnd, noch 20—25 Meter hoch. Das dritte Exemplar (Mkatta) war ganz pathologisch, acht Meter über dem Boden saß gleichsam am Stamm angekittet eine zweizinkige Gabel, deren Bogen wurstförmig aufgetrieben war. Pathologische Anschwellungen, ziemlich hoch rings um den Stamm verlaufend und Schmarotzer tragend, sah ich noch einige.

Hat die Dumpalme eine regelmäßige Anschwellung? Bei den Bäumen der Mkatta-Ebene wollte ich es verneinen. Bald schien mir der Stamm oben, bald in der Mitte verdickt. Aber schließlich stellte sich es heraus, daß die Anschwellung in der Nähe verschwand, daß der im Verhältnis zu seiner Höhe dünne Stamm kleine Axenveränderungen macht, die in der Ferne eine Anschwellung vortäuschen. Bisweilen mag wohl auch wirklich ein stärkeres Wachstum einer Seite stattfinden, und die so vielfachen Knickungen und das noch häufiger als beim Kokus vorkommende Abbrechen einschränken. Über die Auftreibung an der Spitze kam ich nicht ins Klare. Als ich die Bäume an der Mukondokwa sah, wollte ich es schon eher behaupten, jedenfalls aber geht schon aus dieser Unsicherheit hervor, daß in diesen Gegenden die Anschwellung nur gering sein kann. Jetzt aber, nachdem ich viele Hunderte dicht nebeneinander gesehen und verglichen habe, erkläre ich: Es gibt unter den vielen, große Haine bildenden Dumpalmen des Sindi keinen, der nicht eine deutliche, flaschenförmige Auftreibung an der Spitze hätte. Ähnlich wie bei der Borassus kann beim Weiterwachsen die Anschwellung sich scheinbar senken. Am Malagarassi (z. B. bei „Kwa Lulengerule" gibt es viele Dumpalmen, deren Verdickung in der Mitte sitzt, also etwa der Westform Hyphaena ventricosa entsprechend. Wieder andere sind 3—6 Meter hoch, haben sehr breite Basis, die sich bis zur Spitze um das dreifache verjüngt, fruktifizieren schon bei 2 Meter Höhe, haben keine Anschwellung (Zwergpalme?). Als ich ein Jahr später an den Unterlauf des Russisi kam, fand ich tausende von Dumpalmen, die eine so starke Auftreibung in der Mitte oder im oberen Abschnitt haben, daß alle Offiziere in Usumbura eine Wette entrieren wollten, daß es Borassuspalmen sind. Ich vermute, daß es Hyph. ventr. ist; auf alle Fälle aber wie die Frucht lehrt, eine Dumpalme.

Warburg in seiner oben erwähnten Abhandlung schreibt: „Reisende im Steppengebiet haben übrigens darauf zu achten, daß sie nicht die Deleb- oder Borassuspalme mit der dort gleichfalls unverzweigten Hyphaene oder Dumpalme verwechseln." Ich glaube,

daß das gar nicht möglich ist. Selbst ganz jung haben sie schon ihre Charaktermerkmale.*)

Schon die Blätter der ganz jungen Borassus haben den schönen polierten, festen Stiel und die steifen, breiten Blätter, die später, wenn der Baum herangewachsen ist, ihm die prächtige Blattkrone geben, während die Dumpalme immer zerzaust aussieht. Während der Stamm der Borassus prachtvoll und ernst wie eine dorische Säule aus einem Guß geformt zu sein scheint, in seiner Anschwellung so viel künstlerisches Prinzip liegt, daß man den Eindruck hat: So, nur so konnte dieser Stamm gebildet werden — hat die Dumpalme, je älter um so mehr, etwas schiefes, wackliges, gebrechliches an sich. Und wirklich: eine gesunde Borassuspalme bricht der stärkste Sturm nicht ab, die Dumpalme aber, selbst die durchschnittlich kräftigeren am Sindi erreichen alle ihr Ende durch den Wind und stehen dann als unschöne Stangen wie die Kokus oder die wilden Dattelpalmen in der Landschaft. Auch die Farbe des Stammes ist bei beiden verschieden. Der eine im schönen Silbergrau, leicht ringförmig schattiert, glatt, der andere wie rauchgeschwärzt, zerfressen, so daß die Fasern bloßliegen und rauh.

Sehr zahlreich am Ugalla und Sindi ist die wilde Dattelpalme; mir dort stets ein unwillkommenes Bild, weil ich sie nur fand, wo ihre Wurzeln nicht das ganze Jahr in Wasser tauchen, d. h. immer an den schmalen, trockenen Kanälen, durch die der Ugalla in der Regenzeit strömt. Wenn ich ihre zierlichen Fieder von weitem sah, wußte ich, daß ich meinen Marsch über die betreffende Stelle werde fortsetzen müssen, um zu Wasser zu kommen. Doch liebt sie sehr Plätze mit feuchter Luft, also Ufer von Flüssen und Seen oder periodisch überschwemmte Sümpfe. So bildet sie im Papyrusbett des Sindi kleine, dichte Inseln. Vor Tabora sah ich sie nur in der Nähe von Kimamba bei Kilossa und wenn ich nicht irre, im trockenen Bett des Tjoni, niemals in der Steppe. Dattel- und Bethelpalmen kommen nur in Tabora vor; eine Ölpalme sah ich in der Nähe der Straße Udjidji-Tabora in einem Dorf am Malagarassi. Wohl die einzige so weit im Binnenlande bezw. vom Tanganika entfernt.

Ich wende mich jetzt den Bäumen zu, die so recht Bäume der Steppe sind. Am häufigsten wird von den Reisenden der Affenbrotbaum erwähnt, den man noch vor wenigen Jahren für einen aussterbenden Rest einer vergangenen Periode hielt. Das ist heute

*) Übrigens erreichen die Borassus an der Straße Tabora-Udjidji nicht entfernt die Schönheit der Ugallabäume.

widerlegt. Wie viele andere Bäume Afrikas steht er einen großen Teil des Jahres leblos da, aber wenn seine Zeit kommt, dann schmückt er sich mit einem so prächtigen Gewande weißer Blüten, daß er mit jedem an jugendfrischem und lebendigem Aussehen wetteifern kann. Ich sah Bäume jeden Alters. Die jüngeren selten oder eigentlich fast nie in der Ebene, wo die Brände sie vernichten, sondern immer auf Hügeln. Ganze Wälder auf den Erhebungen, die den Weg vom Gombo-See nach Mpapua die ersten Stunden im Norden begleiten, wenn man von Wäldern bei ihm reden kann, der immer mehr oder minder großen Zwischenraum zwischen sich und seinesgleichen läßt. Wo ich ihn jung sah, stand er immer im Schatten anderer Bäume versteckt, aber doch schon von weitem an der tief violetten Färbung der Rinde kenntlich, die im Abendglühen von seltener Pracht ist. Man liest häufig von einer silbergrauen Rinde. Diese Farbe zeigen nur ganz alte Exemplare und selbst sie nur am Stamm und den nach unten und außen schauenden Seiten der Äste. Die nach innen und oben gerichteten bleiben immer violett; am tiefsten die Rinnen, die beim Zusammenlaufen von zwei Ästen entstehen und bei ihm förmliche Gräben bilden. In den trockenen Gegenden von Ugogo rührt die silbergraue Farbe vielfach von einer Flechte her. Selten stehen Adansonien so zahlreich, daß man von einer Adansoniensteppe reden könnte; doch gibt es Gegenden, z. B. hinter Kirassa, in der Nähe des Migugu u. a., wo ich ihrer viele zählen konnte. Auf den obenerwähnten Hügeln waren es über 200 jüngere Stämme. Jetzt habe ich den schönen Baum seit Monaten nicht mehr gesehen; er verschwand mir zwei bis drei Tagemärsche vor Tabora. Der Affenbrotbaum (Kis. mbuju) ist ein beliebter Lagerplatz. Sein kolossaler Stamm bietet Schatten, seine mächtigen Höhlen einen Stall für das Vieh, dem Koch Schutz gegen den Wind. Oft sieht man die Rinde eines Mbuju noch mehrere Tage langsam weiterschwälen. Die Früchte werden wohl nur in schlechten Zeiten gegessen; in Ugogo sieht man manchmal Holzsprossen in den Baum geschlagen, um ihn bequemer besteigen zu können.

Ich liebte den Baum sehr wegen seiner kraftvollen Erscheinung. Wie aus Stein gehauen, reckt er seine Äste, die wie Drachenklauen gekrümmt und mit Schuppen und Warzen besetzt sind, zum Himmel. In Deutschland würden sich unzählige Sagen und Gebräuche an ihn knüpfen. Er wäre nicht der Vertraute der Burschen und Dorfschönen, und die Bauern, die vom Wirtshaus heimkehrten, schlügen wohl ein Kreuz, wenn sie in winterlichen Mondscheinnächten seine



Kandelaber-Euphorbie.

prachtvolle Silhouette vom Schnee oder Himmel sich abheben sehen, aber unter ihm hätte die Vehm getagt, in seinem Schatten hätte Lohengrin für Elsa gekämpft, in seine Höhle hätte die Hexe den Soldaten geschickt, um das Feuerzeug zu holen, und noch viel andere Gespinste hätte unser Volk um seinen Stamm gewoben.

Sein Gegenstück, aber gerade so typisch wie er für die afrikanische Landschaft, ist die Kandelaber-Euphorbie. Mit ihrer steifen, gezierten Erscheinung steht sie da, als hätte sie ein Kunstgärtner des empire oder der Zeit Louis XVI. erfunden. Auf den Stichen eines Chodowiecki zwischen Platanenalleen und regelrecht beschnittenen Taxushecken würde sie nicht störend auffallen. Ihr Name ist sehr bezeichnend. Ein Querschnitt gäbe das Bild eines vielarmigen Kandelabers nach Art des 7-armigen Leuchters von Jerusalem. Ich könnte mir nichts schöneres denken, als einen Wald mit Kandelabereuphorbien, die brennende Kerzen tragen. Man findet sie in der Glut der Steppen, wie im schattigsten Dickicht, umsponnen von tausend Schlingpflanzen, oder auf felsigem Bergkamm, dem Winde preisgegeben. Wie alle Euphorbien fürchtet sie der Neger, weil ihr Milchsaft schwere Augenkrankheiten erzeugen soll. Meine Affen sind anderer Ansicht und spielen ganz vergnügt auch in Euphorbien, gleichviel, ob der Saft sie bespritzt oder nicht. Interessant ist, wie ihr Stammstück, älter werdend, rasch seine Kanten und grüne Farbe verliert, sich rundet und schließlich braun und hart ist, wie die anderer Bäume.

Um den Leser mit diesen Dingen nicht zu sehr zu langweilen, will ich jetzt nicht viel mehr als Namen erwähnen. Hinter Mpapua beginnt die Schirmakazie häufig zu werden, bald licht in der Steppe, bald in dichten Wäldern. Sie erinnert etwas an die Pinie und wie diese kann man sie gern den „Phantasten unter den Bäumen“ nennen. Ich liebte sie besonders, wenn ich von einer Höhe z. B. bei Mpapua auf einen Wald von Schirmakazien hinabsah wie auf eine grüne Wetterwolke oder wenn sie sich einen Berg gleich Nebelstreifen hinaufzogen oder die Lagerfeuer von unten sie erleuchteten, daß ihre feinsten Verzweigungen sich vom Nachthimmel abhoben. Sie werfen auch in der Trockenzeit ihre dunkelgrünen winzigen Blättchen nur zum kleinen Teil ab und geben dadurch der Steppe, wenn man sie wie in Ngombia von einem Hochplateau unter sich liegen sieht, ein frisches freundliches Aussehen. Daß es auch unter ihnen eine Anzahl Varietäten, die durch Verschiedenheit von Blatt und Stamm sehr in die Augen fallen, gibt, ist für einen afrikanischen Baum fast selbstverständlich.

Schließlich möchte ich noch die Kigelia erwähnen, ein Baum mit stark nach oben strebenden Ästen und Früchten, die wie Würste an bis zwei Meter langen Stielen hängen, daher sein Name Leberwurstbaum. Es gibt übrigens Kigelien, deren Früchte kürzer und dicker sind und mehr denen der Adansonie gleichen. Auch die Kigelia fängt erst südlich von Tabora an, häufig zu werden, um am Ugalla an den Waldrändern wie in der Steppe massenhaft aufzutreten. Den wesentlich verschiedenen lichten Steppenwald von Ugalla und Ugunda habe ich schon erwähnt. Der Leser wird erkannt haben, um auf den Ausgangspunkt zurückzukehren, daß die angenehme Situation, an anderen Bäumen als den verkrüppelten Akazien sein Auge zu weiden, nicht sehr häufig längs der großen Karawanenstraße geboten wird. Aber selbst wenn alle die erwähnten Bäume fehlen, wird Gras-, Strauch- und Baumsteppe dem Reisenden zum herrlichsten Park, wenn er ein paar Wochen durch dichten Busch gezogen ist.

Ich fühle mich außerstande ein Bild der Trostlosigkeit zu entwerfen, die ein Buschland in der Trockenheit zur Erscheinung bringt. Als ich es zuerst an der Grenze von Ugogo traf, bekam ich eine ganz falsche Vorstellung von ihm, da sah ich Hunderttausende von 1—1$^1/_2$ Meter langen grünen Bajonetten aus der Erde starren, umsponnen von Euphorbien und Schlinggewächs, die ein Durchdringen vollkommen unmöglich machen. Diesen Sansevierabusch, der meilenweit das Land bedeckte, durch den die schmalen Pfade der Eingeborenen führten, den sie stellenweise gerodet und bebaut haben, sah ich später nie wieder. An seine Stelle trat der dornige Strauch, der Akazienbusch. Wo er licht ist, überwiegen oft die Bäume die Sträucher, der dichte enthält vornehmlich hohes Gesträuch. 20 bis 30 Stämmchen schießen wie eine Raketengarbe nach allen Richtungen aus dem Boden, und schon einen halben Meter über ihm treten sie mit den benachbarten Garben in Verbindung. So entsteht eine Mauer, die den Blick auf 5—10 Schritte im Umkreis beschränkt. Denn auch nach vorwärts zu schauen ist unmöglich, weil die Pfade gleich Schlangenwindungen verlaufen. Selbst in der Nähe der Stationen, wo für Wege viel getan ist, schließt sich der Busch meist rasch zusammen, oder man sieht auch nicht viel besseres, zwei lange graue Wälle von welken, bestaubten, gedörrten, blatt- und blütenlosen dornigen Ästen. Wo einmal eine rote einer Zahnbürste ähnliche oder eine weiße Blüte mit ausgefransten Blumenblättern sichtbar wird, erscheint sie dem Reisenden wie ein holdes Wunder. Es ist schwer, die Stimmung zu beschreiben, die sich seiner allmählich be-

mächtigt. Die meisten setzen sich stumpfsinnig auf ihr Reittier und lassen Kopf und Arme hängen; wer den Weg aufzunehmen hat, gerät durch die vielen Windungen und die Unmöglichkeit, sich zu orientieren, in gelinde Verzweiflung; ich hielt es für das klügste, ein gutes Buch in die Hand zu nehmen und lesend zu marschieren, bis ich merkte, daß die Sonne über meinem Scheitel stand.

Die Akazien sind so recht die Parvenus unter den afrikanischen Pflanzen. Sie sind emporgekommen, wo andere sich nicht halten konnten, weil sie besser gerüstet sind für den Kampf ums Dasein und weil sie durch Veränderung ihrer ursprünglichen Eigenschaften sich den ungünstigen Verhältnissen anzupassen verstanden. Es wäre eines eingehenden Studiums wert, all diesen Prozessen nachzugehen und die Grundzüge zu einer „Wirtschaftsgeschichte des afrikanischen Busches" zu liefern. Aber — der Rest ist Schweigen. Es gab mir jedesmal einen Stich ins Herz, wenn ich die vermoderten Überreste eines stolzen Baumes von den unschönen „Wassersaugern" überwuchert sah, gegen die sich bei jedem Reisenden allmählich ein giftiger Haß entwickelt. — — — — — — — — — — — — — — — — Und kommt man nun nach dem Marsch ins Lager, das meist von dem Schmutz der Hunderttausende starrt, die dort schon gelegen haben, dann erwartet uns kein frischer Trunk, sondern undurchsichtiges graues Wasser, das erst mit Alaun gereinigt, dann gekocht und wieder abgekühlt wird; schattige Bäume sind, wenn man die alten Lagerplätze mit ihrem Unrat meidet, selten. So wandert man mit Tisch und Stuhl um irgend einen Strauch herum, je nach dem Stande der Sonne, jeden Schatten ausnutzend; denn im Zelt ist ein Aufenthalt unmöglich. Blickt man auf, so sieht man das „liebliche" Bild des Buschs oder der Steppe in ihren kleinen Variationen. So kommt es, daß man sich von schönen Orten, wie Kilossa und die ganze Mukondogwa oder Tabora so schwer trennt und daß die Tage, die ich am Ugalla erlebte, mir wie ein einziger langer Gottesdienst vorkamen. Auf wen aber die Öde der Trockenheit und der Karawanenstraße so wirkt, daß er Reue empfindet, das schöne Deutschland verlassen zu haben, der hätte freilich besser getan, zu Hause zu bleiben und sich redlich zu nähren. So lange ich arbeiten kann und ein Ziel vor mir habe, so lange rufe ich in die traurigste Wüste: Never give up.

Im Lager von Malagarassi.
Am heiligen Abend 1897.

Von Tabora nach Uschirombo.

Brief XX.

Die sechsundzwanzig Tage — einen Ruhetag mitgerechnet — die ich von Tabora nach Uschirombo marschierte, waren zwar für mich selbst unterhaltend, weil das mehr als thüringische Staatengemenge durch die fast täglich sich ablösenden Gesichter von Ober- und Unterhäuptlingen und durch die große Zahl zum Teil sehr wohl gehaltener Residenzen immer neue Anknüpfungen und Studienobjekte bot; sie waren auch — wenngleich ohne jede geographische Sensation — von kolonialem Interesse, weil sie unsere Kenntnisse um ein Gebiet bereicherten, das von einer relativ sehr dicht sitzenden und auffallend liebenswürdigen und lebhaften Bevölkerung bewohnt wird, aber sie bieten dem, der einen größeren Kreis mehr die Früchte seiner Muße als seiner Arbeit mitgenießen lassen möchte, einen spröderen und zu harmlos bunten Schildereien weniger anreizenden Stoff.

Wenn ich das Tagebuch dieses Wegabschnittes durchblättere, so finde ich viel Wechsel, aber auch viel Eintönigkeit im Wechsel, und zum Schluß überwiegt die Empfindung daß, wenn die Namen nicht wären, die den Leser fast niemals interessieren, diese Reise einem ringförmigen Wandeldiorama gliche, das sich vor dem Auge der Zuschauer mehrmals um seine Achse gedreht hat. In so regelmäßiger Folge kehren die gleichen Landschaftsbilder immer wieder. Das wäre also wenig lockend, wenn nicht in die nüchternen Aufzeichnungen hie und da kleine lustige Episoden wie Rosinen in einen etwas fade schmeckenden Kuchen eingestreut wären. Rosinen aus Kuchen herauszuholen — „Nester suchen" nennen das die Kinder in manchen Gegenden — ist mir stets eine angenehme Kurzweil gewesen und so will ich gleichsam auch heute tun; will die eigentliche Wegschilderung noch straffer als sonst zusammenfassen,

aber doch zum Kern des ganzen Gewebes machen, so wie durch die Taue der englischen Marine jener farbige Faden läuft, der dünnste zwar, doch der Mittelfaden, den man nicht herausziehen kann, ohne das ganze Gewirke zu zerstören.

1.—5. Tag. Tabora, daß seine Bewohner nicht so, sondern wie auch das ganze Sultanat, Unjanjembe heißen, liegt im Mittelpunkt einer Landscheibe, über die einige Stunden nach jedem Pfeil der Windrose zahlreiche Gehöfte, Weiler und kleine aber auch größere Dörfer regellos ausgestreut sind. Von dem Grunde der Scheibe erheben sich hie und da niedrige Hügelketten, die meisten davon sehr kahl und viele mit Granittrümmern besät, die fast auf allen Seiten die Stadt in weitem Kranze umgeben. Felder, auf denen, als ich nach Norden aufbrach, Mais und Maniok standen; helle Bananenhaine und dunkle Mangoschamben; dazwischen Grasflächen oder verwachsenes verwildertes unbenutztes Ackerland; hie und da eine Anmut und Kraft vereinende Dattelpalme oder eine breitästige Ficus; versprengte freiliegende Hütten oder größere, von hohen Euphorbienhecken eingehegte Komplexe, aus deren Dunkel der dumpfe Ruf der Wildtauben oder das Flöten der rotbäuchigen Cossypha schallt; auch Rinderherden, von mageren Watussihirten mit langen Stäben behütet; oder Kleinvieh unter der Aufsicht von nackten Bübchen, die den Ziegen immer wieder mit Steinwürfen die Maisfelder verleiden müssen; von irgendwo her der Metallklang von Schmiedehämmern oder der hölzerne Ton von Axthieben oder das Stampfen der Stößer in den Getreidemörsern; Rufen, Singen, Kindergeschrei und Hundebellen — das ist das Bild, und die Stimmung der Landschaft, wie sie die ersten Tage meines Marsches mir boten.

Ich war damals etwas verdrießlich, denn ich hatte mir aus der Zahl der Träger zwei neue Boys heraussuchen müssen, einen für meinen braven Maskathengst, den andern für meinen persönlichen Dienst. Den einen hatte ich fortjagen müssen, weil er am Tage betrunken und nachts besoffen war, oder manchmal auch umgekehrt, und weil ich nach sechsmonatelanger Beobachtung noch nicht herausbekommen hatte, ob er oder sein Hütling der größere Esel war. Um ihn tat es mir infolgedessen nicht leid, denn für einen Dummkopf, den man fortschickt, finden sich immer leicht zwei als Ersatz; umsomehr verdroß es mich, daß mein Page Kibana sich von mir getrennt hatte, und ob er gleich ein großer Gauner vor dem Herrn war, so wußte er doch gerade wegen seiner vielen Diebereien in meinen neunzig und mehr Lasten besser als ich Bescheid,

so daß ich selten in Verlegenheit kam und Kibana das Gewünschte, wenn es überhaupt noch vorhanden war, zu finden wußte. Ich hätte ihn darum auch kaum freiwillig entlassen, umsomehr als mir schon in Europa unehrliche Dienstboten immer noch lieber als dumme waren, denn gegen die einen kann ich mich wehren, gegen die anderen aber schwerlich — doch er dachte anders und entließ mich, seinen Herrn. Noch dazu am letzten Abend vor der Abreise. Ich hatte nämlich durch Zufall entdeckt, daß Kibana meine vakante Bettwäsche für sich und seine Gattin als Unterlage benutzte und sie gelegentlich auch an gute Freunde verlieh, und durch diese kommunistische Gesinnung in meinem seelischen Gleichgewicht etwas alteriert, führte ich mit dem Jüngling in meinem Zimmer eine etwas turbulente Szene auf, in deren Verlauf Kibana wie ein schlecht verstautes Faß im Lagerraum eines schlingernden Schiffes von Wand zu Wand rollte. Als er auf diese Weise einmal durch den Rahmen der offenstehenden Tür gewirbelt wurde, verschwand er und hielt sich bei Freunden versteckt, bis einige Meilen zwischen ihm und seinem Herrn lagen. Übrigens ließ ich ihn gar nicht suchen.

Nach dem ersten Nachtlager entdeckte ich beim Aufbruch, daß sich dem Schwanz der Karawane genau soviel Weiber wie früher, eher noch mehr, anschließen wollten, als wäre nie nach schweren Wehen im Sindiwald der Befehl geboren worden, daß, sobald wir die Straße von Tabora erreichen würden, „man vom Liebsten was man hat, muß scheiden". Zwar hatte ich stillschweigend die Frist prolongiert, als beschlossen war, daß wir alle Tabora noch einmal sehen sollten, aber vorausgesetzt, daß der Tag des Weitermarsches von dort der letzte Termin sein würde. Als ich nun sah, daß die Leute sich den Teufel um meine Anordnungen gekümmert hatten, befahl ich auf der Stelle allen Weibern umzukehren. Nur die Frau meines Koches durfte uns begleiten, weil sie angeblich ihren Mann in der Arbeit für mich unterstützte. Das gab nun ein großes Wehklagen unter den Männern, denn sie hatten darauf gerechnet, daß die Weiber ihre persönlichen Bündel und Lasten tragen würden. Aber erst recht jammerten die Weiber und als ich befahl, den Abschied von ihren Gatten zu beschleunigen, wußte manche nicht gleich, wer alles ihr Gatte sei, weil sie geglaubt hatte, daß sich das schon während der Expedition von selbst arrangieren würde. Manch eine wurde auch falsch und frech und manch andere sah ich in weitem Abstand dem Zuge folgen, so daß ich zuletzt auch falsch wurde und die Nachzügler durch ein halbes Dutzend un=

beweibter und deshalb uninteressierter Askaris ein Stück Weges nach Tabora mit einiger Nachhilfe zurückbegleiten ließ. Wie mir diese nachher erzählten, sollen die Weiber fürchterlich getobt haben. Sie verwünschten mich, meine Ahnen im Grabe und meine ungeborenen Kinder und Kindeskinder. Sie verwünschten das Land, aus dem ich kam und ganz Europa und das wohin ich meinen Fuß setzen würde. Sie verwünschten ihre Männer und sich selbst und ihre Mütter, weil sie sie geboren und alles was lebte und webte — sie bekamen nämlich fast alle noch Geld von ihren „Männern" für geleistete Dienste, aber die, als sie sahen, daß es doch mit der Trennung ernst wurde, hatten schleunigst ihre Lasten ergriffen und waren, Furcht vor meinem Zorn bei längerem Säumen heuchelnd, behend an die Spitze der Karawane in meine Nähe geflüchtet und dadurch vor jeder Bedrängnis sicher. Hinc illae lacrymae und daher jene wilden Ausbrüche der Verzweiflung.

Am dritten Marschtage wurde die Gegend schon menschenleerer. Wir nähern uns der Peripherie von Unjanjembe. Die alten, am Hochwuchs der Wolfsmilchhecken und der Milumbabäume kenntlichen Gehöfte werden seltener; Buschpori beginnt das wellige Gelände zu bedecken und Steppenwald, in dessen frisch gerodeten Lichtungen Neusiedelungen stehen; auf den Feldern sah man noch vielfach gefällte Bäume, meist Kigelien oder die geschwärzten Stümpfe verkohlter Stämme. Wir überschreiten den Grenzfluß von Ulikampuri, dessen breites versumpftes und verschilftes Bett nur eine schmale Rinne und hie und da trübe Wasserlachen unterbrechen, und lagern in der Nähe am jenseitigen Ufer, auf dem unser Pfad in unzähligen Krümmungen zwischen pinienähnlichen Schirmakazien und von Ameisen wimmelnden Flötenakazien, bedächtig jedem Hindernis ausweichend, sich weiterschlängelt.

Wir waren nicht allein in diesem Lager, denn ein paar hundert Schritt tiefer im Pori hatte sich bereits die kleine Karawane eines Arabers niedergelassen. Ich muß den Arabern unserer Kolonie die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie freundliche Herren sind meist mit taktvoll zurückhaltendem Wesen, sympathischen Manieren und ehrfürchtig gegen ihre Gäste.

Mein Lagergenosse war ein hellfarbiger, etwas gelbsüchtiger Mann in mittleren Jahren, mit dünnem Vollbart und mageren, sonngebräunten Händen, übrigens ein armer Teufel und Agent vom Ssef bin Ssad. Er besuchte mich gleich nach dem Essen, blieb ein Viertelstündchen und schwätzte von dem und jenem. Er

hatte etwas Elfenbein von Wassumbwa-Händlern gekauft und klagte über die schlechten Zeiten; daß der Ankauf von Jahr zu Jahr teurer und der Erlös in Sansibar von Jahr zu Jahr geringer würde. Ich versuchte, ihm auf seine Bitte eine Erklärung zu geben, warum der Weltmarktpreis des Elfenbeins gesunken sei und vertröstete ihn auf eine bessere Zukunft. Dann empfahl er sich und lud mich zu sich ein, dem ich in der Dämmerstunde Folge leistete. Araber haben um ihr Zelt fast immer noch einen Zaun aus Bambusstöcken, zwischen denen sie weißen Stoff ausspannen. In diesen kleinen Vorhof trat ich ein, noch rechtzeitig genug, um seine unverfälscht schwarze Gattin mit fürchterlich entwickeltem Vor- und Hintergebirge in das niedrige Zelt kriechen zu sehen. Mein Wirt forderte mich zum Sitzen auf und wies mir einen Stuhl an, den üblichen Schusterschemel, aber sehr breit — offenbar nach den Maßen der Dame des Hauses gearbeitet und von ihr allmählich spiegelglatt poliert. Da ich aber merkte, daß er noch angewärmt war, zog ich vor, mich neben dem Araber auf eine bunte Strohmatte zu plazieren. Nach einiger Zeit verschwand er im Zelt und kehrte mit einer Rindenschachtel zurück, aus der er Datteln und eine Flasche Scherbet herauskramte, von dem er mir einen halben Becher voll einschenkte. Gott verzeih's ihm, denn es schmeckte wie ein besseres Vomitiv, ob es gleich nach Rosen und Minze duftete; umso besser mundeten die Früchte. Ich war beschämt, denn ich hatte ihm bei mir nichts angeboten und hätte doch recht gut aus meinem Mundwasser und einem paar Tropfen Lawendelgeist kein schlechteres und ihm sicherlich angenehmes Getränk zurechtbrauen können. Zur Beruhigung meines Gewissens schickte ich ihm noch denselben Abend eine Büchse Jam, den Araber sehr lieben und etwas Tabak.

Der eintönige Marsch der nächsten Tage ist rasch beschrieben. Hügelland mit stärkeren Steigungen als bisher, viel Wald, mehr oder minder dicht und stellenweise von Lichtungen mit Gesträuch unterbrochen. Zwischen den Bäumen viel Felsblöcke oder nackte Granitplatten. Zuletzt niedriger Busch, hie und da von Borassuspalmen überragt und Ankunft in der Tembe Kwa mhuma. Ansiedelungen lagen sonst nicht am Wege, nur einmal die Reste eines verlassenen Gehöftes. Lager in der Nähe der Tembe in einer Gruppe von Ficus und Hyphänen; unter meinen Leuten ein neuer Blatternkranker, den ich nach Tabora schickte, wo er bald darauf starb.

Von diesem Platz nahm ich eine Erinnerung mit, die mich

noch oft in der nächsten Zeit in häßlichen Träumen heimsuchte. Ein Eingeborener kam zu mir und bat mich um Arzenei. Als er auf meine Frage nach der Art seiner Krankheit seinen Fellschurz ablegte, sah ich einen Fall jener abscheulichen skrotalen Elephantiatiden vor mir, wie ich ihn bisher nur aus Abbildungen kannte. Ein greulicher Anblick, wie ihm der Leibesauswuchs breit wie ein Benzinballon bis zu den Waden herabhing und von einem, um den Hals laufenden Stützband getragen wurde, um die Bauchhaut zu entlasten. Ich mußte mich trotz meines Arzttums voll Ekel abwenden und beschränkte mich darauf, dem Ärmsten ein Almosen statt einer Arznei zu geben, denn wer und was konnte da helfen?

Aber rasch ein lustigeres Bild. Am vierten Tage — wir hatten kaum das Lager verlassen — stürzten mein Führer von Tabora und die zwei Askari, die mir dicht voranschritten, plötzlich zur Seite und der vorderste faßte einen Graupapagei, der am Wege auf einem Strauch saß, vergnügt vor sich hinpfiff und sich willig einfangen ließ, denn die Schwingen waren ihm beschnitten. Offenbar hatte ihn dieser Tage eine Karawane verloren. Natürlich sofort Streit unter meinen Leuten, wer ihn zuerst gesehen habe. Wir machten Halt, denn es war wichtig genug und ich fragte, wer als erster das Heureka ausgerufen hätte. „Der Führer" gaben alle zu. „Schön, sagte ich zu dem Mann, nun kann es sich also nur noch um dich oder um mich handeln; denn wenn ich dich nicht für diese fünf Tage verpflichtet hätte, säßest du ja jetzt in Tabora und hättest keinen Papagei finden können; ist es so?" „Ewallah, Bana" erwiderte er schon mit etwas langem Gesicht.

„Schön, sagte ich noch einmal, jetzt höre und urteile selbst, ob ich ein gerechter Richter bin. Du weißt, daß die Papageien sprechen können; so möge er selbst entscheiden. Ich werde ihn also fragen, ob er bei dir bleiben will; antwortet er mit ja, so sollst du ihn haben; schweigt er aber und bejaht er meine Frage nicht, so gehört er mir."

Ein Beifallssturm meiner Leute, die dem fremden Führer den Fund nicht gönnten, erschütterte den Wald und nur der Führer grimmassierte sauersüß. Ich brauche wohl nicht zu verraten, wie das Schicksal meine Weisheit belohnte; der Papagei antwortete in der Tat nicht mit „ja", trotzdem ich ihn dreimal fragte, sondern pfiff weiter und rief höchstens mit tiefer Bauchstimme seinen eigenen Namen Kassuku. So ging er also in meinen Besitz über und ich erfreute mich seiner. Die Herrlichkeit dauerte aber keine vierund-

zwanzig Stunden, denn am nächsten Morgen war der Kassuku verschwunden — der Führer aber auch.

6.—11. Tag. Der sechste Marschtag war ein Nachmittagsmarsch. Nachdem wir eine sehr sumpfige Steppe gekreuzt hatten, traten wir in dichten Busch ein, in dem hie und da Grasinseln oder nackte Eisensteinflächen lagen. An einzelnen Stellen sperrten geradezu kolossale Termitenhaufen den Weg. Nach zwei Stunden endete der Busch und vor uns dehnte sich eine weit nach Norden sanft geneigte Steppe, mit leicht verteilten Sträuchern und Bäumen, die die Abendsonne mit unerschöpflichen Goldmassen übergoß. Fern im Westen erhoben sich blaue, graziös geformte Hügelketten, während andere vor uns im Norden näher lagen. Auf sie hielten wir zu. Aber so hurtig wir auch in der kühlen Dämmerung dahinschritten, sie wollten und wollten nicht an uns heranrücken. Die Nacht bricht herein und in mattem Mondschein marschierten wir weiter, schweigend, von der feierlichen Ruhe der schlafenden Landschaft beklommen und nur bei plötzlichen Weghindernissen fliegen die Warnungsrufe wie Feuereimer die Trägerkette entlang, bis sie den letzten Mann erreichen. Endlich geht es durch dichten Busch langsam bergan und beim Licht von Magnesiumfackeln schlagen wir die Zelte im Hof einer kleinen Tembe auf, die in Dunkel gehüllt schlummernd neben uns liegt.

Am anderen Morgen besichtigte ich zunächst unser Lagerdorf, dessen Bewohner erst in der Frühe gewagt hatten, die nächtlichen Gäste zu betrachten. Es war eine große Tembe mit zahlreichen Rundhütten im Hof und gehörte Msomma, dem jungen Sultan von Unjambewa, dessen Ikurru (Residenz) eine Stunde westlich lag. Ich ließ noch einmal den Blick nach Süden über das Steppen- und Buschland bis zu den Bergen von Ulikampuri zurückschweifen. Im Osten und Norden liegen auf Schußweite mit Felsblöcken besäte kahle Hügel, die die Kuppe dieses Plateaus bilden. Im Westen auch wieder Busch und Hügel und hie und da weiße sandige Streifen. Viel, viel Pori, und doch war Unjambewa einst eine wohl besiedelte Provinz; aber wehe dem Land, dessen Herrscher ein Kind ist. Msomma ist ein Junge und dazu, wie ich glaube, ein ziemlich dummer Junge, der sich von gewissenlosen Ministern beherrschen läßt und mehr noch von den Zauberern und auf diese Manier seine Untertanen in glücklichere Distrikte vertreibt. Ich hatte den Sultan schon in Tabora kennen gelernt, wo er zum Schauri zitiert war, weil seine Minister ein Weib — natürlich eine Hexe — mit

gespreizten Beinen an Pfähle gebunden und zwischen sie ein Feuerchen angezündet hatten. Sie wollten sie nur „anrösten", aber die Vorsehung ersparte ihr die Qual, solchermaßen weiter zu leben und befreite sie durch den Tod von ihren Henkern. Wir wollen nicht zu streng sein, denn es ist so, wie ich schon einmal anführte: die Neger und wir leben nicht in dem gleichen Jahrhundert; auch gibt es noch heute in Europa unzählig viel Leute, deren geistiger Verfassung eine Hexenverbrennung nicht sehr ungeheuerlich erscheinen würde, wenn sie nur kirchlich sanktioniert wäre. Bei all den Stämmen, die man unter dem Sammelnamen Wanjamwesi zusammenfaßte, sind abergläubische Ideen und ihre Vertreter, die Zauberer, besonders mächtig; daher sind sie auch vom Islam wenig berührt worden. Ob sie dem Christentum zugänglicher sein werden, muß sich erst zeigen. Die Katholiken sind mit ihren Anfangserfolgen zufrieden; die Protestanten in Urambo haben total versagt, was vielleicht zum Teil an der Unzulänglichkeit des englischen Missionars lag. —

Während die Karawane direkt westlich nach dem Ikurru Msommas marschierte, ging ich noch einmal den Weg zurück, soweit ich ihn nachts nicht hatte aufnehmen können und strebte dann auf Umwegen demselben Ziele zu über Felder und Grassteppen, durch Busch mit viel jungen Hyphänen und Euphorbien und an kleinen von Bananen umschlossenen Dörfern vorbei mit sorgfältig gehaltenen Tabakskulturen in eingehegten Beeten. Msomma erwartete mich im Lager, war nett und freundlich und schenkte mir ein Rind und — eine Heuschrecke. Er hatte aber recht, der gute Junge, denn er machte mir wirklich eine Freude damit; es war nämlich eine jener merkwürdigen Riesengespenstheuschrecken, ein Schulexempel für jenen dunklen Vorgang, den man Mimikry nennt. Nicht nur täuschte sie ein ganzes Konglomerat von Blättern, Blättchen und Knospen vor, nein, sie war auch entzückend in der zarten Farbenharmonie von hellgrün, rosa und karmin, die leider im Tode viel von ihrer Schönheit einbüßte.

Am achten Reisetage marschierte ich in das Ikurru des Mimassunso, dem Ukumbi gehört und blieb den neunten Tag dort. Zuerst führte der Weg wieder über welliges, bebautes Terrain, über Strauchsteppen und durch Busch; dann wurde es reizvoller. Wir passierten eine Parklandschaft mit schönem, kurzem Rasen und dunklen Baumbosketts, darunter viel von Schlingpflanzen umsponnene Kandelaber-Euphorbien, in deren Schatten reichlich Arrowroot ge-

dieh. Nachdem wir später lange durch dichten Wald mit sandigem Boden gezogen sind, und zuletzt über Wiesen und Felder, die unter Wasser stehen, kamen wir, begleitet von einer Menge Volks, die bald zurückbleibt, bald vorausspringt, in der schönen schattigen Residenz an. Ich blieb in dem sauberen Dorf zwei Nächte, weil ich mir den rechten Fuß etwas verknaxt hatte. Ich hatte nämlich nach dem an sich sehr berechtigten Grundsatz gehandelt:

„Warum soll ich denn beim Gehen
Nicht auch in die Ferne sehen?
Schön ist es auch anderswo
Und hier bin ich so wie so".

Daß der Weg, der durch „hier" führte, stellenweise mehr Löcher hatte, als ein preußischer Wachmantel, hatte ich leider übersehen. (Ich konnte aber in Afrika vom ersten Tage an — und dieser Eigenheit bin ich all die Jahre über treu geblieben —, an keinem Loch vorübergehen, ohne mindestens mit einem Fuße zu untersuchen, wie tief es sei. Und diesen überneugierigen Fuß hatte ich mir diesmal verstaucht.)

Ich blieb übrigens nicht ungern diesen Tag bei Mlimassunso, denn es saß sich angenehm in seinem kühlen, allerdings auch etwas feuchten Hof unter den weit ausladenden Milumbabäumen. Der bärtige Mlimassunso, eine breitschultrige, kraftvolle Gestalt, saß nebenan in einer großen, nur als Unterhaltungsraum dienenden, nach zwei Seiten offenen Hütte und seine beiden Frauen spielten mit ein paar reizenden zutraulichen Kinderchen, die wie kleine Äffchen auf den beiden aus Lehm gemauerten Bänken, die sich halbkreisförmig den Wänden anschmiegten, lustig herumtollten. Es war ein schwarzes Familienidyll, an dem ich mich mit Auge und Herz erfreute. Das Ikurru lag inmitten von Maisfeldern, die eine enorme Fläche bedeckten. Der Unterschied zwischen dem von einem Knaben und dem Eigennutz seiner Ratgeber mißhandelten Unjambewa und Ukumbi, wo die Minister neben dem im besten Mannesalter stehenden Mlimassunso bedeutungslos sind, sprang so recht in die Augen, und ich glaubte es dem Sultan gern, daß immer neue Wanjambewa hierher übersiedelten. Denn den Negern geht es auch nicht anders, wie anderen Völkern; sie können auf die Dauer wohl Strenge ertragen, aber einem Willkürregiment unterwerfen sie sich nur mit Zähneknirschen und entziehen sich ihm endlich, wenn ihnen der Schutz eines Stärkeren winkt.

In den nächsten beiden Tagen durchquerte ich Ukumbi; man

führte mich mit Absicht nicht durch den bevölkertsten Teil des Landes, sondern mehr östlich auf einem nicht sehr begangenen Wege. Mein nächstes Ziel war die zwanzig bis fünfundzwanzig Kilometer nördlich gelegene Nebenresidenz Mininga. Vom Marsch des ersten Tages ist nur der Übergang über den Kwandefluß bemerkenswert, der hundertzwanzig Meter breit nach Westen strömte. Er war brusttief und nur die letzten zwanzig Meter mußte man auf einer Knüppelbrücke überschreiten bezw. überkriechen. Wenn Brücke ein Ding ist, das zwei Ufer verbindet, so war auch dies eine Brücke. Entstanden war sie dadurch, daß man ein paar Dutzend Stämme mit unbehauenen Ästen neben und übereinander häufte und sie ließ, wie sie gerade fielen. In die Gabelung wurden kleinere Äste und in diese noch kleinere und so fort ganz regellos und willkürlich geworfen, bis ein unbeschreibliches Holzgewirr ein paar Meter über dem Wasserspiegel aufragte. Das war die Brücke. Indes ich kam glücklich hinüber. Die Ziegen kletterten brillant hinüber und auch die Träger kamen unbeschädigt am jenseitigen Ufer an. Für die Rinder war die Passage natürlich unmöglich. Bei solchen und ähnlichen Gelegenheiten, wie z. B. auf schmalen Felspfaden an Abgründen vorbei, bewähren sich die Küstenleute vortrefflich. Nur eine Last mit Getränken stürzte ins Wasser, wurde aber herausgefischt und nur eine Flasche Rotwein zog einen Moment über die schmutziggrauen Fluten des Kwande einen purpurfarbenen Strich. Neben dem Hauptarm waren noch zahlreiche Nebenarme und ein großes Überschwemmungsgebiet zu passieren, in dem die Eingeborenen ihre Reiskulturen angelegt hatten.

Am Abend des zweiten Tages kam ich in Mininga an. Der letzte Teil des Weges brachte in die ewigen Busch- und Myombowald-Formationen willkommene Abwechslung und steigerte sich in der Nähe der Residenz zu einem wundervollen Panorama. Weithin dehnt sich sanft ansteigend nach Norden und Nordosten dichter Wald und klettert zuletzt die Hänge einer Bergkette hinauf, die stellenweise von den nackten Felskämmen einer zweiten Kette überragt wird. Und mit solcher Kraft erhöhte die Abendsonne das natürliche Rot des Gesteins, daß ich beim ersten Anblick einen Moment verwirrt stehen bleibe und nach der Ursache der Gluten suche, die wie Flammenströme aus dem vorgelagerten Waldgebirge zu brechen scheinen. Freundlicher ist der Blick nach der anderen Seite. Hier neigt sich die Steppe in ganz leisem Abstieg, bis auch ihr die blauen Berge eine Grenze setzen; aber was ihr Charakter und schönsten

Schmuck zugleich verleiht, das sind zahlreiche Borassuspalmen, deren herrliche Formen sich wie Bronzegüsse als Silhouetten vom westlichen Himmel abheben. Auch viele abgestorbene und vom Sturm geköpfte sind darunter, namentlich dort, wo das Land gebrannt und gerodet ist, und wie die ernsten Säulen zerfallener Tempel überragen sie die Ebene. Vor den Bergen, die sich im Nordwesten mit graziöser, tief eingebuchteter Kammlinie fortsetzen, zieht ein weites Tal, in dem versteckt in schwarzem Park von Euphorbien und Feigenbäumen und von den hellen Scheiben der Maisfelder und Bananenschamben umschlossen, zahlreiche Dörfer liegen, von denen nur der Rauch, der als feiner, blaßblauer Schleier von der feuchten Luft auf die Baumkronen niedergedrückt wird, verrät, daß sie Menschen und Leben beherbergen.

Ich lagerte in dem Dorf eines hinkenden Unterchefs von Mimassunso. Da sich in Mininga mein Weg mit dem kreuzte, den vor ca. 40 Jahren Speke und Grant genommen hatten, so bat ich, mir einige, mindestens 50 Jahre alte Leute zu bringen, die sich gewiß des Europäerbesuchs als eines seltenen Ereignisses das sich seitdem erst durch meine Anwesenheit wiederholte, erinnern würden. Unmöglich. Unter den schätzungsweise 3000 Menschen, die hier und in naher Umgebung wohnten, seien wohl einige alte Leute da, aber sie wären zu gebrechlich, um rasch hierher gebracht zu werden. Ich war frappiert, denn damals waren mir die Verhältnisse, die ich früher geschildert habe, noch nicht in vollem Umfange klar geworden, und ich glaubte die Ursache des Fehlens von Greisen in der ehemaligen Nachbarschaft Mirambos gefunden zu haben, jenes unruhigen Kopfes, den man etwas pompös den Napoleon von Ostafrika genannt hat.

12.—16. Tag. In den nächsten Tagen — ich will den Leser nicht durch immer wiederkehrende Aufzählungen von Busch- oder Strauch- und Baumsteppen, von Myombo- oder Msimawald, von Feldern und Dörfern ermüden — kamen wir, nachdem wir einen Zipfel des Landes Ukunne passiert hatten, nach Mlära, einem Tributärstaat von Ujogo, dann nach diesem und über Uschetu nach Ulungwa. In Mlära und Ujogo waren zwei kleine Knaben Sultane, der eine mit Haaren wie ein Schnürenpudel. Die vielen Kinder, die man auf afrikanischen „Thronen" findet, illustrieren auch, was ich von der Lebensdauer der Neger erzählte. In Uschetu dagegen war ein älterer Herr am Ruder, der mit den heutigen friedlichen Zeiten sehr zufrieden war; weniger mit dem Zipperlein, das ihn

plagte. Die Gegend wurde mit jedem Tage reicher an Siedelungen, namentlich zwischen Uschetu und Ulungwa, wo ich in wenigen Stunden 54 Dörfer zählte. Das Ikurru von Uschetu liegt allerdings noch etwas einsamer; der Hauptort nach allen Seiten von bewaldeten Bergen umschlossen. Merkwürdig sind am Wege die flachgewölbten, etwa 20 Meter hohen und ein paar hundert Meter langen Granitkuppen, die größtenteils nackt oder auf angewehter Erde spärliches Gras und ein stark nach Terpentin duftendes klebriges rotbraunes Kraut tragen. Das Terrain war meist hügelig; vielfach waren überschwemmte Wiesen oder Sümpfe zu überschreiten, deren Boden man durch parallel aneinandergereihte Äste etwas Festigkeit gegeben hatte.

Am 16. Tage waren zwei Flüsse zu passieren. Die Kasimana, an der von den Eingeborenen Salz gekocht wird und der Grenzstrom, die ca. 60 Meter breite, rasch fließende Ulungwa, über die wir uns mit Hilfe einer mit einem Tau verbundenen Strickleiter hinüberzogen. Die Bevölkerung war allerorts über die Maßen liebenswürdig. Mehrere Tage lang schickten uns die Sultane reichlich Lebensmittel nach. Dabei waren die Leute keineswegs einfältig und stupid. Im Gegenteil, sie schienen mir intelligenter als alle Neger, die ich bisher auf meinen Reisen kennen gelernt hatte. So erinnere ich mich z. B. an einen Büchsenmacher, der alte Gewehre vortrefflich erneuerte, indem er nicht nur die Holzteile, sondern auch einzelne Eisenteile ersetzte, z. B. Korn, Visier und selbst Hähne. Und wie halten die Leute ihre Gewehre, meist uralte vierzig- und mehrjährige Vorderlader englischen Fabrikats! — Ein preußischer Kompagniechef würde zufrieden sein, und das ist gewiß kein kleines Lob.

Auch sehr zutraulich waren die Leute und als sie auf irgend eine Weise gehört hatten, daß ich ein Arzt und dunkler Wundertäter bin, strömten die Kranken von allen Seiten herbei, um sich bei mir Rat und Arzenei zu holen. Ich glaube auch damals manchen Schmerz gelindert und manche Wunde geheilt zu haben. Nur einer hätte besser getan, sich meinen Händen nicht anzuvertrauen und dies kam so: Als ich in Uschetu lagerte, kam da ein Männlein Ende der Dreißiger, stellte einen Korb mit süßen Kartoffeln vor mich hin, beugte das Knie, klatschte dreimal in die Hände und bat mit großem Wortschwall, ob ich nicht seine linke Wange von einer entstellenden Geschwulst befreien wollte. Warum eigentlich? Es war ein harmloses Fibrom, wie ein halber Apfel groß, machte ihm keine Schmerzen,

bestand seit seiner Kindheit — warum also? Ich weiß es noch heute nicht, denn er hat es mir nicht verraten; offenbar war er eitel, und weil ich ein paar Tage vorher einem Mädchen einen haselnußgroßen Tumor von der Stirn entfernt hatte, wünschte er das gleiche für sich. Ich dachte zwar: „Junge, Junge, wenn das nur nicht schief geht". Als er aber immer wieder drängte, ließ ich mich doch erweichen. Er setzte sich also auf einen Stuhl und ich machte zunächst, weder Mut in der Brust noch siegesbewußt, einen riesigen senkrechten Hautschnitt; — oh mein blutiger Heiland, der Mann schweißte ja gleich wie ein geschächteter Bulle. Die zwei Arterienfänger die ich besaß, hingen bald; aber da spritzten noch an fünf, sechs anderen Stellen stoßweise kleine Fontainen. Als ich sie endlich soweit hatte, daß sie versiegten, waren beide, Operateur und Operierter, am Ende ihrer Kraft, nur daß des einen Nasenspitze kreideweiß, die des anderen fahlgrau geworden war. Es fiel mir bei diesem ungewöhnlichen Blutreichtum nicht ein, noch weiter zu schneiden, sondern ich flickte die Wunde möglichst rasch wieder zu, so daß der Hügel durch die Schnittlinie in zwei Hälften geteilt wurde, streute dick Jodoform darauf und hüllte den Kopf so in Watte und Binden ein, daß es dem Patienten unter keinen Umständen möglich war, die Wunde zu besichtigen. Der Unglückliche saß, während ich ihn vermummte, mit verglasten Augen da, klatschte aber gleichwohl unaufhörlich mit den Händen und dankte mir heißen Herzens, daß alles so rasch von statten gegangen war. Ich befahl ihm zum Schlusse noch, die nächsten acht bis zehn Tage um keinen Preis den Verband zu öffnen — denn bis dahin dachte ich doch mich so weit entfernt zu haben, daß mich seine Rache nicht mehr erreichen könnte, wenn er entdeckte, daß er zu seiner alten Apfelgeschwulst nun noch eine riesige Narbe im Gesicht sein Leben lang tragen muß.

Merkwürdig, was für ein chirurgisches Pech ich in Afrika habe: Neulich wollte ich einem Träger einen Backzahn reißen und war schließlich froh, daß ich die Kinnlade wieder mitsamt dem Zahn einrenken konnte. Ein andermal eröffnete ich einem Kinde einen Abszeß, aber so tief ich auch schnitt, es wollte nichts als Blut herauskommen. Und nun das Fibrom; es scheint, daß auch aller schlechten Dinge drei sein müssen. „Es ist der Fluch der Heidelberger Gans", schrieb ich damals in mein Tagebuch. Nun habe ich es hier wiederholt und nun bin ich eigentlich eine Erklärung dafür schuldig. Zwar ist diese buchstäblich so erlebte Historie nicht afrikanisch, aber ich

gestatte mir gleichwohl diesen kurzen Appendix, schon damit ich ob meiner chirurgischen Untaten etwas gerechtfertigt vor einem hohen Adel und p. t. Publikum dastehe. Also recht kurz!

Ich war Student im sechsten Semester und wohnte in Heidelberg bei einem Schneider, der, wie sich das für einen Schneider nicht anders schickt, schwindsüchtig und mit sehr ergiebigem Kindersegen verheiratet war. Der arme Teufel lag fast stets im Bett und als ich eines Tages nach Hause kam, und meine Wirtin schluchzend vorfand, wollte ich ihr schon kondolieren; aber es war noch nicht so weit, sondern ein anderes Unglück war geschehen. Die Frau Schneider stopfte nämlich in ihrer freien Zeit Gänse und hatte einer unseligen Gans einen Kloß in die falsche oder eigentlich in die richtige Kehle gesteckt, so daß sie, d. h. die Gans, am Ersticken war. Ich besah mir den Unglücksvogel mit kritischen Blicken. Er saß auf einem Tisch in der Schlafstube und wurde von den tränenden Kindern festgehalten, während der Schneider auf seinem Schmerzenslager mit letzter Kraft über den „Leichtsinn" seiner Frau trübe Betrachtungen anstellte. Bereits fiel der Gans der Kopf abwechselnd auf die eine oder andere Seite. Aber wozu war ich sechstes Semester und wozu hatte ich theoretische Chirurgie gehört?

„Weinet nicht, ihr Lieben," sagte ich also salbungsvoll, „ich werde diese freundliche Gans retten, indem ich ihr den Luftröhrenschnitt mache."

Alles blickte mit einem Gemisch von Vertrauen und Hochachtung bald mich, bald die Gans an. Ein feines Federmesser besaß der Schneider, eine Metallhülse von meinem Bleistift sollte als Kanüle dienen. Und nun los. Der Schnitt: vorzüglich; aber die Kanüle will nicht halten; also tiefer hinein und etwas Gewalt angewendet. Nun saß sie fest, wundervoll. Im selben Augenblick aber machte die Gans einen Japser, sah mich mit einem Auge vorwurfsvoll an, legte sich sanft auf die Seite und verschied, während sich der Schneider gramvoll der Wand zukehrte. Bei der Sektion stellte sich heraus, daß die Kanüle quer durch Luft- und Speiseröhre in der Wirbelsäule saß. Daher der anfangs so rätselhafte Tod. Ich konnte seit jenem Tage lange Zeit keine Gans ohne Gewissensbisse ansehen und so oft ich später ein chirurgisches Mißgeschick erlebte, wußte ich, daß es der Gänsefluch war, der auf mir lastete.

Bergfrieden am Kiwu-See; Ende Oktober 1899.

Brief XXI.

17.—18. Tag. Der Leser hat mich im vorigen Brief bis zum Übergang über den Ulungwafluß begleitet. Auf dem rechten Ufer begann das gleichnamige Sultanat, das neunte, seitdem wir Tabora verlassen haben. Alle diese Gebiete sind nicht so klein, wie man glauben könnte, sie sind umfänglicher als die thüringischen Staaten, aber da ihre größte Ausdehnung in ostwestlicher Richtung läuft, so konnte mein im wesentlichen südnördlich gerichteter Marsch ihrer viele kreuzen, ohne daß durch die kürzere oder längere Passage ein Maßstab für die wahren Größenverhältnisse gewonnen wäre. Von Ulungwa z. B. trennte mein Weg nur die äußerste Südwestecke ab, von Ukunne die Spitze eines Keils und dies noch öfter.

Am anderen Ufer beginnen wieder Felder und Dörfer einander abzulösen. In dieser Gegend, wo drei Gebiete — Uschetu, Ulungwa und Ulewe — zusammenstoßen, ist ein solcher Konflux von Niederlassungen, daß sie für die Etablierung einer Mission wie geschaffen wäre. Aber die Missionare lassen sich in der Auswahl ihrer Plätze manchmal von Gesichtspunkten leiten, die ein unbefangener Beobachter nicht begreift. Auf die Katholiken, die wenigstens ihre Mißgriffe korrigieren, komme ich später noch zurück. Die Protestanten scheinen aber einen viel unglücklicheren Blick zu haben. Da sitzen sie z. B. seit mindestens 15 Jahren in Kilimani Urambo —, die ersten 10 Jahre durch ein englisches Missionspaar vertreten. Und trotzdem in dieser langen Zeit kaum ein Eingeborener für die christliche Lehre gewonnen wurde, bleiben sie hartnäckig dort, während die Katholiken Jahr für Jahr die besten Plätze in Ruanda und Urundi in Beschlag nahmen, wo sie nach 10 Jahren Tausende von Neophyten um sich geschart haben werden. Mir ist dies Verhalten unbegreiflich. Lesen denn die Leiter der evangelischen Propaganda nicht die katholischen Missionszeitschriften? Oder nicht einmal die Berichte der amtlichen Kolonialzeitung? Als ich nach Afrika ging, kamen auch zwei Missionsehepaare nach Urambo. Welche Erfolge hätten diese jetzt hinter sich haben können, wenn sie meinen Fußspuren in das Innere von Ruanda gefolgt wären. Aber es scheint beinahe,

daß dem schönen Hause in Urambo zuliebe die fruchtbarsten Äcker verschmäht und dafür der steinigste Boden umsonst mit Schweiß gedüngt wird.

In Ulungwa lagerte ich am Eingange eines großen Dorfes neben einem alten Baum, unter dem eine lange Bank in den Boden eingelassen war. In seinem Schatten pflegen die Dorfbewohner täglich bei Tabak und Pombe ihr Schwätzchen zu machen oder zeitweise ihre Beratungen abzuhalten. Als Sultan stellte sich mir ein älterer wohlbeleibter Herr vor, der ebenso wie sein nicht minder gutgenährter Sohn einer stark jüdischen Physiognomie und der Behäbigkeit eines Kommerzienrates sich erfreute. Je mehr ich nach Norden kam, desto häufiger zeigten sich bei den Vornehmen Spuren semito-hamitischer Abstammung, denn die Watussi hatten einst in all diesen Ländern geherrscht, bis sich das Volk gegen seine Zwingherren erhob und sich ihrer entledigte. Der Alte hatte eine ungeheure Fettgeschwulst im Nacken, verlangte aber mit keiner Silbe ihre Entfernung, was ich ihm auch sehr verübelt hätte, denn ich hatte Nase und Gemüt noch von der letzten Operation voll, die noch nicht viel mehr als 24 Stunden und zwei Meilen hinter mir lag. Nachdem wir eine Viertelstunde harmlos parliert hatten, gestand er, nur ein Unterchef des Sultans zu sein und bald darauf erschien er auch selbst, Kirogassia, ein etwa neunzehnjähriger Jüngling, gewachsen wie ein Ephebe und Eigner einer seltsamen Schönheit. — — — — — — — — — — —

Wie weit entfernte sich sein Bild und das so vieler anderer von der verbreiteten Volksanschauung, die sich einen „Mohren" nur mit blutroten, wurstartigen, ein Riesenmaul einrahmenden Lippen vorstellen kann, einer kurzen dicken Nase, weißglänzenden runden Billardball-Augen und bekleidet mit jenem Schurz und Kopfputz aus Hahnenfedern, wie ihn die Ladenschilder der Zigarrenhändler zeigen. In Wirklichkeit findet man (und nicht nur unter dem Stamm der Watussi) viele Köpfe, die unserem Schönheitsideal sehr nahe kommen und auf manche Desdemona einen tiefen Eindruck machen würden. Ich gebe dabei gern zu, daß ein längerer Aufenthalt in Afrika die Urteilsfähigkeit über diese Frage einigermaßen einschränkt. Wie man sich nämlich an Eigenheiten seiner eigenen Gesichtszüge so gewöhnen kann, daß man sie gar nicht mehr bemerkt, so auch an gewisse, auf den ersten Blick auffällige Typenmerkmale seiner Umgebung. So verliert der Afrikander nach einiger Zeit die Sehschärfe für die allzuvollen Lippen und die etwas zu breit

geratene Nase des Negers, ja mehr noch, er vergißt selbst die farbige Haut. Je schärfer die Masse, die ihm, wenn er frisch von Europa an der afrikanischen Küste landet, so gleichförmig scheint, daß er verzweifelt, sie je differenzieren zu können, sich dem Betrachter auflöst und in zahllose, durch sehr viele Merkmale individuell gekennzeichnete Physiognomien zerfällt, um so stärker treten für ihn die Rassezeichen zurück und werden (namentlich in Erinnerungs- und selbst in Traumbildern) zugunsten der jedem Einzelwesen originellen Züge unterdrückt. So kann es kommen — und daß es so kommt, habe ich oft genug erlebt — daß ein Gesicht schön gefunden wird, obgleich es die unserem hellenischen oder germanischen Ideal widersprechenden Eigentümlichkeiten der Negergesichtsbildung hat; aber nicht diese werden beachtet, sondern die individuellen: vielleicht ein lebhaftes Auge, ein zierliches Ohr, ein edler Teint, die sich dem Beschauer zu einem harmonischen Ganzen vereinen. Das sicherste Urteil ermöglicht die Photographie. So wie viele Menschen ihr eigenes Gesicht so schlecht kennen, daß ihnen ihr Bild fremd und unähnlich scheint, so findet der Afrikander auch auf der Photographie — oft zu seinem Erstaunen — am Neger die auffallenden Rassezeichen wieder, die er am lebenden Modell zu übersehen sich gewöhnt hat; und ich persönlich konnte oft genug in solchem Augenblick, z. B. erst jüngst bei der Betrachtung eines Bildes meines Boys Mabruk, nicht den Gedanken unterdrücken: „Kerl du bist ja doch ein richtiger Nigger.“ So sehr hatte ich das über dem Boy „Mabruk“, ich meine über dem Einzel- und Eigenwesen vergessen. Mit anderen Worten: Man gewöhnt sich in Afrika neben seinem alten Schönheitsideal, das man für bessere Zeiten wie einen Feiertagsrock in den Kasten schließt, allmählich an ein neues für den Werktag, das durch gewisse Rasseneigentümlichkeiten nicht beeinträchtigt wird, wenn sie das Bild nicht zu auffällig beherrschen. Man glaube übrigens nicht, daß ein intelligenter Neger seine Rassezeichen schön findet. Je mehr ein Gesicht durch eine schmale Nase, durch kleine Lippen unserem europäischen Ideal sich nähert, um so mehr gefällt es auch dem Neger. Ich habe das wiederholt und auf vielerlei Weise geprüft. Das einzige Rassemerkmal, das ihn nicht übel dünkt, ist die farbige Haut, vorausgesetzt, daß sie nicht zu dunkel ist. „Schwarz ist ja schön,“ sagen die Waganda, „aber so schwarz wie dieser X., das ist nicht mehr nett.“ (Aus den Memoiren des Père Courdel.) Ich komme auf diesen Punkt bald noch einmal zurück, wenn ich ein paar Worte über „Albinos“ sage. — — — — —

Kirogassia, mein Wirt, zeichnete sich durch ganz besonders edle Züge aus; die schmale gerade Nase, der feingeschnittene Mund, vor allem aber Teint und Hände, verrieten seine vornehme Abstammung. Es ist kein leerer Wahn, daß eine aristokratische Herkunft in der Erscheinung ihrer Träger sich spiegelt, soviel Ausnahmen die Regel in Europa haben mag, ohne daß man jedesmal nötig hätte, an einen pater incertus zu denken. Generationen, die in jahrhundertelanger Folge keine körperlichen Arbeiten zu leisten hatten, weder Sonnenglut noch Unwetter sich aussetzten und ihre Haut durch tägliches Salben geschmeidig machten, vererben ihren Enkeln in immer wachsendem Maße edle Körperformen und insbesondere Wohlbildung der Hände und des Teint, deren Feinheit allein schon verraten, daß ihre Vorfahren über die rauhe ungepflegte Masse ein Herrenrecht geübt haben. Auch die Ernährungsweise spielt eine große Rolle. So wie bei den Bienen aus denselben Eiern sich Arbeiterinnen oder Königinnen entwickeln können, je nachdem die jungen Larven in kleinen Zellen mit gewöhnlicher Nahrung oder in großen Weiselwiegen mit den feinsten Fruchtsäften versorgt werden, so züchtet sich der Neger aus demselben Stamme sein Arbeitsvolk und seine in den besten Wohnstätten mit bester Speise genährten Fürsten heran. Es ist schwer, solche Königshaut zu beschreiben. Es ist, als wenn auf ihrem Eigener ständig der milde Glanz der Abendsonne läge, oder besser noch, als ob sie selbst eine Abendsonne in sich trügen, die sie von innen heraus durchleuchtet. Ein goldbrauner Ton mit einer Spur Olivfarbe, weich wie zartester Sammet für die hinübergleitenden Finger.

Aber genug der Dithyramben, stimmen wir die Leier auf einen nüchterner klingenden Ton herab, denn es gilt auf Schusters Rappen sich zu schwingen, um zu schauen, was hinter jenen Hügeln sich verbirgt, die jetzt im Morgenschimmer vor uns liegen.

In aller Frühe erschien Kirogassia pünktlich, um sich von mir zu verabschieden, worauf wir zusammen aufbrachen und ein Stück Weges zusammen gingen. Dann, während er sich in der Nähe des Flusses hielt, marschierte ich mehr nördlich, aber noch lange sah ich seine durch das lange weiße Hemd noch schlanker erscheinende Gestalt von Zeit zu Zeit zwischen den Gräsern auftauchen. Nun senkt sich sein Weg, immer seltener blitzten und funkelten die Silberstickereien seines schwarzen ärmellosen Kisibao zu uns herüber und zuletzt glitt nur noch sein brennend roter Fez, von der Sonne grell beleuchtet, wie eine wandelnde Mohnblume

über die Spitzen der Maisstauden. Später hatte ich das unangenehme Gefühl, schlechter Laune zu sein, ohne um ihre Ursache zu wissen. Als ich daraufhin die heutigen Erlebnisse rückwärts ging, um den Moment ihres Entstehens zu erwischen, da war es der Augenblick gewesen, in dem ich Kirogassia aus den Augen verlor; denn er hatte in mir dasselbe ästhetische Behagen wie eine schöne Statue ausgelöst. Als ich solchermaßen die Wurzel meines Verdrusses ausgegraben hatte, tat ich das beste was ich tun konnte, ich lachte mich und meine schlechte Laune aus. Und da sie das so wenig verträgt, wie der Teufel das Weihwasser, so flog sie davon und ich zog mit erleichtertem Gemüt meines Weges weiter.

Nachdem wir ein paar Stunden durch flachhügeliges Terrain auf Feldrainen und gewundenen Strauchsteppenpfaden gezogen waren, kamen wir wieder an den Ulungwa- (oder vielleicht zu einem Nebenfluß), der hier von Süden herströmend die Grenze von Uschetu bildet. Jenseits der schmalen aber tiefen Furt erwartete mich der Sultan Jako und brachte mich zu seinem Dorf. Da dies aber keinen Schatten bot, — es war erst vor wenigen Jahren erbaut worden, weil die Umgebung des alten durch schonungslose Kultivierung ausgesogen, nicht mehr genügend Frucht trug — so gondelte ich noch einmal den Weg zum Flusse zurück und suchte mir ein Lager auf der Ulungwaseite, von woher ein im Grünen verstecktes Dorf mir zuwinkte. Ich winkte wieder und fand bald darauf meine kühnste Hoffnung erfüllt, denn ich konnte mein Zelt in einem saubergefegten Hof unter einen Baum stellen, der sich dicht über dem Boden gabelte und mir nicht nur ein kühles Dach gewährte, sondern auch mit zwei vielfach verzweigten dichtbelaubten horizontalen Ästen das Zelt von beiden Seiten her umarmte. Nicht ohne Grund erwähnt dies der gewissenhafte Chronist. Denn auf einem dieser Arme spielte sich in der folgenden Nacht eine Tragödie ab, die mich eines Kameraden beraubte, der seit Beginn meiner Reise mir manche Trübsal weggeblasen hatte.

„Was ist der Affe für den Menschen?" fragt Zarathustra den Pöbel auf dem Markte. Und er gibt ihm selbst die Antwort: „Ein Gelächter oder eine schmerzliche Scham." Über die Scham bin ich rasch hinweggekommen, denn wenn wirklich meine Vorfahren vor 50 oder 100 Jahrtausenden so oder so ähnlich ausgesehen haben, so teile ich das Schicksal mit Cäsar, Goethe und anderen Größen, abgesehen davon, daß es ein schlechter Charakterzug sein soll, sich seiner Ahnen zu schämen. Um so mehr freue ich mich der Affen

als vieler Gelächter. Affen und Papageien sind in Afrika die einzig möglichen Hausfreunde; Hunde gibt es nicht, sondern nur Köter, und selbst diese haben mit ihren europäischen Vettern nur den Namen gemein. Vom fünften Lebensmonat an beginnen sie einen langen Schlaf, der bis zum Tode andauert und nur täglich ein paarmal zum Herunterschlingen ihres Fraßes und zum Kratzen ihrer stets räudigen Haut unterbrochen wird. Von Anhänglichkeit so gut wie keine Spur. Zwar gibt es auch Herren, die „Perlen“ haben, aber meist sind es solche, denen alles zu Perlen wird, was sie anrühren und besitzen, die immer die besten Boys haben, die treusten Hausdamen, die kräftigsten Reittiere, den reichsten Bezirk, die intelligentesten Eingeborenen, die anhänglichsten Askaris usw. Es gibt merkwürdig zufriedene Menschen in diesem Jammertal, die an allen allen Dingen eine Butterseite sehen. Ich erinnere mich eines solchen Allgenügsamen, der von der Wahnidee befallen war, seinem Köter das „Pfötchengeben“ beizubringen und der nach einigen Monaten voll von Mühsal und Hundegeheul es so weit gebracht hatte, daß er auf das Kommando „gib Pfötchen“ seine eigene Pfote dem Köter gab und es nicht einmal merkte. Aber eines Tages schlug auch ihm wie allen die Stunde der Erkenntnis, und als ich den Hund vermißte, ward mir die Antwort, er sei an Verdauungsstörung gestorben. Sie sterben nämlich alle an Verdauungsstörung und mit wunderbarer Plötzlichkeit. Wer sich aber die Mühe nehmen würde, gleich nach dem jähen Hinscheiden die Patronen des Besitzers zu zählen, der würde immer finden, daß nur noch „x minus 1“ vorhanden sind. Das nennen sie Verdauungsstörung und es muß in der Tat schwer sein, eine Kugel im Hirn zu verdauen. Übrigens will ich aus Gerechtigkeitsgründen zweierlei nicht verschweigen, nämlich erstens: daß in Gegenden, wo die Eingeborenen Jäger sind, sie sich auch allmählich eine bessere Rasse herangezüchtet haben, die zur Jagd tauglich, im Hause unerträglich ist; und zweitens: daß fast alle Hunde Ortssinn haben und selbst eine viele Tage lange Strecke nach einmaligem Passieren wieder zurückfinden (namentlich wenn eine Hündin sie zurücklockt). Im ganzen machen die afrikanischen Hunde den Eindruck, als ob sie erst relativ kurze Zeit zu Haustieren erzogen wären; an die Abstammung vom Schabrackenschakal erinnert noch jetzt die oft sehr starke Rückenmähne und die fast ausnahmlos weiße Schwanzspitze. Kreuzungen mit importierten europäischen Hunden geben zwar sofort eine ungleich angenehmere Art, doch glaube ich, daß das bessere Blut in den Nachkommen

bald wieder unterdrückt wird. Aufmerksamkeit verdient auch die ungeheuere Fruchtbarkeit der afrikanischen Hunde im Verhältnis zu den europäischen. (Die Hündin eines Feldwebels in Usumbura warf vierzehn Junge auf einmal; meine eigene Hündin zehn Junge. Solcher Beobachtungen gibt es viele.) — — — — —

Chef des Distriktes und Haupt des Lagerdorfes war ein Albino — ein msungu ja barra, d. h. ein Weißer des Binnenlandes, wie diese Leute vielfach von den Küstennegern genannt werden. Die Haare seines Kopfes und großen Vollbarts waren ebenso unnatürlich strohfarben wie die der europäischen Albinos, auch kniff er die lichtscheuen Augen ebenso zu wie sie. Im übrigen erinnerte die stark gekrümmte Nase eher an arabische als an Bantuherkunft. Alle diese Leute sind den Negern höchst widerwärtig, vor allem wohl wegen der, überdies durch Sklerodermie krankhaft veränderten, Haut. Ich glaube, daß, wenn sie von Jugend auf ihren Körper gegen die Einwirkung der Sonnenstrahlen schützen würden, ihre Haut ein weniger häßliches Ansehen haben würde. Ich sah einige Tage später ein Albinokind, das einige Monate alt war und noch ein sehr niedliches zarthäutiges Baby war. Die Mutter, die sehr betrübt war, daß ich ihr keine Arzenei geben konnte, war ebenso wie der oben erwähnte Häuptling überzeugt, daß der Zauberspuk irgend eines Feindes Schuld an dem Leiden habe. Ich wunderte mich, daß solche Kinder überhaupt aufgezogen werden, weil andere mit viel kleineren oder überhaupt keinen Fehlern getötet werden, z. B. bei vielen Stämmen solche, denen die oberen Schneidezähne zuerst wachsen. Aber in solchen Dingen zeigt sich das scheinbar Widerspruchsvolle des Negercharakters, der aber in Wahrheit keinen Widerspruch enthält, weil in solchen Dingen nicht ein individueller Wille sondern Glaube, Tradition, Dogma bestimmend sind. Übrigens würde auch ein Neger, der unsere Bräuche nicht kennt, vieles an uns widerspruchsvoll finden, z. B. daß die Damen erschrecken, wenn man sie zufällig im Negligé überrascht, während sie umgekehrt oft uns erschrecken, wenn sie im Ballsaal ungleich mehr von dem, was wir ihre Reize nennen, unseren Blicken enthüllen. Und doch liegt in dieser und ähnlichen Erscheinungen für den kein Widerspruch, der ihre Gründe kennt.

Es ist sehr wichtig, sich dessen auch den Negern gegenüber bewußt zu sein. — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

Ich werde später, wenn ich auf das engbegrenzte Gebiet zu sprechen komme, dem seit Jahren meine Arbeit gehört, und das ich, ach, noch so wenig kenne, daß ich fast täglich neues erfahre und alte Irrtümer berichtige, noch öfter Gelegenheit haben, solche scheinbaren Widersprüche aufzudecken und zu erklären. Das ist durchaus nicht so nebensächlich, denn solange wir nicht über all die Völker, die wir beherrschen, in gründlicher Weise orientiert sind, ist all unsere koloniale Arbeit ein Tappen im Dunklen. Diese Erkenntnis ist zwar glücklicherweise an den einflußreichsten Stellungen unserer Kolonialverwaltung und kolonial interessierter Institute die obwaltende — und deshalb, soweit die schmalen Mittel es gestatten, Förderung wissenschaftlicher Tätigkeit — aber sie muß auch die subalternen Funktionäre durchdringen; einem Teil ist sie wohl geläufig, aber nicht der Mehrzahl, geschweige denn allen. Und auch diese Bescheidung müssen die Geister üben, daß die Erforschung eines Volkes keine Arbeit von heute auf morgen, sondern daß es nötig ist, mit langem, kritischem Bemühen all den Gängen und Irrgängen ihrer Seelen zu folgen und bis in ihre verstecktesten, dunkelsten, unzugänglichsten Höhlen und Schlupfwinkel hineinzuleuchten, um sagen zu können, wozu selbst dann noch Mut gehört „Dies ist die Wahrheit". Dann wird es auch nicht möglich sein, daß in der Publikation eines Herrn, der vier Wochen die äußersten Grenzen eines großen komplizierten Gebietes flüchtig bereist hat, bis auf den letzten Mann und Knopf die Bedürfnisse für die militärische und politische Verwaltung jenes Landes mit unfehlbarer Sicherheit angegeben werden. Dann wird auch das unselige Dogma keine Anhänger mehr finden, das vielleicht für manche Gebiete, die ich nicht kenne, richtig sein mag, für andere aber zweifellos verhängnisvoll falsch ist, daß wir einen Stamm erst dann für uns ergeben halten dürfen, wenn wir ihn einmal gründlich gezüchtigt haben. Schießen ist leichter als Sprachen und Ethnographie treiben, aber es trägt auch weniger Früchte. Will ich nun sagen, daß bei Feindseligkeiten mit den Eingeborenen die Schuld immer an dem Europäer liegt? Gewiß nicht! Auch die Schwarzen sind Menschen und sehr schwache Menschen und mißverstehen den Weißen nicht minder oft, als er sie, aber da wir zu ihnen gekommen sind, ohne gerufen zu sein und da wir ihnen (schon aus Klugheit) Vermittler zu einem von höheren Idealen erfüllten Dasein sein wollen, so ist es an uns, sie uns verstehen zu lehren, indem wir zuerst lernen, sie zu verstehen. Ich erinnere mich eines sehr wahren Wortes aus dem Kolleg meines verehrten

Lehrers Herrn von Luschan, als er auf manche traurige Erscheinung in der neueren Kolonialgeschichte der europäischen Völker zu sprechen kam. Er machte mit Recht darauf aufmerksam, daß es nur selten angeborene Bestialität, sondern meist ethnographische Unkenntnis gewesen sei, die manche Personen zu gewissen unerfreulichen Exzessen hingerissen habe. Allerdings, fügte er hinzu, gäbe es auch Menschen, deren Charakter ein ihr ganzes Leben lang dauerndes Studium der Ethnographie nicht sehr ändern würde, so daß aus ihren Reisewerken schließlich nur zu lernen sei, daß die Hütten der Eingeborenen in diesem Gebiet besser brennen als in jenem. Das klingt gewiß hart, ist aber wahr, und verheißt uns in gewissem Sinne eine tröstliche Zukunft. Es gibt nichts Logischeres als primitive Naturvölker, die wir oft mit Unrecht die „Wilden" nennen. Aber um ihre Logik zu verstehen, müssen wir das Erdreich erkennen, aus dem sie ihre Nahrung zieht. Dann verschwinden auch die Widersprüche und die Mißverständnisse, die nur zu oft Grund zu Konflikten gegeben haben. Daß diese von Jahr zu Jahr seltener werden, hängt gewiß auch nur mit unserer wachsenden Kenntnis und dadurch wachsenden Geschicklichkeit in der Behandlung der Eingeborenen zusammen und infolgedessen auch mit ihrer wachsenden Kenntnis von unserem Charakter. — — — — — — — — — — —

Woran liegt es denn, daß die Missionare im allgemeinen mit den Negern so gut auskommen, und ihr Einfluß in vielen Gebieten größer ist, als der der Verwaltungsbeamten? Ich meine, nur an ihrer Sprachkenntnis und der durch sie vermittelten Einsicht in die Sitten und Charaktere der Eingeborenen. Oder weiß jemand eine bessere Erklärung dafür? Nur komme man mir nicht mit dem Einwand, daß die Vertreter des Gouvernements wegen ihrer amtlichen Tätigkeit (Steuern, Arbeitsauflagen usw.) bei den ihnen unterstellten Völkern weniger beliebt sind. Denn einmal gibt es Gegenden, in denen von den Schwarzen noch sehr geringe Opfer gefordert werden und zweitens darf man nicht unterschätzen, was die Missionare an Leistungen aller Art von ihren Schützlingen verlangen. Außerdem aber kommt den Regierungsvertretern zugute, daß sie nicht wie die Missionare gezwungen sind, tief in Sitten und Gewohnheiten einschneidende Lehren zu propagieren.

Nein, nur durch ihre Sprachen- und Landeskunde haben die Missionare einen Vorsprung; in allem andern haben sie nichts vor Offizieren, Forschern und Beamten voraus. Den Glauben, daß sie alle von höchsten Idealen erfüllte, fehllose Menschen sind, be-

gierig den Märtyrertod für ihre Lehren zu erleiden, habe ich längst aufgegeben. Es gibt auch unter ihnen Gerechte und Ungerechte, Herrschsüchtige und Milde, Fanatiker und Tolerante, Daseinsverächter und Lebensfrohe wie in jedem andern Stande. — — —

Ich erwähnte oben, daß Konflikte mit den Eingeborenen von Jahr zu Jahr seltener werden. Daß militärische Züchtigungen nicht die ausschlaggebende Ursache davon sind, zeigt, daß wiederholt gerade in Gebieten, die oft Strafexpeditionen verfallen waren, immer wieder Unruhen entstehen. Mir fällt, wenn ich an so manchen Konflikt früherer Zeiten denke, der sicher und zweifellos aus — bisweilen beiderseitigem — Mißverstehen entstanden ist (ich könnte sehr viel Beispiele dafür anführen) jedesmal das Gleichnis von dem Wanderer ein, der den in der Sonne schlafenden Hund tritt, wie es der Dichter schildert, dessen Worte ich so oft und gerne anführe: Wie ein Wanderer unversehens auf einsamer Straße einen schlafenden Hund anstößt, der in der Sonne liegt; wie da beide auffahren, sich anfahren, Todfeinden gleich, diese zwei zu Tode Erschrockenen — — — und doch und doch, wie wenig hätte gefehlt, daß sie einander liebkosten, dieser Hund und dieser Wanderer! — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich bemerke mit einem gewissen Schrecken, daß ich wieder einmal vom einfachen ins zehnte und vom hundertsten ins tausendste gekommen bin, daß ich nur ein weniges von Albinos erzählen wollte, und mich statt dessen in weisen Betrachtungen über den Negercharakter und die Bedeutung der Ethnographie ergehe und mit Zarathustra ende. Es geht bei mir oft umgekehrt zu, wie bei den römischen Mahlzeiten, ich beginne nicht ab ovo, aber ich kehre a malis ad ovum zurück. Bin ich geschwätzig? Es wäre kein Wunder, Geschwätzigkeit ist das Laster aller Einsiedler. Aber es ist noch ein anderes. Ich halte es für beide Teile, d. h. für Leser und Verfasser für vorteilhafter, jede Ideenassoziation sofort zu fixieren, sobald sie auftaucht, als Dinge, die doch einmal gesagt werden müssen, an anderer Stelle unorganisch einzuschieben und mir Situationen auszuklügeln nach dem Sekundanerschema: „Nicht nur Cäsar war ein großer Feldherr, sondern auch Friedrich der Große spielte die Flöte," oder nach der Methode jenes Försters zu handeln, von dem mir neulich erzählt wurde: „Fiel da nicht ein Schuß? Da fällt mir eine Geschichte ein." Notabene fiel nie ein Schuß. Niemand wird leichter vom Hauptweg abgelenkt, als

der, welcher fremde Völker und fremde Kulturen beobachtet. Man nehme der größten einen, Bastian; ihm strömen die Gedanken so reich zu, ihm assoziieren sich die Ideen mit solcher maniakalischen Leichtigkeit, daß er ihrer oft nicht mehr stilistisch Herr wird und an die Aufmerksamkeit der Leser durch parenthetische Sätze, die oft das Satzgefüge überwuchern, außerordentliche Anforderungen stellt. Da sind wir kleineren doch rücksichtsvollere Menschen. Fällt mir etwas Parenthetisches ein, so lege ich es auf meinen Spinnrocken, spinne den Faden fein säuberlich ab und lasse das Rädchen lustig schnurren.

„Schnurren“

gellt ihm ein langes Echo spottend nach.

Übrigens bedarf es für den intelligenten Leser keiner Rechtfertigung, weil er dies Buch im Gegensatz zu anderen Reisebüchern nicht als Menu, sondern à la carte genießen und infolgedessen solche Abschweifungen kaum als lästig empfinden wird. — — — —
— — — — — — — — — — — —

Aber jetzt will ich noch einmal für einen Sprung zu den Albinos zurückkehren. Sie sind wie erwähnt, dem Neger widerwärtig und zumeist ob ihrer Haut willen. Es ist nicht das Weiße der Haut, das ihm eklig ist, denn die Europäerhaut stößt ihn nicht ab, wenn sie ihm auch nicht sonderlich sympathisch ist; es sind auch nicht in erster Reihe die vielfachen Entzündungen, sondern überhaupt das Krankhafte, Anormale, Widernatürliche der Farbe im Gegensatz zur gesunden, normalen Europäerhaut, so wie uns an jungen Mädchen Röte sehr gut gefällt, wenn sie auf den Wangen, aber nicht ganz so gut, wenn sie auf der Nase sitzt. Die Haut spielt überhaupt in dem Schönheitsideal der Neger eine große Rolle. Ich sagte schon früher, daß ein intelligenter Schwarzer auf seine Rasseabzeichen nicht sehr stolz ist, daß er eine schmale Nase für schöner als eine breite, einen kleinen Mund für schöner als einen großen hält; nur die farbige Haut zieht er der pigmentlosen des Europäers durchaus vor und ich gestehe, daß ich seinen Geschmack in dieser Beziehung für gar nicht schlecht halte. Insbesondere vom Standpunkt des Malers aus betrachtet, gewährt die farbige Haut durch die Art der Lichter- und Schattenverteilung einen unendlich größeren Reiz als die weiße. Und wie mannigfaltig nuanciert ist der Teint der Neger, denen ich auch darin zustimme, daß eine hellfarbige Haut schöner ist als eine dunkelfarbige. Würde man es glauben, daß es Negerdämchen gibt, die um ihren Teint

nicht minder besorgt sind als unsere Damen. Aber ich hörte erst dieser Tage die Klage einer Bibi, die des Reisens müde war und es damit motivierte, daß sie an Gesicht, Armen und Brust zu sehr von der Sonne verbrannt werde. Tatsächlich sind auch die bedeckten Teile der Haut immer um einen Grad heller als die ungeschützten. Ich möchte nicht unerwähnt lassen, daß in dieser Beziehung der Neger vielleicht dadurch beeinflußt ist, daß Hellfarbigkeit Kennzeichen der Vornehmen, Dunkelfarbigkeit (entstanden durch Einfluß der Sonnenstrahlen auf Generationen von Feldarbeitern) Kennzeichen der Geringen ist und daß infolgedessen das soziale Ideal an dem ästhetischen abgefärbt hat. — — — — — — — — — —

Da ich gerade vom „Abfärben" spreche, möchte ich nicht unerwähnt lassen, daß, wenn ich die farbige Haut für künstlerisch schöner als die weiße halte, bei mir das moralische Ideal vielleicht das ästhetische gefärbt hat. Denn — ich muß das mit aller Entschiedenheit betonen — die schwarze Haut ist unendlich, aber unendlich sittlicher als die weiße. Der n . . kteste Neger wirkt nie so unbekleidet wie sein weißer Bruder im gleichen Kostüm. (Für etwas differenzierte Sinne gibt es ein Analogon in dem Eindruck von Bronze- und Marmorstatuen.)

In einer Zeit aber, wie der heutigen, wo der Satan der Fleischeslust wieder unter uns umgeht wie ein brüllender Leu und Menschen, die eine verderbte Presse zu großen Künstlern stempelt, in der Darstellung des N . . kten geradezu scheußliche Orgien feiern, als sei die Scham schon zu den Hunden entflohen, ist es doppelt Pflicht aller Gutgesinnten für die sittliche schwarze Haut und gegen die ruchlos weiße einzutreten. — — — — — — — — —

Ich lasse nun wieder einige Zeilen aus meinem Tagebuche folgen:

Mein Albinowirt war ein sehr merkwürdiger Kauz. Ich sah mit Verwunderung, daß er sein Essen selbst kochte und als ich ihn nach dem Warum fragte, antwortete er trübselig, daß ihn keine Frau zum Manne haben wolle, Sklavinnen aber besitze er nicht. Ich riet ihm nach Tabora zu gehen, wo die Weiber weniger heikel wären und für Geld jede Ware zu haben wäre. Er fand die Idee ausgezeichnet und meinte, ich solle ihm das Geld dazu geben. Als ich daraufhin schwerhörig wurde, wandte er sich wieder eifrig seinen Töpfen zu. Seine Leute nannten ihn Pendakula, oder zu deutsch: „Vielfraß", wörtlich: „Speisenliebhaber". So wie andere im Trunk, so betäubte er seinen Schmerz im Essen, und wenn er sich den Bauch

bis zur Speiseröhre mit Ugallifnödeln vollgestopft hatte, dann breitete sich ihm wieder ein freundlicher Schimmer über die Zukunft.

„Friß ihn aus den Fraß der Labe
Und vergiß den herben Schmerz
Balsam fürs zerrissene Herz
Wundervoll ist Ceres Gabe."

Heute nacht wurde ich durch Lärm gestört. Ich hörte einen Affen schreien, den Posten rufen, Leute aus den Zelten herauslaufen, so daß ich Licht machte und ins Freie trat. Dort bot sich mir ein jämmerlicher Anblick. Der Affe Makanga, der keine drei Schritte von meinem Bett entfernt auf einem der horizontalen Äste geschlafen hatte, war von einem Leoparden überfallen und fürchterlich zugerichtet worden. Da er an einer Kette befestigt war, hatte die Bestie offenbar an ihm gezerrt und ihn von den Schultern quer über die Rippen bis zum Leib hin zerfleischt, sodaß die Därme auf der Erde schleiften. Er winselte in seiner kläglichen Art, wie er auch sonst tat, wenn er unzufrieden war und sprang trotz der gräßlichen Wunde wie schutzsuchend einem Askari auf den Arm. Ich gab dem armen Tier rasch den Gnadenschuß. Wunderbarerweise war das Weibchen, das sich gar nicht beruhigen lassen wollte, unverletzt, trotzdem sie wie allnächtlich in der bekannten engen, drollig und rührend nett anzuschauenden Umarmung geschlafen hatten. Solche Dinge erinnern von Zeit zu Zeit daran, wo man sich befindet und haben den einzigen Nutzen, daß sie die Vorsicht wachhalten. Noch viele Tage verlangte das Weibchen klagend nach ihrem Genossen und bekam erst allmählich die alte Munterkeit wieder.

18.—23. Tag. Von den nächsten sechs Tagen, in denen wir durch die beiden Sultanate Alt- und Neu-Ulewe marschierten, ist nicht viel zu berichten. Die erste Hälfte des Weges war meist schwach wellig und führte durch viel Pori, meist Myombo mit Lichtungen, in denen toter Wald steht, bisweilen viel Unterholz, üppige Farren, Krautvegetation und tief ausgetretene Elephantenspuren im aufgeweichten Boden. Die zweite Hälfte war genau so, nur waren die Hügel etwas weniger flach. Nur einmal schliefen wir nicht im Pori, sondern in einem größeren Dorf in Neu-Ulewe, dessen Sultan, ein ruhiger Mann in mittleren Jahren, mich besuchte. Seinen Namen habe ich vergessen, aber des Mannes erinnere ich mich noch sehr gut, weil ich ihm eine Zigarre angeboten hatte, bei deren Genuß ihm schlecht wurde. Ich bitte danach aber nicht die Güte des Krauts einschätzen zu wollen, das wäre ungerecht und

würde mich verstimmen. Nein, man kann das häufig an den Eingeborenen beobachten, daß sie, die selbst sehr starke Pfeifenraucher sind, deren Tabak mir oft viel zu schwer ist, keine Zigarre, ja nicht einmal eine Zigarette vertragen. (Die Küsten- und Safarineger rauchen dagegen beides mit Vorliebe und klauben jeden Stummel vom Wege auf.) Ich weiß nicht, woran das liegt; ich glaube, daß auch Auto-Suggestion mit im Spiele ist, weil sie schon von vornherein das unbekannte Kraut mit Mißtrauen betrachten.

Am 22. Tag wurde — ich schlief in einem Pori — meine Nachtruhe wieder gestört; diesmal durch einen Ameisenüberfall. Das ist sehr fatal, aber zum Glück hatte ich sie zufällig schon bemerkt, ehe sie in mein Bett eingedrungen waren. In solcher Situation muß man das Zelt mit einer Waberlohe umgeben, worauf bald Ruhe eintritt. Vorher ist es aber für ein wohlwollendes Gemüt sehr amüsant, das Tanzen der Leute zu beobachten, die gebissen bald das eine, bald das andere Bein hochziehen, als schritten sie über glühenden Rost.

Am 23. Tage kam ich in das Ikurru des Sultans Ntalano von Ugombe, eines äußerst fidelen Herren. Ntalano ist ein Christ, aber eine Art „Renommierchrist". Bei Sultanen drückt die Mission gern ein Auge und mehr als eins zu, weil seine Taufe die Propaganda unter seinen Leuten sehr erleichtert. Ntalano bat mich bald, ihm ein Mittel zu reicherer Fortpflanzungsmöglichkeit zu geben, aber als ich ihm darauf sagte, er solle zunächst mal ein Jahr sich des Pombegenusses enthalten, dem er mehr als nötig ergeben war, da sah er mich mit einem merkwürdig wehleidig-komischen Blick an und erwiderte mit leisem Kopfschütteln: „Hapana Bana", „lieber nicht, Herr!"

Die letzten Tage führten durch die gleiche Landschaft wie die vergangene Woche; Hügelland mit Wald oder auch sumpfige oder trockene Strauchsteppen, und so blieb es bis zu meiner Ankunft in Uschirombo. Die Besiedlung war die letzten neun Tage sehr ungleich gewesen, doch kann dies an dem von mir gewählten Wege gelegen haben. Wenigstens behaupteten die Führer, daß die Bevölkerung abseits dichter säße.

Ich habe in den letzten Briefen, wie von vornherein beabsichtigt, die eigentliche Marschschilderung möglichst straff zusammengezogen, um den sonst unvermeidlichen Wiederholungen zu entgehen. Ich möchte aber rückblickend noch einige Besonderheiten erwähnen, die mir fast vom ersten bis zum letzten Tage dieser Expedition aufgefallen sind, die ich im weiteren Verlauf meiner Reise nicht mehr

beobachtet und bisher gar nicht oder nur streifend erwähnt habe. Das ganze von Wanjamwesi und weiter nördlich von ihren Verwandten, den Wassumbwa bewohnte Gebiet ist durch besonders schöne Dörfer ausgezeichnet. Was ihnen in unseren Augen den besonderen Reiz verleiht, ist der reiche Schatten, den sie dem Wanderer bieten. Der Weiße lernt diesen Vorzug in Afrika schätzen. Es gibt dort viele Völker, denen am Schatten gar nichts gelegen ist und die sich selbst von den wenigen Bäumen, die sie besitzen, fernhalten. Anders die Stämme zwischen Tabora und Uschirombo. Fast jeder Hüttenkomplex hat zum mindesten einen Baum, unter dem die Anwohner ihre geselligen Zusammenkünfte abhalten, und unter dem oft eine primitive Bank steht. Die größeren und älteren Dörfer aber verschwinden in einer Fülle von Euphorbien und Ficus, so daß man aus der Vogelperspektive auf sie wie auf heimische Parkanlagen hinabblickt. Oft ziehen sie sich in drei Reihen um das Dorf oder die Tembe, so daß zwei konzentrische kreisförmige Alleen entstehen. Da die Art des Lagers natürlich einen großen Einfluß auf die Stimmung des Reisenden ausübt, so verdanke ich diesen Dörfern eine Zahl schöner Stunden und nicht selten fesselten sie mich so, daß ich mich nur schwer von ihnen losriß, und deshalb viel Nachmittagsmärsche in mein Programm aufgenommen wurden.

Im Pori, das ja meist hochstämmiger Myombo-Wald war, trafen wir sehr oft sonderbare Zeichen, die offenbar mit dem Geisterglauben der Eingeborenen zusammenhängen; so sah man vielfach Stöcke, an deren Spitze drei Grasschwänze herabhingen oder dünne Stämmchen waren zum Torbogen über den Weg verbunden; auch die Bänke, auf die wir häufig im Walde stießen, waren nicht dem Ruhebedürfnis entsprungen. Weiter nördlich kamen auch noch primitive Kreuze hinzu, die in der Nähe solcher Zeichen wahrscheinlich von christlichen Eingeborenen als Protest gegen die „Götzen" aufgestellt waren. Einige Male fiel mir auf, daß Bäume von zeltartig schräggestellten Staketen umgeben waren; ich hielt dies für eine Grenzmarke, aber die Führer sagten, es sei eine Eigentumsmarke und tatsächlich waren auch jedesmal Merkmale früherer Gehöfte in der Nähe. Solchermaßen soll der Besitzer sein Wiederbesiedlungsrecht an dem alten Platze zu erkennen geben. Erwähnenswert sind ferner an zwei Stellen beobachtete Jagdzäune, die sich jedesmal durch ein großes Gebiet des Poris erstreckten und aus zwei, einen rechten Winkel bildenden Schenkeln bestehen. Von der offenen Seite her wird das Wild angetrieben, und was in den Winkel hineingerät,

findet natürlich keinen Ausweg mehr. Übrigens schien es mir, als ständen diese Zäune noch aus früheren Zeiten, und als seien sie schon lange nicht mehr benutzt worden.

Endlich möchte ich noch eine Erscheinung erwähnen, die an sich erfreulich sein könnte, weil sie für die wachsende Ausbreitung der Bevölkerung spricht, aber gleichwohl ein peinliches Gefühl in mir wachrief, so oft auch mein Verstand dagegen rebellierte; ich meine den fast täglich sich mehrmals wiederholenden Anblick toter Wälder. Will ein Eingeborener eine neue Ansiedlung anlegen, so ist das erste, daß er den Wald mordet, aber nicht mit ehrlichen, schweißkostenden Axthieben, sondern auf bequemere, fast heimtückisch anmutende Art. Er schält nämlich von den Bäumen ein großes Stück Rinde rings um den Stamm ab und überläßt sie dann ihrem Todeskampf. Dies langsame Absterben hat etwas tragisches an sich, etwas, das mich im innersten verletzte, und oft war es mir, wenn ich in der Dämmerstunde spazierend plötzlich auf solche Lichtung trat, die schweigend in den milden Gluten der lichten Abendsonne lag — denn auch die Vögel fliehen diese Sterbenden, deren welkendes Laub ihnen keinen Schutz mehr bietet — als müßte ich ihnen tröstend zureden und sie über die Gefahr hinwegtäuschen, wie ich es in meinem Leben so manchem sterbenden Menschen getan habe. Das tat ich nun freilich nicht, aber immer trug ich von solchen Gängen ein schmerzliches Gefühl heim, als hätte ich unvermutet ein facies hippocratica erblickt. — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

Am 26. Tage meines Marsches hatte ich einen Hügelkamm erreicht, und als ich auf der anderen Seite hinabsteigen wollte, blickte ich in eine Steppe, die weit nach Norden sich dehnte. Zwischen dieser und dem Fuß der sanftgeneigten Hügelkette lag ein riesiges Dorf von einer mehrere Kilometer langen Euphorbienhecke umschlossen und dicht hinter diesem schimmerten im Schein der klaren Februarsonne große, weiße Gebäude, die überragt wurden vom Zeichen dessen, der Besitz von diesem Lande genommen, überragt wurden vom Kreuze. Und gerade als die Glocke, die den Angelus läutete, ihre hellen Klänge hinauf zu den Bergen und hinab in die Ebene sandte, erreichte ich die Mission Mariahilf von Uschirombo, in der die weißen Väter von Afrika seit Jahren eine segensreiche Tätigkeit entfalten.

Bergfrieden, Ende Oktober 1899.

Zum Alexandra-Nil.

Brief XXII.

Erst am 25. März setzte ich meine Reise von Uschirombo aus fort. Es war ursprünglich eine sehr überflüssige Vorsicht, die mich dort verweilen ließ. Ich hatte auf dem Marsch ins Innere — vielleicht auch schon an der Küste — einen Bericht vom Ramsay gelesen, in dem er schrieb, daß ihm sein Faltboot in Ruanda große Dienste geleistet hätte, ja, daß von ihm wiederholt das Vorwärtskommen der Expedition geradezu abhängig war. Als ich dann den vom Viktoriasee kommenden Hauptmann Herrmann traf, und hierüber mit ihm sprach, riet er mir, an die Station Muansa zu schreiben, wo ein von ihm vor Jahren hingeschafftes transportables Boot unbenützt verschimmele. Mich darauf berufend und unterstützt von Hauptmann Langheld hatte ich von Tabora aus dem Bezirkschef von Muansa meine Bitte unterbreitet und den Wunsch ausgesprochen, man möge das Boot auf meine Kosten nach Uschirombo schicken. Als ich es dort nicht vorfand, glaubte ich zunächst an eine Verzögerung meiner Botschaft und beschloß zu warten. Die unfreiwilligen Reiseferien benützte ich, um mein Kartenmaterial zu bearbeiten. Als aber 14 Tage verstrichen waren, und weder Boot noch Bote eintraf, verlor ich fast jede Hoffnung und erinnerte mich daran, daß man mir schon an der Küste von einzelnen Bezirkschefs gesprochen hatte, denen Leute wie ich, in unabhängiger Stellung, gut empfohlen und mit dem wissenschaftlichen Tic behaftet, ein Greuel sein würden. Aber wie es so geht und besonders in Afrika geht, wo das Gefühl für den Wert der Zeit sich rasch abstumpft — verschob ich immer wieder meinen Abmarsch in Erwägung, daß, wenn ich solange gewartet habe, es auf einen oder zwei Tage mehr oder weniger auch nicht ankäme; überdies hatte ich meine kartographische Arbeit so weit vorwärts gebracht, daß ich sie nun auch ganz zum Abschluß bringen und nach Deutschland senden wollte.

Aber endlich mußte ich doch wieder weiter und so brach ich am 23. März nach Westen auf, um eine neue unerforschte Route nach Missugi einzuschlagen, wo mich eine Karawane mit Tauschwaren erwartete. Zwei Tage vor meiner Abreise erhielt die Mission einen Brief des Chefs von Muansa mit der Bitte, ein Schreiben an mich, der dort irgendwo „in Winterquartier“ liegen sollte, weiter zu befördern. Darin stand, „daß das Boot defekt und untauglich sei, so daß es mir nichts nützen könnte: wäre es aber tauglich, so würde er es mir auch nicht schicken, weil er es dann selber brauchen könnte.“ Also nicht! Habeat sibi!

Die Station Mariahilf ist eine der ältesten der weißen Väter auf deutschem Gebiete. Wer sich für sie interessiert, kann ihre Beschreibung in dem Buche des Grafen Goetzen nachlesen. Ich werde vielleicht nicht mehr Gelegenheit haben, über die Missionen im Zusammenhange zu sprechen; ich beschränke mich trotzdem heute darauf, an dieser Stelle dem Bischof von Uschirombo, Monseigneur Gerboin, den Ausdruck meines Respekts und meinen warmen Dank für die liebenswürdige Gastfreundschaft, die er und seine Mitarbeiter mir gewährten, niederzulegen.

Im ganzen habe ich von der Arbeit der Missionare in Afrika den Eindruck gewonnen, daß sie den Völkern nützt und der Regierung mittelbar Dienste leistet. Besonders gilt das von der Gesellschaft, die ich aus nächster Nähe beobachten konnte, von den weißen Vätern von Algier. Vom egoistisch-deutschen Standpunkt muß ich allerdings bedauern, daß zuviel Ausländer, namentlich Franzosen in ihr tätig sind; ein Bedauern, das die Einsichtsvollen unter ihnen teilen. Niemand kann aus seiner nationalen Haut heraus, und man kann nicht von einem lange vor 1870 geborenen Franzosen fordern, daß er viel Sympathien für eine Kolonie des protestantischen Kaiserreichs übrig habe. Immerhin sind mir Franzosen noch lieber, als manche vieldeutigen Elsässer mit deutschem Fell und französischen Eingeweiden. Denn: „ich liebe alles, was hell blickt und redlich redet.“ — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

Von den Märschen der nächsten Wochen kann ich nicht viel berichten. Die Tagebücher aus jener Zeit sind, wie ich schon früher erwähnte, mit einigen andern in jenem furchtbaren Unwetter westlich der Vulkane, das ich später beschreiben werde, zugrunde gegangen. Zur Auffrischung meines Gedächtnisses besitze ich nichts als meine Karten und Routenbücher. Während von anderen Perioden, deren

Tagebücher von dem gleichen Schicksal betroffen wurden, gleichwohl vieles so frisch in meinem Gedächtnis haftet, als sei es gestern erlebt, ist meine Erinnerung für die Einzelheiten des ganzen Marsches von Uschirombo bis Missugi und von dort bis zum Alexandra-Nil wie erloschen. Nur Bruchstücke und traumhaft verworrene Bilder sind mir haften geblieben, in die ich ohne Hilfe meiner Karten und Routenbücher nie Ordnung bringen könnte.

Die ersten Tage passierten wir die Landschaft Utamballa. Ich erinnere mich da eines Lagers in Igalli, einem alten Dorfe mit einem Park von Zitronenbäumen, mit deren Früchten ich Kisten und Kasten füllte. Der Sultan war ein alter Mann, aber wie aus der stattlichen Zahl seiner Frauen und Babys hervorging, noch sehr emsig mit der Erfüllung der Aufgabe beschäftigt, die sonst Obliegenheit der Jugend ist. Ein Scherz, den ich mir machte, erregte ungeheure Sensation. Ich erkannte nämlich in seiner Umgebung auf den ersten Blick einen Mann, dessen Porträt Graf Goetzen in seinem Reisewerk als „Haarloser Mann aus Uha“ abgebildet hat. Ich ließ den Mann, einen Mtussi, aus der Reihe der übrigen heraustreten, verdeckte vorher das Bild mit einem Bogen weißen Papiers, schrieb mit einem Bleistift beschwörende Zeichen in die Luft und zog, während ich die Augen der Zuschauer durch solchen Hokuspokus ablenkte, das Papier fort, so daß jetzt das Bild in seiner ganzen Schönheit zutage trat. Die Identität des Konterfeis wurde von allen mit starker Verblüffung konstatiert, während meine eigenen Leute sich über die Dummheit der „Barbaren“ ins Fäustchen lachten. Natürlich verlangte jetzt der Sultan auch, daß ich ihn abbilde, aber ich retirierte hinter die Ausrede, daß diese Leistung so anstrengend sei, daß man sie nur einmal am Tage machen könne. Das ganze war ein sehr billiger Witz, aber da er mir und den Zuschauern Vergnügen bereitete, war sein Zweck erfüllt; freilich „Kulturpioniere“ sollten anders handeln.

Vom 26.—28. März querten wir die Landschaft Ulumbaga, die in lockerer Abhängigkeit zu dem größeren Runsewe steht. Der Weg führte meist über flache Hügel durch dichten Wald (Myombo und Msima gemischt) der in der Nähe der Siedelungen vollkommen gerodet war. Unsere Lager befanden sich in den Hauptdörfern des Häuptlings. In dem einen von ihnen sah ich eine Szene, die mehr an den Orient als an das Innere Afrikas erinnert; es erschien nämlich ein blinder Bettler, geführt von einem Knaben, und führte mit abscheulichen Grimassen und Gliederverrenkungen plärrend eine

Art Tanz auf, der den Trägern, die ja selbst an den schrecklichsten Mißbildungen immer nur die Komik der Karrikatur sehen, großes Vergnügen bereitete.

Die letzten Tage dieses Monats marschierten wir durch Runsewe. Das ist ein großes flaches, ganz mit Myombowald bedecktes und an unserem Wege fast gar nicht besiedeltes Land.

Jenseits von Runsewe folgte der Nordzipfel von Uha, das sich südlich bis zur großen Karawanenstraße erstreckt und in seinem zentralen Teile stark bevölkert ist. Wir aber zogen tagelang durch Pori und erst am fünften Tage, als wir die Ebene verließen, und in das Bergland eintraten, zeigten sich wieder Ansiedelungen. Die Märsche wurden von Tag zu Tag beschwerlicher, weil die Hänge immer steiler wurden und als wir am 7. April in das östliche Urundi gelangten, zeichneten sich in allen Windrichtungen die Kämme riesiger Ketten vom Himmel ab. Am 9. April erreichten wir Missugi, den vorgeschobensten Posten der abendländischen Kultur.

Kümmerlich genug sah es hier aus. Die Missionsstation, die aus einem Paar Lehmhütten bestand, war etwa neun Monate vorher gegründet worden, aber schon nach kurzer Zeit hatten die beiden Patres sie bei Nacht und Nebel verlassen und waren zum Tanganika geflüchtet, weil sie dem üblichen Negergeschwätz von einem drohenden Überfall durch den Häuptling allzu bereitwillig Glauben geschenkt hatten. In Wirklichkeit nahm der Häuptling das Gerät der zu seinem größten Erstaunen Geflohenen in Verwahrung und lieferte es den von Uschirombo aus als Ersatz gesandten neuen Missionaren aus. Schlimmer erging es mir. Ich hatte, wie früher erwähnt, Tauschwaren unter Führung eines meiner besten Leute nach Missugi senden lassen und fand die ca. 18 Lasten hier wohlverpackt vor; aber als ich sie öffnete, stellte sich heraus, daß jede Last ein Drittel oder gar die Hälfte weniger enthielt, als die beigefügten Rechnungen angaben. Ich habe nie eruieren können, wem ich das zu verdanken hatte. Meine Reklamationen bei dem Händler in Tabora hatten gar keinen Erfolg; die Sachen waren von seinem Kompagnon verpackt worden, von demselben, von dem er einst zu mir gesagt hatte: „Ein Gentleman geht nicht nach Tabora Handel treiben." Den Führer der Karawane, meinen Träger Uledi konnte ich leider nicht vernehmen, weil er sich die Wartezeit durch ein Techtelmechtel mit einem Urundiweib verkürzt hatte und auf Rat der Missionäre geflohen war, um der Wut des beleidigten Gatten zu entgehen.

Mein Aufenthalt in Missugi war nicht sehr erfreulich, weil

ich ca. 10 Tage sehr mit meinem Magen zu tun hatte und so schwach war, daß ich kaum laufen konnte. Ende April aber war ich wieder so weit bei Kräften, um marschieren zu können. Der Marsch durch die Landschaft Ujogoma begann gleich sehr anstrengend weil wir eine hohe Kette in mehrtägigem Anstieg überwinden mußten. Am fünften Tage (29. April) hatten wir den höchsten Punkt (ca. 2000 m) erreicht und damit die Wasserscheide zwischen Malagarassi und Ruwuwu und zum ersten Male im Innern Afrikas sah ich Gewässer, die dem Nilsystem angehörten. Von da oben aus blickte man in eine sehr merkwürdige Formation. Im Nordosten lag ein Kessel, der ein paar hundert Quadratkilometer groß war, dessen Boden von niedrigen flachen Hügeln bedeckt war. Seine Hauptachse schien von Südosten nach Nordwesten zu gehen.

Seitdem wir das Gebiet von Urundi betreten hatten, auch schon die letzten Tage in Uha, bildeten Papyrussümpfe das charakteristische Merkmal der Landschaft. Oft liegen Bäche, die kaum zwei Meter breit sind, in einem Tal von Papyrus, das mehrere hundert Meter breit ist. Aber nicht nur die Haupttäler werden von ihm ausgefüllt, sondern er dringt auch in alle Nebentäler und steigt selbst die Furchen und Schluchten hinauf, so daß von einer Höhe gesehen, das Land einem riesigen Netz grüner Bänder gleicht, in dessen Maschen die Berge wie Inseln liegen. Ich habe manches seltsame und schöne Landschaftsbild in Afrika gesehen; ich habe die unsägliche Melancholie kennen gelernt, die auf verbrannten, bebend heißen Steppen liegt, wenn die Strahlen der untergehenden Sonne blutrot den flimmernden Dunst durchbrechen; ich habe auf kongostaatlichem Boden die Herrlichkeit und die Schrecken des Urwaldes bis zur Neige gekostet; ich habe mich an der heiteren Anmut zentralafrikanischer Seen erfreut und die grandiose Wunderwelt der Vulkane angestaunt; ich kenne die herbe Größe der Flüsse, die schweigend den Schatten der Galeriewälder durchströmen und die Tragik der von allen guten Geistern verlassenen Lavawildnis und doch muß ich sagen, daß kaum eine dieser Landschaftsstimmungen sich meinem Geiste tiefer eingeprägt hätte, als das Bild einer solchen Papyruslandschaft. Sie ist immer wechselnd, nicht nur mit der Jahreszeit, sondern fast mit jeder Stunde des Tages und dem Einfallswinkel der Sonnenstrahlen; sie ist anders bei klarem und bei trübem Wetter, des Morgens anders als des Abends. Stundenlang konnte ich von der Höhe eines Berges auf sie hinabblicken und ward nicht satt zu schauen, wie die violetten Schatten der wandernden Wolken

über die grünen Gefilde zogen oder wie der Wind mit ihnen spielte, so daß erst eine leise Unruhe in ihnen wie in einer dichtgedrängten Herde entstand, bis er zum Sturm anschwoll und lange tiefe Furchen zwischen sie pflügte, die sich immer wieder schlossen und wieder öffneten und wieder schlossen. — — — — — —

Die östlichen Teile von Urundi sind nicht so bevölkert wie die zentralen und westlichen. Übrigens haben die Warundi eine Gewohnheit, die leicht zur Überschätzung ihrer Zahl führen könnte. Rechts und links über dem Weg, den die Karawane ziehen muß, sitzen sie in großen Haufen, vor sich Pfeil und Bogen, und überragt von einem Wald von Lanzen blicken sie neugierig auf die Vorbeiziehenden herab. Sobald aber der letzte Mann sie passiert hat, laufen sie in großem Bogen wieder voraus und nach einer Viertelstunde zieht man an denselben Bögen und Speeren vorbei, sieht man auf denselben Stirnen und Schultern die Sonne sich spiegeln. Das wiederholt sich lange Zeit und wer nicht darauf achtet, wird leicht geneigt sein, dieselben Leute öfter zu zählen. Ich mußte bei diesem Vorgang immer an meine erste Universitätszeit denken, wo wir Studenten als freiwillige Statisten, als Ritter, Knappen und Volk ähnliche Manöver aufführen mußten.

Die Warundi des Ostens sind — auch im Gegensatz zu denen des Zentrums und Westens — sehr wenig propper in Kleidung und Hütten, salben ihre Haut auch weniger sorgfältig und haben vor dem Wasser wie es scheint eine besondere Scheu. Ich entnehme einem geretteten Blatt meines Tagebuchs vom 28. April einige dahinzielende Bemerkungen. Ich war an diesem Tage in den oben erwähnten Kessel hinabgestiegen und durchquerte dessen westlichen Zipfel; dabei mußte ich einen kleinen Bach überschreiten. Es machte den Eindruck, als sei er an der Furt nur knietief; beim zweiten Schritt aber versank ich bis zur Brust in einem Loch und konnte nur mit Mühe meine Uhr retten; dabei saßen auf der anderen Seite etwa 50 Warundi, von denen keiner seinen Mund aufgetan hatte um mich zu warnen. In der Nähe dieses Baches lagerte ich und ließ am Nachmittag eine Brücke über ihn schlagen. Dazu forderte ich die Warundi auf mir Holz zu bringen. Aber trotzdem ich diese Verkehrsverbesserung doch nur für sie ausführte und gesehen hatte, daß sie selbst die größten Umwege machten, um trockenen Fußes über den Bach zu gelangen, ließen sie sich die Brückenhölzer anständig bezahlen. Viele machten es so, daß sie einen dünnen Baumstamm bei sich trugen, ihn über den Bach warfen, mit Hilfe ihres

Speeres hinüberbalanzierten und am jenseitigen Ufer die Brücke wieder mit sich schleppten. Jedenfalls ungemein praktisch.

Am nächsten Tage begann wieder ein steiler Aufstieg; jenseits der Höhen senkte sich das immer von zahlreichen Tälern mit Papyrussümpfen zerschnittene Gebirge weniger steil und wir sahen eine Landschaft, die wieder an die letzten Tage vor Missugi erinnerte. So blieb sie auch in der folgenden Zeit. Es waren genußreiche Tage und noch schönere Abende, wenn die Sonne das Gold ihrer letzten Strahlen auf die Papyrustäler schüttete und der rotbraune Graswuchs der Hänge sich wie Bronze von dem leuchtenden Rot des Lateritbodens und den großen weißen Quarzblöcken abhob, die wie Marmortrümmer über ihn zerstreut waren. Zahlreiche Boskets von dunklen, dichtbelaubten Sträuchern und Bäumen gaben der Landschaft einen parkähnlichen Charakter; und wundervoll wirkten die unendlich verschiedenen Nuancen des Grün vom hellsten fast gelbem der Ulesifelder und dem lichten silbrigen der Bananenhaine bis zum dunkelsten fast schwarzem vieler Sträucher und Bäume. Und über all das hinweg schweift der Blick zu den in blauen Fernen verschwimmenden Bergen, deren Kämme oft in grotesker Weise gezackt sind.

Politisch gehört das Gebiet zu Ussui ja Kinanira, so genannt zum Unterschied von dem östlich gelegenen größeren und bevölkerteren Ussui ja Kassussura. Der Sultan, den ich in seiner hoch auf einem lang gedehnten Rücken gelegenen Residenz Kesa besuchte, ist ein junger hübscher Mtussi von etwa 20 Jahren; er empfing mich, den ersten Europäer, den er sah, sehr freundlich, umgeben von seinem Hofstaat, unter dem mir ein, nicht über einen Meter großer Zwerg, eine Art Hofnarr, auffiel. Trotzdem Kinanira sowohl bei meinem Besuch wie bei seinem Gegenbesuch von mehreren hundert Kriegern umringt war, zeigte er sich doch sehr ängstlich und fuhr erschreckt zusammen, so oft ich zufällig eine unvorhergesehene Bewegung machte. Ich hielt mich nur einen Tag bei ihm auf, dann zogen wir weiter. Meine Träger waren während meiner ganzen Reisen nie so zufrieden wie in Ussui, wo sie für eine Bagatelle eine Fülle von Lebensmitteln einhandeln konnten. Überall am Wege standen Wassui, um der Karawane etwas zu verkaufen; besonders reich ist das Land an Hühnern, von denen man für eine Kette roter Perlen, im Werte von etwa einem Pfennig, zwei erhielt. Eine Folge davon war, daß im Lager vom Aufschlagen der Zelte an bis zur anbrechenden Nacht Hahnenkämpfe tobten, wobei der



Ruhenankiko.

unterliegende Teil sofort geschlachtet wurde. Auf Stoffe legten die Eingeborenen wenig Wert; wenn ein Träger mit vieler Mühe für zwei Meter Zeug eine Ziege erstanden hatte, so konnte er mit ihrem Fell ebenso viele Vegetabilien kaufen, wie er für den Stoff bekommen hätte. Ein besonders findiger Kopf kam daher auf die Idee, sich erst mit Zeug eine Ziege zu erhandeln und dann einen Dummen zu suchen, bei dem er das Fell gegen eine gleiche Quantität Stoff eintauschen konnte; dann hätte er sich damit wieder eine Ziege gekauft und so fort in infinitum. Aber er hatte sich zu früh über die Torheit der „Barbaren" gefreut, denn seine Versuche scheiterten kläglich.

Auf die fetten Tage von Ussui folgten die mageren von Karagwe, wo wir durch fast unbewohntes Gebiet zogen, über lange breite flache Rücken mit Steppengras und lichtem Baumbestand, eine riesige Weidefläche für zahlreiche Nashörner. Nirgendwo habe ich diese plumpen Kolosse so häufig angetroffen wie auf diesen Hochebenen. Die Jäger von Karagwe stellen ihnen mit Wolfsgruben und häufiger noch mittelst einer Art Guillotine nach, einem starken, in einen schweren Stamm eingelassenen Speer, der an einem Baum aufgehängt ist und von dem Tiere durch Zerreißen der Schnur ausgelöst wird.

Am 11. Mai erreichte ich mein vorläufiges Ziel, den Kagera, den von Stanley Alexandra-Nil getauften Quellstrom des Viktoriasees. Schon die letzten Tage vorher hatten wir zu unserer Linken einen Blick auf das mächtige Papyrustal des Ruwuwu gehabt und nun sahen wir es in das noch größere des Kagera einmünden. Wer von den beiden Strömen der mächtigere war, ließ sich aus dieser Ferne nicht feststellen. Da wir ohne Führer marschierten, waren wir auf einen falschen Weg geraten und lagerten an diesem Tage unterhalb der Vereinigung der beiden und unterhalb der engen Schlucht, durch die der Kagera bricht. Uns gegenüber bildete das Ufer eine senkrecht abstürzende Wand von nacktem Sandstein, die wie die Subkonstruktion einer mächtigen Burg wirkte. Sie war durch senkrechte Furchen in einzelne, verschieden große Blöcke geteilt, Sträucher und Schlinggewächs wucherten an ihrem Fuß und hingen von ihrem flachen Dache herab, auf dem eine dichte Vegetation von Schirmakazien und anderen Bäumen Nahrung fand.

Am nächsten Tage zogen wir auf schwindligen Pfaden an Abgründen vorbei den Strom aufwärts, sahen unter uns die beiden Fälle in 10 und 15 Meter tiefem Sturze gegen die Wände des engen Bettes wüten und fanden nach manchen Irrwegen durch Busch

und Dickicht einen guten Lagerplatz dicht über der Vereinigung der beiden Flüsse auf den sanft geneigten Abhängen eines menschenleeren Plateaus.

Aber wie über den Fluß kommen? Weit und breit war keine Seele sichtbar und meine nach allen Seiten ausgeschickten Patrouillen brachten niemand zu mir, weil sie in stundenweitem Umkreis nur ein paar verlassene Hütten gefunden hatten. Jenseits des mehrere Kilometer breiten Sumpftales sah man wohl zahlreiche Siedelungen, aber unsere Rufe drangen nicht hinüber und unsere Signalschüsse scheuchten drüben keine Fliege auf. So saßen wir denn und warteten den ersten, zweiten und dritten Tag. Ich nährte meine Leute mit dem Fleisch von Ziegen, von denen ich durch die Geschenke der Häuptlinge in Urundi und Ussui ein paar hundert aufgestapelt hatte; aber lange durften wir hier nicht sitzen, denn es gehört viel dazu, einhundertfünfzig Menschen zu ernähren. Überdies herrschte unter dem Vieh eine in diesen Gebirgsländern sehr verbreitete Klauenseuche, an der täglich ein Dutzend und mehr zugrunde gingen. Während der Nächte, die übrigens sehr, sehr kalt waren, weil aus den ungeheueren Sümpfen zu unseren Füßen nach Sonnenuntergang in dichten Schwaden die Nebel aufstiegen, entzündeten wir mächtige Scheiterhaufen, um den Eingeborenen drüben in Bugufi ein Signal zu geben. Aber sie wußten auch ohnedies schon längst von unserer Anwesenheit, nur wollten sie eine so große Horde Fremder nicht in ihrem Lande haben. Täglich lief ich einige Male die paar hundert Schritte zum Fluß hinab, der 35 Meter breit in reißendem Lauf seine lehmgelben Fluten dahinwälzt.

Was sollte ich also tun? Wie der Bauer in der Fabel auf das Abfließen der Gewässer warten? Hinüberschwimmen? Aber außer mir selbst fand sich keiner dazu bereit, und ich selbst hätte es auch nur im höchsten Notfalle getan, weil wir nicht wußten, ob nicht in dem Schilf verborgen Krokodile lauerten und weil jenseits des Stromes mehrere tausend Meter breit Papyrus unter Wasser stand, durch den hindurch zu kommen mir zunächst rätselhaft blieb. Nun ersann ich allerhand abenteuerliche Fähren und Flöße aus Bäumen und Reisekörben, aber das schwere Holz sank, sobald wir es ins Wasser schleppten unter, und die Körbe waren boshaft genug das Gewicht der wenigen, die sich probeweis hineinzusetzen wagten, nicht zu tragen.

Gegen Abend des dritten Tages schlug uns die Stunde der Erlösung. Ein paar Brennholz suchende Träger waren auf zwei

der gleichen Beschäftigung nachgehende Weiber gestoßen und hatten sie trotz ihres Widerstrebens ins Lager gebracht; sie waren wie Tag und Nacht oder wie Sommer und Winter. Ein schlankes, hübsches, im Lenz der ersten Jugend blühendes Frauchen und eine zahnlose, zum Skelett abgemagerte, beutelbusige Alte. Sie gehörten einer einzelhausenden Fischerfamilie an, die irgendwo hier in der Nähe ein verstecktes Dasein führte und mit Angeln und Reusen ihrem Berufe nachging. Als ich den Weibern meinen Wunsch, über den Fluß gesetzt zu werden, vortrug, versicherten sie, daß sie sofort ihre Männer und Brüder mit Kähnen herschicken würden. Aber ich kannte den zu Unbegreiflichkeiten in unserem Sinne geneigten Charakter vieler Eingeborener und fürchtete, daß bei mangelhafter Vorsicht diese rettende Ankerkette wieder zerreißen würde. Darum beschloß ich folgendes: Ich putzte die Alte mit unseren buntesten Tüchern und schönsten Perlen so reich wie möglich heraus, machte sie so lieblich, wie es bei dem vorhandenen Material überhaupt erreichbar war und schickte sie, so verändert, in ihr Dorf zurück. Die jüngere durfte bis zu ihrer Rückkehr unsere Gastfreundschaft genießen, ein Schicksal, in das sie sich nach einigem Schmollen mit gutem Anstand fand.

Ich hatte ganz richtig taxiert; denn schon im nächsten Morgengrauen, als noch die Schatten auf dem Lager und die Nebel auf den Sümpfen schliefen, meldete mir der Posten, daß der Ehemann des zurückgebliebenen Weibchens sich eingefunden und die Nachricht gebracht hätte, daß zwei große, gut bemannte Einbäume auf dem Wege zu uns den Fluß hinabführen.

Und so geschah es und damit ward ich von großer Sorge befreit. Noch an diesem und dem nächsten, dem fünften Tage, wurde meine Karawane, jeder Mann und jede Last für sich, über den Fluß gesetzt, ich als erster, nachdem ich ein paar Stunden an der Mündung von Kagera und Ruwuwu die Breite, Tiefe und Strömungsgeschwindigkeit der beiden festgestellt und verglichen hatte. Der Ausschlag erfolgte zu Gunsten des Kagera wie nach den Angaben von Goetzen, Trotha und Ramsay schon zu erwarten war und nicht für den Ruwuwu, wie Baumann irrtümlich berechnet hatte. Hätte er die fünfzig Kilometer Weges von seinem Übergang über den Fluß bis zur Mündung nicht gescheut, so hätte er niemals die bekannte Verwirrung in das Problem der Nilquellen getragen; allerdings hätte er dann auch nie das Recht seiner endgültigen Lösung für sich in Anspruch nehmen dürfen.

Ich hatte die Messungen der beiden Flüsse vorgenommen, weil dies mir für die korrekte Lösung des Quellproblems unerläßlich schien, denn ich ging von der Voraussetzung aus, daß die meisten Geographen als Kriterium für die Quelleigenschaft eines Gewässers nicht seine Entfernung von der Mündung oder andere Gesichtspunkte, sondern neben den geologischen Verhältnissen lediglich seine „Größe" — vulgär ausgedrückt — oder präziser seinen Wasserreichtum in Betracht ziehen. Diese Maxime deckt sich auch fast immer mit der naiven Anschauung der Völker. Wo also zwei Gewässer sich zu einem dritten vereinigten, war es meine Aufgabe festzustellen, welches von den beiden in einer gewissen Zeiteinheit dem dritten die größere Wassermenge zuführe; mit anderen Worten: ich maß an den Mündungen Breite, Tiefe und Strömungsgeschwindigkeit; letztere event. auch auf die einzelnen Meterbreiten verteilt. Es ergab sich daraus der Kubikinhalt der Wassermengen in einer beliebigen Zeiteinheit. Dabei ist zweierlei selbstverständlich: einmal, daß diese Prüfung bei sehr in die Augen fallenden Differenzen zweier Gewässer sich erübrigt und zweitens, daß der theoretischen Einfachheit praktische Schwierigkeiten erwachsen können, z. B. aus den die offenen Arme begleitenden Sümpfen. Aber diesen Umstand kann man nicht berücksichtigen, weil es technisch einfach unmöglich ist, die Wassermengen zu berechnen, die durch die begleitenden Sümpfe dem Flusse entzogen werden.

Nachdem ich also festgestellt hatte, daß der Kagera der Hauptstrom und der Ruwuwu sein Nebenarm ist, mußte ich dem ersteren folgen, wenn ich die Quelle des Nils finden wollte. Da mir bekannt war, daß Ramsay große Strecken des linken Kageraufer erforscht hatte, beschloß ich, auf der anderen Seite zu marschieren.

Wir setzten direkt an der Stelle über, wo der Ruwuwu in den Hauptstrom rechtwinklig einmündet. In den Winkel der beiden Gewässer schiebt sich ein riesiger Papyrussumpf, an dessen Spitze wir ausstiegen, um sofort bis zur Brust im Wasser zu versinken. Ich habe manchen Sumpf auf schlimmer Furt überwunden, aber dieser war wohl einer der schwierigsten. Mehrere Stunden brauchten wir, um die paar tausend Meter zurückzulegen, fast immer bis zum Leibe in Wasser, das im ersten Teile des Weges vom Kagera her dem Ruwuwu zuströmte. Nur an wenigen Stellen stand das Wasser knöcheltief und erst in der Nähe der jenseitigen Berge begannen niedrige Erhebungen mit Baum- und Buschbestand das Sumpfniveau zu überragen. Meist zwängten wir uns durch dichte Papyrus-

massen, die sich hinter uns wieder schlossen oder, hoch über unseren Häuptern ragend, in den Lasten der Träger sich verwickelten. Da wo das Wasser stagnierte, hauchte es stickige, modrige Dünste aus und bei jedem Schritt färbte der Schlamm es schwarz, stiegen brodelnd Blasen auf und begleitete ein ächzender Laut das Herausziehen des versinkenden Fußes aus dem breiigen Grunde.

Drüben angelangt, bestiegen wir die sanftgeneigten Hänge und schlugen das Lager in einem kleinen Dorfe auf. Wir befanden uns in Bugufi, einem selbständigen Sultanat, dessen Bewohner sich von ihren Nachbarn, den Warundi, nicht sehr unterscheiden. In der nächsten Zeit folgten wir dem rechten Ufer des Kagera. So oft es ging, hielt ich mich in der Nähe seines ungeheuren Sumpftales, in dem inselförmig kleinere und größere Berge liegen. In vielen Windungen strömt der Fluß fünfzig Meter breit als silberleuchtendes Band durch das helle Grün des Papyrusbettes. Ich kreuzte hier die Route von Trotha, der in Bugufi einige Schwierigkeiten mit den Eingeborenen gehabt hatte. Ich konnte nicht über sie klagen, wenn sie auch im ganzen etwas reserviert sich verhielten, und nicht so lärmend wie die Warundi, deren Grenze wir nach einigen Tagen bei einem der vielen, von Sumpf erfüllten Täler überschritten. Ich mußte bald einen großen Bogen nach Süden machen, weil die riesigen Wassermengen, die in der Regenzeit durch den Kagera von Ruanda her transportiert werden, sich hier ein ausgedehntes Überschwemmungsgebiet geschaffen haben. Zwischen ihm und dem großen Sumpftal des Kagera in Bugufi, liegt ein etwa 30 Kilometer langer Schlauch, der durch die von beiden Seiten eng zusammenrückenden Berge gebildet wird. Der Wasserstand des Überschwemmungsgebiets ist sehr verschieden. Als ich es passierte, umfaßte es einen kleineren und einen ca. fünfzig Kilometer langen See, den Ruguero, in dem viele hunderte von Schilfinselchen schwimmen. Von Süden her strömen ihm einige größere Flüsse*) zu, die sich durch ihn in den Kagera ergießen, aber auch das ihn umgebende Sumpfgelände mit zahllosen Kanälen zerschneiden.

In den nächsten acht Tagen marschierte ich um den Rand von Sumpf und See erst nach Süden, dann im Bogen nach Norden. Es war zum Teil schauerliches Wetter, und ich kann mir nichts trostloseres denken, als diesen wie in endloser Ferne im Nebel und Regen verschwimmenden Sumpf; diesen traurigen, wie eine große

*) Akascharu u. A.

bleierne Scheibe daliegenden See, den kein Nachen belebt; diese aufgeweichten Wege, die eintönig über lange, baumlose Grasrücken ziehen und durch triefende Bananenhaine, auf deren Blätter eintönig der Regen trommelt; und diese elenden Grashütten der Eingeborenen, die am Herdfeuer kauern und nur ungern, mit schlotternden Knien und krummen Rücken frierend ins Lager sich schleichen.

War aber das Wetter schön, so kamen sie in großen Massen und huldigten dem „Mami"*) mit großem Wortschwall, rissen Gras aus und legten die Büschel mir zu Füßen — ein Symbol ihrer demütigen Unterwerfung — und bettelten stürmisch um kleine rote Perlen, mit denen sie so gern Hals und Brust sich schmücken. Wurden sie zu zudringlich, so fuhren ihre Häuptlinge, hochaufgeschossene Watussi, mit langen Stöcken dazwischen, die sie rücksichtslos auf Köpfe und Schultern der Plebs fallen ließen.

Eine besondere Freude bereitete es mir, wenn nachmittags, wie auf ein gegebenes Zeichen die Hügel ringsum lebendig wurden und von allen Seiten die Warundi, einer hinter dem anderen her, in vielfach geschweiften Serpentinen die Hänge hinabliefen, sich in der Mitte des Lagers zu Hunderten ansammelten und Leib an Leib gedrängt unter der Ägide eines Vorsängers einen stummen Tanz aufführten, bei dem die Füße in immer wechselndem Rhythmus bald in Daktylen, bald in Anapaesten, bald in Spondeen immer wilder den Boden stampften, bis zuletzt die schwarze, von einem Lanzenwald überragte Masse in eine fast undurchdringliche, dichte Staubwolke gehüllt ist, durch deren Schleier man das Weiße der Augen und die blitzenden Zahnreihen der lachenden oder ekstatisch zurückgeworfenen Köpfe schimmern sieht. Ein merkwürdiges Schauspiel, dem ich ohne Ermüdung eine Stunde und länger zuschaute, die unerhörte Disziplin bewundernd, mit der diese Masse, dem leisesten Wink des Vorsängers gehorchend, agierte und so sicher dem raschen Wandel der Rhythmen folgte, daß es klang, als erdröhne der Boden unter dem Tritt eines einzigen Riesen. Und selbst die kleinen nackten Bübchen von 6, 8 Jahren ahmten ihren Vätern und Brüdern so geschickt nach, daß nur selten einmal einer in diesem pedalen Salamanderreiben nachklappte, in welchem Falle den beschämt Errötenden der zürnende Spottruf oder die rauhe Hand eines erwachsenen Zuschauers in den Hintergrund drängte. — — — — — — —

Im Nordwesten des Ruguero überschritt ich die wenig

*) = König, Fürst.

charakteristische Grenze von Urundi und Ruanda, ein kleines periodisches Gewässer, das sich in flachem Graben durch einen schönen, hochstämmigen Wald zieht. Aber die Verschiedenheit des Gebarens diesseits und jenseits der Grenze hätte mich ohne weiteres belehrt, daß wir ein neues Gebiet betreten haben. Kein lärmender Empfang mehr, kein Gelächter, keine Tänze, aber auch kein gassenjungenhaft lautes, zudringliches Wesen, sondern ein ruhiges, zurückhaltendes, ernstes, fast verdrossenes Benehmen. Im Lager täglich das gleiche Bild. Bald nach unserer Ankunft eine Deputation, die uns eine Kleinigkeit als Funguro, als Begrüßungsgeschenk des Ortshäuptlings bringt. Nachmittags erscheint er dann selbst mit seinen Verwandten und Freunden, alles schlanke, hohe Gestalten, mit edlen hamitischen Zügen und überreicht mir das Idsimano, d. h. das eigentliche Gastgeschenk, in Form von Vieh, Lebensmitteln, Pombe und Brennholz. — — — — —

In der folgenden Woche marschierten wir an mehreren kleinen Senken vorbei, die in der höchsten Regenzeit durch Abflüsse des Überschwemmungsgebiets gefüllt werden, durch die menschenarme Provinz Bugessera. Die Anwohner dieser, von keinem ständigen Gewässer durchflossenen und daher in der Trockenzeit sehr dürren Landschaft nähren sich hauptsächlich von der Aufzucht von Kleinvieh und dem Handel damit, weil ihr Boden nicht sehr fruchtbar ist und überdies große Rudel von Wildschweinen, die in dem sehr ausgedehnten Busch- und Baumpori leben, ihre Äcker häufig verwüsten.

Durch ein Mißverständnis des Führers kam ich von dem Kagera ab. Das dadurch meiner Karte fehlende Stück werde ich auf einer späteren Expedition nachholen. Am 10. Juni sah ich, als wir einen Hügel erstiegen hatten, nicht weit vor uns das breite Sumpftal eines Flusses. Es war, wie ich bald feststellte, der Akanjaru, aus dessen Vereinigung mit dem Njawarongo der Kageranil entsteht. Wir strebten ihm zu und schlugen unser Lager im Schatten einer großen Kandelaber-Euphorbie auf sanftgeneigtem Abhange auf. Ich erfuhr, daß der Zusammenfluß der beiden genannten Ströme ein paar Stunden nördlich läge; bevor ich ihn aber aufsuchte, um festzustellen, welchem der beiden Flüsse als dem größeren und Quellarm ich zu folgen haben würde, beschloß ich, einen Abstecher an den Hof des Königs von Ruanda, des Kigeri*) — so lautete nach Graf

*) Der Titel jedes Königs von Ruanda ist, wie ich später feststellte, mami. Kigeri war der zweite Name von Luabugiri, wie jeder Ruanda-Mann zwei Namen trägt. So heißt der jetzige Fürst Juhi Msinga, sein Großvater Rugera Mutara usw. usw.

Goetzen der Titel des Fürsten — zu machen, um ihn kennen zu lernen und festzustellen, ob es wirklich von mir ein so gewagtes Unternehmen sein würde, mich in seinem Lande für einige Jahre niederzulassen.

Aber darüber und über meine Erlebnisse in der Residenz im nächsten Briefe.

Am Kiwu, 1900, in der ersten Woche des Juni und neuer Gesundheit nach sieben schlimmen Monden.

Am Hofe des Königs.

Brief XXIII.

Mkingo, 14. Juni 98. Nun lagere ich mitten in diesem seltsamen Lande im Schatten eines Haines von uralten Bäumen vor den Toren der Residenz, die auf einem langen, flachen Rücken, ein wenig tiefer als unser Lager, auf Schußweite vor unseren neugierigen Blicken sich ausdehnt.

Ruanda! Vor zwei Jahren meinen Ohren ein fremder Schall; und nun sitze ich hier, in seiner Hauptstadt, harre der Unterredung mit seinem Herrscher, um einen Platz von ihm zu erbitten, auf dem ich mich niederlassen kann und bin entschlossen, drei, vier Jahre meines Lebens mit seinen Geschicken zu verknüpfen. Wahrlich, die Wege, die das Schicksal uns führt, sind oft sonderbar. — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — —

Graf Goetzen war es, der uns die erste sichere Kunde von diesem Lande brachte, dessen Grenze selbst die Araber auf ihren Sklavenjagden gescheut hatten. Als Goetzen von seiner Durchquerung Afrikas zurückkehrte, berichtete er von den merkwürdigen Eindrücken, die er in diesem Gebiete erlebte. Alles was ihm in den vier Wochen, in denen er, für seine und unsere Wünsche allzu rasch, Ruanda durchzog, zu Gesicht kam und begegnete, schien ihm überaus fremdartig und von allem früher und später Beobachteten grundverschieden. Er fand ein ungeheures Grasland, das von Ost nach West allmählich von 1500 bis 2500 Meter ansteigt, reich an Gewässern und mit herrlichem Klima; er fand in ihm nicht, wie in den übrigen Teilen der Kolonie, eine spärliche, sondern eine nach Hunderttausenden zählende Bevölkerung von Bantunegern, die sich Wahutu nannten; er fand dies Volk in knechtischer Abhängigkeit von den Watussi, einer fremden semitischen oder hamitischen Adelskaste,

deren Vorfahren aus den Galläländern südlich Abessiniens kommend, das ganze Zwischenseengebiet sich unterworfen hatten; er fand das Land eingeteilt in Provinzen und Distrikte, die unter der aussaugenden Verwaltung der Watussi standen, deren riesige, über zwei Meter hohe Gestalten ihn an die Welt der Märchen und Sagen erinnerten, und an ihrer Spitze einen König, der im Lande ruhelos umherziehend, bald hier, bald dort seine Residenzen erbaute. Und schließlich hörte er auch noch von Resten eines Zwergstammes, den Batwa, die in den Höhlen der das Land im Norden überragenden Vulkane als Jäger des Urwaldwildes hausen sollten.

Nun darf ich all dies mit meinen eigenen Augen sehen, und mehr als dies, darf jahrelang als freier Forscher alle Zusammenhänge dieses komplizierten Organismus bis in seine feinsten Zellen ergründen und für die Wissenschaft festlegen, ehe noch der Einfluß abendländischer Kultur durch Mission und Verwaltung ihn mit fremdartigen Elementen durchsetzt hat. Kein Wunder, daß ich mich durch solche Aussicht gehoben fühle und der kommenden Zeit mit Sehnsucht entgegenschaue und entschlossen bin, ohne Verzagtheit alle Entbehrungen physischer und geistiger Art auf mich zu nehmen.

— — — — — — — — — — — —

Aber genug hiervon und zurück zur Gegenwart. Möge mein Tagebuch für mich sprechen.

Als ich vor vier Tagen am Akanjaru den Häuptlingen meinen Entschluß mitteilte, den König aufzusuchen, merkte ich bald, daß diese Nachricht bei ihnen aus mir unbekannten Gründen peinliche Gefühle auslöste. Schon in ihren Angaben über den Platz, an dem sich ihr König befinden sollte, verhielten sie sich unsicher und widersprechend. Nur durch die Wahutu erfuhr ich, daß er drei bis vier Tage südwestlich in einer erst kürzlich bezogenen Residenz namens Mkingo weile.

Die Wahutu benehmen sich recht sonderbar. In Gegenwart ihrer Herren ernst und reserviert und unseren Fragen ausweichend; sobald aber die Watussi unserem Lager den Rücken gekehrt haben, und wir mit ihnen allein sind, erzählen sie bereitwillig fast alles, was wir wünschen und vieles was ich nicht wünsche, denn ich kann den zahlreichen Mißständen, über die sie klagen, ihrer Rechtlosigkeit, ihrer Bedrückung, doch nicht abhelfen. Ich habe sie einige Male auf Selbsthilfe verwiesen und leicht gespottet, daß sie, die den Watussi an Zahl hundertfach überlegen sind, sich von ihnen unterjochen lassen und nur wie Weiber jammern und klagen können.

Vielleicht war dies unvorsichtig von mir, und vielleicht ist einiges davon zu den Ohren der Häuptlinge gedrungen, die infolgedessen fürchteten, daß ein allzu intimer Verkehr mit mir sie bei Hofe kompromittieren könnte, denn auf dem ganzen Weg bis hierher hielten sie sich abseits und übersahen meine Karawane vollkommen. Auch Führer zu erhalten, war sehr schwer, und diejenigen, die sich dazu bewegen ließen, zeigten recht deutlich, daß sie mich um keinen Preis bis zur Residenz selber führen würden. So mußte ich täglich mit ihnen wechseln, und auf dem letzten Marsche kehrte der Führer auf halbem Wege um und sagte ganz offen, daß man ihn töten würde, wenn er den Fremden bis zur Hauptstadt begleiten würde. Es war ganz offenbar, daß die Leute nicht wußten, wie sich der Hof zu meinem Kommen stellen würde.

Übrigens war der Weg auch so nicht zu verfehlen. Täglich begegnete man Trupps, die in Körben Gefäße mit Milch und Bananenwein zur Residenz trugen. Auch kleinere Karawanen sah man, meist Unterhäuptlinge, die ihren am Hof weilenden Oberen Lebensmittel oder Tributsendungen für den König brachten. Je näher man der Residenz kommt, um so häufiger sieht man von allen Himmelsrichtungen derartige Gruppen heranziehen oder man trifft sie, wenn sie auf dem Rückmarsch in ihre Heimat, stumm und ohne Gruß, stolz an uns vorüberziehen. Auf allen Bergen sah man kleinere und größere Kuhherden weiden, deren Milch für die große Menge der am Hofe Schmarotzenden bestimmt ist.

Endlich ist auch der letzte Berg erstiegen und von seiner Höhe sehen wir auf dem jenseitigen Rücken die Wohnstätte des Herrschers: einen großen Komplex von Rundhütten mit einem Gewirr undurchsichtiger Zäune, die große Höfe umschließen. Als Stützen der Zäune dienen Ficusbäume, die rasch Wurzel geschlagen haben und mit ihren breiten Laubkronen dem Ganzen eine freundliche Färbung geben. In weiter Runde sind auf den Rücken und Abhängen Hütten aller Art zerstreut, große für die Vornehmen und kleine für die Lehnsleute; teils sauber für längere Benutzung hergestellte; teils elende Baracken für flüchtig Verweilende.

Aber immer wieder kehrt doch das Auge zu der Residenz selbst zurück, die einen fremdartigen Eindruck macht und doch auch unbestimmte Erinnerungen an mir bekannte Bilder wachruft, ohne daß ich gleich weiß, in welchem Bezirke der Vergangenheit ich sie suchen soll. Ich grübele darüber während einer kurzen Rast, die die Karawane zum Aufschließen benützt, grübele und finde mich doch

nicht in all den Gesichten zurecht, die aus irgend einem verborgenen Winkel meines Hirns von langem Schlaf sich erheben. Ich denke an Gemälde des Orients, selbst an russische Städtebilder, trotzdem dies Narretei ist, und ich mir bewußt bin, daß es nur die fünf, sechs hohen Rundhütten, die hundert kleinere wie Kuppeln überragen und die aus der Ferne gleich weißen Steinmauern schimmernden Zäune sind, die an Bilder aus dem Reiche des Zaren mich erinnern; und zuletzt übermannt mich wieder das Gefühl, dessen ich schon einige Male während dieser Reise beim Anblick besonders seltsamer Szenerien nicht Herr geworden bin, das dunkle beklemmende Gefühl, daß ich all dies schon einmal in einem anderen, versunkenen und vergessenen, Leben geschaut und empfunden habe.

Sobald der vor mir schreitende Fähnrich mit dem in einem kurzen Windstoß lustig flatternden Banner auf dem letzten Kamm auftauchte, beginnen wie auf Verabredung die Berge rings um die Residenz sich mit Leben zu erfüllen. Aus allen Pfeilen der Windrose sieht man viele hunderte von Gruppen, zehn, zwanzig Mann stark mit geschulterten Lanzen sich auf den Herrschersitz zu bewegen. Ein seltsames Bild: die tausende von schwarzen Gestalten mit im Sonnenschein funkelnden Speeren, grelleuchtende Farben bunter Tücher, auch ein paar Sänften, die mit gelbschimmernden Matten bedeckt sind, lange Karawanen mit Krügen und Körben — und all dies wie Bäche, die einem See zufließen, auf den hellen Linien zahlloser, oft sich kreuzender Fußpfade über alle Rücken und alle die gelbgrünen Hänge, zwischen Hütten und Höfen, durch Hirsefelder und Bananenhaine sich windend, durch morastige Schilftäler und träge Bäche watend, zu immer größeren Massen sich vereinend und zuletzt wie eine dicke buntgefleckte Riesenschlange sich rings um die äußerste Umzäunung der Residenz legend.

Indes wir langsam hinabsteigen, kommen uns zwei Abgesandte des Königs entgegen und treffen uns im letzten Tal. Sie bringen mir den Wunsch ihres Herrn, ich möge nicht mehr näher herankommen, sondern an Ort und Stelle lagern. Dies war ein wenig viel verlangt; denn als ich mich umsehe, konstatiere ich, daß der Boden fast überall morastig und mit kleinen, durch Eisenoxyd rotgefärbten Pfützen bedeckt ist. Außerdem sind wir hier schutzlos der sengenden Glut der Sonne ausgesetzt. Ich bedauerte höflich, den Wunsch des Königs ablehnen zu müssen und zeigte auf einen mit großen Bäumen bedeckten Berg, auf dem ich lagern wollte. Nach einigem Hin- und Herparlamentieren ist es ihnen recht so, und

während der eine mit langen Schritten davoneilt, setzt sich der andere an die Spitze der Karawane und schreitet uns mit langsamem, zögerndem Gange voraus.

Bald näherten wir uns der Residenz. Die Gruppen rechts und links des Weges werden dichter, bis wir zuletzt zu jeder Seite sechs, sieben Reihen kauernder von ihren Lanzen überragter Massen haben, die stumm unseren Zug an sich vorübergehen lassen. Alle 15 bis 20 Schritt steht einer der riesigen Watussi, fast jeder in ein Tuch von anderer Farbe gehüllt, auf seine Lanze gestützt und und blickt halb verdrossen, halb verächtlich auf die Zwerge, die an ihm vorüberziehen. Das Haupttor der Residenz war von schwarzen Leibern dicht verbarrikadiert, als ob sie gefürchtet hätten, daß ich, ohne angemeldet zu sein, eindringen würde. Noch etwa 600 Schritt jenseits der Residenz führte der Pfad in sanfter Steigung uns zu den uralten Bäumen hinauf, unter denen ich lagerte.

Aber ich bin todmüde und will, was sich sonst noch am heutigen Nachmittag ereignete, morgen beschreiben.

Mkingo, den 15. Juni. Es ist sechs Uhr morgens und schauerlich kalt. Von meinem Lager aus blicke ich nach Süden und Norden in weite Fernen; fünf, sechs Ketten von fast gleicher Höhe laufen einander parallel, lange, monotone, sanft gewellte Rücken, die bis vor wenigen Minuten von den Spitzen riesiger, blauschimmernder Berge überragt wurden. Mein Herz klopfte, als ich sie sah; denn ich wußte, daß es nur die Wirunga sein könnten, die Vulkane. Ich schätze, daß sie mehr als hundert Kilometer von hier entfernt liegen. Solch ungeheure Gipfel in weiter Ferne üben auf die Herzen der Menschen einen sonderbaren Zauber aus; selbst meine nüchternen Träger rissen die verschlafenen Augen auf und starrten lange zu ihnen hinüber. Jetzt sind sie unsichtbar geworden, denn die Sonne, die hinter den flachen Bergen von Bugessera auftauchte, saugte rasch die Nebel auf, die in dicken, weißen Massen die von kleinen trägen Bächen durchflossenen Schilftäler bis zur halben Höhe der Hänge füllten, und mischte in die bis dahin so klare Luft flimmerigen Dunst, der die Fernsicht beschränkt und ein Herold der heuer später als andere Jahre beginnenden Trockenzeit ist.

Früher als sonst erhob ich mich heute von meinem Lager; denn die fremdartigen Eindrücke der letzten Tage ließen mich nicht schlafen und oft stand ich auf und schaute in die schweigende Nacht hinaus, und hinüber zu den hunderten kleiner Feuer rings um die Residenz,

von denen sich die Silhouetten kauernder Posten abhoben. Dort drüben schlief er, den Graf Goetzen eine der letzten Säulen der alten afrikanischen Despotenherrlichkeit genannt hat Ob auch ihn wohl die Unruhe vom Lager trieb? Ob auch er wohl in die Nacht hinausstarrte und sich Rechnung ablegte über die Bedeutung, die das Eindringen der „roten Männer" in die Abgeschlossenheit seines Landes für die Zukunft der Jahrhunderte alten Herrschaft seines Stammes haben wird? — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

Noch vor fünf Jahren lag sein Reich wie eine trotzige Burg da, die seltsam ungeheuerliche Gerüchte und phantastische Märchen wie mit Wall und Graben umschlossen. Damals aber kam eines Tages die Rede zum König, daß drei Männer aus der Zahl der Andersfarbigen sich der Südgrenze seines Landes näherten, über die schon in den letzten vierzig Jahren manch seltsame Kunde durch Handelsleute benachbarter Stämme zu ihm gedrungen war. Das Gerücht fand bald Bestätigung durch Spione, die er den Fremden bis zu Kassussura von Ussui entgegengeschickt hatte. Und dann kamen sie selbst, blieben wenige Tage in dem unwirtlichen Kingogo und zogen nach Westen weiter. Fremdartig, aber nicht schreckhaft anzuschauen. Schreckhaft nur die geheimnisvolle Macht, die sie über das Feuer besaßen. Feuer trugen sie in ihrem Gewande in kleinen Stäben, mit denen sie ihren Tabak und ihr Brennholz entzündeten; Feuer in den eisernen Röhren, mit denen des Königs Sohn sie am Njawarongo die Vögel aus der Luft auf weite Entfernung herunterholen sah, als hätte eine unsichtbare Hand sie gewürgt; und feurige Schlangen trugen sie in ihren Kasten verborgen, die sie des Nachts fauchend weit, weit in den Himmel fahren ließen, wo sie sich zu einem bunten Stern verwandelten, um zuletzt plötzlich zu verschwinden, als hätten die Wolken sie verschluckt. Aber das Furchtbarste war, daß sie sogar die Berge bestiegen hatten, die keines Sterblichen Fuß betreten darf und hinaufgedrungen waren bis zu den Gipfeln und das Feuer gelöscht hatten, auf dem die Verstorbenen ihre Speisen sich bereiteten und das seit Urzeiten den nächtlichen Himmel von ganz Ruanda bis zu den fernen Ländern der „Sklaven" und „Menschenfresser" hin mit blutigem Scheine erleuchtet hatte.
— — — — — — — — — — — —

Im Westen hinter den Bergen von Ujungu waren sie verschwunden und nicht mehr wiedergekehrt. Vier Jahre gingen hin, und wenn nicht die Glut in den Eingeweiden des Kirunga erloschen

wäre, so hätte man glauben können, daß sie nie dagewesen und daß alles nur ein Albdruck war, wie ihn die zürnenden Geister der Abgeschiedenen den Menschen oft in quälenden Träumen schicken.

— — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — —

Vier schlimme Jahre waren es für Ruanda gewesen, bis der nächste Europäer das Land besuchte. Luabugiri Kigeri aus dem Königsgeschlecht der Wanjiginja war, bald nach dem Besuch des Grafen Goetzen, fern von der Heimat im Kriege gegen Bunjabungu erkrankt und eines jähen Todes gestorben; wie das Gemurmel das Volkes will: durch Gift von der Hand seines eigenen Weibes Kansugera. Ihm folgte in der Herrschaft sein unmündiger Sohn, Juhi Msinga, der der mächtigen Sippe der Wega durch das Blut seiner Mutter verwandt war. Er war eine Puppe in den Händen der ehrgeizigen Frau und seiner beiden Oheime Kaware und Ruhenankiko, zu deren weit über zwei Meter hohen Riesengestalten er mit ängstlicher Ehrfurcht aufschaute. Diese beiden wurden bald die wahren Herrscher von Ruanda, nachdem sie fast alle erwachsenen Söhne Luabugiris oder wer sonst aus dem Geschlecht der Wanjiginja einen Schein von Macht hatte oder ihnen verdächtig war, aus dem Wege geräumt hatten. Mit dem einflußreichen Mibambwe, von dessen stolzer Schönheit und traurigem Ende in den Hütten des Volkes scheue Weisen am Herdfeuer klingen, begann das Gemetzel. Er glaubte von seinem Vater das Recht der Nachfolge erhalten zu haben. Möglich, daß Luabugiri dies mehreren seiner Söhne versprochen hatte; möglich auch, daß er ihn nur zum Vormund und obersten Feldherrn während der Unmündigkeit Juhis bestimmt hatte — wie dem auch sei — als Luabugiri sterbend über den See in die Heimat zurückfuhr und, kaum daß er den Boden seines Landes betreten, seine Seele aushauchte, ließ Kaware Mibambwe gar keine Zeit, seine Thronrechte zu verfechten, sondern verbrannte in einem nächtlichen Überfall ihn mit seiner ganzen Sippe, seine Weiber, seine Kinder, seine Diener in ihren eigenen Hütten. Ihm folgten in kurzer Zeit andere Söhne Luabugiris, deren Namen aufzuzählen ohne Interesse wäre und nur wenige entgingen Kawares Wut durch Flucht in benachbarte Reiche. All dies spielte sich wenige Monate nach Goetzens Besuch ab. In der nächsten Zeit suchten die Wega durch Verschwägerung und Schenkungen und, wenn es ihnen gut dünkte, durch neue Schrecken ihre Stellung zu befestigen. Was von den Söhnen Luabugiris am Leben blieb,

das waren alles energielose, verängstigte Jünglinge, die teils, von Mißtrauen und falschen Freunden umgeben, wie Gefangene am Hofe leben, teils fern von der Residenz den Freuden am eigenen Herde nachgehen, ohne Einfluß auf die Verwaltung des Landes zu suchen. —

Erst im Jahre 1897 sah Ruanda wieder einen Europäer, den Bezirkschef von Udjidji, Ramsay, der mit dreihundert Gewehren, einem Geschütz und einem Stabe von Weißen bei Hofe erschien. Mit gleicher Macht kam ein Jahr später sein Nachfolger Bethe, wenige Monate vor mir. Diese Besuche erregten größeren Schrecken als der des ersten Europäers. Nicht weil sie mit größerer Macht erschienen, sondern weil inzwischen ein Gespenst im Lande aufgetaucht war, das wie ein drohender Schatten über der Herrschaft der Wega liegt und sie zu keiner rechten Ruhe kommen läßt. Dies Gespenst heißt Belegea.

Wenn Händler aus dem Innern des Landes zum Kiwusee kommen, und das Gespräch am Herdfeuer ihrer Gastfreunde die Tagesereignisse erschöpft hat, dann ertönt die Frage: „Und was bringt ihr neues von Belegea?" Dieser mysteriöse Belegea, ein Sohn Luabugiris — aber niemand hat ihn gesehen — verschwand, noch ein Knabe, bald nach dem Tode seines Vaters — aber niemand weiß, wohin. Wie viele haben schon sterben müssen und wie viele unschuldig, weil man sie beschuldigte, Belegea zu verbergen. Kaware, der die Freuden des Lebens mit vollen Zügen genießt, der stolz ist, in Kissakka oder Bugessera, seinen Provinzen, einen größeren Hof als Juhi um sich zu scharen, er läßt Hof und Weiber und Wein in Stich, um bald an die Nordgrenze nach Ndorwa, bald an die Südgrenze nach Urundi zu eilen, um irgend einen Häuptling zu bekriegen, von dem es heißt, daß er Belegea beherberge. Selbst bei den Europäern vermutete man ihn schon und über den Hofkreisen, soweit sie nicht zähneknirschend das Joch der Wega tragen, lagert ständig die dunkle Furcht, Belegea könnte eines Tages, zum Jüngling herangewachsen, an der Spitze eines fremden Heeres und von den Weißen unterstützt, in Ruanda einfallen und der beim Volke verhaßten Herrschaft ein Ende bereiten. Und daher regte sich, so oft die Kunde von dem Kommen der „roten Männer" mit großer Macht, sich im Lande verbreitete, jedesmal die Furcht, daß nun das Ende des Wegaregiments gekommen sei.

Kaware und seine Sippe können ruhig schlafen. Denn wenn

der Knabe überhaupt je gelebt hat — es ist nicht recht verständlich, warum Luabugiri seine Existenz wie ein Geheimnis gehütet haben soll — dann modern seine Gebeine vermutlich schon längst irgendwo im Verborgenen und nur der Wunsch nach Rache und die Absicht, dem Volke in ihm ein Symbol seiner Hoffnungen zu geben, das die Wega nicht zum Genuß ihrer Macht kommen läßt, schließen den wenigen, die um seinen Tod wissen, den Mund. Aber wahrscheinlich hat Belegea nie gelebt; denn die Versionen über die Art, wie die Wega von seinem Vorhandensein erfahren haben, so verschieden sie auch sein mögen, sie haben alle gemeinsam, daß sie wie Erfindungen eines ihrer Märchen- oder Liederdichter klingen.

— — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — —

15. Juni. Als wir gestern durch das Spalier der dichtgedrängten Massen hindurchzogen, da merkte ich, daß hinter mir einhundertfünfzig Herzen ängstlich gegen die Rippen schlugen. Meine Leute, die sonst immer schwatzend und singend marschierten, besonders aber nie genug Lärm verüben konnten, wenn wir uns einer der vielen Residenzen kleinerer Sultane genähert hatten, waren diesmal verstummt und ließen weder, was sie doch sonst so gern taten, die Trommeln rasen, noch wirbelten sie mit ihren Stöcken gegen Koffer und Kisten, noch stießen sie ihre gellenden Freudenschreie aus.

Ein sonderbares Bild: rechts und links diese tausende von dichtgedrängten, kauernden, reglosen, schwarzen Massen. Wie in tiefen Schlaf versenkt sitzen sie da; kein Arm bewegt sich, nur durch den Wald von Lanzen geht von Zeit zu Zeit ein leichtes Zittern, wie ein kurzer Windstoß, der über ein stilles Wasser fährt; und kein anderer Laut unterbricht die dumpfe Stille des Mittags, der schwer und heiß auf der Landschaft brütet, als das Klappen der Hufe meines weißen Hengstes auf dem trockenen Boden. Sobald aber der letzte Mann die Menge passiert hat, bricht hüben und drüben ein betäubender Lärm aus, und zu beiden Seiten der Träger, die ihren gepreßten Herzen jetzt Luft machen, springen hunderte von Männern und Knaben über die Abhänge, rücksichtslos die Erbsenfelder niedertretend und die Stengel der Hirse brechend, und eilen dem Kamm des Berges zu, um dem Aufstellen des Lagers zuschauen zu können.

Als ich, gestärkt durch ein kaltes Bad, eine Stunde später mein Zelt verlasse, finde ich draußen als Abgesandte des Königs seinen Oheim Ruhenankiko, einen Mann von ca. 33 Jahren, der seinen

jüngeren Begleiter, den fast 190 Zentimeter großen Rudegembja noch um mehr als eine Handlänge überragt. Sie bringen mir Grüße von Juhi und als „funguro“ zwei Töpfe mit Honigwein und etwas Brennholz.

Ich muß gestehen, daß die beiden und noch einige andere von den Vornehmen, die im Laufe des Nachmittags das Lager besuchten, einen sonderbaren Eindruck auf mich machten. Ich muß, wenn ich meine Empfindungen analysieren und ehrlich definieren will, geradezu sagen, daß sie mir imponierten. Ich bin dies Gefühl auch bis jetzt noch nicht losgeworden, trotzdem mein Verstand sich dagegen sträubt, und trotzdem ich mir hundertmal vorgesagt habe, daß diese Menschen doch intellektuell tief unter mir stehende Barbaren seien. Und trotzdem!

Ich habe mir natürlich Rechenschaft abgelegt über die Ursachen, in denen dies einem Farbigen gegenüber so fremde Gefühl wurzelt. Aber wenn ich auch noch so viel grübele, so bleibt schließlich doch noch ein undefinierbares imponderables übrig, das mir immer wieder entschlüpft, so oft ich auch glaube, es packen und in Worte fesseln zu können. Es ist außer dem riesigen Wuchs, außer der Hoheit jeder Bewegung und der Würde ihrer Sprechweise, außer der geschmackvollen, unaufdringlichen Art ihrer Kleidung, außer den vornehmen Zügen und den ruhigen durchdringenden, oft sogar spöttischen und dann irritierenden Augen, außer all diesem ist noch — hier stocke ich wieder und vermag dem keine Gestalt zu geben, was mir dunkel und schattenhaft vorschwebt.*)

Der Verkehr mit ihnen war übrigens sehr schwierig. Den Dolmetscher, den mir in Tabora Ssef bin Ssad gegeben, hatte ich schon in Urundi entlassen müssen, weil sich dort herausgestellt hatte, daß er vom Kitussi — unter diesem Namen fasse ich die nicht zu sehr abweichenden Dialekte der von Watussi beherrschten Völker zusammen — aber auch nicht die leiseste Ahnung hatte. So wäre ich in größter Verlegenheit gewesen, wenn nicht glücklicherweise die Frau meines Kochs Dahoma das Idiom der Watussi von Uganda gekannt hätte. Dies war allerdings nur ein Surrogat, hätte aber doch einigermaßen genügt, wenn nicht der Respekt vor den merkwürdigen Erscheinungen Ruhenankikos und seiner Verwandten ihr Herz ganz verzagt gemacht hätte.

15. Juni, abends. Ich schickte nachmittags an Juhi in Er=

*) Eine Kleinigkeit ist vielleicht bezeichnender als alle Versuche, solches Gefühl in Worte zu fassen: Hauptmann B. zog sich im Lager beim Besuch der Watussi Stehkragen und Manschetten an — Möbel, die man sonst im Innern nicht kennt.

widerung seines Begrüßungsgeschenkes eine reiche Gegengabe; fast zu reich; aber ich hielt es für klug, ihn mir günstig zu stimmen, weil ich nach den heutigen interessanten Eindrücken doppelt und vielfach den Wunsch hegte, mich in diesem Lande niederzulassen.

— — — — — — — — — — — —

Nun eine sehr charakteristische Kleinigkeit: Ich schenkte heute einigen von den Vornehmen ein paar Tücher und ließ sie selbst sie aus einer größeren Zahl aussuchen. Ich hatte an der Küste, speziell für den Hof von Ruanda, eine Anzahl sehr kostbarer Seidenstoffe, lange arabische Mäntel, auch kurze sehr bunte und reich mit Silberstickerei verzierte Jacken und ähnliches gekauft. All dies verschmähten die Watussi, trotzdem ich sie darauf aufmerksam machte, wieviel wertvoller diese Dinge seien, als die von ihnen gewählten einfachen Kattunfähnchen. Ebenso verschmähten sie die prächtig roten Uniformen preußischer und englischer Husaren, die ich zufällig in Berlin erstanden hatte. „Das sei gut für Wahutu" meinten sie (in demselben Ton und wohl auch in derselben Denkungsart wie einst ein hoher Herr aus regierendem Hause von einem wundervollen Pariser Kunstschmuck, den ich ihm beschrieb, zu mir sagte: „Er mag sehr, sehr schön sein, aber für eine Bankiersfrau.")

Es war ganz offenbar, daß die Watussi bei der Auswahl nach zwei Gesichtspunkten verfuhren, nämlich: nichts was durch die Form und nichts was durch die Farbe auffällig war, zu nehmen. Sie wählten dementsprechend nur einfache Tücher in diskreten und womöglich einfarbig dunklen Mustern; ein wenig spielten wohl auch praktische Rücksichten mit. Meine Leute spotteten allerdings über die Barbaren, die nicht die Feinheit des Seidengewebes höher schätzten als die Grobheit des Leinen, aber sie vergaßen, daß eine lange Erziehung dazu gehört, nach diesen Unterschieden zu werten. Die Watussi, die Seide nicht kannten, aber von den Baumwollstoffen her wußten, daß ein dicker Stoff haltbarer ist, wie ein dünner, verglichen danach auch das Seidenzeug mit dem Leinen. Und auch das vergaßen meine Leute, daß sie selbst die Seide nur deswegen höher schätzten, weil sie den Begriff des Geldes kannten und wußten, daß der eine Stoff mehr wert sei als der andere, und weil sie von Kindesbeinen an gesehen hatten, daß in ihrem Kreise diejenigen, die am reichsten in Seide sich hüllten, auch die vermögendsten und sozial angesehensten waren. Man muß sich über solche Dinge klar zu werden suchen, denn ich gestehe, daß auch ich ein wenig über die Wahl der Watussi gelächelt hatte.

Der einzige Mißton, der bisher unser Verhältnis störte, ist, daß der König noch kein Gastgeschenk für meine Leute geschickt hatte und daß außer Brennholz nichts im Lager verkauft wurde; aber morgen vormittag soll ich Lebensmittel bekommen. Ich vermute, daß sie erst meinen Besuch beim König abwarten, den ich für morgen früh angesagt habe.

16. Juni, 11 Uhr vormittags. Ich glaube, die Watussi führen mit mir ein übles Spiel auf. Als ich heute bei Tagesgrauen in den feuchten Morgen hinausblickte, sah ich durch die Nebel, die rings um unser Lager fluteten, die hageren Gestalten mehrerer Watussi mit langen Stöcken Jagd auf die Wahutu machen, die in wilder Flucht nach allen Seiten die Abhänge hinabstoben. Ich begriff dieses seltsame Schauspiel nicht und wollte es kaum glauben, als meine Leute mir sagten, daß es gestern nicht anders gewesen sei; und daß die Watussi offenbar übles gegen uns im Schilde führten, weil sie die Wahutu, die Lebensmittel zum Verkauf bringen wollten, auf diese Weise vertrieben. Ein paar Stunden später kam Ruhenankiko mit großer Eskorte und antwortete mir, als ich auf die knurrenden Mägen meiner Träger verwies und ihn wegen eines Gastgeschenkes interpellierte, daß der König erst die Geschenke sehen wolle, die ich ihm bringen würde. Ich erwiderte ihm, daß er sie schon gestern gesehen hätte und daß ich ohne jede Gabe erscheinen würde und Juhi Msinga selber fragen wollte, ob diese Botschaft wahr sei, worauf alle in die Residenz zurückkehrten. Aber schon nach einigen Stunden waren sie wieder da und sagten, der König lasse mich ersuchen, erst morgen zu ihm zu kommen. Ich antwortete zuerst etwas gereizt, als ich aber das spöttische Lächeln Ruhenankikos sah, dessen rechte Gesichtshälfte viel stärker innerviert als die linke, so daß sich, wenn er lacht, sein Mund einseitig verzieht und seine wie bei allen Watussi stark vorspringenden oberen Schneidezähne vollkommen entblößt werden, ward ich ruhiger und erwiderte gelassen, daß ich keine Minute länger als verabredet warten, sondern sobald die Sonne im Zenit stände, vor den Toren der Residenz erscheinen würde. Ruhenankiko antwortete wiederum nichts, sondern eilte, umringt von seiner schwatzenden und lachenden Begleitung, davon.

Abends. 10 Minuten vor 12 verließ ich mein Lager und nahm niemanden mit, als die Frau meines Kochs und meinen kleinen neunjährigen Boy, der meinem Hengst einige Schritte voranging. Meine Leute hatten mich dringend gebeten, wenigstens den

größten Teil der Bewaffneten mitzunehmen, aber ich lachte sie aus und befahl dem Schausch, während meiner Abwesenheit Exerzitien mit ihnen anzustellen. Sobald ich mein Reittier bestiegen hatte, liefen die Wanjaruanda, die bis dahin mein Lager erfüllten, zu Hunderten im Sturmschritt voraus. Ihre hellen langgezogenen Rufe flogen über alle Täler hinweg, und sofort wiederholte sich das Bild, das ich schon neulich bewunderte: Wieder strömten aus allen Pfeilen der Windrose und über alle Kämme und Hänge gruppenweise die Wahutu mit ihren Mtussichefs der Residenz zu und vereinigten sich zu denselben, in sieben, acht Reihen kauernden reglosen Massen.

Wie ich es angekündigt hatte, war es gekommen. Scheitelrecht stand die Sonne über uns und all die Tausende von Speeren warfen kaum daumenlange Schatten, als ich 50 Schritt vor dem Haupttor abstieg und meinem Boy die Zügel des Hengstes überließ. Ich selbst schritt, ohne rechts und links zu schauen auf den Eingang zu, vor dem, ihn halb verdeckend, ein riesiger, zwei Meter zwanzig Zentimeter langer, heller, fast rotfarbiger Mtussi stand, einen zierlich gearbeiteten Speer und einen langen Stock in der ausgestreckten Rechten und in der Linken einen winzigen Schild haltend. Einen Moment schien es mir, als wollte er mir den Zutritt versperren, aber im letzten Moment noch wich er zur Seite. Ich trat in einen großen sauberen Hof, schritt wiederum durch ein Spalier aufrechtstehender Männer und trat eine Minute später in eine große Hütte, an deren Tür mich Ruhenankiko empfing. Im schwach erhellten Vorraum saßen eng gedrängt ein Dutzend der Vornehmsten; rechts von ihnen ein leerer Schemel, auf den ich mich niederlassen wollte. Aber Ruhenankiko wehrte es mir, weil er für den König bestimmt sei und wies mit der Hand auf die mattenbedeckte Erde zu seiner Rechten. Ich erwiderte, daß ich nicht gewohnt sei, auf dem Boden zu sitzen und einen Stuhl für mich verlangte. Nach einigem Zögern eilte einer der jüngeren davon und kehrte bald darauf mit einem der üblichen Sitze wieder. In demselben Augenblick belehrte mich ein Händeklatschen der Anwesenden, daß der aus dem dunklen Hintergrunde der Hütte kommende, auf die Schultern zweier Begleiter sich stützende Mtussi der König war. Ohne mich anzusehen, setzte er sich auf den Schemel zu meiner Rechten. Ich war aufs äußerste verblüfft, denn nach allem, was ich bis dahin gehört hatte, mußte Juhi ein 16jähriger Jüngling sein; was aber da neben mir saß, das war ein etwa 40jähriger

Mann mit halb geschlossenen, schläfrigen Augen und kupferner Indianerhaut. Und doch trug er das Attribut des Königs, ein ca. 20 Zentimeter breites Band von weißen Perlen, von denen sich sechs Zackenlinien von rosa Perlen abhoben. Vom oberen Rande dieser seltsamen Kopfbedeckung hingen große Büschel langer weißer Seidenaffenhaare auf das Hinterhaupt herab. Vom unteren Rande fielen etwa 15 aus weißen und roten Perlen kunstvoll gestickte Schnüre mit fingerlangen und fingerdicken Quasten herab und bedeckten einen großen Teil des Gesichtes bis zur oberen Lippe. Bekleidet war er mit einem kurzen, über die Mitte des Gesäßes und vorn dicht über den Mons pudoris laufenden, doppelt gefalteten, feingegerbten Schurz, dessen Fellseite der Haut anlag und der nur am oberen Rande umgebogen war, wo er aus hunderten einzelner kleiner Teile zu einem Linienornament zusammengenäht war. Vom unteren Rande des Fells hingen etwa zwanzig gedrehte Schnüre, vermutlich aus Otternfell, herab. Die Taille umschnürten eng einige Perlenketten und auf den Leib hingen locker zehn bis fünfzehn Grasringe herab, von denen jeder drei weiße Perlen trug. Um den Hals trug er eine Kette von feinen röhrenförmigen Perlen und eine Menge Amulette bedeckten seine Brust, zum größten Teil wie kleine Fläschchen anzuschauen, über die in Zickzacklinien ornamentierte Perlenhüllen gezogen waren. An beiden Armen hatte er 150 bis 200 Ringe aus dünnem Messing- und Kupferdraht, von denen die meisten entweder eine große blaue Perle oder aus dem gleichen Metall geschmiedete kleine Schellen trugen. Die Fußknöchel umschlossen ebenfalls ein paar hundert Drahtringe — aber diese meist aus Eisen —, wodurch die vorher geschilderte schwerfällige Art zu gehen abhing. — — — — — — — —

Die ganz konventionelle Unterhaltung wurde von einem der Hofbeamten geführt, dem meine Worte durch die Frau meines Kochs mit zitternder zagender Stimme übersetzt wurden. Denn es war ihr beim ungewohnten Anblick dieser schwarzen Majestät das Herz in die Hosen (oder was sie statt dessen trug) gesunken. Der König beteiligt sich zunächst gar nicht an der tropfenweise geführten Konversation, aber ich sehe von Zeit zu Zeit ein leichtes Kopfnicken und höre von Zeit zu Zeit ein diskretes Grunzen, das ich als wohlwollende Zustimmung zu meinen durch meinen Dolmetsch devot verbrämten Worten auffasse und mit dem gleichen Wohllaut beantworte. Dies wiederholte sich in der nächsten Viertelstunde noch mehrere Male, dann aber fing mir diese Art, sich zu unterhalten,

doch an, ein wenig eintönig zu werden, worauf ich mich verabschiedete. Vorher ersuchte ich Juhi noch einmal, mir Nahrungsmittel für meine Leute zu schenken oder zu verkaufen; er versprach es für den nächsten Morgen und machte einige törichte Ausflüchte, daß es ihm nicht möglich sei, noch heute die genügende Quantität zusammenzubekommen. Draußen besteige ich wieder meinen Hengst und kehre, diesmal von einem paar tausend Leuten eskortiert, ins Lager zurück, wo man meine Ankunft schon ängstlich erwartete und mich mit einem dreifachen Hip, Hip, Hurra empfing.

Mkingo den 17. Juni, 10 Uhr vormittags. Wozu sitze ich noch hier und worauf warte ich? Der König hat sein Wort gebrochen und mir nicht das kleinste Gastgeschenk geschickt. Der König? Ich will fortan die Götter dieses Landes anbeten, wenn ich den König gesehen habe. Denn je mehr ich darüber nachdenke, um so klarer wird mir, daß das Ganze gestern eine gut gemimte aber schlecht inszenierte Komödie war, und daß irgend ein anderer Mtussi dem Weißen die Rolle des Mami vorspielen muß. Nur war es ein grober Regiefehler, die Königsmaske einem 40 jährigen Manne anzuschminken; denn alle Welt beschrieb mir Juhi Msinga als einen Knaben; als einen hochaufgeschossenen Knaben, aber immerhin einen Knaben. Schon in Urundi hatte ich wiederholt danach gefragt und dort wie in Ussui von den Häuptlingen immer die gleiche Beschreibung erhalten. Und welch ein Interesse hätten diese Leute haben können, mich zu täuschen? Ich hatte ihnen wiederholt Burschen und Jünglinge aus meiner Karawane oder auch eingeborene, die zufällig im Lager waren, präsentiert, damit sie mir an ihnen ungefähr das Alter Juhis demonstrierten. Die Grenze schwankte natürlich etwas, immerhin aber nicht so sehr, um nicht mit ziemlicher Sicherheit das Geburtsjahr Juhis bestimmen zu können. Ich vermute, daß man den Regenten den Europäern aus abergläubischen Motiven verbirgt. Auch der mystische König von Urundi, Kissabo, und der von Uha, dessen Namen ich vergessen habe, werden ihren Blicken entzogen, weil sie sterben zu müssen fürchten, wenn sie sich Aug in Auge sähen. — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

Die Ansicht, die mein Tagebuch hier ausspricht, hat, wie ich gleich feststellen möchte, später ihre Widerlegung gefunden. Richtig ist, daß weder Ramsay noch Bethe noch mir der junge Juhi gezeigt wurde, sondern Pambarugamba, der oberste der „Immandwa", was ich kurzweg mit Priester übersetzen will. Wörtlich drückt es eigent-

lich eine passive Stellung zu Immana, d. h. zu Gott aus, also etwa die Gottbegnadeten, oder die Gottbestimmten. Es sind Leute, die wie der Name schon sagt, zu dem religiösen Kultus*) in nahen Beziehungen stehen.

Dagegen irrte ich, als ich glaubte, daß die Europäer den König niemals sehen würden, weil irgend welche unüberwindliche Superstitionen dem entgegenständen; denn ich selbst war zwei Jahre später der erste, dem gegenüber man die Maske fallen ließ, nachdem man noch wenige Monde vorher den Bischof von Bukumbi, Monseigneur Hirth, durch Vorführung des Hohenpriesters zu täuschen versuchte. Ich hatte allerdings in der Zwischenzeit nie aufgehört, bei jeder passenden Gelegenheit den Hof die Erfolglosigkeit seiner Dupierversuche wissen zu lassen. Außerdem war ich durch meine friedliche Tätigkeit in Ruanda schon überall bekannt, von niemandem gefürchtet und selbst der Einwohner so sicher, daß ich bei meinem zweiten Besuche in der Residenz nur noch drei Gewehre mit mir führte.

Es war sicherlich nur Furcht gewesen oder wenigstens Vorsicht, was früher die Farce veranlaßte, vielleicht glaubten sie auch, nachdem sie einmal einem Europäer die Komödie vorgespielt hatten, sie nun auch bei allen fortsetzen zu müssen. Sei es einer von diesen oder von hundert anderen möglichen Gründen — ich weiß es nicht mit Sicherheit, weil die Watussi selber gar keinen Versuch machten, mir ihr Verhalten zu motivieren und ich selbst eine Diskussion hierüber für unfruchtbar hielt, da es wohl möglich war, daß sie, um sich nicht selbst zu dementieren, mit irgend einer kindlichen Lüge über die Vergangenheit hinweggehuscht wären.

Ich bin übrigens außerstande mit Sicherheit anzugeben, ob Graf Goetzen den Vater des jetzigen Königs oder auch nur einen Stellvertreter gesehen hat. Das erstere wäre immerhin möglich, denn Luabugiri Kigeri war ein tapferer selbstbewußter Mann, aber wenn ich die Beschreibung, die Graf Goetzen von ihm gegeben hat, lese und mich erinnere, daß sie fast bis auf das letzte Tüpfelchen der Erscheinung des Pambarugamba entspricht, der überdies durchaus nicht einen Durchschnittstypus der Watussi darstellt, so beginnen doch in meiner Seele leise Zweifel zu wogen wie die abendlichen Nebelstreifen in den Schilftälern dieses Landes. — — — — — — — — — — — — — — — —

„Mir scheint, daß die Watussi nicht nur in Bezug auf den König,

*) Wer sich für diese komplizierten aber, bemerkenswerten Verhältnisse interessiert, den verweise ich auf meine später erscheinende Monographie von Ruanda.



Der König von Ruanda.

sondern auch auf andere Personen mich mit einem Lügengespinst umweben wollen. Ich hatte gleich bei meiner Ankunft nach Schirangawe, Luabugiris Sohne, von dem Goetzen in seinem Buche eine so sympathische Schilderung gibt, mich erkundigt, aber die Antwort bekommen, daß er in seinem Dorfe fern in Kissakka weile. Dieselbe Antwort erhielt ich, als ich nach Kaware fragte und doch haben gestern nachmittag mein Ombascha Mkono und ein paar Träger der Goetzenschen Expedition einige Watussi aus der Zahl meiner Lagergäste als die von mir Gesuchten wiedererkannt, begrüßt und Erinnerungen mit ihnen ausgetauscht. Ich muß zu meinem Bedauern ausdrücklich konstatieren, daß Ruhenankiko und Rudegembja ohne Erröten Zeugen dieser Demaskierung waren, sie, die mir doch die erlogenen Angaben über die Abwesenheit der Beiden gemacht hatten. Und auf meine Vorwürfe hatten sie nur ein kindlich naives, nicht unliebenswürdiges Lachen zur Antwort." —

— — — — — — — — — — — —

Dies nimmt den nicht Wunder, der, so wie ich später, Gelegenheit hatte, die Watussi kennen zu lernen und weiß, daß Lügen ihre ethischen Vorstellungen nicht beleidigt, weil es für sie eine nicht unedle Art des Wettstreits zweier Intelligenzen ist, in dem zu unterliegen den Gegner ehrt, aber den Besiegten nicht schändet. Ein Mhutu leugnet nicht, daß er seines gleichen belügt; nur den Europäer nicht, weil er ein Mami ist. Daher die stereotype Redensart: „Sinsawesch' umami": „Ich werde doch den Mami nicht belügen." Ein Mtussi dagegen: „Ein Mtussi lügt nicht." Wie hunderte Male habe ich diese stolze Antwort nicht aus einem Munde gehört, den ich im gleichen Augenblick einer Unwahrheit überführt hatte. Und doch hatte er recht; ein Mtussi lügt nicht, er läßt nur die Wahrheit erraten. Ihr Lügen ist die unbewußte Übertragung ihrer anmutigen bei einem Negervolk überraschenden Rätselspiele, mit denen sie als Kinder schon ihre Geselligkeit zu beleben pflegen, in das wirksame Leben. — — — — — — — — — — —

Unser Lager war gestern den ganzen Nachmittag von Eingeborenen erfüllt, während es jetzt wie ausgestorben daliegt. An dem Gedränge beteiligten sich Watussi wie Wahutu; beide Parteien suchten Stoffe von mir zu erhalten, die einen durch Betteln, die anderen durch immer dringlicher und unverschämter werdende Forderungen. Ich reagierte weder auf das eine noch das andere, aber ich kaufte einigen Wahutu ethnographische Dinge ab. Als ich sah, daß einige Male der Versuch von den Watussi gemacht wurde, die Wahutu

ihrer eingehandelten Stoffe zu berauben, machte es mir Spaß, einen kleinen Ballen geschenkweise nur an Wahutu zu verteilen. Die Watussi sahen sich dies einige Zeit an, dann fingen sie mit ihren langen Stöcken an, auf ihre Untertanen einzuhauen, wodurch das Lager von Zudringlichen etwas gesäubert wurde. Unter den jüngeren Watussi waren einige, deren Dreistigkeit schon anfing, mich aus meiner Ruhe zu bringen. Nachdem sie mit ihren in herausforderndem Tone gehaltenen Betteleien abgewiesen waren, kehrten sie lachend nach einiger Zeit zu mir zurück und boten mir eine kleine Kartoffel oder eine faule Banane und dergleichen zum Spott als Kaufobjekt an. Ich sah dem eine gute Weile zu; als dann aber einer, überdies ein Bursche mit einem abstoßend häßlichen Gesicht, vorsichtig mit den Spitzen von Daumen und Zeigefinger ein Feldhuhn im höchsten Stadium der Zersetzung mir unter die Nase hielt, packte ich es mit einem plötzlichen Griff und schlug es ihm drei- bis viermal um die Ohren, daß ihm die Federn in den Lücken seiner breitklaffenden vorstehenden Schneidezähne haften blieben und er von Graus und Ekel geschüttelt, fauchend und spuckend unter dem Gelächter seiner Freunde und meiner Leute zum nächsten Bach ins Tal hinabstürzte, während das von Federn halb entblößte Huhn ihm im weiten Bogen durch die Lüfte nachflog.

Heute im ersten Morgengrauen wiederholte sich dasselbe Bild wie an den vorigen Tagen. Wieder sah man durch den Nebel hindurch die Watussi mit flatternden Gewändern ihre gespensterhafte Jagd auf die stoffgierigen und handelswillfährigen Wahutu machen.

Seit 10 Uhr liegt das Lager wie ausgestorben da; kurz vorher war Ruhenankiko bei mir gewesen und hatte mir gemeldet, der König wünsche — und nun folgte eine lange Reihe von Gegenständen. Ich fühlte, daß ich blaß vor Zorn wurde, aber ich hielt an mich und antwortete ihm ruhig, wenn auch vielleicht mit bebender Stimme: Es sei heute der dritte Tag — den der Ankunft nicht mitgerechnet — an dem wir hier ohne Nahrung und ohne Gastgeschenk lagerten. Der König möge sich entscheiden. Sei bis morgen 7 Uhr nichts bei mir eingetroffen, so werde ich die Residenz wieder verlassen. Aber nicht als Freund. Er glaube vielleicht mich mißachten zu können, weil ich nur 17 Gewehre mitgebracht hätte, während die anderen Weißen die er gesehen habe, über einige hundert Flinten verfügt hätten. Darum habe er jene freundlich aufgenommen, mich aber wie einen Feind, dem man die Zufuhr abschneide; aber er möge nicht vergessen, daß es der Freund und Bruder

jener anderen sei, den er mit einer Kränkung davonschicke. Auch solle er nicht glauben, daß ich dies vergessen werde, sondern sobald ich meine Brüder am Tanganika erreichen würde, würde ich Klage gegen ihn erheben. Als meine Brüder zu ihm gekommen seien, habe er erklärt, ein Freund der „Wadaki" (der Deutschen) sein und bleiben zu wollen. Wenn dies seine Freundschaft sei, so prophezeie ich ihm, daß sie sehr rasch ein Ende finden würde, und daß die Wadaki wie die Heuschrecken über sein Land herfallen und es abweiden würden, bis alle Frucht zerstört sei.

Ruhenankiko und sein ständiger Begleiter Rudegembja hörten meine Worte mit auffallendem Ernst an, dann gingen sie in die Residenz. Vom Volk, das aufmerksam gehorcht hatte, verlor sich still einer nach dem anderen, und jetzt liegt mein Lager leer und öde da.

Meine Leute laufen natürlich mit verdrossenen Mienen herum, denn sie haben sich seit drei Tagen nicht mehr sattgegessen, weil ihnen die vegetabilische Nahrung fehlt und das Fleisch der Ziegen, die ich für sie schlachte, ohne jede Zutat ihnen widersteht. Seit gestern schon liegen sie mir in den Ohren, von hier abzumarschieren und suchen mich durch ihre kleinmütigen ängstlichen Voraussagungen zu beeinflussen; nunmehr, da sie wissen, daß es morgen wieder weitergeht, stehen sie in Gruppen und mit aufgehellten Mienen zusammen.

(Eine Stunde später.) Ich hätte nicht geglaubt, daß meine Worte eine so rasche Wirkung haben würden. Die Oheime des Königs waren bei mir und baten mich um eine geheime Unterredung. Es war ihnen sehr peinlich, daß ich das ablehnen mußte und zum mindesten die Frau meines Kochs als Dolmetsch hinzuziehen mußte. Die Tonart ihrer Rede war total umgewandelt. Sie hielten mir einen langen Vortrag über die freundlichen Gesinnungen des Königs gegen die Wadaki im allgemeinen und mich im besonderen. Der König würde unbedingt noch heute oder morgen früh ein Gastgeschenk schicken. Aus der Monotonie ihres Phrasengewimmels stach nur ein Satz, mich frappierend, hervor. Sie sagten nämlich, wie ich glauben könnte, daß sie, die Watussi, Feinde der Europäer wären. Seien sie doch einer Abstammung und Kinder eines Vaters. Ja, wenn sie Wahutu wären, diese bösen, niederträchtigen doppelzüngigen, zu jeder Schlechtigkeit bereiten Wahutu, denen ich in Zukunft kein Wort glauben möge, wenn sie die Watussi verleumdeten. — — — Also daher wehte der Wind!

Nachdem sie sich so ihres Auftrages entledigt hatten, kehrten sie wieder zur Residenz, dem Zentrum aller Beratungen, zurück.

20. Juni. (Am Mkunguti-Fluß.) Am Nachmittage des 17. brachte Ruhenankiko einige Krüge mit Pombe und ein paar Körbe mit Mehl und Bananen. Es reichte zwar lange nicht aus für den Bedarf meiner Karawane, aber es war immerhin ein Zeichen ihres besseren Willens als vorher. Auch versprachen sie für den kommenden Morgen mehr. Um sie in ihren guten Absichten für die knurrenden Mägen meiner Träger zu sorgen, etwas zu stärken, griff ich zu einem Mittel, zu dem mich eine Stelle aus dem Werke des Grafen Goetzen angeregt hatte.

Es befand sich unter meinen Lasten auch eine Kiste mit Raketen von zweierlei Art; die einen explodierten in der Luft mit weithin hörbarem Knall, die anderen teilten sich oben in ein Gewirr von fauchenden, feurigen Schlangen. Am Nachmittage des 17. präparierte ich etwa zwanzig Stück, nämlich von beiden Arten je zehn. Ich ließ zu diesem Zwecke ebenso viele Stöcke in den Boden stecken, in die je ein langer Nagel geschlagen war, band jede Rakete mit einem Pfeile zusammen, und steckte, als die Nacht hereinbrach, je eine Rakete auf einen der Nägel, so daß sie möglichst senkrecht oder etwas nach vorn, d. h. der Residenz zu balanzierten. — —

Es war gegen 9 Uhr. Eine herrliche schweigsame Nacht; der Horizont über den fernen Kämmen in leichten Dunst gehüllt, die Täler von weißen Nebelmassen bedeckt und der Himmel in voller Klarheit funkelnd. In tiefem Schlaf lag die Landschaft und träumte. Aus den Hirsefeldern unter uns drang der mir fremde Lockruf eines Vogels, und aus dem Dunkel des alten Hains klagten die Eulen. Sonst Schweigen. — — Tiefstes Schweigen. Nur drüben von der Residenz her erschallt wie jeden Abend der dumpfe Schlag der Pauken und dazwischen jauchzen hell die Flöten und trunkene Tanzlieder von Männern und Frauen. Und rings um den äußersten Zaun schließt sich wie der Gürtel einer Königin ein Ring von hunderten kleiner Wachtfeuer. — — — — — — — — —

Plötzlich blitzte es auf; zischend stiegen in rascher Folge die Raketen hoch und lösten sich in hundert Schlangen auf und krachend barsten die anderen in den Lüften. Und ehe noch zwei Minuten vergangen waren, breitete sich wieder schweigend die Nacht um unser Lager. — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

Wie ein Herbstwind, der plötzlich in einen Haufen welker Blätter stößt und sie nach allen Seiten über die öden Parkwege treibt —

also trieb der Schrecken auch die Mannen von Ruanda auseinander, die rings um die Residenz des Königs lagerten.

Wie ein wildes Tier, das seinem Käfig entsprungen ist, sich auf eine festlich versammelte Menge stürzt, daß sie nach allen Richtungen davon rennt und selbst weit Entfernte mit sich reißt, die den Grund der Panik nicht kennen; und in alle Gassen und Häuser drängen sie in ihrer Angst, bis der Festmarkt verödet daliegt — also stoben die Mannen von Ruanda über die Hänge hinab und in die Höfe hinein und rissen auch noch die mit sich fort, die auf der andern Seite der Residenz des Königs lagerten.

Wie eine Flutwelle, die sich mit wilder Gier auf ein Land stürzt und vom Meer wieder eingesaugt wird und noch einmal vorspringt und wieder zurückflutet und immer wieder mit langsam sterbender Kraft, bis zuletzt das Meer wieder ruhig daliegt, erschöpft, mit gebrochener Tücke, und nur noch von Zeit zu Zeit ein leises Schauern seine Haut kräuselt — also fluteten die Mannen von Ruanda zwischen den Feuern und den Höfen hin und wieder und stießen in den engen Pforten zusammen, und verdeckten die Flammen der lodernden Scheite mit den Silhouetten ihrer wimmelnden Leiber, und der Lärm ihrer Rufe schwoll an und schwoll und klang und klang wieder ab, bis sie zuletzt sich niederkauerten und alles war wie vorher — rings um die Residenz des Königs von Ruanda.

Aber die Pauken und Flöten wollten in dieser Nacht nicht mehr singen. — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

Es war für meine Bosheit ein köstliches Schauspiel gewesen; aber meinen Trägern willkommener war am nächsten Morgen ein anderes, als schon im ersten Tagesgrauen, kaum daß Trommeln und Schalmeien das Erwachen des Herrschers verkündet hatten, eine lange Schlange beladener Menschen sich durch das Haupttor der Residenz wand und den sanften Abhang unseres Berges hinaufkroch. An der Spitze marschierten die unvermeidlichen Ruhenankiko und Rudegembja, gefolgt von einer Kuh mit Kalb und einer Herde von etwa 80 Stück Ziegen. Nachdem die ungeheueren Mengen von Bananen und Mehl glücklich verteilt waren, schnürten wir zur Freude meiner beglückten Leute unser Bündel und marschierten in den nächsten Tagen hierher, auf dem Wege zum Akanjaru. Der Abschied von den Watussi war ungemein kühl; sie hatten mir den feurigen Spektakel der letzten Nacht wohl doch sehr übel genommen. Charakteristisch dafür war, daß, als ich dicht hinter dem Lager meiner

Karawane voranschreitend in einer Gruppe junger Watussi Schirangawe bemerkte und ihm zum Abschied die Hand reichte, er kaum, daß wir uns berührt hatten, seine Hand so rasch zurückzog, als hätte er glühendes Eisen gefaßt. Meine Leute lachten, weil sie in seinem Benehmen eine Äußerung der Furcht erblickt hatten. Ich persönlich hatte mehr den Eindruck, daß Grauen und Ekel aus ihm sprachen.

Einen Mtussi als Führer durch das Land zu erhalten, war mir nicht möglich. Aber vielleicht werden die Nachteile dessen durch andere Vorteile aufgehoben. Über meine Niederlassung in Ruanda sprach ich kein Wort; ich muß riskieren, es ohne ihre Erlaubnis zu tun und abwarten, was sie dagegen tun werden. Ich werde allerdings, wenn ich mich im Westen des Landes niederlassen sollte, ganz auf mich selbst angewiesen sein, weil diese, dem Kongostaat gehörigen Territorien infolge des Aufstandes der kongolesischen Soldaten, ohne jede Verbindung mit den Behörden sind. Meglio cosi.

Bemerkenswert ist noch ein Umstand, den ich heute, auf dem Umwege über meinen Boy, durch die sprachkundige Frau meines Kochs erfuhr; ein an sich lächerlich geringfügiger Umstand, der aber nach Meinung meiner Leute — und wie mir scheint, mit vollem Recht — für das Verhalten der Watussi von entscheidendem Einfluß sein sollte.

Es war nämlich der Intelligenz der Watussi, gelegentlich der Expeditionen Ramsay und Bethe nicht entgangen, daß die Teilnehmer nicht alle den gleichen Rang einnahmen, und es war ihnen insbesondere der Unterschied in der Uniformierung der Offiziere und Unteroffiziere aufgefallen, so daß sie sich darüber zu informieren suchten. Ihre eigene soziale Klassifizierung heranziehend, schlossen sie, daß es auch unter den Weißen Watussi und Wahutu, d. h. „Herren" und „Hörige" gebe, und daß diese Kasten auch äußerlich ihre Merkmale trügen. Als sie nun mich und meine Kleidung daraufhin musterten und das Fehlen jedes Abzeichens eines Großen (Achselstück) konstatierten, glaubten sie mit dem ihnen angeborenen Hochmut nicht mehr Rücksicht auf mich nehmen zu müssen, als meiner Stellung zukam, vor allem aber beschlossen sie, ihre Leistungen von einem reichlichen Tribut meinerseits abhängig zu machen. (Wie sich daraus alles weitere entwickelte, habe ich ja ausführlich geschildert.)

Nachdem dieser Brief meinen Lesern hauptsächlich von den Riesen dieses merkwürdigen Landes erzählt hat, wird wohl schon der nächste auch einiges von seinen Zwergen bringen.

Mganamukari, November 1900.

Ringmarsch um die Vulkane.

Brief XXIV.

Am Njawarongokuie, 1. Juli 1898. Zehn Tage sind es jetzt her, daß ich von meinem, etwas verunglückten, Besuche des Königs zurückkehrend die Vereinigung von Njawarongo und Akanjaru erreichte. Ich lagerte auf dem Rücken eines Berges, der mit riesigen uralten Kandelaber-Euphorbien bestanden war. Von meinem Zelt aus sah ich nach Süden in das mächtige Sumpftal des Akanjaru ein paar Meilen weit stromaufwärts und sah auch, wie er einige Kilometer nördlich, dicht am Fuße der jenseitigen Berge, in der Nähe einer mit üppiger Vegetation bekleideten platten Insel seine Wasser mit denen des Njawarongo-Kagera rechtwinklig vereinigte.

In diesen Gegenden hat seit mehr als drei Wochen die Trockenzeit eingesetzt, und die Eingeborenen sind fleißig bei der Arbeit, zu beiden Seiten des Flußes den Papyrus zu brennen. Das Schilf selbst ist rasch vom Feuer verzehrt; aber die oberflächlich unter der Erde fortkriechenden Wurzelstöcke glimmen tagelang weiter und senden durch alle Poren des Bodens dünne gelbliche Rauchstreifen, die bei Tage unsichtbar sind, in den Morgen- und Abendstunden aber als feine Schleier auf der Talsohle lagern. — — —
— — — — — — — — — — — —

Zu einer Zeit, wo im übrigen Ruanda die höchste Trockenheit herrscht und der ausgedörrte, rissige Boden nur welkes Gras und kümmerliches Unkraut trägt, bringt im Tal des Akanjaru der feuchte, schwarze Boden den Anwohnern eine reiche Ernte. Als ich zwei Jahre später von „Bergfrieden" aus eine Expedition zur Erforschung seines Laufes unternahm, da zog ich 4, 5 Tage stundenlang durch eine von Papyrus eingesäumte grüne Feldflur, die zu beiden Seiten des Flusses mehrere hundert Meter breit sich ausdehnt. Dies Bild und die Erinnerung an einen früchteschweren Garten, in den die Missionare von Missugi in kurzer Zeit durch Regulierung

des Bachbettes einen Papyrussumpf verwandelt hatten, zeigten mir deutlich, wie ungeheure Strecken fruchtbarsten Bodens von den Negern zu ihrem Schaden brach gelassen werden, während alljährlich in diesem oder jenem Gebiet in den letzten Monaten vor der Ernte die Nahrung in allen Winkeln zusammengekratzt wird, die Knollen der Farnkräuter und nahrlose Gräser die murrenden Mägen füllen und jedes Jahr ein neues Stück von den Wäldern der Randberge geopfert wird, weil die Leute auf ihren durch jahrelange schonungslose Kultur ausgesogenen Äckern die Ernte für die hungrigen Mäuler kinderreicher Familien nicht mehr ergiebig genug einbringen können. — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

Nachdem eine Vergleichung von Breite, Tiefe und Strömungsgeschwindigkeit der beiden Flüsse ergeben hatte, daß der Njawarongo bei weitem der größere ist, mußte ich ihm als dem eigentlichen Quellarm des Alexandranils folgen. In den ersten beiden Tagen versuchte ich vergebens an den Fluß heranzukommen. Ich sah ihn wohl unter mir in tief eingeschnittenem Tal in großen Schleifen durch den Sumpf sich winden, aber die Hänge fielen so schroff und steil ab, daß es nicht möglich war, zu ihm hinabzusteigen. Dann aber änderte sich die Formation des Tals vollkommen. Je weiter man stromaufwärts marschiert, um so enger wird seine Sohle und umsomehr macht der Papyrus erst einem niedrigen Schilf, dann einem mäßig feuchten Wiesenlande Platz und zuletzt nimmt der Njawarongo ganz den Charakter eines Gebirgsflusses an.

1. VII. 98. Wenn der Teufel mich nicht gerade zur Unzeit mit seinem dreckigen Klumpfuß getreten hätte, so wären die letzten Tage eine herrliche Erinnerung für mich gewesen. Wir marschierten streckenweise über den Fuß der nie sehr schroffen Hänge, meist aber im Tal selbst; durch Wiesen, an sauber eingezäunten Äckern vorbei oder durch Colocasiafelder, die die Ufer wie Zierbeete begleiten. Ihre umfänglichen, schön stilisierten Blätter sammeln den Nachttau in großen Tropfen, in denen der wolkenlose Himmel und die Strahlen der Sonne sich spiegeln. Der Reichtum an Bächen, die oft in kühnen Sprüngen durch enge gewundene Schluchten zu Tal reiten, ist enorm. Sechs, sieben Mal täglich mußten wir durch ihr kristallklares Wasser waten oder durch Pfützen und Morast stampfen, wenn sie über ihre flachen Ufer tretend im Tal des Njawarongo versickerten. Die Berge zu beiden Seiten des Flusses sind gut besiedelt, wenn auch nur stellenweise reich. Die Bananenhaine und Hütten liegen zerstreut

auf der Höhe der Kämme und den oberen Partien der Hänge. Die Breite des Flusses ist sehr schwankend, merkwürdig schwankend; zwischen 20 und 80 Meter. Auch die Strömung ist ungleich; manchmal fließt er ruhig und mit langweiliger Würde dahin und dann wieder macht er lärmend die ausgelassensten Bocksprünge über Geröll und Felsen. Bald steuert er in gerader Linie den kürzesten Weg als könne er es gar nicht erwarten, wie ein feurig Liebender die Braut, den Akanjaru in sein Bett zu reißen und dann wieder schlängelt er sich behaglich in solchen Windungen und Schleifen, daß es scheint, als wäre ihm die ganze Sache leid und als wolle er wieder zurück zur Quelle fließen.

Über die Bevölkerung kann ich nicht klagen oder konnte es wenigstens bis vor einigen Tagen nicht. Watussi zwar sah ich nie; sah nur ihre Rinderherden und ihre Gehöfte, aber sie selbst hielten sich mir fern, vielleicht auf Weisung von „oben". Aber deshalb brauchte ich doch nicht Hunger zu leiden, denn der Markt im Lager ward täglich lebhafter besucht. Wein, Mehl, Fleisch und Bananen wurden so viel gebracht, wie Herz und Magen meiner Träger begehren, so daß sie eitel Freude waren. Nur ich durfte es nicht sein, weil mir der Teufel ein Bein gestellt hatte.

In der Nacht nach meiner Ankunft am Akanjaru nämlich wachte ich mit dumpfen Gesichtsschmerzen auf; ich nahm ein Narkoticum, aber statt daß mir danach besser wurde, verschlimmerte sich der Schmerz im Laufe des folgenden Tages und bald wurde mir an dem Schwellen des Oberkiefers klar, daß ich eine starke Wurzelhautentzündung hatte. Nun stelle dir das, geliebter Leser, einen Augenblick vor! Man ist Arzt, man weiß genau, daß der Zahn heraus muß, weil sonst auch die Knochenhaut aufs schwerste erkranken kann, man weiß, daß Pogge in Westafrika an diesem Leiden elend zu Grunde ging, aber man weiß auch, daß der nächste Zahnarzt in Sansibar, zweitausend Kilometer entfernt sitzt. Hast du, mein Freund, schon einmal versucht, dir selber einen Zahn zu ziehen? Ich habe es versucht, sogar mit tauglichen Mitteln, aber bei dem Versuche ist es auch geblieben. Eher bringst du es noch fertig, dich mit deiner eigenen Hand zu erwürgen, als einen fest im Kiefer sitzenden Backzahn zu eliminieren. Also heran, Boys, Askaris oder wer sonst aus der Karawane Kraft und Kourage hat! Fünf Tage lang quälten wir uns mit vereinten Kräften; fünf Tage lang versuchte ich es immer wieder, die Zange an die richtige Stelle zu legen und zwei meiner kräftigsten Askaris an festgebundener Handhabe daran reißen zu lassen. Aber so ener-

gisch und brutal die Neger in ihren ärztlichen Hilfeleistungen untereinander sein können, beim Europäer versagen sie vollkommen. Man kann ihnen hundert Mal sagen, sie bitten, beschwören, sie anflehen, keine Rücksicht zu nehmen — vergebliches Bemühen; lahm und zaghaft bleibt jeder ihrer manuellen Griffe. Fünf Tage lang dauerte dieses Martyrium und die Schmerzen raubten mir den Trost der Nächte und drohten mich verrückt zu machen, so daß ich oft auf dem Marsche, wenn wir einen Bach passierten, meinen heißen, geröteten Kopf in das eiskalte Wasser steckte. Fünf Tage und fünf schlaflose Nächte. Da endlich vor dreimal vierundzwanzig Stunden erbarmte sich ein hilfreicher Gott meiner, und der durch die häufigen Eingriffe und durch den Abszeß in der Wurzelhöhle gelockerte Zahn ward plötzlich der Klügere und gab uns nach. Ich hätte vor Wonne gejauchzt, wenn durch meine verschwollene Mundspalte ein Jauchzer überhaupt noch dringen konnte. Erst seit gestern habe ich mein normales Gesicht einigermaßen wiedererlangt.

Ich bin übrigens gestern nicht marschiert und ich weiß vorläufig auch nicht, wann ich von hier wieder fortgehen werde. Seit einigen Tagen nämlich beginnt die Bevölkerung, mir Schwierigkeiten zu bereiten. Die Sache hub damit an, daß in den letzten Nächten meine Posten mir allerhand Beobachtungen von Gestalten meldeten, die um das Lager herumschlichen. Wiederholt wurde ich durch Schüsse gestört, ohne daß sich ein objektiver Befund für die Richtigkeit ihrer Beobachtungen nachweisen ließ, und da ich wußte, wie lebhaft, besonders im Dunklen, die Phantasie der Neger arbeitet, wenn sie einmal gereizt worden ist, so legte ich diesen Dingen keinen Wert bei, und glaubte es auch nicht ganz, als einige Träger sich darüber beklagten, daß ihnen ihre armseligen Wertsachen, angeblich unter dem Kopf fort, aus den verschlossenen Zelten gestohlen worden seien. Ich ermahnte selbstverständlich die Posten zur Wachsamkeit, bat mir aber aus, inbezug auf Schießereien etwas weniger vorschnell zu sein. Jedoch in der Nacht von vorgestern zu gestern ereignete sich etwas, was zur Nachdenklichkeit stimmen konnte und die Beobachtungsgabe meiner Leute einigermaßen bei mir rehabilitierte.

Als nämlich das Lager früh morgens erwachte, stellte sich heraus, daß das Kalb meiner Milchkuh verschwunden war. Ich mochte es zuerst gar nicht glauben, weil die Tiere mitten zwischen unseren Zelten gestanden hatten, und ich es für unmöglich hielt, daß der Posten so freche Diebe nicht bemerkt hätte; dann aber

ergab eine schärfere Inquisition, daß die dritte Nummer der Wachen, die um 2 Uhr aufziehen sollte, es für angenehmer erachtet hatte, zu schlafen. Das war nun allerdings eine starke Leistung, um so trauriger, als sie Tangatschuma, einer meiner besten Leute, auf dem Gewissen hatte. Aber was half da lamentieren? das Unglück war nun einmal geschehen und wenn ich es nicht reparieren konnte, so mußte ich meinen Schmerz mit der Negerweisheit salben: amri ja mungu, Allah wollte es so. Aber so leicht ergebe ich mich nicht in mein Schicksal. Die Sache war sehr fatal, denn auf dem kümmerlichen Speisezettel meines Koches bildeten Kompositionen mit Milch den wesentlichsten Bestandteil. Ja, ich wüßte eigentlich nicht, wie ich augenblicklich ohne Milch bestehen sollte, denn erstens kann ich Kaffee, mein einziges Getränk, ohne Zusatz von Milch nicht über die Lippen bringen und zweitens habe ich mir fast alle Gerichte, die man mit dem mir hier zur Verfügung stehenden Material bereiten kann, so übergegessen, daß ich schon zu würgen anfange, wenn ich nur an sie denke. — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

Nun werden vermutlich aufmerksame Leser die berechtigte Frage stellen: „Ja, melkt man denn bei Euch zu Lande die Kälber?" „Nein, geliebte Gemeinde, in der Regel nicht. Aber die afrikanischen Milchkühe haben die eigentümliche Laune ihre Milch sofort zu verlieren, oder wenigstens auf ein Minimum zu beschränken, wenn man ihnen das Kalb nimmt.*) Deswegen verkaufen die Eingeborenen auch nie ein jüngeres Kalb und wenn es ihnen stirbt, so suchen sie die Mutterkuh damit zu täuschen, daß sie das mit Salz eingeriebene Fell des Verendeten oder zum mindesten ein Stück davon, sei es auch nur schachbrettgroß, über einen Stock hängen und beim Melken der Alten vors Maul halten. Dies mag dieser oder jener für einen schlechten Witz von mir ansehen, aber die Geschichte ist uralt und jedem Ethnographen bekannt. Schweinfurt hat sie schon vor vielen Jahren im Sudan beobachtet und ich glaube nicht einmal, daß er der erste war.

Nun wird der Leser meine Verlegenheit eher begreifen und verstehen, daß ich sofort entschlossen war, alles zu versuchen um einen Ersatz zu schaffen. Daß dies nicht sehr leicht sein würde, war mir a priori klar, denn ich hatte schon in den letzten Wochen den

*) Was dieses Minimum bedeutet, läßt sich daraus ermessen, daß eine ausgezeichnete Milchkuh der besten Art durchschnittlich etwa drei Liter pro Tag und auf dem Marsch entsprechend weniger gibt.

Versuch gemacht, mir für alle Fälle eine Reservekuh mit Kalb anzuschaffen, war aber auf so unerhörte Forderungen gestoßen, daß ich bei meinem geringen Bestand an Tauschmitteln sofort davon absehen mußte. — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — —

Eine Verfolgung der Spuren des Kalbes zeigte, daß es von zwei oder drei Männern einige Kilometer stromaufwärts getrieben worden war. Dann verlor sich die Fährte und es war sehr wahrscheinlich daß man es über den Fluß gebracht hatte. Der Vormittag ging damit hin, daß ich nach allen Richtungen Leute ausschickte, die Eingeborenen befragen ließ, auch den Stellvertreter des bei Hofe weilenden Häuptlings dieser Gegend interpellierte, aber das Resultat meiner Enquete war gleich Null; die Eingeborenen hießen Hase und wußten von nichts. Die einzige Auskunft, die ich auf meine Frage, wer wohl das Kalb gestohlen haben könnte, bekam, war: die „Bakiga", was mir die Frau meines Kochs mit „Diebe" übersetzte. Das war sehr logisch, wußte ich aber schon vorher.

Kriegsrat. Ich: Präside, Beisitzer: Schausch Ali und die drei Wanjampara von Bagamojo, Pangani und Tabora. Der Askariführer: schläfrig und langsam, Bagamojo: heftig und mit großartigen Gebärden; Pangani: ruhig und verständig; und Tabora — nämlich der Mnjampara Msuri, d. h. der Schöne — in seiner üblichen gezierten weibischen Manier; aber alle in ihren Ansichten und Ratschlägen einig, ich solle aus der nächsten besten Herde mir selbst einen Ersatz herausholen. Gebilligt und ausgeführt. Schon nach einer Stunde standen vier Kühe und ebenso viele Kälber im Lager und erfüllten den Bananenhain mit melancholischem Wechselgesang. Der Besitzer der Herde, der zunächst an einen feindlichen Überfall glaubte, flüchtete zuerst, ließ sich aber dann bewegen, seinem Vieh zu mir zu folgen. Er war natürlich sehr aufgeregt, doch beruhigte es ihn sofort einigermaßen, daß er wenigstens drei von den Kühen mit ihren Jungen wieder forttreiben durfte. Auch die vierte sollte er zurückerhalten, und noch eine gute Belohnung dazu, wenn er mir zu meinem Eigentum verhelfen wolle. Ich bot ihm sogar an, einstweilen meine, ihres Kalbes beraubte Kuh in Verwahrung zu nehmen, doch er lehnte es ab, weil sie, wie er sagte, ein Geschenk des Königs sei und die Watussi ihn töten würden, wenn sie hörten, daß er, ein gemeiner Mann aus dem Volke, ein Rind aus den königlichen Herden in Besitz genommen hätte.

Da der mutmaßliche Dieb stromaufwärts saß, so entschloß ich mich einen Tagemarsch weiterzuziehen und kam heute mittag hier in diesem Lager an. Es befindet sich da, wo der von Süden kommende Njawárongo nach Osten umbiegt. An dieser Stelle empfängt er einen von Norden aus dem Vulkangebiet kommenden Nebenfluß, namens Mkunga, der ihm etwa ein Drittel seiner Wassermassen zuführt.

Die Kunde von dem nächtlichen Ereignis und meinem raschen Handeln hatte sich schnell verbreitet; man merkte das an der großen Aufregung, die alle Berge, an denen wir vorüberzogen, mit reicherem Leben als sonst erfüllte. Einen Augenblick schien es unterwegs, als ob wir Feindseligkeiten ausgesetzt sein würden, denn es hatte sich an einer Stelle, wo man auf engem Pfad über steile Abhänge nur langsam vorwärts kam, ein großer Haufen Volks über uns angesammelt, der bei unserem Vorbeimarsch in heftige Verwünschungen ausbrach. In solchem Moment heißt es, seine Nerven zu beherrschen; ohne die Schreier anzuschauen, meine Augen auf Kompaß und Routenbuch gerichtet, nahm ich den Weg auf, als ob kein feindseliger Wunsch meine Schritte belauere. In so gespannter Atmosphäre genügt oft die geringste mißverstandene, zufällige Bewegung des einen oder anderen Teiles, um eine verhängnisvolle Entladung herbeizuführen.

Wir marschierten meist längs des Stromes, passierten auch den Ort, an dem wahrscheinlich das Kalb hinübergetrieben worden war und erreichten den Mkunga, der am linken Ufer des Njawarongo mündet. Hier wollte ich lagern, aber da auf unserem, dem rechten Ufer, gar kein geeigneter Platz war, sehnte ich mich hinüber, wo sich zwischen den rechten Winkel, den die beiden Flüsse bildeten, dicht unterhalb ihrer Vereinigung, eine schöne saftige Wiese schob. Aber wie über den in reißendem Laufe, ca. 50 Meter breit dahinströmenden Fluß kommen? Die Aufgabe schien leicht lösbar, denn vis à vis, wo sich inzwischen ein paar hundert Eingeborene angesammelt hatten, lag im Schilf verborgen aber doch deutlich sichtbar, dicht an der Mündung des Mkunga ein großer Einbaum.

Und nun geschah etwas Unerwartetes: Ich rief, mir den Kahn herüberzubringen, aber die Eingeborenen rührten sich nicht, schüttelten nur die Köpfe und lachten mich aus und lachten immer stärker, als erst ich den Befehl wiederholte und dann die Wanjampara im Chor ihn hinüberbrüllten. Meine Leute waren über diese Frech-

heit der „Barbaren“ außer sich und baten mich, hinüberzuschießen, was bei der kurzen Entfernung ein furchtbares Desastre verursacht hätte. Aber daran war natürlich nicht zu denken; Gassenjungenstreiche bestrafe ich nicht mit dem Tode. Und nun erlebte ich eine Szene, die immer zu den köstlichsten Erinnerungen meiner Reise zählen wird. Meine Leute, die infolge meiner Weigerung keine andere Ableitung für ihren Zorn fanden, begannen erst einzeln, dann in Gruppen fürchterlich zu schimpfen, und zuletzt standen auf unserem Ufer über 150 kreischende und brüllende Männlein und Knäblein und auf der anderen Seite ebenso viel vor Vergnügen wiehernde Eingeborene. Und je wilder auf dem rechten Ufer des Flusses die Mütter und Großmütter der Barbaren bis ins dritte und vierte Glied verwünscht wurden, um so jauchzender heulten auf dem linken Ufer die Söhne und Enkel der Betroffenen. Es war ein Schauspiel für Götter, wie diese feindlichen Brüder hier mit rotbraunen Köpfen und geschwellten Adern sich im Schreien überboten und in den Tiefen ihrer Erinnerung und aus der Fülle ihrer Sprachkenntnisse immer saftigere Beschimpfungen heraussuchten. Und die Koseworte flogen von hüben und drüben wie Roßäpfel durch die Luft. Aber so hilfeflehend auch meine Leute in ohnmächtiger Wut ihre Blicke stromaufwärts sandten — der Njawarongo wälzte in immer neuen Massen seine lehmgelben Fluten zu Tale. Ich hatte indessen auf dem Uferrande gesessen und zuerst mit demütiger Bewunderung diesem Konzert wohllautender Kraftworte zugehört, aber zuletzt fürchtete ich doch für den Verstand meiner Karawane und gab den Wanjampara den Auftrag „Das ganze Halt“ zu blasen. Um überhaupt an diesem Tage lagern zu können, entschloß ich mich für einen schmalen Platz am jenseitigen Ufer zwischen Berg und Fluß, dessen Zugang uns die Fußspuren von Mensch und Vieh verrieten. Es war ein Glück für die Barbaren, daß, nachdem wir den Strom auf einer bequemen Furt oberhalb seiner Vereinigung mit dem Mkunga gekreuzt hatten, zwischen ihnen und uns jetzt noch dieser Nebenfluß lag, denn sonst wären meine Leute kaum noch zu halten gewesen.

Ich bin nun entschlossen, ein paar Tage hier zu liegen und zu versuchen, mein Eigentum mir zurückzuverschaffen, besonders nachdem mein Viehhirt mir erklärt hat, daß die „neuerworbene“ Kuh lange nicht so viel Milch produziere, wie meine alte.

2. Juli. Als ich gestern abend vor meinem Zelt saß und bei Lampenschein mein Tagebuch vervollständigte, hörte ich plötzlich vom

anderen Ufer her meinen Ruanda-Namen Kanajoge*) rufen. Nachdem wir so auf das Kommen irgend welcher Leute vorbereitet waren, rauschte es auch bald im Wasser und zwei Eingeborene stürzten blutüberströmt ins Lager und sprudelten hastige Worte über ihre Lippen. Es war der Besitzer der gestern „erworbenen" Kuh und sein Bruder. Mit einiger Mühe stellte ich als Kern des Redeschwalls folgendes fest: Wie ich erwartet hatte, war es ihnen mit geringer Mühe gelungen, die Diebe ausfindig zu machen. Vom Wunsche erfüllt, sein Besitztum und die versprochene Belohnung zu erhalten, waren die beiden jenseits des Flusses den Spuren des Kalbes gefolgt und hatten es in der Hütte eines Eingeborenen gefunden. Aber auf die Forderung, es herauszugeben, waren sie von dem Diebe und seinen Helfershelfern mit Stöcken und Lanzen überfallen und gemißhandelt worden. Ich verband den beiden die Wunden und hieß sie, heute morgen wiederkommen, damit sie mich in das Dorf der Bakiga führen.

Heute nacht verstärkte ich die Posten; daß es nötig war, zeigte sich sehr bald, denn um die zwölfte Stunde merkte ein Askari einen Haufen Männer das jenseitige Ufer entlangschleichen, die zweifellos über den Fluß setzen und von einer Flanke her in das Lager dringen wollten. Er schoß auf sie, ohne in der Dunkelheit sein Ziel zu treffen.

Heute morgen kam, wie verabredet, der Eingeborene von gestern abend, aber ohne seinen Bruder, den angeblich die Wunden zu sehr schmerzten. Ich ließ mir genau die Route beschreiben, um danach meine Rückkunft bemessen zu können, und marschierte dann mit acht Askaris (und einigen Trägern zum Heimtreiben des Kalbes) unseren gestrigen Weg stromabwärts. Ein Kahn war nirgends zu entdecken und doch mußten wir an das andere Ufer. Mein Führer war heute sehr zaghaft und gab ausweichende Antworten. Es war ein glücklicher Zufall, daß wir bei einer Wegbiegung Eingeborene sahen, die ein paar hundert Meter entfernt an einer Furt über den Fluß setzten. Inzwischen hatte unser Kommen große Aufregung auf den jenseitigen Bergen verursacht; man sah Weiber

*) Kanajoge ist eine Verstümmelung von Bana koga, „Wasserfreund" wie mich die Karawanenleute nannten. Wörtlich heißt es: Der Herr der badet. Nun bitte ich, daraus keine falschen Schlüsse auf die Körperpflege der übrigen Europäer in der Kolonie zu ziehen. Der Name entstand nur dadurch, daß ich ein besonderer Wasserfreund bin und auf dem Marsche wo es möglich ist, statt des täglichen Bades deren zwei oder drei nehme. Offenbar machte dies auf meine Leute einen solchen Eindruck, daß mir in kurzer Zeit die obige Bezeichnung anhaftete, ohne daß man sagen konnte, wer sie erfunden hatte. Sie war eben eines Tages da.

mit kleinen Kindern an der Hand und Säuglinge auf dem Rücken, andre schwer beladen mit allerhand Hausgerät, eiligst die Hütten verlassen und den Berg hinaufsteigen; man sah Hirten ihre Herden unter anspornenden Rufen mit langen Stöcken die Hänge hinauftreiben; langgezogene Rufe und hundert Namen wurden von Ufer zu Ufer geschrien und die jüngeren Leute stürzten, mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, über die Abhänge zum Ufer, an dem schon eine große Zahl erregt hin und her laufender, heftig gestikulierender Eingeborener versammelt war. Man merkte es ihnen an, daß sie durch unser Kommen überrascht waren, daß sie nicht wußten, ob sie unseren Absichten feindselig oder gleichgültig begegnen sollten. Um ihnen keine Zeit zu längerer Überlegung zu lassen — denn schon begannen einige jüngere Leute die Pfeile auf die Sehnen zu legen — befahl ich meinen Leuten, so wie wir waren, in den Fluß zu springen, um das andere Ufer zu gewinnen. Ich selbst sprang als fünfter hinein.

Es war eine sehr unangenehme Furt, das Wasser reichte den meisten von uns bis zum Hals, der Grund war sandig, die Strömung reißend und der Boden schien unter unseren Füßen talabwärts zu treiben. Man mußte alle Kraft zusammennehmen, um nicht fortgerissen zu werden. Ein paar Schritt hinter mir ging der Gefreite Mkono, den Graf Goetzen einst in den Urwäldern der Vulkane für mehrere Tage verloren hatte. Es war ein kleiner Kerl, dem das Wasser bis zur Nase reichte. Infolgedessen hatte er nicht die Kraft, der Strömung Widerstand zu leisten, wurde abgetrieben und wäre unfehlbar ertrunken, wenn nicht glücklicherweise zwei baumlange Träger rasch hinterhergesprungen und ihn herausgeholt hätten. Weder ich noch die anderen die vor mir gingen, bemerkten seinen Unfall, denn wir hatten selber genug mit der Strömung zu kämpfen und überdies mußten wir unsere Gewehre schützen, deren Mündung wir auf die Eingeborenen richteten. Man sah sehr deutlich, daß diese zu keinem Entschluß kommen konnten, und daß die älteren Leute die jüngeren von Torheiten zurückhielten. Inzwischen hatten die beiden Spitzenaskaris eine seichte Stelle erreicht und riefen den Eingeborenen zu, sich zurückzuziehen. Als ich selbst bald darauf das andere Ufer gewann, flüchteten alle und blieben erst ein paar hundert Meter entfernt stehen. Ich rief ihnen zu, heranzukommen, denn wenn sie auch unrecht an mir getan hätten, weil sie die Diebe nicht verraten hätten, so daß ich von Rechts wegen mich an ihren Herden schadlos halten könnte, so wolle ich ihnen verzeihen, wenn sie sich ruhig verhielten. Sie antworteten mit Versicherungen

ihrer Ergebenheit, kamen aber zunächst nicht heran. Als wir gleich weitermarschieren wollten, um die triefenden Kleider während des Marsches von der Sonne trocknen zu lassen, stellte sich heraus, daß der Führer am anderen Ufer zurückgeblieben und verschwunden war. Er fürchtete sich offenbar zu sehr vor der Rache der Diebe, denen er uns auf den Hals schickte. Übrigens hatte er uns den Weg, der sehr nahe war und das Tal, das wir passieren mußten, so genau beschrieben, daß ich auch ohne ihn mein Ziel zu erreichen hoffte. Aber nachdem wir etwa eine Stunde marschiert waren, fand ich mich nicht mehr zurecht. Schon wollten wir ärgerlich wieder umkehren, als wir bei einer Wegbiegung plötzlich das Blöken des Kalbes dicht über uns vernahmen. Wir gingen den Lauten nach und siehe da, auf einer freiliegenden Graskuppe, die unbebaut war, stand, mit einem kurzen Strick an einen Pflock befestigt, das Kalb und schrie verlangend in Hunger und Liebe nach seiner Mutter. Inzwischen hatte sich eine Anzahl Eingeborener eingefunden, die uns den Sachverhalt erklärten. Danach hatten die Bakiga, die Diebe, als sie von unserem Kommen hörten, das Kalb schleunigst hierher getrieben. Nach einigem Parlamentieren erklärten einige sich bereit, uns zu den Hütten der Frechlinge zu führen; wir erreichten sie nach etwa einer Stunde auf den Abhängen eines engen, steilen Tales. Das kleine Gehöft mit drei, vier Hütten war natürlich verlassen, und in den öden Räumen fand sich auch nur einiges Gerümpel, darunter eine komplette Tanzausrüstung, d. h. Kopfschmuck, lange Stäbe mit Rasseln und ein paar Glocken. Die Hütten wurden verbrannt, ein paar Tabaksbeete abgeerntet und dann marschierten wir wieder in unser Lager zurück, im Triumph unser neugewonnenes Kalb vor uns hertreibend, dessen preußische Farben hell in der Sonne glänzten. Das Widersehen zwischen Mutter und Kind war rührend und ähnlich herzlich verlief die Wiedervereinigung zwischen dem gestern „erworbenen" Vieh und seinem Besitzer. Nachdem er gesehen hatte, wie glimpflich die Sache für alle Beteiligten abgelaufen war, hatte er sich auf dem Rückweg uns wieder angeschlossen und empfing außer seinem rechtmäßigen Besitztum noch die versprochene Belohnung. — — — — — — — —

Meinen unfreiwilligen Aufenthalt an der Mündung des Mkunga hatte ich auch dazu benutzt, um über den Lauf dieses Flusses und das Gebiet, das er durchströmt Erkundigungen einzuziehen. Bei dieser Gelegenheit hatte ich zunächst etwas sehr frappierendes festgestellt, nämlich daß „Bakiga" nichts mit „stehlen" zu tun hat,

sondern daß es wörtlich übersetzt etwa die „Bewohner des Poris" heißt und daß so die Eingeborenen bezeichnet werden, die vom Kongo-Staat her in Ruanda eingewandert seien. Ein alter, sehr vernünftiger Mtussi, der mich heute im Lager besuchte — der erste, den ich seit Mkingo sah — gab mir über diese Leute eine Reihe, wie ich glaube wahrhafter, Erklärungen. Nach ihm hätten die Bakiga früher im Westen der Vulkane gewohnt. Von dort seien sie durch die immer sich wiederholenden Einfälle der Waregga nach Osten gedrängt worden bis zu dem See von Jtschumwi*), und hätten allmählich das ganze Gebiet am Fuß der Vulkane und von dort aus das Mkunga-Tal bis zum Njawarongoknie hin besiedelt. In all diesen Landschaften lebten sie unter der alten Bevölkerung, verleugneten aber in Sprache, Sitten und Charakter in vielen Beziehungen nicht Ursprung und Heimat. Nominell unterständen sie zwar dem König von Ruanda, seien aber ewig aufsässig und widerborstig, besonders in den letzten Jahren, als die Stammprovinzen der Watussi nach dem Tode Luabugiris durch inneren Hader sich zerfleischten. Der Mann erklärte ganz offen, daß die besonnene Art und Weise, mit der ich in der Diebesaffäre vorgegangen sei und insbesondere der Umstand, daß ich nur die Schuldigen zu strafen ausgegangen wäre, ihm den Mut gemacht hätten, zu mir zu kommen und mich zu bitten, auch in den Wiederholungsfällen genau zwischen den Wanjaruanda und den Bakiga zu unterscheiden. Denn, wenn ich, wie er gehört habe, die Absicht hätte, nach Norden zu ziehen, so prophezeie er mir, daß ähnliche Dinge sich noch oft wiederholen würden, denn es gäbe hier ganze Gemeinden von Dieben, unter deren Belästigungen die alte Bevölkerung ebenso zu leiden habe, wie jetzt ich.

Das waren ja recht nette Aussichten. Aber gleichwohl entschied ich mich dafür, die Quellforschung eine Zeitlang ruhen zu lassen und erst einen Ringmarsch um die Vulkane herum anzutreten. In einem Monat durfte ich hoffen, wieder am Zusammenfluß des Njawarongo und des Mkunga einzutreffen.

7. Juli. (Am Ostfuß des Muhawura-Vulkans.) Von den letzten Tagen ist viel zu berichten. Wir zogen das Mkunga-Tal stromaufwärts immer auf seinem rechten Ufer. Von dem Flusse selbst war wenig zu sehen, da er seinen Lauf in dichten Schilfmassen verbirgt, und nur das stärkere oder schwächere Rauschen seiner vielen Schnellen

---

*) d. h. Der Salzsee, nämlich der Albert-Eduard-See.

verriet uns seine größere oder geringere Entfernung. Die Gegend war sehr reich besiedelt; die steilen Hänge der Talwände mit Bananenhainen bedeckt. Zahlreiche Bäche, die von Ost und West dem Mkunga zuströmen, kreuzten unseren Weg. Es war ein sehr eigenartiges Bild, wenn in der ersten Morgenstunde die Nebel in all den Schluchten und Spalten wogten und über dem Mkunga selbst in leise flutender Bewegung standen, und während die Westseite des Tales noch in tiefblaue Schatten gehüllt war, auf der Ostseite schon die Millionen von tauglänzenden Bananenblättern wie silbergraue Fahnen sich neigten und hoben und zwischen ihnen bläulicher Herdrauch aus verborgenen Hütten drang, der, von der feuchten Luft niedergehalten, langsam über die Abhänge hinabkroch.

Aber eine Stunde später hatte sich die Stimmung der Landschaft total verändert; dann füllte ein flimmernder Dunst die Höhen und Tiefen, hinter denen sich die Formen der fernen Berge im Norden nur schattenhaft abhoben. Auf weiten Strecken war das Gras frisch gebrannt, so daß jeder Schritt über die verkohlten Flächen eine schwarze Staubwolke aufwirbelte; an anderen Stellen zogen lange Feuerlinien durch das Tal, und dann mischte sich ihr schweflig-gelber Rauch mit dem zitternden Atem der verdorrenden Erde. Und je höher die Sonne stieg, um so träger zogen Mensch und Vieh am Rande der bebend heißen Steppe.

Unser Lager schlugen wir in diesen Tagen meist am Fuße der Berge im Schatten eines der zahlreichen Bananenhaine auf. Die Anwohner verhielten sich friedlich, brachten Geschenke und reichlich Lebensmittel zum Verkauf. Die Wege waren nicht sehr beschwerlich, so daß alles guter Dinge gewesen wäre, wenn wir nicht Nacht für Nacht durch die frechsten Diebereien gestört worden wären. Es begann damit, daß in der ersten Nacht verschiedenen Trägern die Bündel, auf denen sie in ihren Zelten schliefen, unter dem Kopf fortgestohlen wurden. Dreister aber war, was in der zweiten Nacht sich ereignete. Der Leser weiß aus früheren Briefen, daß ich immer eine Herde von Ziegen mit mir trieb, um stets Fleisch für die Leute zu haben. Dieses Kleinvieh ließ ich in einer rasch erbauten Hürde, etwas abseits des Lagers, unter Bewachung einiger Leute schlafen, weil nächst dem Geschrei der Ibisse und dem Gesang der Moskitos kein Laut meinen Nerven so verhaßt ist, wie die Lieder eines verliebten Ziegenbockes. Und leider gelten auch von ihnen die schönen Worte Zarathustras: Nacht ist es — nun tönen lauter alle Lieder der Liebenden — und daher die nächtliche Dis-

lozierung. Auf diese Herde stürzten sich, während die Wächter schliefen, fünfzehn oder zwanzig Bakiga, rissen sie auseinander und begannen sie fortzutreiben. Als aber die erschrocken aus dem Schlafe auffahrenden Posten sie mit Gewehrschüssen verfolgten, ließen sie die Tiere im Stich und liefen davon. Inzwischen war das ganze Lager alarmiert und alles stürzte, ohne zu wissen warum, mit Speer oder Messer bewaffnet, davon. Die meisten überdies in eine ganz falsche Richtung. Dabei ereignete sich etwas ungemein komisches. Als wir nämlich von der nutzlosen Verfolgung zurückkehrten, entdeckte zunächst der Askari Schulze, daß das Zelt, in dem er noch eben neben der Hürde geschlafen hatte, mit allem was darin war, vom Erdboden verschwunden war. Es war eines der üblichen, einen halben Meter hohen Trägerzelte, die die Leute auf dem Marsche, als Schutz gegen den Druck der Lasten, um den Kopf gewunden tragen. Kaum hatten wir uns von diesem Schreck erholt, so kamen erst zwei, dann noch zwei und zuletzt noch drei Träger, die ihre Bündel und Felleisen vermißten. Es war also kein Zweifel, daß, während wir stromaufwärts die einen verfolgt hatten, von der anderen Seite her andere Bakiga in das verlassene Lager gedrungen waren und die in dem Bananenhain verstreuten Zelte nach Herzenslust geplündert hatten.

Diese Ereignisse hatten mich natürlich vorsichtig gemacht, sodaß ich von nun an das Lager in einer geschlossenen Ordnung aufstellen ließ. Das ist nicht sehr angenehm, denn bisher hatte ich mich immer nach den Windverhältnissen gerichtet, um nicht von dem Rauch der Herdfeuer belästigt zu werden. In der dritten Nacht lagerten wir in einer alten Residenz und ich hatte ein kleines Gehöft als Hürde für meine Milchkuh und ein paar Stiere benützt. Aber auch hier wurde der Versuch gemacht, das Vieh zu stehlen, doch von dem Posten rechtzeitig bemerkt, der von einem der Diebe mit einem heftigen Stockschlag über das Gesicht bedacht wurde. In der vierten Nacht wurden wieder einige Träger bestohlen und ein paar Ziegen weggetrieben, trotzdem ich gleichzeitig drei Posten im Lager stehen hatte. Aber meine Leute sind fest davon überzeugt, daß die Bakiga geheime Zaubermittel haben, mit denen sie die Sinne der Wachen verwirren, wenn sie sich nicht gar ganz unsichtbar machen. In den letzten Nächten hatten wir verhältnismäßig Ruhe; nur einmal verscheuchte ein Posten ein paar Gestalten durch Schüsse; dagegen wurden bei Tage einige kleine Diebstähle ausgeführt.

Während des ganzen Marsches den Mkunga aufwärts und durch die große Landschaft Mlera ereignete sich jeden Abend etwas sehr seltsames. Sobald die kurze Dämmerung tiefer Nacht gewichen war, meine Leute rings an den flackernden Feuern saßen und leise schwätzten, ich selbst beim traulichen Schein meiner Lampe las oder von der fernen Heimat träumte, ließ sich plötzlich von irgend einem der Berge in der Nähe des Lagers her eine Stimme vernehmen, deren Ruf klar und scharf die Finsternis zerschnitt: „Hört, hört es, ihr Söhne von Ruanda! Ein Fremder ist im Lande. Geht nicht in sein Lager, um ihn oder eines seiner Kinder zu bestehlen. Hört, hört es! Er wird eure Hütten verbrennen, er wird eure Haine und Felder verwüsten; er wird eure Weiber und Töchter als Sklavinnen mit sich schleppen, wenn ihr ihn beraubt. Hört, hört es, ihr Söhne von Ruanda!" Und von allen Bergen und Hügeln ringsum erhob sich aus dem Dunkel der Bananenhaine die vielstimmige Antwort: „Wir hören, wir hören es!" Und dann ließ sich stromauf und stromab von einem entfernteren Punkte dieselbe Rede noch einmal vernehmen und dann wieder von einem ferneren, bis zuletzt die gedämpften Klänge nur noch wie der letzte Hall eines ersterbenden Echos durch die schweigende Nacht zitterten.

Das erste Mal als ich diese seltsamen Warner hörte, hatte ich an die Wirkung ihrer Rede geglaubt, aber der Leser weiß bereits, wie leider die Ereignisse meinem all zu willigen Vertrauen widersprachen.

Am 6. Juli lagerte ich in einem kleinen Kessel der von einem kristallklaren Bache, dem Penge, durchströmt wird. In diesem Lager durfte ich zum ersten Male das grandiose Bild bewundern, das ich in den nächsten Jahren noch — ach wie oft — anzustaunen Gelegenheit hatte, ohne daß ich je seiner satt wurde.

Aber davon im nächsten Briefe.

Mganamukari, Januar 1901.

Brief XXV.

Im Penge-Lager hörten wir von den Eingeborenen, daß hinter der nordwestlichen Kesselwand sich ein großer Markt*) befände. Als gegen Abend einige Träger, in dem Irrtum befangen, daß dieser Markt noch zu so später Stunde besucht wäre, die Höhen erstiegen, sah man sie von oben mit heftigen Gebärden winken und rufen. Um den Grund ihrer Erregung kennen zu lernen, folgte ich mit einigen meiner Leute neugierig ihren Spuren. Ich erklomm den Kamm, warf einen Blick in die Landschaft vor uns und begriff sofort ihr Verhalten, denn ein seltsam schönes Bild baute sich da oben vor uns auf.

Zum Greifen nahe stiegen die drei Vulkane der östlichen Gruppe aus einer endlos nach Westen sich dehnenden Lavaebene auf: Am weitesten rechts, d. h. östlich, erhebt sich ein riesiger, über 4000 Meter hoher, steiler und sehr regelmäßiger Kegel (Muhawura). Nach Westen hin fällt er nicht bis zur Ebene ab, sondern nur etwa 1000 Meter bis zu einem Sattel, der ihn mit einem zweiten, etwa 3500 Meter hohen, dicht unter der Spitze abgeschnittenen Kegel (Gahinga) verbindet. Dieser steigt nach Westen, in schwächerer Neigung als auf der Ostseite, zu einem noch tieferen Sattel, dem sich der dritte der Kolosse anschließt, der 3700 Meter hohe Ssabjin. Wie ein breiter dolomitenartig gezackter Rücken hebt sich seine Silhouette von dem roten Grunde des Abendhimmels ab.**) Nach Südwesten setzt er sich in einem langen, etwa 2600

*) Solche Märkte befinden sich in diesem ganzen Gebiet und an den Ufern des Kiwusee, soweit eben westlicher Einfluß reicht. Hier haben sie sich erst vom Kiwusee her eingebürgert. In den Stammprovinzen von Ruanda fehlen sie. Wo sie vorhanden sind werden sie verschieden oft abgehalten, manche täglich, manche zweimal wöchentlich. Man findet sie alle drei, vier Stunden.

**) Er ist der Rest einer Kraterumwallung, die im Osten und Westen bis zum Grunde aufgerissen wurde und deren stehengebliebene Kulisse statt von dem horizon-

Meter hohen Grat mit vielen Schroffen und Zinnen fort. Außer dieser Gruppe sieht man noch fern, fern gen Westen eine zweite Gruppe noch höherer Riesen mit unsicheren, verschwimmenden Konturen durch die von den Dünsten der Ebene und dem Rauch der Grasbrände erfüllte Luft schimmern. Die unteren und mittleren Partien der drei Vulkane sind mit Wald und dichtem Busch bedeckt, der bei dem mittleren fast bis zum Kraterrande steigt, nach oben zu lichter wird, in den Schluchten noch höher hinaufsteigt, bis er in der nackten, von zahlreichen vertikalen Rillen und Furchen durchzogenen Aschenhaube sein Ende findet. Dicht unter der Spitze des Muhawura lagerte eine schmale, in den letzten Strahlen der Sonne goldig leuchtende Wolke, die ihn wie ein Ring umgab und im Höhenwinde um ihn zu kreisen schien. Aber das mochte Täuschung sein; aber keine Täuschung waren sie selbst, die erhabenen Gebilde, über die sich der immer blauer werdende Mantel der Abenddämmerung breitete, bis sie zuletzt nur noch wie phantastisch ungeheuere Tempel eines ausgestorbenen Göttergeschlechts ernst, düster, fast drohend in die gestirnte Nacht hineinragten.

Auf den alten Karten war der Muhawura als Ufumbiro eingetragen, auf Grund der Angaben von Speke, Stanley und Stuhlmann, die ihn von fern her gesichtet hatten. Ich war deshalb ein wenig erstaunt, als die Eingeborenen mir auf meine Frage nach dem Ufumbiro immer wieder sagten, daß ich diesen erst sehen würde, wenn ich den Ostfuß des Vulkans überschritten hätte. Die Lösung dieses Rätsels fand ich denn auch, als ich heute diesen Punkt erreichte.

Ich lagere auf dem Ostabhange in einem kleinen Dorf, das von schmutzigen, habgierigen, unliebenswürdigen Bakiga bewohnt wird. Der Weg hierher führte über die sonnendurchglühte Ebene, die wir auf dem Berg hinter dem Penge-Lager zu unseren Füßen hatten. Die Lavamassen, die sie bildeten, entsandten einen ihrer Ströme wie eine lange Zunge bis fast in die Mitte des Mkungatales.

Andere Ströme stauten im Osten und Norden die Täler des Urgebirges und schufen dadurch eine Reihe von Seen, die ich teils in den beiden letzten Tagen zur Rechten hatte, teils von meinem heutigen Lager aus nördlich vor mir sehe. Die größten von ihnen sind der durch den Ruhondo-See und den Mkunga zum Nil ab-

---

talen Kraterrande, von zerhackten, teilweise aus senkrechten Felsen bestehenden, nach beiden Seiten in Stufen abfallenden Zinnen gekrönt wird. (Hauptmann Hermann: Das Vulkangebiet des zentralafrikanischen Grabens. Berlin 1904.)

fließende Bolero und der Mutscha. Beide landschaftlich reizvoll durch das zerklüftete Gebirge, das sie von drei Seiten einschließt und durch viele kleine hügelige Inseln. Zu meiner Überraschung sagte man mir im heutigen Lager, daß vor wenigen Monaten einige Europäer von Osten über den Höhenzug, der die südlichsten beiden Seen trennt, gekommen seien, den Muhawura erstiegen hätten und wieder nach Osten zurückgekehrt wären. Ich denke, daß es englische oder belgische Elefantenjäger waren.*)

Als Kuriosum möchte ich erwähnen, daß ich in dem gestrigen Lager für meinen persönlichen Bedarf, heute aber für die ganze Karawane Wasser habe kaufen müssen; selbst für das Vieh, das seit zweimal vierundzwanzig Stunden nicht mehr getränkt worden war. Dabei fiel mir auf, daß, während mein Esel und die Rinder das willkommene Naß — wie in solchem Falle in Reisebeschreibungen zu stehen pflegt — gierig aufschlürften, der größte Teil der Ziegen gar kein Verlangen danach hatte. Das Wasser wurde von den Eingeborenen aus einer natürlichen Zisterne hoch oben von den steilen Abhängen des Muhawura geholt, denn ich konnte meinen, an sich durch den beschwerlichen Marsch über die Lavafelder ermüdeten Trägern nicht auch heute zumuten, daß sie wie gestern $1^1/_2$ Stunde weit bis zu dem nächsten See laufen sollten.

Auf einem kleinen Spaziergang am heutigen Nachmittage löste sich mir auch das Ufumbiro-Rätsel. Ufumbiro ist nämlich der Name der Landschaft im Norden der Ostgruppe mit einer Menge von kleinen erloschenen Kratern und einer alten königlichen Residenz. Soviel ich feststellen kann, scheinen überhaupt die meisten Vulkannamen auf unseren Karten Namen alter Residenzen zu sein; dies nimmt den nicht wunder der weiß, wie schwer bei der Identifizierung fernliegender Objekte in Afrika Irrtümer zu vermeiden sind. — — — — — — — — — — — — —

Ich habe in dieser Beziehung später die komischsten Mißverständnisse konstatieren können. So zeigte mir einmal ein Herr eine Rundpeilung, deren Berge von dem Eingeborenen, dessen Blick der hinweisenden Hand des Europäers folgte, ungefähr so bezeichnet wurden: „Deine Hand“, „Ein Berg“, „Ich sehe ihn“, „Ich kenne ihn“, „Er ist sehr groß“, usw. usw. Manchmal handelt es sich in solchem Fall um Abwehrlügen der Eingeborenen, worüber

---

*) Wie ich nach einigen Monaten in Usumbura erfuhr, war es die Expedition Bethe-Grawert, die von Mpororo her diesen Abstecher gemacht hatte.

ich in einem späteren Briefe ausführlicher spreche;*) manchmal macht es ihnen auch Spaß, den Europäer zu foppen; am häufigsten aber ist es ein naives Mißverstehen, besonders dann, wenn keiner der Beiden die Sprache des anderen kennt und der gute dumme Neger glaubt, daß der Europäer auf die Objekte der Unterhaltung wegen zeigt, worauf er, ob solcher Herablassung entzückt, sich verpflichtet fühlt, jedesmal in irgend einer harmlosen Bemerkung seinen Senf dazuzugeben, einen Senf, der dann protokolliert und in Karten und Atlanten verewigt wird. Ein Reisender klagte einmal über die Unsittlichkeit eines Volksstammes, weil sie einem Fluß den Namen einer Einladung gegeben hatten, die im Hofton nicht üblich ist, die aber durch Goethe im Götz von Berlichingen literaturfähig gemacht wurde. Es ist möglich, daß jener Fluß wirklich so hieß, aber nicht ausgeschlossen, daß der schwarze Gewährsmann des Reisenden ihn nur deshalb so getauft hat, um aus irgend einem Grunde seinem gepreßten Herzen gegen den Befrager Luft zu machen. —

13. Juli 1898. Seit der letzten Eintragung in mein Tagebuch sind wir zuerst durch die reichbesiedelte Ebene nördlich der drei Vulkane nach Westen marschiert, bis wir an den Rand eines tiefen, vier, fünf Stunden breiten Grabens kamen, der zwischen der mittleren und der westlichen Gruppe der Vulkane beginnend, nach Norden zum Albert Eduard-See zieht. Dann bogen wir nach Süden um. Für die nackten Füße meiner Träger war der Marsch über die zerrissene, von der Sonne durchglühte Lava sehr beschwerlich, auch wurden nur wenig Lebensmittel gebracht, meist nur Bohnen und Erbsen. Bananenhaine haben wir ein paar Tage lang nicht mehr gesehen. Außerdem blieben die Wasserverhältnisse immer schlecht, weil in dem zerklüfteten Boden alles Regenwasser rasch versinkt und sich unterirdisch zu großen Bächen ansammelt, die da, wo die Lava an das Urgebirge grenzt, zum Vorschein kommen. — — — — — — — — — — — — — — —

Diese Wasserarmut ist für das ganze Vulkangebiet bis zum Kiwu hin charakteristisch. Es gibt Ortschaften, deren Bewohner drei bis fünf Stunden laufen müssen, um ihren täglichen Wasserbedarf sich zu holen; infolgedessen ist der Schmutz in den Wohnstätten auch nirgends größer als hier, nirgends sieht man soviel verwahrloste Kinder mit vernachlässigten Sandflohwunden, nirgends

*) Siehe Brief XXIX.

so große Anpflanzungen von Rhizinus, deren Öl den Leuten das Waschwasser ersetzen muß und nirgends sieht man wie hier, daß in den Bananenhainen die abgeernteten Stämme gespalten und zu Scheiterhaufen aufgeschichtet werden, um das in ihnen enthaltene bittere Wasser zu sammeln und für Hauszwecke zu benützen. — — —
— — — — — — — — — — — —

In den letzten Tagen wehte ein so heftiger Sturm, daß ich bei meinen Peilungen kaum den Kompaß ruhig halten konnte. Besonders in den Nächten schwoll er zu einem wütenden Orkan an, der die Sonnensegel gegen die Zelte peitschte, so daß ich fast bis zum frühen Morgen die Augen nicht schloß, sondern wachend dalag und horchte wie der Sturm heulend über die Ebene fuhr und in die tiefen Spalten der Lava stürzte, von wo sein Weinen und Klagen in zerrissenen Lauten, wie die Funken der Wachtfeuer, durch die Nacht geweht wurde. Aber er vertrieb die erstickenden heißen Dünste, die der Graben zu unserer Rechten aushauchte, dieser öde, mit rotbraunem Busch und welkem Hochgras bekleidete Graben, den auf großen Strecken nackte schwarze Lavamassen in fürchterlichem Chaos von großen zackigen Trümmern und kleinem Geröll bedecken. Oft häufen sie sich da, wo zwei Ströme sich begegneten, zu wahren Hügeln auf, und dann ziehen lange Wälle wie Eisenbahndämme durch diese gottverlassene Wüste.

Auch der Blick nach Süden hin wurde durch den Wind frei und wir sahen in voller Klarheit die kühnen Gebilde des 4700 Meter hohen schneebedeckten Karissimbi-Kegels und des zweigipfligen, unersteiglich schroffen Mikeno. Zwischen beiden steht noch der Wissoke, ein um 1000 Meter niedrigerer Kegelstumpf auf breiter Basis. Nur die Randberge drüben im Westen (hinter denen ich neun Monate später ein langes Martyrium erleiden sollte), verschwammen in der Ferne hinter bläulichen Schleiern.

Die Ansiedelungen der Eingeborenen und sie selber machen einen kümmerlichen Eindruck. Trotzdem vielfach in nächster Nähe die prächtigsten Hölzer im Überfluß vorhanden sind, habe ich nirgends jämmerlichere Hütten gesehen, wie hier; Hütten, die gegen die Willkür von Wind und Wetter so wenig Schutz gewähren, daß sie selbst häufig auf der Windseite durch eine Art Schutzmauer aus Gräsern geschirmt werden.

In der Nähe eines dieser elenden Dörfer ereignete es sich gestern abend, daß der kleine neunjährige Hamiß, der seit einiger Zeit als Adlatus meines Eselboys wirkte, vermißt wurde. Er hatte

sich entfernt, um Bananenblätter für sein Nachtlager zu schneiden, war aber nicht mehr ins Lager zurückgekehrt. Als das Gerücht von seinem Fehlen ruchbar wurde, erinnerten sich einige Träger von fern beobachtet zu haben, daß mehrere Eingeborene ein sich heftig sträubendes Kind in ein gewisses Dorf geschleppt hätten. Ich schickte sofort einige Soldaten dorthin, und sie fanden auch den Kleinen in einer Hütte geknebelt hinter einer Bettstelle liegen, und brachten den kläglich Weinenden zu mir und mit ihm drei cirka 30 Jahre alte Männer, die er als seine Räuber bezeichnet hatte. Rührend blödsinnig war zunächst die Ausrede dieser Galgenvögel: „Hamiß habe sich selbst geknebelt und in ihre Hütte gelegt, um die Karawane nicht mehr begleiten zu müssen." Als ich darauf nach Stricken rief, um auch ihnen Gelegenheit zu solcher Selbstknebelung zu geben, faßten sie das fälschlich als Anzeichen ihres letzten Stündchens auf, und in ihrer Todesangst wehrten sie sich, wie wütende Tiere brüllend und beißend. Von Rechtswegen hätte diesen elenden Sklavenräubern ja auch der Strick gebührt, aber da mir jede Legitimation dazu fehlte, ein Transport nach dem etwa 350 Kilometer entfernten Usumbura aber nicht möglich war, mußte ich sie mit einer allzu milden Strafe wieder laufen lassen, sehr zum Ärger meiner erbitterten Leute, von denen einige mit Hamiß verwandt waren. Einstweilen ließ ich die drei Kerle des Nachts neben meinem Zelte liegen, wo sie uns allen durch ihr Lamentieren den Schlaf raubten.

Die Neger haben — dies sei nebenbei bemerkt — die Gewohnheit, ihr Leid in ganz bestimmte Rhythmen bezw. Melodien zu fassen; ich habe sehr oft beobachtet, daß Leute, die körperliche Schmerzen hatten, die ganze Nacht in weinerlichem Tone ein und dieselbe Weise sangen. Die Eingeborenen von Ruanda pflegen ihrem Schmerz durch ein in chromatischer Tonfolge absteigendes rasch hintereinander ausgestoßenes „Rro" Ausdruck zu verleihen, und das taten diese drei, die wohl ein wenig fest geschnürt waren, in ausgiebiger Weise. Heute morgen brachten wir sie in ihr Dorf, wo ich sofort von der ganzen Verwandtschaft und Freundschaft flehend umringt wurde. Da war bereits alles vorbereitet, um mein Mitleid zu erregen. Da saßen die Frauen und heulten mit einem Dutzend Kinder um die Wette und selbst einige Greise im Silberhaar, die wahrscheinlich für diesen Zweck von der ganzen Nachbarschaft ausgeborgt waren, mischten ihre Seufzer und ihr Gnade heischendes Händeklatschen mit dem der anderen. Eine Reihe von Körben mit

Lebensmitteln standen wie zufällig im Hofe verteilt und ein paar magere Ziegen waren an den Zaun gebunden. Ein etwas dürftiges Lösegeld, wenn man bedenkt, daß es sich gleich um drei ausgewachsene Ehegatten und „Säemänner der Zukunft" handelte. Ich ließ nun die drei aus den oben erwähnten Gründen frei, nachdem ich jedem zur Abkühlung ihrer Gelüste eine Portion von 25 wohlgezählten Hieben hatte verabreichen lassen, was meine erzürnten Leute mit besonderer Genugtuung und Verve besorgten; und es war ein weniger graziöses als groteskes Bild, wie die drei nach beendeter Exekution nebeneinander in Kotaustellung wie betende Muselmänner im Sande lagen, nur daß sie keinen Wert darauf legten, ihr Haupt gen Mekka zu richten, sondern ihren schmerzenden Körperteil sehnsüchtig den heilkräftigen Strahlen der Sonne entgegenstreckten.

Am Strande von Kissenje. 17. Juli. Nach dieser Episode marschierten wir weiter nach Süden, als Richtpunkt immer die wundervollen Gestalten der beiden mächtigen Vulkane und zu unserer Rechten einen weiten Blick über die schwarzen, verdrossenen Lavafelder hinweg auf die westliche Vulkangruppe: den durch seine, den drei großen Kratern entsprechenden Stufen an tibetanische Burgen erinnernden Niragongwe und den teilweise hinter ihm sich versteckenden sargähnlichen Namjagira, dessen nördlicher Abhang ohne scharfe Grenze in den langen Rücken des Urgebirges übergeht. Am Ostfuße des Mikeno harrte meiner eine neue Überraschung.

Wir waren am 14. Juli erst zwei Stunden marschiert und passierten gerade den Kamm eines mit üppigster Vegetation bedeckten Hügels, als ich sah, wie das Männchen, das mir seit ein paar Tagen als Führer diente, den Abhang einer Kuppe zu unserer Linken einige Schritte hinauflief und seinen kleinen schmächtigen Arm mit geballter Faust drohend nach oben reckte. Gleichzeitig quoll über seine Lippen, wie Früchte über die Ränder eines Füllhorns, ein wahrer Strom von Verwünschungen mit dem ganzen Wohlgeruch, den naturwüchsige Völker diesem Kapitel ihres Sprachschatzes zu verleihen imstande sind. Als meine Augen sich zu orientieren suchten, wohin diese Kraftausdrücke gespritzt wurden, entdeckte ich kein lebendes Objekt, sondern nur zwei offene Hütten oder besser Lauben, die auf der Höhe der Kuppe an einem Punkte, von dem aus man nach Süden und Norden die Straße weit überblicken kann, errichtet waren. Sie waren aus ein paar unbehauenen Stämmen auf denen ein Grasdach ruhte, roh gezimmert. Inzwischen hatten

sich die Träger aufgeschlossen und mit ihnen viele Eingeborene, die neugierig den Schwanz der Karawane begleiteten. Ich fragte sie und den Führer, was das alles zu bedeuten hätte und hörte von ihnen mit ungläubigem Ohr, daß hier ein Lugins-land frecher Räuber wäre, die Tag und Nacht an dieser Stelle Wache hielten, jeden einsam vorüberziehenden Wanderer töteten und beraubten, Weiber und Kinder aber mit sich schleppten.

Wer diese Unholde seien?

Batwa, die erst seit ein paar Jahren in dieser Gegend hausten, in den Urwäldern des Mikeno versteckt wohnten und jagten, in erntereife Felder brächen, mitnähmen, was sie nur tragen könnten und nur mit einigen wenigen Gemeinden friedlichen Verkehr hätten, die sich ihre Ruhe durch freiwilligen Tribut erkaufen, gelegentlich auch Lebensmittel gegen Waffen eintauschen, in deren Herstellung die Batwazwerge Meister seien.

Zwerge?

Ja wohl und so groß — dabei hielt der Erzähler die Hand so dicht über den Erdboden, daß ich ob dieser Übertreibung fast geschrien hätte; aber ich blieb ernst, denn ich wollte mehr von ihm erfahren.

Warum sie diese Quälgeister nicht totschlügen?

Allgemeines Oh des Entsetzens — fast hätte ich geschrieben: „bekreuzigen".

Ja, warum denn nicht? Seien denn die Zwerge so zahlreich?

Nein, vielleicht fünfzehn oder zwanzig Mann.

Also?

Abwehrendes Heben der Hände und ungeduldiges Achselzucken, so, als wenn sie dächten: Was hat denn der mami? Will er uns foppen, daß er fragt, warum wir nicht gegen Batwa kämpfen? Nach einer kurzen Pause des Schweigens errate ich ihren Grund und frage weiter:

Ob denn die Zwerge so furchtbar seien?

Aber ja doch, mami! Mit dir zusammen wollen wir sie schon bekriegen, denn du bist stark, du hast Feuer in eisernen Röhren und Talismane, um gegen ihre Künste dich zu schützen. Aber wir, mami? Wir sind Bettler, arme, schwache Bettler. Was vermöchten wir gegen die Batwa, die wie die Tiere des Waldes leben und von ihnen ihre Sprache und Listen gelernt haben. Seit Urbeginn hassen und verfolgen sie uns, weil Kitwa, der erste Zwerg und Sohn des ersten Menschen seinen Bruder erschlug und mit dem Fluch

des Vaters in die Wildnis ging.*) Wenn aber der mami die Zwerge in ihren Wäldern aufsuchen und ihnen den Knaben, den sie erst vor wenigen Tagen geraubt hätten, wieder abnehmen will, so werden wir dem mami einen Führer geben und ihn „Rukisa“, d. h. „Retter“ des Landes nennen.

Während dieser Gespräche waren wir bis zur Höhe der Kuppe und zu den Lauben hinaufgestiegen, wo die glimmenden Herdfeuer in ihnen und Reste eines frisch gerösteten Huhnes, dessen Federn ringsum verstreut waren, darauf hinwiesen, daß die Wächter sie erst verlassen hatten, als sie von meinem Führer sich beobachtet sahen.

Ich ließ hier das Lager aufschlagen und brach sofort mit sieben Askaris und einem Eingeborenen an der Spitze nach Osten auf. Zuerst ging es durch dichten Busch oder Lichtungen, die mit Adlerfarnen und wilden Bananen bestanden waren. Nach etwa einer halben Stunde, als wir gerade eine enge Schlucht querten, lief unser Führer plötzlich davon und hieß uns, ihm rasch zu folgen. Offenbar hatte er irgend etwas Verdächtiges gesehen. Nach wenigen Minuten schon erblickte ich das Wild, auf das er Jagd machte; ein paar alte Zwergenweiber, die keuchend durch Gras und Farren hindurch einen Abhang hinaufkletterten. Aber bald konnten sie nicht mehr weiter, ergaben sich in ihr Schicksal und ließen sich willig von meinen Leuten einfangen. Es waren zwei greuliche, gesalbte Hexen, die aus irgend einer verborgenen Zisterne Wasser geholt hatten. Ein Schurz aus zerschlissenen Bananenblättern deckte ihre Scham; als Schmuck trugen die welken Körper nur ein paar Ketten von eng aneinandergereihten bläulichen Milchglasscheibchen, die aus einem Schneckengehäuse gefertigt waren. Außerdem hatten beide einen gestrickten Beutel mit Tabak und Pfeifen.

Was in aller Welt sollte ich mit diesen Charitinnen beginnen, die keiner meiner Leute mit einer Feuerzange angerührt hätte, und das will viel sagen bei Menschen, die nicht leicht ein Weib für zu häßlich oder zu alt erachten. Einstweilen schickte ich sie mit einem meiner Leute ins Lager zurück, um sie später zu photographieren

---

*) Eine sehr merkwürdige Analogie zu Kain und Abel. Als der erste Mensch in Ruanda lebte, mit seinen fünf Söhnen Kitussi, Kitwa, Kinjabungu rc., erschlug Kitwa aus Neid einen seiner Brüder. Der Vater wollte ihn zuerst töten, stand aber davon ab, weil es sein eigen Fleisch und Blut war. Doch schickte er ihn mit dem Fluche, daß alle seine Nachkommen als Paria unter den Nachkommen der anderen Söhne leben sollten, in die Wildnis. Die schöne Märchenwelt von Ruanda soll in meiner Monographie den ihr gebührenden Platz einnehmen.

und eventuell als Geisel bis zur Rückerstattung des geraubten Knaben zurückzuhalten. Wir anderen setzten indessen unseren Marsch nach Osten weiter fort.

Bald traten wir in immer dichter werdenden Urwald ein; je weiter wir vorwärts drangen, um so beschwerlicher wurde der Weg. Stunde um Stunde verrann, schon stand die Sonne scheitelrecht über unseren Häupten und sandte nur spärliche Strahlen durch das dichte Blätterdach, in dessen Schatten es drückend schwül und die Luft von dem betäubenden Geruche wilden Jasmins, gemengt mit dem widerlichen süßen einer überall auf dem feuchten Boden wuchernden Pilzart erfüllt war. Bisweilen kreuzten wir die Pfade der Zwerge, aber mein Führer warnte dringend, sich ihnen anzuvertrauen, weil Fallen und giftige Dornen und mit Giftpfeilen bewehrte Wächter auf den Ungerufenen lauerten. Immer steiler mußten wir bergauf und bergab, oft durch enggewundene Schluchten und über tief eingeschnittene, ausgetrocknete Rinnen. Mein Gewehr hatte ich längst abgeben müssen, denn auf große Strecken mußten wir auf allen Vieren durch das dichte Unterholz kriechen. In Fetzen hingen schon unser aller Kleider, und kein einziger unter uns war, der nicht an drei, vier Stellen blutete. Der Führer, der dicht vor mir ging und an solche Strapazen besser gewöhnt war, ließ rücksichtslos die Zweige des Dickichts durch das wir uns zwängten, zurückschnellen, so daß ich immer wieder Gefahr lief, meine Augen zu verletzen. Vier Stunden waren wir so ohne größere Pause vorgedrungen und erschöpft, durchnäßt, mit klopfendem Herzen und keuchenden Lungen kletterten wir schweigsam hintereinander her, und nur der Führer, der in beständiger Furcht vor verborgenen Fallen schwebte, hielt leise murmelnd Selbstgespräche. Bisweilen, wenn irgendwo ein aufgescheuchtes Tier durch das Unterholz brach oder ein dürrer Ast unter einem unvorsichtigen Tritt laut knackte, dann blieb er wie angegossen stehen und horchte mit gespanntem Gesichtsausdruck in die Ferne, bevor er uns wieder langsam voranschritt.

Da, an einer besonders dunklen Stelle — wir kletterten gerade in großen Krümmungen steil aufwärts — ist der Führer plötzlich vor mir wie vom Erdboden verschlungen und gleichzeitig sehe ich wenige Schritte über mir, hinter einem großen Felsblock halb verborgen, den Oberkörper eines zwerghaften Alten mit auffallend dickem Schädel und weißem Haupthaar auftauchen, über dessen Lippen eine Flut zorniger Rufe dringt, während seine Augen sich starr in das Dunkel des Gebüsches einbohren, um zu erkennen, welcher Art

die Ankömmlinge sind. Seine rechte Hand holt mit einem riesigen Speer weit gegen mich zum Wurfe aus, während seine Linke, Bogen und Pfeile krampfhaft umschließend, am Leibe herabhängt. Gleichzeitig kracht neben meinem linken Ohre ein Schuß, dem aus all den verborgenen Schluchten ringsum ein vielfaches Echo antwortet, der Alte reckt mit hellem Aufschrei beide Arme hoch und so rasch wie sie gekommen, verschwand die seltsame Erscheinung. Wir lauschten: nichts ist in dem in Mittagsgluten schlafenden Walde hörbar, als das feine Summen der Insekten und der gellende Ruf eines durch das Rollen des Schusses aufgeschreckten Pisangvogels. All dies hatte sich so rasch, so traumhaft abgespielt, daß ich kaum versucht hatte, nach meinem Gewehr zu greifen, oder eine Abwehrbewegung gegen den auf mich gerichteten Speer zu machen und erst als der Führer mit unglaublich stupidem Gesichtsausdruck durch die Spalte des Dickichts lugte, in dem er kurz vorher so pfeilschnell verschwunden war, löste sich unser aller Spannung und jetzt erst wurde ich mir klar, daß keine Halluzination ein längst vergessenes Bild aus Reisebüchern, die meine Jugend verschlang, mir vorgespiegelt, sondern daß ich Wirklichkeit erlebt hatte.

So rasch, aber auch so vorsichtig wie möglich zogen wir weiter. Da, wo der Zwerg gestanden hatte, war ein Baumstamm mit Blut bespritzt, dann aber hörte jede Spur auf. Schon nach kurzer Zeit traten wir ganz unvermittelt auf eine Lichtung hinaus, die einen Berggipfel einnahm. Jenseits einer Einsattelung begann der Urwald wieder steil aufzusteigen. Sechs bis acht große, gutgebaute Hütten standen kreisförmig am Rande dieser Lichtung und ebenso viel, höchstens zehn Zwerge erwarteten uns hinter den Bäumen des jenseitigen Urwaldes und empfingen uns mit einer Salve von Pfeilen, die wirkungslos zehn und zwanzig Schritt vor uns niederfielen oder in den Hüttendächern sich festspießten. Als gleichzeitig meine Leute ein sinnloses Schnellfeuer beginnen, verschwinden die Zwerge alle im Dickicht des Urwaldes. Ich war gerade im Begriff die Hütten zu untersuchen, als meine Leute in dem toten Winkel der Einsattelung den Alten von vorhin erblickten, wie er sich laut um Hilfe schreiend, vergebens bemüht, mit zerschmettertem Schenkel den jenseitigen Abhang hinaufzuklettern. Ich schickte Tangatschuma und Osmani hin, um ihm den Gnadenschuß zu geben. Mir selbst schnitten seine Rufe zu sehr in die Seele, als daß ich seinen Anblick hätte ertragen können. Als meine Leute ihn erreichten, kniete er nieder und versuchte mit letzter Kraft sich ihrer mit seinem Bogen

zu erwehren, aber zwei Brustschüsse streckten ihn im selben Augenblick nieder.

In den Hütten, die sehr sauber und von gestohlenen Gütern vollgepfropft waren, fand ich hinter ein paar Körben versteckt, halb ohnmächtig vor Angst den geraubten Knaben, einen Burschen von etwa neun Jahren. Das arme Tierchen war so eingeschüchtert durch die Ereignisse der letzten Wochen und durch den Anblick der fremden Männer, daß ihn erst die Zusprache des ihm bekannten Führers wieder zur Besinnung bringen konnte. Er wurde noch in der gleichen Nacht von mir seinen Eltern im Triumphzuge zugeschickt, als ich nach neunstündiger Abwesenheit todmüde im Lager wieder eintraf. Die beiden Hexen fand ich nicht mehr vor; sie waren ihrem Wächter bald entschlüpft.

Dem von uns getöteten Häuptling, der ebenso wie die übrigen vielleicht 140 bis 145 Zentimeter groß war, nahm ich seinen Bogen und eine große Zahl Pfeile ab. Andere fanden wir in den Hütten hängend oder auf der eiligen Flucht über den Weg gestreut. Diese Waffen hatten für mich ein besonderes Interesse. — — — — — — — — — — — — Als Graf Goetzen von seiner Reise zurückkehrte, brachte einer seiner beiden Begleiter, Dr. Kersting, die Nachricht mit, er habe auf seiner Vulkanexpedition, während Goetzen seine Bootsfahrt um das nördliche Viertel des Kiwu machte, die in Ujungu endigte, des Abends Zwerge in Höhlen am Fuße des Vulkans gesehen, die aus mehreren Stücken zusammengesetzte mit Rotangsehnen bespannte Bögen getragen hätten. Diese Angaben begegneten in Ethnographenkreisen Zweifel; ohne Kerstings Zuverlässigkeit auch nur im entferntesten zu beargwöhnen, glaubte man, er habe sich im Dämmerlicht getäuscht und als ich ihn vor meiner Abreise, ich glaube Anfang 1897 im Museum für Völkerkunde zusammen mit Herrn Prof. v. Luschan sprach, lenkte letzterer meine Aufmerksamkeit besonders auf diese Bögen. Ich hatte in dem oben erwähnten Zusammenstoße mit den Zwergen das Glück, diese Bögen zu finden und durfte eine große Zahl davon nach Berlin senden. Diese Bögen, die damals wegen ihrer Isoliertheit durchaus rätselhaft schienen, bestehen aus einem Teil eines gespaltenen Bambusstammes, in dessen inneren hohlen Teil ein massives Stück Holz, auch Bambus, eingelegt ist. Beide Stücke werden mit Bastfasern umwunden und zusammengehalten. Die Sehne wird von einem breiten Bambusstreifen gebildet — nicht von Rotang; Rotangpalmen habe ich niemals in den hiesigen Wäldern gesehen — und

ist durch einen überaus künstlich geflochtenen Graszopf am Bogen befestigt. Auch die Pfeile waren sehr merkwürdig und von allen afrikanischen Pfeilen durch ihre Bügelfiederung unterschieden. Entsprechend der breiten Sehne hatten sie am unteren Ende keinen Spalt, sondern einen trommelschlegelartigen Knopf. — — — — — — — — — — — — — — — — —

Nach dieser Episode, die mich sehr interessierte, aber psychisch doch auch sehr mitgenommen hatte, marschierte ich in zwei langen Märschen hierher. Der Weg führte an hundert kleinen Kratern vorbei, durch die reiche Provinz Bugoie, dann durch das Tal des Ssabeje, der einen prächtigen Fall bildet und zuletzt die Höhe hinauf, von der aus sich mir zum erstenmal der Blick auf diesen wundervollen See eröffnete, bis hinüber zu den in blauen Dünsten verschwimmenden Inseln und den westlichen Randbergen.

Nun lagere ich seit gestern hier dicht am Wasser, am schönen Strande von Kissenje, blicke nach Süden über die stille Flut, nach Norden auf das kühne Profil des Niragongwe, der von hier aus gesehen als breiter Kegelstumpf erscheint und suche mir einsame Spaziergänge zwischen dem Park von Kandelaber-Euphorbien, der die Ebene bedeckt.

26. Juli. (Am Njawarongoknie.) Zwei Tage lang ruhte meine Karawane sich am Kiwustrande aus. Herrliche Tage, die meinen Nerven ungemein wohl taten, denn ich konnte den Anblick des alten Zwerges, wie er im Walde die Arme hochwarf und seinen hellen Schrei ausstieß — „jä" rief er, geradezu als ob er Jesus rufen wollte — nicht los werden, noch das andere Bild, wie er hilferufend, mit zerschmettertem Oberschenkel den Abhang hinaufklettern wollte und immer wieder zurückrollte. Es war der erste Mensch, den ich töten ließ, ein Neger, ein Zwerg, ein Räuber, der gegen mich seinen Speer gerichtet hatte — und doch, und doch! Aber ich weiß auch, daß ich selbst alles, was er an Angst und Grauen und an wahnsinnigem Entsetzen in jenem Augenblick empfand, gleich ihm fühlte und litt und daß ich wie befreit aufatmete, als die beiden Schüsse durch den Wald rollten, die für ihn der Gnadenschuß — der Schuß der Gnade — waren. Ich würde mir lieber die Zunge abbeißen, als in diesen Briefen ein unwahres Wort über meine Gefühle sagen; am allerwenigsten aber würde ich Gefühle erheucheln, um für humaner als andere zu gelten. Ich bin es nicht, denn ich könnte ohne jede Regung, wenn es sein müßte, Menschen töten; nur leiden sollen sie nicht; weder Mensch noch Tier und der Anblick eines

Leidenden, ob es nun eine wundgeschossene Bestie ist, die elend im Dickicht zugrunde geht, oder ein armes Vögelchen, das vom Schrot nur geflügelt wurde, oder ein Zwerghäuptling, der schreiend mit zerschmettertem Schenkel immer wieder einen Abhang hinabrollt — dies alles wirkt gleich auf mich und verfolgt mich bis in die Träume meiner Nächte. — — — — — — — —

Vom Kiwu bis hierher waren es neun Tage und meist sehr mühselige Märsche. Wir mußten das Randgebirge von Westen nach Osten kreuzen; steilauf, steilab, zuerst durch bewohnte Gegend, in der viele Schmiede das Erz aus den Bergen gewinnen und in großen Schmelzöfen verarbeiten; dann durch Urwald, den in einer Höhe von 2300 Meter hochstämmiger, im Nachtwind gleich Aeolsharfen seufzender Bambus ablöst und jenseits der Wasserscheide wieder hinab und zuletzt durch reiche Siedelungen längs des Ssatinje, bis wir 26 Tage, nachdem wir ihn verlassen, wieder am Njawarongo stehen, da wo er den Mkunga in sich aufnimmt.

Was sich beim Weitermarsch an seinen Ufern ereignete und wie ich die Nilquelle fand, darüber soll der nächste Brief dem Leser erzählen.

Mganamukari, Januar 1901.

Zur Nilquelle.

Brief XXVI.

Sobald ich wieder in die Nähe des Njawarongo gekommen war, setzten die alten Diebereien, die seit vierzehn Tagen ausgeblieben waren, sofort in verstärktem Maße wieder ein. Gleich der Tag nach meiner Ankunft lehrte uns, was wir wieder zu erwarten hatten, denn es wurden bei hellem lichtem Tage verschiedene unerhört dreiste Diebstähle verübt. Von einem von ihnen, der von besonderer Naivität zeugte, war ich selbst verblüffter Augenzeuge. Wir lagerten wieder auf dem alten Platz, dicht zwischen Berg und Wasser, und ich saß nachmittags auf dem hohen Uferrande neben der Furt, rauchte eine Zigarette nach der anderen und ließ meine Beine abwärts baumeln. Ein paar Schritt von mir entfernt hatte mein Boy Max meine Wäsche malträtiert und gerade das letzte Stück ausgewrungen, und zu dem Haufen der übrigen gelegt. Ich hatte ihm einen Auftrag zu geben und ließ ihn die fünf Schritt zu mir kommen, weil das Rauschen des Njawarongo sonst meine Worte übertönt hätte. Kaum drehte er der Wäsche den Rücken als ein neunzehnjähriger Bursche, der sich scheinbar zwecklos im Lager herumgetrieben hatte, mit beiden Händen pfeilschnell den ganzen Hügel in seinen Lederschurz packte und über den Fluß zu entkommen suchte. Ich war über diese unglaubliche Dummdreistigkeit einfach starr. Wenn er wenigstens nur ein Stück genommen hätte, aber nein, den ganzen Haufen, der gewiß zwanzig zu großen Würmern zusammengerollte Kleider und Hemden enthielt. Er war natürlich kaum bis zur Mitte der Furt gekommen, als schon ein paar Träger, die von drüben her kamen, ihn liebevoll mit ihren Armen umfingen. Nachdem der Dieb seine 25 Hiebe brüllend empfangen hatte und ihm mitgeteilt war, daß er aus meiner Fürsorge-Erziehung mit dem Prädikat „gebessert" entlassen sei, verstummte er und, statt möglichst rasch zu verschwinden, blieb er mit

geschlossenen Augen und steifen Gliedern liegen. Mehrmalige Aufforderung, sich zu entfernen, blieb unbeantwortet, und er regte sich auch nicht, als hilfreiche Samariter ihn wie einen verwundeten Krieger bei den Armen und Beinen packten und in das nächste Gebüsch außerhalb des Lagers trugen; auch dort noch blieb er wie eine Leiche liegen. Und selbst als ich scheinbar im Ernst zu meinen Leuten sagte: „Dieser arme Mann ist dem Tode nahe, bringt mir mein Gewehr, damit ich ihn vollends töte", selbst dann verharrte er in seiner Bewußtlosigkeit und wartete ruhig das Kommen der Flinte ab. Ich glaube, beim Barte des Propheten, er hätte sich glattweg erschießen lassen. Dann verließen wir ihn, und nur ich kehrte auf den Fußspitzen um und verbarg mich in seiner Nähe. Kaum hatte er die rasch sich entfernenden Schritte gehört, da erwachte er aus seinem Scheintode, hob vorsichtig den Kopf und spähte mit lauernden Augen den Weg entlang. Als ich darauf vortrat und ihn auslachte, erhob er sich, watete durch den Fluß und kauerte am anderen Ufer nieder, noch eine halbe Stunde immer wieder den mami anflehend, ihm etwas zu schenken und immer wieder auf seine brennende Kehrseite zeigend. Wozu er diese Tragikomödie aufgeführt hat, wird mir ewig ein Rätsel bleiben. Ich glaube, der Kerl war total übergeschnappt. — — — — — — —

In der darauf folgenden Nacht wachte ich auf und hörte eiliges Füßetrappeln und sah gleichzeitig durch die Maschen des Moskitonetzes einen breiten Schatten durch die Zelttür hinaushuschen. Im selben Moment kamen auch die Posten herangestürzt, von denen ich jetzt immer drei gleichzeitig wachen lasse. Ich hörte in meiner Schlaftrunkenheit noch, wie sie von einer Hyäne sprachen und sich beruhigt wieder entfernten. Als ich am anderen Morgen die Hosen anziehen wollte, waren sie fort; als ich beim Waschen nach meinem Handtuch greifen wollte, war es fort; als der Träger der Bettlast die Betten in den wasserdichten Segeltuchsack packen wollte, war er fort. Es müßte schon eine besonders geschmacklose Hyäne sein, die auf solche Nahrung ausgeht. Zwei Kuriosa ereigneten sich bei diesem Diebstahl, nämlich erstens hatte der Dieb mir die Hosenträger zurückgelassen, und da er wohl im Dunklen nicht wußte, wie sie abknöpfen, schnitt er alle Knöpfe ab, die am anderen Morgen noch zum Teil in den Schlaufen steckten. Unglaublich und doch wahr. Und zweitens war seine Neugierde durch einen würfelförmigen Lederkoffer erregt worden, der meinen Theodoliten enthielt. Auch hier war ihm das Lösen des Verschlußriemens

wohl zu langweilig, deshalb schnitt er ihn durch, verzichtete aber auf weiteres, als er nichts außer dem astronomischen Instrument darin vorfand. Im nächsten Lager beschloß ich, mich auf die Lauer zu legen. Ich rechnete so: ein Dieb, dem ein Unternehmen einmal so leicht geglückt ist, kehrt bei der nächsten Gelegenheit wieder. Ich durfte also annehmen, daß er sich unter die große Zahl Eingeborener mischen würde, die auf beiden Seiten des Flusses täglich mit Brennholz und Lebensmitteln unsere Karawane begleiteten, um im Lager Handel zu treiben. Denn so könnte er schon bei Tage die beste Möglichkeit, einen Coup zu inszenieren, ausbaldowern. Ich legte deswegen nachmittags ein schönes Tuch auf eine Kiste dicht neben der Zelttür und band es, als der Abend hereinbrach, mit einer Schnur an den Tisch fest. Nach dem Nachtessen rückte ich das Bett etwas von der Wand ab und setzte mich mit zwei Askaris dahinter. Unsere Gewehre schoben wir unter der Matratze quer über das Bett, so daß die Mündungen in die Umgebung des Tuches schauten. So saßen wir und harrten der kommenden Dinge. Aber es ward 11, es ward 12, abwechselnd schnarchte einer der beiden Leute, die neben mir saßen und immer noch regte sich nichts. Ich wartete noch zwei Stunden, dann aber, da erfahrungsgemäß die Diebe kurz vor oder nach Mitternacht sich einstellten, glaubte ich, für dieses Mal auf ein Gelingen meines Planes verzichten zu müssen. Ich machte also Licht und wir traten in das mondübergossene schlafende Lager hinaus. Neben meinem Zelte befand sich das des Schausch Ali, der, um den Abstand zwischen sich und der übrigen Karawane zu markieren, in einem Zelt schlief, das nur um ein weniges kleiner war, wie das übliche der Europäer; und siehe da, während wir an der einen Tür auf die Diebe gewartet hatten, hatten sie, drei Schritt von der anderen entfernt, das große Sonnensegel des Alizeltes glattweg von seinen Pflöcken abgeschnitten und mitgenommen. Wir weckten den Schläfer, der abwechselnd den Kopf schüttelte oder mit seinen ewig müden Hanfraucheraugen in den Mond blinzelte, als könnte von da oben die Rettung kommen. Dann kehrte ich wieder um, um mein Zelt aufzusuchen und das Bett in die alte Lage zu rücken. Ich erinnere mich nicht mehr des Fluches, den ich ausstieß; aber es war wohl eine Sammlung von Kraftworten aller Nationen; und vielleicht erfand ich mir sogar neue. Was war denn geschehen? Nichts, als daß von meinem schönen Tuch nur noch der Zipfel übrig war, mit dem es an die Schnur geknotet war. Das übrige aber war mit glattem Schnitt amputiert. Nach-

diesem Ereignis half kein Anspornen mehr, wachsam zu sein; meine Leute resignierten einfach: Tutafanjaje bana mkuba? Kasi ja scheitani. Was soll man da machen, gnädigster Herr? Teufels Arbeit. —

— — — — — — — — — — — — —

Die elf Tage, die ich bis zu dem Lager brauchte, wo der Njawarongo einen großen Nebenarm, den Bilirume in sich aufnimmt, waren landschaftlich voller Reiz. Der Weg führte immer, wenn nicht im Tal selber, so doch nicht weit über die Abhänge. Der Fluß hat vollkommen den Charakter eines Gebirgsstromes; das Tal ist meist sehr eng und macht große Krümmungen, durch die er sich rauschend windet. Wie in seinem Unterlauf schwankt auch hier seine Breite und die Art seiner Strömung innerhalb großer Grenzen. Manchmal teilt er sich und umarmt große flache Sandinseln, auf denen Reiher mit zurückgeworfenem Kopf gravitätisch lustwandeln, oder mit üppigem Busch bekleidete, in deren Dunkel Enten und Gänse der Brutpflege sich widmen. Die Berge, die durch zahllose Nebentäler, Schluchten, Furchen und Mulden sehr zerrissen sind, tragen viele Bananenhaine und zerstreute Hüttenkomplexe. Die Gegend ist immer mehr oder minder gut besiedelt, stellenweise sogar sehr reich, so daß Feld an Feld, Hain an Hain sich reihen. Bäume sieht man fast nie, nur hie und da eine einsame Feige, die dem Andenken eines toten Häuptlings geweiht ist. Große und kleine Rinderherden weiden vielfach in der Nähe des Flusses und seit einiger Zeit lassen sich auch wieder ihre Besitzer, die Watussi-Chefs, mit Geschenken bei mir sehen.

Oft wenn ich ins Lager komme, schicken sie eine Deputation zu mir und warnen mich vor diesem oder jenem „Berge", weil dort Diebsbanden ansässig wären; ich weiß nicht, ob dabei die Furcht mitspricht, ich könnte einmal, der ewigen Störungen und Schäden müde, Repressivmaßregeln ergreifen und mich an der ersten besten — voraussichtlich nächsten — Gemeinde schadlos halten. Dafür spräche die bemerkenswerte Tatsache, daß, gleichviel ob ich auf dem rechten oder linken Ufer marschierte, das böse Prinzip immer „hakulir", immer „jenseits" seine Anhänger sitzen hatte. Auf alle Fälle griff ich zu verstärkten Vorsichtsmaßregeln und lagerte stets womöglich dicht am Fluß, von dessen beiden Ufern ich das Schilf auf große Strecken abholzen ließ. War die Lage besonders ungünstig, so band ich Gewehre fest, die bei Tage so ausgerichtet waren, daß sie den Weg, auf dem die Bakiga kommen konnten, bestrichen. Gleichwohl gab es die ersten sechs Tage jede Nacht eine

Störung, manchmal komischer, manchmal tragischer Art und ein Ende fand die Plage erst in einem erschütternden Ereignis, das sich in der Nacht vom 29. unweit des Lussumobaches abspielte. Ich will einiges davon nach den Blättern meines Tagebuches erzählen.

28. Juli. (Im Lager von Niwunsa.) Es ist Mitternacht; das Lager schläft und ich selbst will mich auch bald zur Ruhe begeben. Vorher aber möchte ich noch kurz niederschreiben, was ich in den letzten Stunden erlebte, und an einem wie dünnen Haar oft das Leben des Menschen hängt.

Ich hatte heute mittag gehört, daß Bakiga vom Njawarongo-Knie uns gefolgt wären und heute nacht unser Lager besuchen wollten. Um ihnen zuvorzukommen, brach ich mit vier Askaris gegen 11 Uhr auf und folgte dem Flusse stromaufwärts. Der Mond stand hinter einer großen Wolke, deren Ränder er mit silbernen Bändern schmückte. Wir gingen dicht an dem hier nur leise murmelnden Wasser, bisweilen über die Nasen der Berge, von denen aus man rückwärts blickend die zuckenden Lichter sah, die meine Lampe über den Fluß warf. Schweigend gingen wir einer hinter dem anderen her, ich an der Spitze, vorsichtig jeden Fleck prüfend bevor wir den Fuß darauf setzten, denn der Weg war schlecht und von Wurzelratten unterwühlt. Unsere Gewehre hatten wir geladen, aber gesichert. Hinter mir schritt Tangatschuma, der meine doppelläufige Schrotflinte trug, auf die man sich in der Dunkelheit besser verlassen kann als auf Kugelbüchsen. Es ist zu merkwürdig und mir unerklärlich, wieso es kam, daß, als wir etwa eine halbe Stunde gegangen waren, plötzlich ein unbehagliches Gefühl sich meiner bemächtigte, das ich nicht definieren kann. Es war mir, als ob ich nach langem anstrengendem Klettern mit dem Rücken in Zugluft säße, oder so, wie ich als junger Irrenarzt es in den ersten Wochen erlebte, wenn ich im Tobhause war und hinter mir ein aufgeregter Kranker wütete, während ich mein Gesicht einem anderen zuwenden mußte, den ich zu beruhigen hatte. Will man es Angst nennen? Gut. Dann habe ich Angst gehabt. Angst aber nicht vor dem, was vor mir, sondern vor dem, was hinter mir war. Und es war eine ganz instinktive Angst, denn an das was folgte habe ich wirklich nicht gedacht. Genug, ich blieb plötzlich stehen und setzte mich an den Schwanz unserer kleinen Karawane, an deren Spitze jetzt also Tangatschuma ging. Wir waren noch keine zwanzig Schritt in dieser Reihenfolge marschiert, als plötzlich das Krachen der beiden Schrot-

läufe die Stille der Nacht zerriß, so daß alle stockten und in Anschlag gingen. Ein kurzes Schweigen; nichts regt sich. Dann erst bekennt Tangatschuma mit verlegenem Stammeln, daß er mit einem Fuß plötzlich in ein Loch versunken wäre, wobei die, trotz meines ausdrücklichen Befehls entsicherten Läufe, sich entladen hätten. Mich überlief ein Frösteln und ich mußte an das Gedicht vom Reiter über den Bodensee denken. Schweigend machten wir Kehrt und zogen sehr gedeppt wieder in das Lager zurück.

(Zwei Tage später.) Unsere Ruhe wurde übrigens in dieser Nacht nicht gestört, wohl aber in der folgenden im Lager Lugendabari. Wieder war es Mitternacht geworden, da erwachte ich, weil mich jemand dicht über dem Knie leise kniff — eine sehr beliebte Methode des Negers, Schlafende zu erwecken. Der gute, aber etwas dämliche Askari Stift, von dem in einem früheren Briefe die Rede war,*) flüsterte mir aufgeregt zu, daß eine finstere Gestalt, hundert Schritt vom Lager entfernt, sich bewege. Während ich mich notdürftig anzog, weckte er rasch noch vier, fünf andere Leute. Leise krochen wir tief gebückt aus unseren Zelten und lagerten uns auf einen Haufen. Unsere Blicke folgten dem ausgestreckten Arm Stifts und durchbohrten die Nacht, um den Gegenstand, auf den er deutete, zu erkennen. Kein Zweifel — da stand etwas; bald schien es uns einer, bald zwei zu sein und man konnte deutlich erkennen, wie der Nachtwind mit ihren grauen Lendentüchern spielte. Zum Besinnen war nicht lange Zeit. Ich gab sofort einen Kriegsplan aus, nach dem die Leute sich in großem Kreise verteilen und auf meinen Ruf: „Nani, wer da?“ in flammende Begeisterung ausbrechen und von allen Seiten auf den oder die Diebe stürzen sollten. Ich selbst blieb als Lord Roberts dieses Feldzuges da, wo ich war und sah bald nach jeder Seite drei meiner Leute sich verteilen. Was mich wunderte, war nur, warum der oder die Diebe wie Säulenheilige auf einem Fleck stehen blieben. Aber meine Leute mußten ja schärfere Augen haben als ich und so gab ich denn das Signal: Nani, und harrte gespannt der kommenden Dinge. Wie die Löwen sah ich meine Leute von allen Seiten dem Zentrum mit Hurra zustürzen, aber die Diebe erwarteten den Ansturm mit unerhörter Standhaftigkeit und bewegten sich immer noch nicht. Sollten sie vor Schreck vom Schlage getroffen sein? Ein wieherndes Gelächter, das von meinen Leuten her die Nachtluft erschütterte, gab mir darauf Antwort. Rasch

*) Siehe Brief VIII.

sprang ich in ein paar großen Sätzen zu ihnen und fand sie friedlich vereint um einen Baumstumpf, dessen Fuß gelbglänzende, welke, im Nachtwind spielende Hochgräser verbargen. Mit großer Befriedigung ob unserer Heldentat legte ich mich wieder in mein Zelt.

(An der Mündung des Bilirume, 5. August 1898.) So harmlos wie diese Nacht verlaufen war, so tragisch wurde leider die nächste.

Wir lagerten wie fast stets dicht am Njawarongo, an einer Stelle, wo er eine kurze Strecke von Westen nach Osten fließt. Das Tal war dort sehr eng und schluchtartig; steil und hoch wuchsen seine Wände empor und das Bett des Flusses schnürte sich so zusammen, wie ich es bis dahin noch nicht an ihm gesehen hatte. Dicht bei unserem Lager war der Njawarongo nur drei Meter breit und schoß schaumbedeckt in wilden Strudeln durch ein Felstor, das die Eingeborenen überbrückt hatten. Die Landschaft war sehr pittoresk und erinnerte mit ihren vielen, von Moos und Flechten übersponnenen Felsen und dem lärmend über Stock und Stein brausenden Bach an längst vergessene Bilder aus den bayrischen und tiroler Gebirgen. Durch tiefeingeschnittene Nebenschluchten bahnten sich kleine Bäche den Weg, von denen der Lussumo dicht bei unserem Lager, der größte war. Mein Zelt stand unter einem alten, halb abgestorbenen Baume, auf dem ein paar Geier ihr Nachtquartier hatten.

Gegen 11 Uhr wurde ich geweckt. Heri, einer der drei Posten, flüsterte mir zu, daß am anderen Ufer Eingeborene sich verbärgen; ich hüllte mich in meine Decke und auf allen Vieren krochen wir beide langsam dem Ufer zu, vorsichtig jeden Schatten benützend, denn der Mond goß sein kaltes Licht über die ruhende Landschaft. Am Ufer legte ich mich zwischen Heri und Abdallah; alle drei spähten wir angestrengt nach der nur 15 Meter entfernten anderen Seite hinüber. Ein paar riesige Felsblöcke lagen drüben, in deren Schatten die Diebe stehen sollten. Aber gewitzigt durch das Erlebnis der vorigen Nacht ließ ich mich nicht durch das Schattenspiel der grotesken Felsblöcke täuschen.

Es war eine köstliche Nacht; von Zeit zu Zeit wehte ein lauer Wind durch das Tal und betastete unsere kaum verhüllten Körper, die weich gebettet in dem dichten feuchten Grase lagen, wie die schlanken Finger einer zarten Frauenhand. Ich hatte längst aufgehört, nach den Dieben zu schauen, sondern war ganz in die Betrachtung dieser Herrlichkeit versunken. Lauter noch wie am Tage rauschten die Wasser und vermochten doch nicht das Locken der

Grillen und Schrecken zu übertönen, die zu Tausenden rings auf den Abhängen wachten. Der Mond, der hinter meinem Baume langsam seinen Weg aufwärts nahm, goß unerschöpfliche Lichtmassen über die Fluten, und wo sie gegen die Felstrümmer schlugen, da war es, als würfen die Stromnymphen jauchzend leuchtende Perlen und Edelsteine in die Lüfte.

Aber allmählich erschauerte ich unter dem kühlen Nachttau und da ich an die Anwesenheit der Diebe nicht mehr glauben mochte, wollte ich mich erheben; aber im selben Augenblick zupfte mich Abdallah am Arm und zeigte gen Osten und nach oben. Der jenseitige Berg machte dort eine kleine Biegung und scharf hob sich die Profillinie seines Abhanges vom Himmel ab. Als ich der Aufforderung Abdallahs folgte und rasch dorthin schaute, sah ich die Silhouette zuerst eines Menschen, dann eines zweiten, denen immer noch neue folgten; im ganzen wurden es sechs, und bei jedem wiederholte sich das gleiche Schauspiel, wie erst ein Kopf über der Profillinie des Berges auftauchte, dann der Oberkörper bis zuletzt die ganze Figur mit scharfen Konturen wie eine Statue aus schwarzem Marmor sich von dem tiefblauen Hintergrund abhob, worauf sie wie in einer Versenkung nach unten verschwand. Als so der ganze geheimnisvolle Zug schwarzer Gestalten hinter dem Berge sich unseren Blicken entzog, durften wir glauben, daß dies die Leute waren, die der Posten gesehen hatte, und daß sie jetzt eines besseren sich besonnen hätten.

Ich setzte mich, um die Nacht noch zu genießen, vor mein Zelt, über dem die Geier, durch die Anwesenheit des Lagers in ihrer Nachtruhe gestört, mit schwerem, dumpfem Flügelschlag friedlos ab- und zuflogen. In meine Decke gehüllt streckte ich mich in meinem Bombaystuhl und bald gestaltete sich das, was ich sah und empfand, zu Reimen:

Still kam die Nacht, an meinem Baume klettert
Der Mond zum Wipfel,
Und fern, gar fern ein mattes Leuchten wettert
Auf Kamm und Gipfel.
Die Vögel schweigen, doch der Grillen Locken
Durchbebt die Nacht;
Das klingt, als wären alte Kirchenglocken
Vom Schlaf erwacht.
Die Fledermäuse ziehen schwarze Kreise
Von Baum zu Baume.
Auf hartem Lager wälzt der Strom sich leise
In dumpfem Traume.

Eintönig tropft der nächt'ge Tau hernieder
Auf Tisch und Zelt;
Eintönig raunt der Nachtwind seine Lieder;
Rings horcht die Welt.
Und wie die Klänge auf den Wassern schwebend
Im Schilf verrauschen,
Da fühl ich alle Schöpfung selig bebend
Der Weise lauschen.
Sie singt von einer Welt — noch liegt sie weit —
Von Glück und Lieben;
Wo vor der Menschen Güte Leid und Streit
Wie Streu zerstieben;
Wo nie der Kampf und nie der Haß erwacht,
Noch Schuld und Fehle. — — —
O heil, ach heile Frieden dieser Nacht
Auch meine Seele!

— — — — — — — — — — — — — — —

Eine Stunde hatte ich wohl träumend so gesessen und mich dann ungern wieder in mein Zelt zurückgezogen. Ich kann nicht lange gelegen haben, denn ich erinnere mich, daß ich im Halbschlafe immer noch das Flügelrauschen der Geier über mir vernahm. Plötzlich fuhr ich auf; Schüsse krachten und ein wirres Lärmen erhob sich im Lager. Rasch warf ich mir eine Decke über und trat hinaus. Aus allen Zelten sah ich die Leute hinausstürzen und mit Gewehren, Lanzen, Sichelmessern und brennenden Scheiten zum Teil stromabwärts laufen, zum Teil über den Fluß setzen. Ich folgte dem ersten Schwarm, weil aus dieser Richtung immer noch das Krachen der Gewehre hörbar war und der brüllende Ruf bis hierher drang: „Mkamateni, Mkamateni, packt ihn, packt ihn". Nach wenigen Minuten im Sturmschritt zurückgelegt, kam ich gerade zurecht, um den Askari Heri in enger Umschlingung mit zwei schwarzen, nackten Gestalten über einen Felsblock in den Strom hinabstürzen zu sehen, während einige andere, etwa hundert Schritt entfernt, in den vom Monde hellbeleuchteten Fluß hineinschossen. In den Strudeln des Wassers löste sich der Klumpen, zu dem die drei geballt waren; wir sprangen hinzu und holten den halbbewußtlosen Heri heraus und brachten ihn in Sicherheit. Von den beiden anderen war nur einer wieder aufgetaucht, der mühsam dem anderen Ufer zustrebte. Aber schon leuchteten drüben die Fackeln der Leute, die auf dem linken Ufer entlanggelaufen waren. Ein schrecklicher Aufschrei zerriß die Nacht, der sofort von dem Hurra-Gebrüll der Träger erstickt wurde. Inzwischen kehrte ich mit den übrigen ins Lager zurück. Mit fliegenden Worten erzählten sie mir, daß sie, kaum als ich

in mein Zelt mich begeben hatte, stromaufwärts das Heulen eines Hundes in nächster Nähe hörten, das jäh abbrach, als sei es durch eine Faust erstickt worden. Sie hätten sich geteilt, und während zwei im Bogen über die Abhänge gingen, sei Heri das Ufer entlang gestrichen. Dort sei er plötzlich auf sechs Leute gestoßen, die eben im Begriff waren, sich in das Lager zu stehlen. Zwei davon hätte er gepackt; von den übrigen vier sei einer in den Fluß gesprungen und dort von den beiden anderen Posten erschossen worden, während drei sich in die Berge gerettet hätten. Zwischen Heri und den beiden von ihm gegriffenen sei es zum Handgemenge gekommen, und das übrige hätte ich ja selber gesehen.

Inzwischen waren wir wieder bei den Zelten angekommen. Zu einem großen Haufen geballt, wateten die Leute durch den Fluß, triumphierend, daß sie sich an einigen von denen, durch die sie so oft schon geschädigt und ihrer Nachtruhe beraubt wurden, hatten rächen können. Und die Bestie in ihnen jauchzte vor Lust. In der Mitte der Masse befand sich ein 19- oder 20jähriger Bursche in einem solchen Zustand, daß ich selbst, der ich als Arzt manches Schreckliche mit angesehen habe, von solchem Grauen gepackt wurde, daß der Wunsch, dieser Qual rasch ein Ende zu machen, jedes andere Gefühl in mir überwog. Als der Unglückliche in den Fluß gefallen war, hatte er schon einen Schuß durch die Lunge gehabt, drüben aber hatten sich die erbitterten Leute auf ihn geworfen und ihn wie Fleischerknechte gemißhandelt; mit den großen Sichelmessern, die sie in Urundi und Ruanda erworben hatten, hatten sie blindlings zugeschlagen und ihm die ganze Muskulatur der rechten Halsseite durchfetzt, so daß sein Kopf nach der linken Seite gezogen wurde. Quer über den Scheitel war ihm der Schädel bis auf das Gehirn gespalten; ein anderer Hieb hatte ihm die Nase, die Unterlippe und das Kinn weggeschlagen und ein dritter lief quer von der Nasenwurzel zum rechten Ohr und war tief in die Augenhöhle gedrungen. In diesem entsetzlichen Zustand schleppten sie den Blutüberströmten mit Stößen und Tritten zu mir, und ihr Toben beruhigte sich erst, als er vor mir stand. Aber er erkannte mich gar nicht mehr, denn auch sein linkes Auge war mit Blut gefüllt, sondern er griff nur in ohnmächtiger Not mit den Händen in die Luft und sein wahnsinniger Hilferuf weckte das schlafende Echo in allen Schluchten. Ist es nicht fürchterlich, daß der Unselige in dieser höchsten Not nichts anderes wußte, als immer wieder: „mama weeee“ zu rufen, „Mutter, o Mutter!“ Aber ich weiß nicht, ob

er in diesem Augenblicke viel mehr litt als ich. Ich hatte sofort befohlen, ihn an den Baum zu binden, um ihn erschießen zu lassen, und als den hastig arbeitenden Leuten der Riemen riß, wäre ich ihnen am liebsten an die Kehle gefahren, weil sie seine und meine Qual so verlängerten. Dann rollte eine Salve aus sechs Gewehren über den Fluß und als der Körper im Tode zusammenzuckte, war es mir, als fiele mir nicht ein Stein, sondern ein Felsen von der Seele. An Schlaf war natürlich in dieser Nacht nicht mehr zu denken. Ich legte mich zwar todmüde und erschöpft nach der furchtbaren Aufregung hin, aber immer wieder weckte mich der langgezogene Ruf, der von stromabwärts her aus dem Dunkel einer Schlucht schallte: „Ndikujese — weeeee . . . .“, vielleicht ein Bruder oder Freund, der den Namen des Getöteten rief; und abwechselnd mit ihm zitterte immer wieder klagend das Heulen eines Hundes durch die Nacht; durch diese wundervolle Nacht, die in demselben köstlichen Frieden schweigend träumte, wie vorher. Nur die Geier über mir flogen aaswitternd noch ruheloser hin und wieder. Ich aber mußte an die Worte unseres großen Dichters denken:

„Die Welt ist vollkommen überall
Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual.“

Am nächsten Morgen fand ich die Leiche, die wir auf den Weg gelegt hatten, verstümmelt; beide Hände und noch andere Körperteile waren abgeschnitten. Auf der Suche nach den Urhebern dieser Schändung stieß ich auf den kleinen Askari Ibrahim und einen Landsmann von ihm, einen Träger, beide Manjema vom Kongo. Über ihre Motive konnte ich aber nichts erfahren.

Die Eingeborenen, die am nächsten Morgen ebenso zahlreich und harmlos ins Lager kamen, wie jeden Tag, kannten weder den Erschossenen noch den anderen, dessen Leiche der Fluß einige Kilometer abwärts ausgespien hatte. Der dritte, der mit Heri gemeinsam über den Felsen gerollt war, ward nicht gefunden. Nach Aussage des Häuptlings handelte es sich um Leute, die mindestens drei, vier Tage unserer Karawane gefolgt sein müssen. So erschütternd diese Nacht gewesen war und so lange ich brauchte, um mein seelisches Gleichgewicht wieder zu erringen, — das eine Gute hatte diese Katastrophe doch, daß die Versuche mit List oder mit Gewalt in unser Lager einzudringen, mit einem Schlage aufhörten. Allerdings kamen wir ja auch täglich weiter ab von dem Njawarongoknie mit seinen Bakiga und in die geordneten Verhältnisse der Stammprovinzen mit ihrer strengen Watussiherrschaft.

Vierzehn Tage und ebenso viel genußreiche Märsche durch die täglich wechselnde Szenerie der den Strom begleitenden Landschaft brachten mich vom Njawarongoknie bis zu der Stelle, wo er der Vermählung von zwei, an Breite und Tiefe gleichen Flüssen Leben und Namen verdankt. Will ich im Bilde bleiben, so muß ich es eine Konvenienzehe nennen, deren Frucht ganz der feurigen Mutter gleicht. Denn wie ein müder zitteriger Greis schleicht von Süden her Mhogo, ganz unähnlich dem Njawarongo, durch sumpfiges Gelände; während Rukarara jugendstark und jugendfrisch reißenden Laufs über Stock und Steine springt.

Ernsthaft gesprochen ist also das Verhältnis der beiden Flüsse so, daß der westliche Arm in einer beliebigen Zeiteinheit um ein vielfaches mehr Wassermengen in das Bett des Njawarongo wirft, als der östliche. Als ich einen Tag vorher von der Höhe eines Berges aus die beiden Täler sah, hatte ich das umgekehrte erwartete, weil das Mhogotal viel breiter ist; mir war diese Wahrscheinlichkeit um so lieber, als ich von den Eingeborenen hörte, daß die Mhogoquelle in wenigen Tagen auf guten Wegen zu erreichen sei, während die des Rukarara in einer unzugänglichen fürchterlichen Wildnis läge. Ich war daher sehr enttäuscht, als ich an der Vereinigung der beiden konstatieren mußte, daß ich dem Rukarara als dem eigentlichen Quellarm zu folgen hätte. — — —

— — — — — — — — — — — —

Es ist übrigens sehr charakteristisch für die Bewohner dieser Länder, daß sie vom Pori immer nur in den übertriebensten Ausdrücken sprechen; während für Küstenleute, die die großen unbewohnten Steppen und Mjombowälder an der Karawanenstraße kennen, eine Wildnis von drei, vier Tagen etwas leicht überwindbares ist, schrecken die Wanjaruanda schon vor einem eine Stunde breiten Pori zurück, weil sie an ihr reich besiedeltes Grasland gewohnt sind. Besonders aber haben sie Furcht vor dem Urwald, was natürlich für die viel kouragierteren Batwajäger keine Geltung hat. Durch Erzählungen, in denen sie ihn mit unbekannten Schrecknissen und seltsamen Fabeltieren bevölkern, steigern sie gegenseitig ihre Furcht und fügen zu den wirklichen Gefahren noch die phantastischen Gebilde, von denen sie je am Herdfeuer aus dem Munde ihrer Märchenerzähler mit Grauen und gläubigem Staunen vernommen haben. Als ich zwei Jahre später meine Akanjaru-Expedition nur mit eingeborenen Trägern machte, konnte ich ihre übertriebene Furcht aus nächster Nähe beobachten. Zwang uns

die Notwendigkeit einmal, im Urwald zu übernachten, dann türmten sie wahre Scheiterhaufen auf und verbargen sich in Hütten aus dichtem Gestrüpp; so oft aber irgend ein Schrei aus verborgener Schlucht durch die schweigende Nacht zitterte, so oft ein Gezweig brach oder ein aufgescheuchter Nachtvogel mit schwerem Flügelschlag in ihrer Nähe aufbäumte, fuhren sie aus ihrem Halbschlaf empor, und die meisten zogen es vor, wachend der Sonne zu harren und an den Feuern mit halblauter Stimme von all dem Furchtbaren zu sprechen, das ringsum im Dunkel lauerte, von den Affen, die die Männer mit Stricken binden und den Weibern durch die Brunst ihrer Umarmungen den Körper zerreißen, und von anderen nicht minder schrecklichen Erscheinungen.

Aber diese geistige Verfassung ist nur zu natürlich in einem Lande, dessen Nachthimmel noch vor wenigen Jahren die Glut der Vulkane purpurn wiederspiegelte und dessen Nachtruhe nur zu oft durch den Donner in den Eingeweiden der Berge gestört wurde, gleichsam als sei dort unten ein anderer Himmel verborgen mit anderen Unwettern. — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — —

Ich folgte also dem Rukarara stromaufwärts, zuerst nach Südwesten, später nach Westen. Je weiter wir in die Randgebirge hineingerieten, um so schwieriger wurde das Terrain. Aber doch war es mir, wenn auch unter großen Anstrengungen, möglich, dem Flußlauf zu folgen und ihn nur vorübergehend, wenn das schroffe Gelände es nicht anders gestattete, zu verlassen. Es war eine böse Zeit für uns alle, und es kostete wahrlich manche Überwindung, nicht zu verzagen, wenn man eben einen hohen steilen Berg mühsam erklommen hatte, auf dem schmalen Kamm zu sehen, daß man sofort wieder eben so tief hinab muß und daß eine unübersehbare Kette gleich hoher Berge noch vor einem liegt. Da heißt es, die Zähne zusammenbeißen und an das „Never give up" denken, das ich einst über dem Tor eines Palazzino in der Villa Borghese hatte leuchten sehen. Die Träger bewährten sich in diesen Tagen wie immer, wenn es das Schwierigste galt, ausgezeichnet.

Am fünften Tage begannen die Ansiedelungen seltener zu werden; am sechsten hörten sie ganz auf. Wir passierten ein Pori, in dem Adlerfarren und Königskerzen den Graswuchs ablösten; dann traten, von zahlreichen Brombeersträuchen umgeben, Bäume auf, erst einzeln, dann in Gruppen und zuletzt nahm uns das Dunkel des Urwaldes auf. In der sechsten Nacht — wir hatten einen



Am Urwaldrand.

kleinen Bogen des Rukarara abschneiden müssen und lagerten in engem Tal, dicht an einem Bächlein, das an einigen Stellen ausgetreten war und kleine Pfützen bildete — in der sechsten Nacht also erwachte ich in der zweiten oder dritten Morgenstunde und schauerte vor Kälte unter meinen Decken; dann faßte ich meine Nase an, die sich wie der Hals einer auf Eis gekühlten Sektflasche anfühlte. Ich ließ mir von dem Posten noch ein paar Kleider auf mein Bett werfen und schlief auch glücklich wieder ein. Am anderen Morgen weckte mein Boy Mabruk mich schon vor 6 Uhr, zu einer etwas ungewöhnlichen Zeit. Als ich mich aufrichtete, sah ich, daß er den Wassereimer in der Hand hatte, auf dem eine zwei Zentimeter dicke Eisschicht schwamm. Ich zog mich rasch warm an und trat vor das Zelt. Es war schauerlich kalt, die Träger saßen rings an hoch lodernden Feuern und schüttelten ihre Köpfe über den ihnen ungewohnten Anblick der Landschaft. Gräser und Bäume waren dicht bereift; die Pfützen an den Ufern waren mit einer dünnen Eisschicht bedeckt und man konnte sich überall wo andershin denken, als gerade zwei Grad südlich des Äquators. Selbst in einer Flasche mit Medizin, die in meinem Zelt gestanden hatte, schwammen Eiskristalle. Noch vier Nächte brachten wir in diesem kalten Pori zu, aber die Temperatur sank nie mehr unter Null, doch auch keine Nacht auf mehr als einen oder zwei Grad Wärme. Wie kalt dies aber von Körpern empfunden wird, die am Tage einem Sonnenbade von 40 Grad ausgesetzt sind, kann jeder leicht begreifen.

Es waren herrliche Hochtäler, durch die wir dem allmählich auf eine Breite von vier Metern und Knöcheltiefe gesunkenen Rukarara folgten. Wasserreiche Wiesengründe, aus denen tausende, von Bienen umschwärmte, fast zwei Mann hohe Königskerzen aufragten, durchflossen von kristallklaren Bächen, die bald dichtes Gebüsch, bald nur zarte Mimosen begleiten, zu beiden Seiten sanft geneigte Hügel, auf ihrem Kamm der dunkle Urwald, der auch teilweise die Hänge bedeckt. Meist sind sie aber nur mit hellen Gräsern bekleidet, die sich scharf von den dunklen Partien des Waldes wie von der Talsohle abheben, deren Grün auf große Strecken unter einem Teppich von weißen, gelben und rosa Strohblumen begraben liegt. Zahlreiche Nebenschluchten führen dem Haupttal kleine Bäche zu, und je weiter stromaufwärts wir marschieren, um so rascher nimmt die Wassermenge des Rukarara ab. Die Abende in diesen herrlichen Tälern hatten einen besonderen Zauber. Den ganzen Nachmittag türmten die Träger Scheiter=

haufen, die nach Sonnenuntergang entzündet wurden und die Nacht hindurch das Tal und den Waldrand erleuchteten. Ich selbst schlief, weil es im Zelte zu kalt war, draußen zwischen zwei großen Feuern, in deren Mitte mein Bett gestellt war. Sobald es dunkel ward, sah man im Tal hie und da wie Irrlichter den Schein von Fackeln tanzen; es waren die Träger, die viele der hunderte von Bienenhäusern, die in diesen Tälern von Zeit zu Zeit von Bienenjägern besucht werden, plünderten. Ich hätte es ihnen vielleicht verboten, wenn das Spiel der durch die nebelerfüllten Täler wandernden Lichter nicht so schön und von geheimnisvollen Schauern erfüllt gewesen wäre.

Es war das Ende eines solchen Tales, das ich Mitte August 1898 — nicht Mitte Juli, wie es durch meinen eigenen oder den Lapsus eines Setzers in den Dankelmannschen Heften hieß — mit meiner Karawane erreichte. Nur noch als 30 Zentimeter breites Rinnsal kam hier der Rukarara aus einer pfadlosen, mit Wald und üppigster Vegetation erfüllten Schlucht. In diese drang ich am nächsten Tage mit einem Eingeborenen und einigen meiner Leute ein. Es war eine schlimme Arbeit; für je 500 Meter brauchten wir fast eine Stunde. Aber mit Äxten und Haumessern brachen wir uns Bahn und oft im Morast bis zum Leib versinkend, oft auf allen Vieren in dem eiskalten Bach selber kriechend, durch Schluchten und Nebenschluchten langsam ansteigend, erreichten wir nach mühevollen Stunden, erschöpft, durchnäßt, von oben bis unten besudelt, einen kleinen feuchten Kessel am Ende einer Klamm, aus deren Boden die Quelle nicht sprudelnd, sondern Tropfen für Tropfen dringt: Caput Nili. — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — —

(War es wirklich die Quelle des Nils, die ich gefunden? Und hatte wirklich der Satz kein Recht mehr, den noch in den achtziger Jahren einer der größten Geographen Europas geschrieben hatte: „On cherche encore la tête du Nil comme aux temps de Lucain; personne n'a eu la gloire, de voir le fleuve naissant“?

Die Nachwelt wird, frei von all den kleinlichen Empfindungen, die die Gegenwart stets für ihre Söhne gehabt hat, die gerechte Antwort darauf finden.

An Einem jedenfalls kann nie mehr ein Zweifel, außer von Bornierten oder Bösartigen geäußert werden: daran, daß die Quelle des Rukarara die Quelle des Kagera, des Alexandranil ist. Aber ist der Kagera auch, wie die Eingeborenen zu Speke sagten, die

„Mutter des Felsenstroms", d. h. des Murchison-Nils? Und ist der Viktoriasee nur ein ruhender Punkt im Stromsystem des Nils oder selbst seine Quelle? Für beide Ansichten haben sich bedeutende Geographen erklärt; für die erstere, mir günstige, der geniale Reclus; für die zweite, mir feindliche, der gründliche Wagner.

Ich aber behaupte, daß die Frage bisher immer falsch gestellt wurde, und daß sie anders lauten muß. Noch habe ich nicht alle Beweise zur Hand. Aber ich werde sie finden und in meinem zweiten Bande allen bringen, die ohne Vorurteil sich ihm nähern und ohne das gräßliche deutsche „Gerechtigkeitsgefühl", das fast stets als Ungerechtigkeit gegen den Lebenden oder den eigenen Landsmann (der „nicht weit her" ist), und als Kotau vor Fremden oder Leichen sich äußert.

Der einsame Mann, dessen Philosophie zwar meinem Empfinden oft fremd und abstoßend ist, dessen Zarathustra-Epos ich aber vor allen Dichtungen liebe und oft in diesen Briefen zitierte, sagte einmal: „Wer ein Erstling ist, wird immer geopfert." Sonderlich — möchte ich hinzufügen — von den deutschen Professoren.) — — —
— — — — — — — — — — — — —

Die geographische Aufgabe, die ich mir gestellt hatte, war gelöst und ich hätte nun meiner Reise vorläufig ein Ende setzen können. Es interessierte mich aber, die Quelle auch des zweiten Njawarongoarmes aufzusuchen. Da ich als Tauschware nur noch über eine Perlenlast verfügte, so schickte ich den größeren Teil meiner Karawane an das zwei Tage westlich befindliche Ende des Kiwu und von dort längs des Russisi nach Usumbura. Ich selbst aber kehrte mit 20 Trägern und 7 Gewehren noch einmal zur Vereinigung von Mhogo und Rukarara und folgte jetzt dem Laufe des ersten. Ich befand mich hier in den Stammgebieten der Watussi, unter deren Unfreundlichkeiten ich stellenweise sehr zu leiden hatte. Ihr Aberglaube witterte hinter meinem Streben, den Fluß nicht zu verlassen, um an seine Quelle zu gelangen, irgend eine böse Absicht, weshalb sie mich mit allen Mitteln von seinem Bett wegzulocken versuchten. Sie bedrohten meinen tüchtigen Führer so lange, bis er aus Furcht vor ihrer Rache ohne Lohn, nächtlich die Flucht vor ihnen und mir ergriff; sie ließen mich dann falsche Arme entlang führen, leugneten Wege, verwirrten mich durch unrichtige Namen, schüchterten die Führer ein, so daß ich täglich neue suchen mußte, — kurz, es erforderte nicht nur viel Aufmerksamkeit, um ihren Täuschungen zu begegnen, sondern auch viel Zeit, da ich — namentlich

als der Bach kleiner wurde — bei den meisten der zahlreichen Nebenarme, sofern sie am anderen Ufer mündeten, das breite, oft sumpfige Bett kreuzen mußte, um sicher zu sein, daß ich auch immer dem größeren Arme folgte. Von Zeit zu Zeit erschöpfte sich auch meine Geduld — glücklicherweise, denn eine energische Aussprache half immer eine kleine Weile. Es bereitet eine schmerzliche Scham, die menschenunwürdige Rolle mit anzusehen, zu der in diesen Gebieten die Wahutu sich verdammen lassen.

Nachdem ich auch den Mhogo bis zu seinem Ursprung in den Randbergen, wo er mit drei Quellen aus drei nebeneinander liegenden Schluchten oder besser Einschnitten entspringt, verfolgt hatte, suchte ich den Ngansokulu zu erreichen, um auf der Baumannschen Route an den Tanganika zu gehen. Ich passierte den Akanjaru stromaufwärts von Ramsay und kreuzte dessen Weg in Urundi, dicht an der Grenze von Ruanda. Auch dies Gebiet ist geographisch von Interesse, weil auch hier auf engbegrenzter Fläche die Quellen zusammenliegen für drei Flüsse, die die verschiedensten Richtungen einschlagen und ein gewaltiges Gebiet entwässern, — ich spreche vom Mhogo-Njawarongo, Akanjaru und Ruwuwu.

In dieser Gegend, so wenige Tage vor meinem Ziel geschah es das erstemal, daß ich offenen Feindseligkeiten von seiten Eingeborener begegnete. Zwar war es auch hier nicht die gesamte Bevölkerung, ja nicht einmal Ortsansässige, sondern die Leute von zwei in Urundi ziemlich bekannten Watussi, die, 300 bis 400 Mann an Zahl, von ihren Herren gesandt waren, um uns zu überfallen. Da sie ihr Vorhaben sehr ungeschickt inszenierten, — sie suchten uns, statt nach Süden, zurück nach Nordosten in eine Schlucht zu locken — gelang es ihnen nicht, uns zu sehr zu überraschen, so daß ihr Angriff ohne Mühe mit Verlust von drei Leuten abgeschlagen werden konnte. Einem von diesen, der auf ziemlich nahe Entfernung einen Schuß erhielt, ward der Kopf von dem mantellosen Geschoß (Dumdum) so weggerissen, als hätte außer einem Kinn nichts auf dem Halse gesessen. Da ich absolut keinen Anlaß zu Feindseligkeiten gegeben hatte und auch kein Vergnügen an diesen infolge der Feigheit der Eingeborenen meist tragikomischen Kampfszenen empfinde, suchte ich die Leute, als sie mein Lager umzingelten, und, sich kindlich brüstend, läppische Drohungen ausstießen, vermittelst meines Führers durch gütliches Zureden dazu zu bewegen, friedlich nach Hause zu gehen. Damit kam ich freilich schlecht an: „ob ich denn glaube, nachdem sie einmal hierher gekommen

seien, um uns — nicht aus der Ferne mit Pfeilen, nein, im Nahkampf mit ihren Speeren — zu töten, daß sie wieder abziehen würden, ohne dies besorgt zu haben? Augenblicklich — so lautete wörtlich ihre Antwort — seien sie geschickt worden, sobald man nur gehört habe, daß ein Weißer mit kleiner Macht sich nähere. Habe denn nicht jeder Weiße, der durch Urundi kam, auch sie bekriegt und getötet? Und diesmal, wo sie die Stärkeren seien, sollten sie so dumm sein, statt meiner Stoffe und Perlen, schöne Worte zu nehmen?"

Es zeugte nicht gerade für die Aufrichtigkeit ihres Glaubens an die eigene Stärke, daß ein von mir und meinen sieben Schwaben gegen Abend unternommener Angriff auf einen zehnfach größeren Haufen ohne einen Schuß genügte, um für die Nacht ziemlich Ruhe zu haben. Auf dem Marsche der nächsten Tage wurden wir zwar fortwährend verfolgt und belästigt, doch nahmen wir nur von ihnen Notiz, wenn sie zu nahe kamen und den Nachtrab und mein Vieh mit Pfeilen beschossen. Da ich aber nur im äußersten Falle erwiderte, verloren sie bei ihren Kindereien nur vier Leute. Charakteristisch für die Eingeborenen war, daß die Ortsansässigen sich überhaupt nicht um diese Affären kümmerten, Geschenke brachten, Lebensmittel verkauften, wie nur je in friedlichster Gegend, und daß einige, die am ersten Tage mit unter den feindlichen Schützen waren, am dritten Morgen mit meinen Leuten Handel trieben. Und endlich legte sich das Randgebirge zwischen uns.

Ich bin über dieses Erlebnis so flüchtig hinweggeglitten, weil man ja den Verlauf solcher Kämpfe aus 1000 Reisebüchern kennt. Ich werde später einmal*) ausführlich von einem „Kriege" erzählen, der aber zwischen zwei eingeborenen Stämmen sich vor mir abspielte und einer Papier- und Druckverschwendung würdiger scheint. Übrigens lassen sich einige Folgerungen von kolonialem Interesse aus dem Berichteten ziehen. Es ist bemerkenswert, — und besonders bei den Wanjaruanda auffallend — wie wenig diese Völker dem Bilde entsprechen, das man sich bis vor wenigen Jahren nach den Erzählungen von Arabern und Negern von ihnen konstruierte. Die Warundi sind zwar ebenso feige wie die Wanjaruanda, aber — wie sie überhaupt lebhafter und intelligenter erscheinen — so auch großsprecherischer und anmaßender. Ich wurde in jenen Tagen nie den Eindruck los, daß all dies Gebaren, dieses Kriegsspielen

*) Brief XXXIII und XXXIV.

usw. der Ausfluß echter Gassenjungenempfindungen sei. Darum glaube ich auch, daß es schwerer sein wird, in Urundi einen befriedigenden Zustand zu schaffen als in Ruanda. Immerhin werden wir bei beiden niemals Schwierigkeiten begegnen, die so weittragende und gefährliche Abwehrunternehmungen nötig machen könnten, wie z. B. in Uhehe. Diese Völker, in jahrhundertelanger Knechtschaft entmannt, wissen nicht, — und es ist gut so — welch latente Kraft in den Leibern ungezählter Millionen schlummert, und, jedes tieferen Nationalbewußtseins bar, werden sie gefügige Werkzeuge einer vernünftigen, auf Landes- und Sprachenkenntnis bauenden Kolonisation werden und nie den kraftvollen Wunsch finden, sich zu einer einheitlichen Abwehr gegen fremde Invasion zu verbinden. Sie aus diesem Schlafe aufzustören und zu gemeinsamem Trutze gegen die Europäer aufzustacheln, dazu gehörte schon eine so brutale Ungeschicklichkeit der Regierenden, daß sie von uns und unsern Enkeln wohl niemand schaudernd zu erleben fürchten muß.

Mganamukari, Februar 1901.

Vom Tanganika zum Kiwu.

Brief XXVII.

Am 6. September hatte ich Usumbura, die deutsche Station am Nordrande des Tanganika, erreicht. Wenige Tage später löste ich, dem an der Küste geschlossenen Vertrage gemäß, meine Karawane auf und behielt nur wenige Boys und Askaris zurück, die sich unter Nachhilfe eines sanften Drucks freiwillig zum Weiterdienst meldeten und mich auf meinen zukünftigen Forschungsreisen begleiten sollten. Zur Belohnung für ihre Entsagung erhöhte ich ihren Sold und gestattete ihnen, für einen Monat nach Udjidji zu gehen, um sich im Capua des Tanganika für die Genüsse schadlos zu halten, die ihnen während unseres Aufenthalts in der „Wildnis" oder bei den „Barbaren", wie sie unhöflich die gesegneten, von uns durchzogenen Gefilde nannten, entgangen waren. Um in dieser Beziehung jeden Mißerfolg a priori auszuschließen, mußte ich jedem von seinem rückständigen Lohn 90 Mark auszahlen, die sie so gründlich ausnutzten, daß sie nach Ablauf ihrer Ferien nicht nur ohne einen Pfennig, sondern auch zerlumpt und abgerissen wie Strolche wieder bei mir sich einstellten. So rechtschaffen waren sie durch Weiber und gute Freunde gefleddert worden. Die Weiber hatten dazu den in Afrika sehr beliebten Kniff angewendet, sich ihnen als Reisegenossinnen anzubieten, um schließlich in dem Augenblick unsichtbar zu werden und in den Hütten von Kolleginnen sich verborgen zu halten, wo die ausgeplünderten dummen Teufel den Rückmarsch antreten mußten. So schwinden Treu und Glauben immer mehr aus dieser gebrechlichen Welt.

Die letzten Tage vor Auflösung der Karawane waren mit endlosen Schreibereien und Schauris erfüllt, die mir die Aufstellung von über 100 Lohnlisten verursachte. Denn nicht allein wollte jeder genau wissen, was ihm zustand — wozu nötig war, ihm jedes Päckchen

Tabak, jedes Stück Seife, jeden Fetzen Zeug, jeden Pesa in baar, die er im Laufe des letzten Jahres entnommen hatte, aufzuzählen — sondern ich mußte auch die unzähligen Pumpgeschäfte in Anrechnung bringen, die die Leute untereinander gemacht hatten und unter denen förmliche Kettenpumpe waren, indem eine größere Anleihe nach jedesmaligem Abzug einer geringen Summe von Hand zu Hand lief und in immer kleinere Glieder sich auflöste. Dabei gab es viel ungeduldiges Poltern meinerseits und viel Wehklagen bei den Leuten, die gierig nach Schätzen suchten und enttäuscht waren, wenn sie Regenwürmer fanden. Denn die bekannte Zensur „Religion gut, Kopfrechnen schwach" erfährt für die meisten Neger die Einschränkung, daß sie in beiden schwach, im Rechnen sogar sehr schwach sind. Zwar zählen sie mit einiger Not die Monde, weil sie durch einen intelligenten Freund an der Küste erfahren haben, daß sie nach Ablauf eines Jahres so und so viel erworben haben würden; es fällt ihnen aber nicht ein oder sie sind außer stande, alle im Laufe der Dienstzeit empfangenen Werte zu summieren und ihrem Lohn abzuziehen, so daß sie zuletzt bei der Auszahlung des Saldos bitter enttäuscht sind. Dazu kommt, daß die gewitzteren Leute, wie meistens die Wanjampara und Europäerboys unglaubliche Wuchergeschäfte machen, die ihnen dadurch erleichtert werden, daß sehr viele Neger zu ganz unsinnigen Ausgaben sich verstehen, wenn ihnen Zahlungsfrist gewährt wird. — — — — — — —

Wucher, möchte ich noch bemerken, ist Küsten- und Karawanennegern so geläufig wie Arabern und Indern und gilt nicht als schimpflich; der Kausalkonnex von Risiko und Wucher tritt hier sehr klar zu Tage. Daß z. B. ein Küsten-Inder, der Arabern im Innern Handelswaren auf Kredit gab, sich nicht — noch dazu vor Aufrichtung der deutschen Autorität — mit einem kleinen Zinsfuß begnügen konnte, ist einleuchtend, denn nur, wenn sein Schuldner Glück hatte, konnte er auf Erfüllung der Pflichten rechnen. Hatte jener aber Unglück oder war er böswillig, so besaß der Gläubiger wenig Mittel, um den 1000 Kilometer Entfernten zur Rechenschaft zu ziehen. Daß man jetzt von Amts wegen gegen den Wucher vorgeht, um ihn einzuschränken, halte ich für ganz richtig, weil die Sicherheit der Geschäftsbeziehungen in der Kolonie ja außerordentlich gestiegen ist; aber man sollte mit nicht zu großen Schritten avancieren, um nicht unversehens die Grenze zu überschreiten, wo das, namentlich abseits der großen Karawanenstraße, immer noch vorhandene und nicht ganz geringe

Risiko durch einen minder wucherhaften Gewinn nicht mehr aufgewogen werden kann. — — — — — — — — — — — — — —

Ich war von Herzen froh, als ich endlich unter den letzten der Schecks meinen Namen setzen konnte, die je nach den Wünschen der Leute teils in Udjidji, teils in Tabora und in der Mehrzahl an der Küste ausgezahlt werden sollten. Die meisten hatten sich doch ca. 100 Mark verdient, aber andere trugen keine Doppelkrone mehr heim. Einem der Sparsamsten erging es am schlechtesten und der Fall ist wohl erzählenswert, weil er für die afrikanischen Verhältnisse bezeichnend ist. Ich hatte einen Träger von etwa 40 Jahren, den ältesten von allen und den zuverlässigsten, den die Karawane Kirangosi nannte, weil er immer unverdrossen an der Spitze marschierte. Diesen Mann traf in Usumbura ein Händler — aber mehr noch Tagedieb — ein Araberbastard und erkannte in ihm einen seiner Sklaven, deren er aus früherer unrühmlicher Zeit Unzählige hatte. Mindestens 15 Jahre hatten Herr und Höriger sich nicht mehr gesehen, hatte letzterer durch selbständige Arbeit für sich und den Unterhalt seiner Familie gesorgt; kein Wunder, daß der dicke Faulenzer jetzt mit Entzücken das Wiedersehen mit seinem ob dessen tief geehrten Kinde feierte. Ja mehr noch, um ihrer Zusammengehörigkeit einen an Deutlichkeit nicht zu übertreffenden Ausdruck zu geben, nahm er, nachdem die Eruptionen der wildesten Freude sich beruhigt hatten, die Hälfte des mühsam verdienten Lohnes in Beschlag, die ich ihm nicht vorenthalten durfte, nachdem ich mich über die Rechtslage orientiert hatte. Ich durfte es nicht, so leid es mir tat und so betrübt mein Mann auch war, der zähneknirschend zu spät einsah, daß er besser getan hätte, dem zärtlichen Empfang nicht zu trauen und die früheren, schwer zu beweisenden Beziehungen einfach abzuleugnen. — — — — — — — — —

Und nun kam ein Abend, an dem ich die Leute den langen palmenbepflanzten Weg zum Strande führen und in der Griechen-Dhau, ein wenig eng zwar, nach Udjidji verfrachten konnte. Da die meisten betrunken waren, wurde der Abschied recht herzlich, und nachdem der Mnjampara von Bagamojo mit schwungvoll lallendem Zungenschlag die Gefühle aller verdolmetscht hatte, brüllten hundert heisere Kehlen ein dreifaches „hip, hip, hurra“ in die milde Septembernacht hinaus. Dann gingen die Anker an Bord, und während das Schiff langsam nach Süden glitt, kehrte ich erleichterten Gemüts zur Station zurück, gefolgt von meinen Boys, die sehr verstimmt ob ihres Hierbleibens waren.

Ja, ich war wirklich froh, den Tag erlebt zu haben, auf den ich mich seit vielen Monden schon gefreut hatte. Keinen Ärger mehr, keine Verantwortlichkeit; nicht mehr von früh bis spät den Wächter spielen müssen über mehr als 150 unruhige Köpfe; nicht mehr gezwungen, in Sonnenglut und Regen mit Routenbuch, Uhr und Kompaß bergauf, bergab zu laufen, endlich wieder deutsche Laute hören, deutsche Laute sprechen können; hinter mir das Gefühl, unter Larven die einzige fühlende Brust zu sein und — herrlich, herrlich, nicht mehr zweimal täglich meinen Geist martern müssen, um eine Speise zu erfinden, die mir noch nicht bis zum Halse über war, denn von jetzt ab war ich Mitglied der Stationsmesse und blieb es die nächsten Monate.

Unser ganzes Interesse war damals von dem Treiben der kongolesischen Rebellen beherrscht, die jahrelang jede Tätigkeit an der Grenze lahm legten und erst zwei Jahre später, der Kämpfe und des Vagabundierens müde, auf deutsches Gebiet übertraten, wo sie entwaffnet und angesiedelt wurden. Damals aber fühlten sie sich, ob auch ihr Vertrauen auf die Zukunft schon etwas erschüttert war, doch noch als Herren des Landes, und an klaren Tagen konnten wir die Ruinen der Station Uwira sehen, die sie, beklommen durch die Ankunft meiner Expedition, die ihnen belgischen Zwecken zu dienen schien, in Brand gesteckt und verlassen hatten.

Chef von Usumbura war damals wie noch heute Herr Werner v. Grawert, der seit mehr als fünf Jahren schon auf diesem Posten ist und durch seine nie sich erschöpfende Arbeitskraft beweist, was ein starker Wille auch unter ungünstigen Verhältnissen zu leisten vermag. Daß ich bei ihm, wie bei dem gleichfalls dort anwesenden Bezirkschef von Udjidji, Herrn Hauptmann Bethe, dem die glückliche Suspension der einen Moment bedrohlich scheinenden Differenzen mit dem Kongostaat zu verdanken ist, die beste Aufnahme fand, brauche ich für den nicht zu erwähnen, der die Gastfreundschaft der meisten unserer Offiziere im Innern der Kolonie kennt. Auch B. hat viele Jahre der kolonialen Sache geopfert. Nachdem er erst vier Jahre in Südwestafrika tätig war, verzichtete er auf seinen Urlaub und siedelte noch für mehr als drei Jahre in die ostafrikanische Kolonie über.

Ich führe diese beiden Herren an, nicht nur aus freundschaftlicher Dankbarkeit für die mannigfache Förderung, die ich in all diesen Jahren von ihnen erfuhr, sondern mehr noch, weil es mir Pflicht schien, an einigen leicht zu vermehrenden Beispielen zu zeigen, wie unrecht es ist, von den paar räudigen Schafen, die gelegentlich die

öffentliche Meinung erregen, den Maßstab für den Wert unseres kolonialen Offizierkorps zu nehmen.

Die unsicheren Zustände an der Grenze und kleine Wirren, die bald darauf in unserem Gebiet in nächster Nähe ausbrachen, bewirkten, daß alles vorhandene Trägermaterial für die Zwecke der Station reserviert war, so daß ich, als ich nach einiger Zeit wieder aufzubrechen gedachte, mich in einem — allerdings recht fidelen — Gefängnis festgehalten sah. Die Leute aus der Umgebung von Usumbura waren damals noch so wenig geneigt, als Träger in unbekannte Gegenden sich zu verdingen, daß ich mit viel Mühe nur ein halbes Dutzend auftrieb. Die Erlösung kam mir von Tabora in Gestalt von 15 wenig verlockend aussehenden Kerlen, die, auf Befehl des immer hilfsbereiten Hauptmanns Langheld, ein gewisser Omari, ein langer, verwegener Bursche, den ich im Frühjahr in Uschirombo krankheitshalber entlassen hatte, mir zuführte. Es waren meist Wakua vom Rufidji, in der Nähe der portugiesischen Grenze zu Haus, aus einer Gegend, die früher viel Elefantenjäger hervorgebracht hat, so daß allmählich die meisten Elefantenjäger den Namen dieses Stammes angenommen haben. Sehr vertrauensvoll schauten sie nicht aus; es waren teils ganz junge Bengels, teils ziemlich bejahrte, verwitterte Gesellen, mit vielen Narben bedeckt oder einäugig, oder von Blattern und alten Krankheiten entstellt, aber zum Schwanken war keine Gelegenheit, ich bekam eben keine anderen, und wenn ich mir wie jener xenophontische Offizier eine Truppe aus lauter schönen Jünglingen hätte zusammenstellen wollen, so säße ich noch heute in Usumbura fest. So zog ich es denn vor, die Kompagnie Bullenkalb und Warze zu engagieren, um überhaupt fortzukommen. Zu Führern bekamen sie den langen Omari und einen zwerghaften Alten, dessen Gesicht, platt wie ein Eierkuchen, durch zwei über Kreuz schielende Augen nicht verschönt wurde. Zum Überfluß erfreute er sich noch eines Fettnackens und des poetischen Namens Finesse, zu deutsch: „Stinkfrucht".

Am 20. Dezember konzentrierte ich die ganze Gesellschaft, 17 Wakua plus 6 Warundi, außerdem 7 Askaris, einige Boys und die entsprechende Zahl edler Frauen, in Kajagga, am Nordende des Sees, um von dort aus einen Marsch in die Gebiete anzutreten, deren Exploration die Reise der nächsten Monate dienen sollte.

Es war mir nicht ganz leicht geworden, meine Bedürfnisse so zu komprimieren, daß ihnen mit der geringen Lastenzahl, einem Viertel der früheren, Genüge geschah, aber man lernt allmählich sich

einrichten und von unnötigem Ballast befreien. Es war bei meiner Ausreise, trotzdem unsere kolonialen Beziehungen im Laufe der letzten Jahrzehnte so außerordentlich gewachsen sind, doch noch sehr schwer, in Deutschland zuverlässigen Rat über die beste Art einer Expeditionsausrüstung zu erhalten, besonders weil die, die afrikanische Erfahrung haben, zu leicht geneigt sind, das meiste als bekannt oder selbstverständlich vorauszusetzen, und die wenigen Schriften, die sich mit diesen Dingen beschäftigen, auf zu großartige Verhältnisse zugeschnitten sind. Auch die an sich sehr brauchbaren Anleitungen von Wißmann und Paul Reichard sind heute in mancher Hinsicht veraltet und in vielem erweiterungsfähig.

Meine Askaris verminderte ich ebenfalls, nämlich von 17 auf 7 Mann, trotzdem schon die erste Zahl von mehreren Seiten für zu niedrig gehalten wurde, aber ich verschiebe die Erörterung meiner Motive, weil ich hinter ihr eine Reihe anderer Fragen auftauchen sehe, und ich heute wenig Neigung habe, das schwierige Problem über das zweckmäßigste Verhalten zu den Eingeborenen, insbesondere in unbekannten oder feindlich gesinnten Gebieten anzuschneiden.

Das große Fischerdorf Kajagga, in dem ich am 20. Dezember meine Gesellschaft konzentrierte, liegt $1^1/_2$ Stunden von Usumbura entfernt, in unmittelbarer Seenähe. Der Weg dorthin führt durch reiche Bananenhaine, die von zahllosen Ölpalmen überragt werden, über Wiesen mit anmutig zu Bosketts geordneten Bäumen an der verlassenen Mission vorbei, von der nur noch ein einsamer Friedhof mit den von Gras, Schlingpflanzen und wilden Kapbeeren überwucherten Gräbern eines Paters und einiger Kinder zeugt, und zuletzt das Seeufer entlang über weißen, knirschenden Sand, den nur spärliche, niedrige Gräser hie und da mit einem schüchternen Grün überkleiden.

Von Kajagga aus blickt man, besonders wenn der Dunst der Trockenzeit, vermischt mit dem Qualm der Grasbrände oder die Nebel der Regenperiode die Ufer einhüllen, wie auf ein Meer hinaus, und der Geruch von modernden Algen und faulenden Fischen verstärkt noch die Illusion, am Strande des indischen Ozeans zu sein, so daß das Auge unwillkürlich den Horizont nach dem Rauche eines fernen Dampfers absucht, bis man seufzend der Wirklichkeit sich bewußt wird. Aber lassen wir jetzt die Blätter des Tagebuchs sprechen:

22. Dezember. Gestern morgen stellte mir Simba, der etwas geschwätzige, aber freundliche Chef von Kajagga, einen Kahn, den ich

benutzte, um die Russisi-Mündung abzufahren. Die ersten vier Arme liegen ziemlich dicht beieinander, der fünfte und letzte weit ab im Westen. Da es mir in dem kleinen Boot, das von drei Mann mit langen Stangen vorwärts gestoßen wurde, unerträglich wurde — denn es brütete eine erstickende Glut auf dem unbewegten Wasser — ließ ich mich an den Strand setzen und folgte dem Ufer entlang nach Westen. Als ich aber nach fünf Viertelstunden noch nicht mehr als die Hälfte des Weges zurückgelegt hatte, kehrte ich wieder um, denn ich hatte nichts bei mir, um einen knurrenden Magen stumm zu machen, auch lockte mich nicht die Landschaft, die Sand und Schilf, Schilf und Sand eintönig vor mir sich ausdehnte und nur selten durch ein paar elende Hütten und einen kleinen Acker unterbrochen wurde. Die Bevölkerung scheint hier fast ausschließlich vom Fischfang zu leben. Einmal traf ich ein Boot, dessen sechs Insassen auf sehr sonderbare Weise fischten. Vier Mann sprangen gleichzeitig, das Netz in Händen, kopfüber ins Wasser, tauchten nach 30—50 Sekunden wieder auf und ließen sich von ihren Gefährten wieder in den Kahn ziehen; ich kann mir aber kaum denken, daß man mit dieser primitiven Fangweise sehr rasch Kapitalist wird. Nur selten begegneten mir auf dem einsamen Weg Leute, meist nackte Wawira-Weiber, die ihre schöngeformten Tonkrüge zu Markt getragen hatten und nun die unverkauften in großen Körben wieder heimschafften, und hin und wieder Männer mit langen Weidenbündeln, die sie des Nachts in ihren Booten anzünden, um Fische aus ihren dunklen Tiefen anzulocken.

Wie endlos der Weg in diesem feinen, das Auge wie Schnee blendenden Sande wird, der bei jedem Schritt über dem Fuß sich schließt und in die Schuhe dringt! Selbst der schmale, feuchte Rand dicht am Wasser ist nicht fest, wie der an den Küsten unserer heimischen Meere, sondern nachgebend und mit kleinen, knirschenden, flachgewälzten Steinen untermischt. Manchmal sitzen seidenschimmernde Eisvögel in langen Reihen auf einem faulenden Boote oder einem angetriebenen Baumstamm oder die storchähnlichen, grotesken Klaffschnäbel fahren wie eine schwarze Wolke dicht vor mir auf und erfüllen die Luft mit kläglichem Geschrei, das dem der Ibisse ähnlich, aber nicht ganz so ohrenmarternd ist; oder ich scheuche einen kleinen Strandläufer mit weißem Leib und bronzenem Rücken auf, der immer wieder mit kurzem Schreckpfiff abfährt und in flachem Bogen nach vorne fliegt, wo er mit stoßender und im Stoße zögernder Gangart einhertrippelt, un-

aufhörlich mit Kopf und Schwanz wippt und bald den langen Schnabel nach rechts ins Wasser taucht, bald wie eine Katze geduckt einen großen Brummer beschleicht.

Zum ersten Russisiarm zurückgekehrt, ließ ich mich wieder vom Boot aufnehmen, fuhr den dritten Arm hinauf und durch den vierten wieder in den See zurück — zusammen mögen sie 150—200 Meter breit sein. Die Ufer sind mit ganz hohem Schilf bewachsen, das manchmal nischenförmig zurücktritt und riesigen Krokodilen und Alligatoren nur ein vom Flusse her sichtbares Versteck bietet. Eine dieser scheußlichen Bestien, auf die ich immer mit wahrer Inbrunst feuere, schoß ich vom Boot aus und mordete ihr den „heiligen Schlaf"; und jäh erwachend plumpste sie halb springend, halb fallend ins Wasser, drehte sich auf den Rücken und trieb stromabwärts.

— — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — —

Des Abends saß ich noch lange am Strande, schaute sehnsüchtig über die Wasser, auf denen das Gold der späten Sonne schwamm und hatte Heimweh. Ich dachte daran, wie oft ich so während der ersten afrikanischen Wochen auf den indischen Ozean hinausgestarrt hatte und verstand es gar nicht mehr. Denn heute umfassen nicht mehr die Meere, sondern die Länder für mich den Begriff des Trennenden.

Dann wurde es Nacht. Und nun zuckte ein Licht nach dem anderen auf, bis der See mit Tausenden kleiner Flammen bedeckt war, als schaute ich wie einst von Frascati über die dunkle Campagna hinweg auf die Lichter von Rom. Dann zog ein Trupp Fackelträger dicht an mir vorbei. Die Weidenbündel liefen längs über den Kahn, das eine glühende Ende ragte wie ein langhalsiger Drachenkopf weit über den Bug, das andere als dunkler Schweif weit über das Heck hinaus. Und so zogen sie, von Osten kommend, langsam in die fischreichen Gründe nach Westen, einer hinter dem anderen her, 20, 30, — wozu sie zählen — und glitten schweigend an mir vorüber in die Nacht. Und als dieser geheimnisvolle Zug wie ein Traumbild an mir vorüberfuhr, und als von Zeit zu Zeit ein mattes Leuchten auf die schwarzen Silhouetten von Männern fiel, die über den Schiffsrand gebeugt seltsam hantierten — es war aber oft, als würgten und schüttelten sie den Drachenhals, worauf sein Rachen im Zorn wieder stärker glühte und Funken spie, die zischend in der Flut verschwanden — und als sie zuletzt in das Dunkel tauchten und ich nur noch die wandelnden Lichter sah, immer zwei

und zwei, eins über, eins auf dem Wasser, eins still und feierlich, eins zitternd wie ein armes Seelchen, — da wurde mir seltsam schwer zu Mut und ich versank in Gedanken, denn mich quälte das Gefühl, daß ich dies alles, diesen traurigen Zug, diese Drachenboote, diese Männer, diese gleitenden Lichter schon einmal erlebt vor hundert, vor tausend, vor zehntausend Jahren — was liegt an der Zeit. —
— — — — — — — — — — — —

23. Dezember. Heute wurde mir, wie nur zu oft auf der Expedition, meine Nachtruhe gestört. Schuld trug ein törichtes Weib. Ich hatte in Ruanda einige Sklavinnen losgekauft, darunter auch eine Frau namens Nirampetta mit ihrem kleinen Kind. Sie war ein paar Jahre vorher aus ihrer kongolesischen Heimat geraubt worden, die sie aber, da ihr Gedächtnis infolge epileptischen Schwachsinns mangelhaft funktionierte, nicht näher bezeichnen konnte. Ich hatte die Weiber einigen meiner Leute zugeteilt, denen sie sich bald eng anschlossen; die meisten blühten dank der geringeren Arbeit und reichlichen Nahrung in kurzer Zeit förmlich auf und baten mich, sie von ihren „Gärtnern" nicht mehr zu trennen. Ein Mißton kam erst in diese Idylle, als wir Usumbura erreichten und meine Leute sich der „Barbarenweiber" zu schämen begannen. Vollends, als sie Damen der haute volée vom Tanganika ihr eigen nannten, gab es manchen Hader, weil sich die Freigekauften aus ihren älteren Rechten nicht ohne Kampf verdrängen, noch sich von der ehrenvollen Position einer besseren Hälfte zu der minder angesehenen eines besseren Drittel degradieren lassen wollten. Und die hochnäsigen Udjidji-Weiber sorgten schon dafür, daß aus dem besseren bald das schlechtere Drittel wurde. Am leichtesten gelang das der Frau meines Askaris Abdallah, weil sie nur die schwachsinnige Nirampetta zur Konkurrentin hatte. Mit der den meisten Negern eigenen Pietätlosigkeit gegen großes Unglück und Mißraten benutzte sie die arme Person, um mit ihr allerhand Allotria zu treiben und ihren „Witz" an ihr zu üben. Da ihr Salz aber ziemlich dumpf war, so hielt sie es schon für einen brillanten Einfall, der Närrin einzureden, daß wir sie in den nächsten Tagen schlachten und verzehren wollten, wovon die Folge: ihre Flucht aus dem Lager und vergebliches Suchen unsererseits. In den ersten Stunden nach Mitternacht hörten Leute des Simba das Wimmern eines Kindes in Maisfeldern und ihm nachgehend, fanden sie das von 24stündigem Hunger und der Angst vor umherschweifenden Bestien entkräftete Weib mit ihrem Knaben vor und brachten sie sofort zu mir. Um aber von

den Posten nicht als Diebe eingeschätzt und mit Kugeln begrüßt zu werden, näherten sie sich dem Lager mit großem Hallo, das mich erweckte. Mit vieler Mühe beruhigte ich die erbärmlich zitternde Person. Als es mir endlich gelungen war, war ich zu sehr im Schlafe gestört, um mein Zelt gleich wieder aufzusuchen.

Ich ging deshalb noch lange am mattleuchtenden Strande auf und ab, den die dunkle Flut mit leisem schläfrigem Rauschen bespülte. Lauwarm wehte es vom See her, auf dem noch immer, aber jetzt weiter ab, tausende von Lichtern glühten. Der Horizont war bewölkt, im Osten lag ein schwarzes Wetter auf dem Gebirge und nur im Zenith zuckten und funkelten die Sterne in voller Klarheit. Die Nacht war schweigsamer, als ich sie je erlebte. Nicht einmal das Locken der Cikaden und Schrecken ist hörbar, nur hin und wieder das Flattern eines ruhelos streichenden Ziegenmelkers oder vom Fluß her ein dumpfer Eulenruf, dem klagend das Weibchen antwortet, und manchmal das schwere Grollen fernen Donners vom Kamm der Randberge — aber meist höre ich außer dem Murmeln der Wasser nur meinen eigenen Schritt in dem dunklen Schweigen.

25. Dezember. Die ersten beiden Marschtage durch die Russisi-Ebene boten dem Auge manchen Reiz. Nur selten konnten wir dem Strome selbst folgen, weil er von einem ungeheuren Sumpf, in dem er sich vielmals verästelt und wieder vereint, umschlossen wird. Nicht Papyrus-, sondern Schilfrohrmassen füllen sein Bett aus, das sich dadurch wesentlich von den Tälern anderer afrikanischer Flüsse — des Kagera-Nil, des Malagarassi u. a. — unterscheidet. Nur an wenigen Stellen trat ein größerer Wasserarm an den Rand der Grassteppe, die wir durchzogen, und einige Male passierten wir winzige Seen, die nicht ohne freundliche Anmut waren, wie sie einsam zwischen dem hellen Grün des Hochgrases und dem etwas dunkleren Schilf sich ausbreiteten, und in der glatten, von Inseln und Inselchen unterbrochenen Wasserfläche der Himmel und die ziehenden Wolken und die graziösen Silhouetten der Palmen sich spiegelten. Enten schwimmen in kleinen Trupps auf der klaren Flut, schwarze Rallen mit rosenroten Ständern und grünem Schnabel huschen flink über die Blattpflanzen des seichten Ufers, die ersten Feuerfinken dieses Jahres wiegen sich brüstend auf dem schwanken Schilfrohr und lassen ihr brennend rotes Hochzeitskleid in der Sonne leuchten oder jagen hinter kleinen langschnäbligen Eisvögeln her, deren sattblaue Farbenpracht ihren eifersüchtigen Neid erregt.

Spinnen und Kerfe schnellen über das Wasser, Frösche und Kröten gröhlen unter den Steinen und gefräßige Libellen in allen Größen und Farben fliegen geschäftig umher oder klammern sich mit horizontal gestrecktem Leib und die schillernden Flügel weit vor den Kopf gelegt an die Spitze eines einsam den Spiegel überragenden Grases und achten der Fischchen kaum, die vergebens nach ihnen in steilem Sprunge springen und ungeschickt in ihr Element zurückfallen.

Dann wieder zogen wir über endlos sich ausdehnende, bebend heiße Steppen, die, wenn dicker Morgennebel die Berge im Westen verbirgt, unbegrenzt scheinen, und auf denen Dumpalmen bald in dichten Hainen sich zusammendrängen, bald in längere oder kürzere Reihen aufgelöst, hier 2 und 3, dort 10 und 20, eine hinter der anderen herziehen, wie die müden Nachzügler einer geschlagenen Armee. Manchmal eile ich auf bequemem Pfade weit voraus, und schaue, im Schatten einer der zahlreichen Kandelaber-Euphorbien geborgen, deren breit ausladende Kronen als dunkle Flecken neben den schlanken Palmen das Landschaftsbild beherrschen, auf die Karawane zurück, die im Gänsemarsch durch die Ebene sich windet, bisweilen von üppiger Kraut- und Schlingvegetation aufgehalten wird, aber meist ungehindert, bald zwischen den frischen Gräsern der Steppe, bald zwischen großen Buschkomplexen niedriger Hyphaenen auftaucht.

So große Ansammlungen von jungen Dumpalmen wie hier fand ich sonst nirgends. Was geschieht mit ihnen? Offenbar verhindern die Grasbrände ihr Hochkommen, sonst müßte sich hier ein ausgedehnter Hain an den anderen anschließen. Diese Dumpalmen am Russisi haben alle eine besondere Form; sie ähneln Borassus darin, daß sie auch eine amphoraartige Anschwellung haben, deren Hals mit zunehmendem Alter immer länger wird; aber es fehlt ihnen die edle, gedrungene, stilvolle Gestalt, der die Borassuspalmen ihre Schönheit danken, die allein genügt, eine sonst reizlose Landschaft schmückend zu verklären. Ich vermute, daß die Russisipalmen einer westlichen Spezies angehören. (Hyph. ventricosa?).

Mein erstes Lager hatte ich in der Nähe des stellenweise 120 Meter breiten Stromes. Der Abend war klar; die westlichen Randberge traten aus dem feuchten Dunst; scharf hob sich vom roten Himmel der höchste Kamm ab, zu dem das zerklüftete Gebirge in vier bis sechs immer stärker aufsteigenden Ketten heranwächst.

Am zweiten Tage marschierten wir meist längs eines Russisiarmes, der zwischen dem hohen Schilf in reißendem Laufe dahinströmt. Einige Male begrüßte uns aus den dichten Rohrmassen langgezogener gellender Kriegs- und Spottruf, offenbar von Leuten, des aufsässigen Sultans Kinoni, die sich aber in weiser Vorsicht sehr gut verborgen hielten. Später verließen wir den Russisi, weil ich hoffte, mit Hauptmann B., der von einer Strafexpedition das erbeutete Vieh nach Usumbura brachte, den Christabend verleben zu können und gingen seinen Signalschüssen nach, die wir weiter östlich gehört hatten. Aber die eingeborenen Führer führten uns in die Irre und verschwanden zuletzt ganz, noch dazu von einer Stelle, wo weit und breit weder Wasser noch Ansiedelungen sichtbar waren, so daß wir auf Umwegen wieder zum Flußbett zurückkehrten und todmüde dort anlangten. Die Gegend, in der wir lagerten, gehörte zu dem kleinen Sultanat Ramatta.

Nachmittag fiel feiner Landregen, dem abscheuliche nasse Kälte folgte, und schließlich waren Lager und Zelte von dichten, vom Sumpf des Russisi herstammenden Nebeln eingehüllt. Deswegen legte ich mich früh und verbrachte den heiligen Abend im Bett und dachte wehmütig der behaglichen Festfreude unter kerzenstrahlendem Baume vor zwei Jahren in Berlin. Aber doch dankte ich meinem Schöpfer, daß sich heute nicht, wie vor einem Jahre im Blatternlager am Malagarassi, das Heulen des Sturmes in dem Uferwald, das Preschen des Regens gegen die Dächer und das Stöhnen der mit dem Tode Ringenden zu jener schaurigen Musik vereinte, deren deprimierenden Eindruck ich mein Leben lang nicht vergessen werde. Damit verglichen dünkte es mich diesmal fast mollig in meinem von Teedampf, Tabakqualm und Arakdüften erfüllten Zelte, und hätte nur ein gutes Buch über die heimwärts zu den Freunden wandernden Gedanken hinweggeholfen, so wäre meiner angeborenen Bescheidenheit nicht viel zu wünschen übrig geblieben.

Bergfrieden, im April 1901.

Brief XXVIII.

Von dem Lager bei Ramatta, mit dem mein letzter Brief abschloß, bis zu dem Ausfluß des Russisi aus dem Kiwusee brauchte ich 16 Marschtage, also 18 von Usumbura aus. Das ist sehr viel und spricht scheinbar gegen meine Fußgängerschaft; der Hund liegt aber wo anders begraben. Wenn ich nämlich langweilig bin, dann nicht im Gehen, sondern in der Aufnahme des Terrains und es ist mir beim besten Willen nie möglich gewesen, weniger als das drei- bis vierfache der für einen einfachen Marsch nötigen Zeit für mein Routier aufzuwenden. Dazu kam damals — und mein Tagebuch klagt oft darüber — daß es in dem erst seit Wochen erschlossenen Gebiet noch keine zuverlässigen Führer gab, was mich vielfach zu kleinen Märschen zwang, weil angeblich der nächste Wasser- oder Lebensmittelplatz zu weit abläge. Stellte sich dann, wie meist, am nächsten Tage heraus, daß die Angaben erschwindelt waren, so befanden sich die Lügner längst wieder in Sicherheit, da sich die Führer immer nur für einen Tag verdingt hatten.

Dies war aber fast die einzige Unannehmlichkeit dieses Weges. Die Marschschwierigkeiten waren sehr gering, weil man, wenn nicht in der Ebene selbst, so auf einem Plateau marschiert, das dicht über dem Russisital sich erhebt. Nur eine Anzahl Flußübergänge waren höchst fatal. Erst im letzten Drittel oder Viertel der Tour, also im Norden, wo der Russisi als wilder Bergstrom zwischen steilen Wänden dahinbraust, kostet man die üblichen Anstrengungen eines Gebirgsmarsches aus.

In politischer Beziehung zerfällt das Gebiet zwischen dem Ostrande des zentralafrikanischen Grabens und dem Russisi in zehn bis zwölf kleinere Sultanate, von denen die meisten ca. 150 bis 200 Geviertkilometer bedecken mögen. Nominell sind sie unselbständig, und ihre Herrscher, die alle dem semitischen*) aus den Galländern

*) Es ist nicht ganz sicher, ob man besser tut, von den Watussi als Hamiten oder Semiten zu sprechen.

südlich von Abessinien stammenden Geschlecht der Watussi angehören, sind ursprünglich Vasallen des Fürsten von Urundi, des „Muesi", wie sein Titel lautet, gewesen. Aber, wenn auch die große Masse der Bewohner den Eindruck ziemlich unvermischter Warundi macht, so ist der hohe Kamm der Randgebirge und die breite Urwaldwildnis ein zu bequemes Bollwerk gewesen, um nicht bei der von großen Ideen nationaler Zusammengehörigkeit unberührten Bevölkerung Selbständigkeitsgelüste wachzurufen, um so eher, als auch das Mutterland in eine Unzahl sich gegenseitig befehdender und mit der Zentrale nur noch locker verknüpfter Häuptlingsschaften zersplittert ist. Der noch bestehende Rest von Zusammenhängen scheint allein dadurch sich zu erhalten, daß dem Muesi irgend eine Art religiöser Bedeutung innewohnt, die es seinen Häuptlingen ratsam erscheinen läßt, die Brücken zu ihm nicht bis zum Pfeilergrund abzubrechen.

Wenn man bedenkt, wie unendlich verschieden die gesamten Lebensverhältnisse der am Tanganika sitzenden See-Warundi von denen der Berg-Warundi sind, und wie weit die mannigfachen Einflüsse zurückgreifen, die durch die Anwesenheit der Wasuaheli und Araber und des deren Fußspuren folgenden Gemenges westlicher Stämme sich an den See-Warundi betätigten, so staunt man, wie hartnäckig sie trotz allem im Äußeren, Sprache und Sitten der Eigenart ihres in seltener Abgeschlossenheit lebenden Stammlandes treu geblieben sind. Dasselbe gilt für die im Russisigraben sitzenden Warundi, nur daß für sie die Verlockung, von der Väter Bräuchen abzufallen, wesentlich kleiner und, je nördlicher sie wohnten, um so geringer gewesen ist.

Nach dieser flüchtigen Orientierung lasse ich nun wieder das Tagebuch sprechen.

28. Dezember. Heute erreichten wir das Land des geflüchteten Sultans Kinoni und lagerten am Muhirafluß in einer großen Gruppe von Kandelabereuphorbien, die vor wenigen Tagen auch der Expedition von Hauptmann B. als Lagerplatz gedient hatte. Ich erkannte dies daran, daß unter einem Baume, wo jedenfalls der Speisetisch gestanden hatte, Mangokerne in solcher Unmenge verstreut waren, daß ich Neid und Leibweh zugleich bekam. Welch' einen gesegneten Appetit müssen die beiden Herren gehabt haben, um über solche Quantitäten Sieger zu werden. „Auch das ist Größe", würde Zarathustra sagen. Der Weg hierher war in seinem letzten Teil, wo wir dem etwas verengten Tal des Russisi folgten, durch die schöne Uferlandschaft mit ihren herrlichen Tamarinden- und

Mwulebäumen genußvoll, nur mußten wir uns den Zugang zu ihr durch einen steilen Abstieg über eine 50 Meter hohe Wand nicht ohne Beschwerde erkämpfen, weshalb das Vieh und was von Trägern nicht schwindelfrei war, über die Höhe ging. Im übrigen war der Marsch der letzten vier Tage durch die Sultanate Ramatta, Kundamwa und Uwjuko nur stellenweise anstrengend und oft eintönig. Von Ramatta aus stiegen wir eine Böschung hinan und befanden uns auf einem Plateau, das allmählich ansteigend mehr oder minder wellig den Russisi tagelang begleitet, von tiefeingeschnittenen Gräben und Mulden durchzogen wird und zum Flußtal bald mit steilen Wänden, bald mit sanft geneigten Hängen abfällt. Auch die ganz respektablen Nebenflüsse des Russisi, die von Osten kommen, fließen an solchen Steilwänden vorbei, wodurch der Abstieg besonders jetzt, wo die Wege naß, weich und schlüpfrig sind, sehr beschwerlich wird. Der Anstieg jenseits pflegt weniger schwierig zu sein, weil bei diesen Bruchlinien die nach Süden schauende Seite die flacher abfallende ist. Landschaftlich bot die Gegend nicht allzuviel. Teils strauch- und baumlose Steppe, teils Busch, dann wieder baumreichere Gegenden (Akazien und Euphorbien), manchmal Strecken, die wie Rapsfelder leuchten, weil sie mit einer goldgelben Komposite wie besät sind, dann wieder Hochgras und wieder Busch und alles immer gleich en masse, so daß für den schweifenden Blick stundenlang keine Abwechselung vorhanden ist.

Nicht daß deswegen die Landschaft jedes Genusses bar wäre; unser Winter ist ja längst vorüber und Frühling und Sommer zugleich, Blüte und Frucht herrschen jetzt über die Fluren. Ist es nicht schön, wie alles in frischem Grün prangt, wie an den Akazien die Schoten in langen, grünen Büscheln hängen, wie die Kandelabereuphorbien mit purpurnen Beeren besetzt sind, an denen sich in Scharen die langschwänzigen Mausvögel gütlich tun, oder wie an vielen Bäumen der Wind die locker haftenden, der drängenden Frucht weichenden Blütenkelche herabgefegt hat und nun golden oder rot oder weiß ein Blumenteppich zwischen dem Grunde der Stämme schimmert; und wie nirgends mehr ein gelbes welkes Gras sichtbar ist, weil die Oktoberstürme längst die alten spröden Stengel geknickt haben, und über den modernden emporwuchernd das frische Junggras mit seinem saftigen Grün jede kahle Stelle verbirgt!?

Ansiedelungen der Eingeborenen fanden wir wenig an unserem Wege, aber doch ist die Bevölkerung, die sich mehr im Osten in

der Nähe der Vorberge zusammendrängt, keineswegs klein an Zahl. Dafür zeugte auch die Masse der Lebensmittel, die uns als Gastgeschenke herangeschleppt wurden: Mehl, Maniok, Mais, Zuckerrohr, Bananen in solcher Fülle, daß sie mir, selbst von drei Dutzend Negermägen nicht zu überwältigen schien. Heute, wo wir in feindlichem Gebiet lagen, zeigte sich allerdings, daß ich die Aufnahmefähigkeit der Leute immer noch unterschätze, denn viele gingen, weil sie keine Zehrung mehr hatten, in die erntereifen Maisfelder, die von den Besitzern verlassen, weithin das Tal des Muhira erfüllten.

Diese armen Teufel von Eingeborenen, die jetzt vielleicht im Pori von wilden Pflanzen kümmerlich leben, tun mir leid, aber auch hier gilt der alte Spruch des Horaz: Quidquid delirant reges, plectuntur Achivi. — — —

Die wütenden reges heißen hier statt Agamemnon und Achilles Kinoni und Wasasa. Kinoni hat ein großes Land am rechten Russisiufer, das am Tanganika beginnt und dem Fluß bis zu seiner Porta folgt; auf dem linken Ufer hat er eigentlich nichts zu suchen; aber die Belgier schenkten ihm vor Jahren auch dort ein Stück Land. Zum Dank beging er den schmählichen Verrat, Leutnant Dubois, der von den Rebellen geschlagen, bei ihm für eine Nacht sich verbarg, seinen Feinden auszuliefern und den Belgiern, als sie auf deutschem Gebiet Zuflucht suchten, das mit dem Nachtrab folgende Vieh abzutreiben. Der Strick schien ihm sicher, falls die kongolesischen Truppen wieder Herren des Landes werden würden. Aber es kam anders; man versöhnte sich, weil Kinoni inzwischen sich auch die Feindschaft der Deutschen zugezogen hatte, und es vorteilhaft schien, in ihm einen Verbündeten für alle Eventualitäten zu haben. Ich fürchte, die Herren werden noch recht schlechte Erfahrungen mit ihm machen; wenn wir ihn aber je erwischen, entgeht dieser häßliche, durch die langjährige Araberwirtschaft am Tanganika korrumpierte Sklavenjäger seinem Schicksal sicher nicht.

Einige Wochen vor meinem Abmarsch von Usumbura war an der Linie Tanganika—Kiwusee eine Postenkette eingerichtet und das Land okkupiert worden, um gegen die Rebellen eine vernünftige, d. h. die allein diskutable Grenze zu haben. Hinc illae lacrimae auf Seiten der Kongolesen, die bis heute noch nicht gestillt wurden und hoffentlich nie auf Kosten der Eingeborenen, die indessen längst die Vorteile unserer Herrschaft eingesehen haben, getrocknet werden. Der Offizier, der vom Kiwu zum Tanganika zurückkehrte, wollte unterwegs all die kleinen Sultane mit sich nehmen und nach Usum=

bura zur Huldigung bringen, wo diesem Parterre von Königen in gemeinsamen Beratungen die Liebe zu ihren neuen Herren injiziert und über das Maß ihrer Rechte und Pflichten diskutiert werden sollte. Der Gedanke war an sich sehr vernünftig, aber vielleicht etwas verfrüht. Die Sultane standen untereinander schlecht, befehdeten ihre Nachbarn und waren Freunde mit den Nachbarn ihrer Nachbarn, so daß man fast immer abwechselnd das Gebiet einer der beiden großen Parteien passierte. Infolgedessen fürchtete mancher vielleicht, daß er in Usumbura von seinen Gegnern angeklagt werden könnte, und glaubte, sich um so leichter widersetzen zu können, als er irgendwelche deutsche Machtentfaltung noch nicht gesehen hatte. Immerhin ging es im Anfang recht gut und die einflußreichsten Häuptlinge schlossen sich dem Offizier an, darunter auch der oben genannte Wasasa, der in ständigem Kampf mit seinem Nachbar Nigensi, einem Unterchef des Königs von Ruanda, lag. Wasasa und Kinoni waren Freunde, und es fiel daher nicht auf, daß, als die Expedition in des letzteren Land kam, Wasasa erklärte, seinen großen „ami et allié" besuchen und gemeinsam mit ihm den Offizier nach Usumbura begleiten zu wollen. (Das sei zur Erklärung des Folgenden vorausgeschickt; was dann weiter geschah, meldet die Fortsetzung meines Tagebuchs.)

In der Gegend meines heutigen Lagers muß es auch gewesen sein, wo sich vor wenigen Wochen das Abenteuer des Herrn v. X. abspielte, dessen Gerücht sehr rasch zum Tanganika eilte und in beunruhigend übertriebener Darstellung durch Simba von Kajagga uns übermittelt wurde. Herr v. X. hatte mit Wasasa verabredet, ihn und Kinoni an einem gewissen Punkt zu treffen und gemeinsam die Reise fortzusetzen. Wasasa erschien auch, aber ohne Kinoni, dafür brachte er 22 von dessen Leuten mit, die, mit Hinterladern bewaffnet, zum Teil frühere kongolesische Soldaten waren. Wasasa erklärte plötzlich, bei Kinoni zu bleiben und später gelegentlich mit ihm zur Huldigung zu erscheinen. Da dies offenbar eine leere Phrase und ganz gegen die Verabredung war, auch die getroffenen Dispositionen umstürzte, für die es vorteilhaft war, mit allen Sultanen gleichzeitig zu verhandeln, so drängte der Offizier ihn, seinem Worte treu zu bleiben. Wasasa weigerte sich aber und zog sich hinter die Bewaffneten zurück, die eine drohende Haltung annahmen, trat auch auf Aufforderung nicht wieder hervor, sondern trotzte. Die Lage war kritisch. Herr v. X. hatte nur drei Askaris bei sich, da die übrigen weitab in der arrière-garde sich befanden, und

Zurückweichen wäre verhängnisvoll gewesen. So ritt er denn in aller Ruhe und den Ernst der Sache scheinbar ignorierend auf Wasasa zu, um ihn höchst eigenhändig hinter seiner Brustwehr hervorzuholen. Aber im selben Augenblick krachten 22 Gewehre und pfiffen die Geschosse, worauf sich Wasasa mit allen Bewaffneten zur Flucht wandte. Es ist Herrn v. X. bis heute rätselhaft geblieben, wie es möglich war, daß er und selbst sein Reittier unverletzt blieben; vielleicht waren die Schützen zu aufgeregt oder kam ihnen die Entscheidung zu plötzlich, aber tatsächlich waren alle Projektile zu hoch gegangen. Herr v. X. also verlor weder real noch bildlich seinen Kopf, sondern verfolgte die in wilder Flucht Davonstrebenden augenblicklich im Galopp und schoß vom Sattel aus sein Gewehr ab. Da er aber meines Wissens früher bei einem rheinischen Infanterieregiment und nicht bei den Tscherkessen gestanden hat, so vermehrte auch er nur die Durchlöcherung der Natur an drei wesentlich verschiedenen Stellen. Beim vierten Male knackte es nur — denn das ist der Vorteil der Magazingewehre, daß man immer glaubt, fünf Schüsse im Lauf zu haben, während man meist schon welche abgefeuert hat. Kaum hörten die Flüchtenden das willkommene Geräusch, als sie sich ihrerseits umwandten und Herrn v. X. mit Lanzen und Pfeilen zu spicken versuchten, der nun nichts anderes tun konnte, als — rückwärts, rückwärts, Don Rodrigo — sich von seiner Truppe wieder aufnehmen zu lassen, die indessen auf wenige hundert Meter nahe gekommen war, um dann mit frisch geladenem Gewehr einen neuen — übrigens fruchtlosen Vorstoß zu machen. Dieses Vorgehen der beiden Sultane, das zweifellos verabredet war, mußte natürlich gründlich gerächt werden, wenn wir nicht auf Etablierung unserer Herrschaft verzichten wollten. Kinoni konnte man leider wenig anhaben, weil sein Hauptland jenseits der Grenze liegt und er vorsichtigerweise all sein Vieh schon in den Tagen vorher hinübergeschafft hatte. Das war um so bedauerlicher, als er der Verführer war und zu Wasasa gesagt haben soll: „Wir sind mit den Kongolesen fertig geworden und das waren doch sogar Männer; sie raubten Vieh, Elfenbein usw. und da sollten wir nicht die deutschen Weiber unterbekommen, die immer nur schenken und schenken?"

(Ich weiß nicht, ob diese Worte tatsächlich gefallen sind; jedenfalls wurden sie von Eingeborenen berichtet und so oder so sind sie in mehr als einer Beziehung charakteristisch und besonders darin, daß sie zeigen, wie leicht Schwarze zur renommistischen Über-

hebung gegen Leute geneigt sind, von deren Macht sie keinen zu hohen Begriff haben. Diese Macht braucht nicht tatsächlich zu sein; es genügt oft, sie ihnen zu suggerieren; am allerwenigsten darf man solche Redensarten überschätzen und aus ihr die Ansicht extrahieren, daß es überall und unter allen Umständen nötig sei, ein okkupiertes Volk erst einmal zu „be"kriegen, um es „unter"zukriegen. Gegen diese noch in manchen Köpfen haftende Anschauung werde ich immer ankämpfen, weil sich in ihr ein Verhängnis birgt, im übrigen aber auf die ganze „Macht"frage gelegentlich zurückkommen.)

Es wurde also gegen die beiden Sultane eine Strafexpedition inszeniert. Das ist eine sehr unerfreuliche Aufgabe, besonders für gewissenhafte Bezirkschefs, deren vom Gouvernement gepflegter Ehrgeiz vor allem darin bestehen soll, die Wohlhabenheit ihrer Distrikte nach Möglichkeit zu fördern. Dem würden gehäufte Strafzüge natürlich durchaus entgegenwirken. — — — — — — —

Ich las jüngst ein Referat über einen Vortrag, in dem ein in der Südsee tätig gewesener Missionar in irgend einer Abteilung der Deutschen Kolonialgesellschaft seine Erlebnisse und Erfahrungen der Öffentlichkeit übergab, wobei er auch auf Strafexpeditionen zu sprechen kam; mit Recht wünschte er, sie vermindert zu sehen, weil doch meist die Unschuldigen darunter zu leiden hätten. Va bene; nur hätte er auch verraten sollen, was man an ihre Stelle setzen könnte. Dem Leser ist ja aus diesem oder jenem amtlichen Berichte bekannt, wie solche Züge verlaufen. Meist heißt es da, daß man dem Gegner keine größeren Verluste beibringen konnte, weil er sich in den Busch flüchtete; dann wird der Materialschaden erwähnt, so und so viel verbrannte Hütten, so und so viel Beutevieh usw. In Rapporten der Kriegsschiffe heißt es noch meistens, daß man die Boote der Insulaner in Grund gebohrt und ihre Palmenhaine zerstört hat. Letzteres ist aber eine Spezialität der Südsee; in Deutsch-Ostafrika pflegt man die Kulturen (Bananenschamben usw.) zu schonen, um den Bezirk nicht zu sehr zu schädigen. Ich gebe dem Herrn Pater gerne zu, daß oft, ja sogar meist sehr viel Unschuldige leiden müssen. Bei einem Beamten, der Land und Leute seines Wirkungskreises kennt, wird sich diese unangenehme Begleiterscheinung auf ein Mindestmaß einschränken lassen; aber es ganz zu vermeiden, finde ich kein Mittel, wenn man auf Strafexpeditionen nicht ganz verzichten will. Sicher ist, daß sie von Jahr zu Jahr seltener und bei wachsender gegenseitiger Kenntnis schließlich ganz verschwinden werden. Aber vorläufig dürfen wir zufrieden sein,

daß sie rar sind. Ich bin gewiß der letzte, der das Heil darin sucht, unsere Herrschaft über die Eingeborenen mit Gewalt zu stabilisieren, und was man so landläufig „Pazifikation" nennt, dünkt mich oft — sit venia verbo — „Bellifikation". Auch sind Strafexpeditionen oft ganz wirkungslos, nämlich wenn die Gegend gleichsam nur en passant heimgesucht wird; das ist die „Pazifikation bis zur Rückenwendung". Dann kehren die Geflüchteten am nächsten Tage zurück, begraben ihre Toten, bauen sich neue Hütten auf und geben ihren Rachegelüsten nach, sobald ein Reisender mit geringen Kräften ihr Land durchzieht. So ging es mir, als ich in Urundi, den Weg eines anderen kreuzend, für die Verluste büßen sollte, die er den Watussi beigebracht. Ihren Zweck erfüllt eine Strafexpedition höchstens dann — abgesehen von Vernichtungskriegen, die niemand befürworten wird — wenn sie sich wochen- und monatelang in der zu bestrafenden Gegend aufhält. Da werden die Leute, wenn sie der Hunger plagt, rasch mürbe und wagen so leicht nicht mehr, sich aufzulehnen. Daß Unschuldige und Friedliche mitleiden müssen, ist gewiß traurig, aber es hat oft das Gute zur Folge, daß solche gern in andere Bezirke ziehen, deren Häuptlinge loyal sind und kein Unheil über ihre Untertanen heraufbeschwören. Das ist dann eine sehr heilsame Lehre, weil jeder fortziehende Mann, so gut wie jeder getötete, von seinem Herrn als unangenehmer Verlust empfunden wird, denn jeder Häuptling sucht den anderen nicht nur in der Zahl der Herden, sondern auch der Untertanen zu überbieten. Ich komme auch darauf noch zurück. Im ganzen kann ich hier wie in anderen Beziehungen nur sagen: Prophylaxe ist mehr wert als Therapie. Suchen wir die Eingeborenen kennen zu lernen, treiben wir Ethnographie — was nicht heißt „Bogen und Speere sammeln" —, lehren wir die Eingeborenen uns kennen, d. h. europäische Ethnographie treiben, dann werden Konflikte, die Strafzüge gebären, so verschwindend selten sein, daß kein vernünftiger Mensch seine Zeit damit vergeuden wird, nach einem Ersatzmittel für sie zu suchen. — — — — — — — — —

Kinoni war also nicht zu fassen; er saß mit seinem Vieh und fast allein seinen Leuten wohlgeborgen am rechten Ufer des Russisi, lachte über die Grenze hinüber und verspottete gewiß den verführten Wasasa, seinen Gast, der dadurch zwar für den Augenblick persönliche Sicherheit genoß, sich aber kaum wohl dabei fühlen mochte, da er voraussehen konnte, daß ihn die Rache für den feigen Mordanschlag um so schwerer treffen würde. Auch wußte er, daß

es auf der ihm bekannten Erde kein jämmerlicheres Schicksal gibt als das depossedierter Herren, die sich im Besitz ihrer Herden reicher als jeder Europäer dünkten, und mit ihrem Verlust über Nacht zu Bettlern wurden, die bestenfalls an fremden „Höfen" umherirren, überall mit der Zeit lästig fallen, ein kümmerliches, mit Hohn bitter gewürztes Gnadenbrot verzehren, und um jeden Vorteil ihren Verfolgern ausgeliefert werden.

Zwar eine Strafe traf auch Kinoni. Er verlor sein Ländchen, das unter seine Nachbarn geteilt wurde, aber dieser Verlust war zu verschmerzen, denn es war ja nur ein kleiner Appendix zu seinem Stammgebiet. Anders Wasasa. Für ihn stand alles auf dem Spiele: Land, Vieh, Leute. Nachdem Herr v. X. von der fruchtlosen Verfolgung der Leute Kinonis zurückgekehrt war, marschierte er noch in derselben Minute in Eilmärschen in Wasasas Land zurück, überraschte es vollkommen, zerstörte seine Hauptdörfer, erbeutete sein Vieh und etablierte sich mitten in seinem Lande, um die Unterwerfung zu erzwingen. Dabei sagte er sich sehr richtig, daß, wenn es ihm hier gelänge, eine vollständige Demütigung des Aufsässigen zu erzielen, selbst mit den härtesten Mitteln, die Folgen immer noch human sein würden, weil vor der Niederlage Wasasas die gesamten Graben-Warundi erschrecken würden, wie Dörfler vor nächtigem Feuerschein, und weil die Asche der Hütten und die vergebens des Schnitters harrenden Felder und die nach ihren Rindern sich sehnenden Hürden und Ställe einen jeden Verwegenen warnenden Schrei ausstoßen würden, den vom Kiwu bis zum Tanganika die Bergwände bis in die entlegensten Schluchten sich zuwerfen würden, daß jenes freche Wort gelogen und die Deutschen keine Weiber sind, wenn sie auch mit jedem freundlichen Wirt als freundliche Gäste Freundschaft pflegen und Gastgeschenke austauschen. Daß es gelang und daß seitdem all die Jahre Ruhe, Frieden und offenes Vertrauen im Russisigraben herrschte, sei vorweg bemerkt, und wie es gelang, werden die Blätter des nächsten Briefes melden. Heute aber möchte ich mich noch auf ein amoenum diverticulum, einen „Nebenlustpfad" begeben, auf den mich folgende Erinnerung aus meinem Tagebuch lockte.

29. Dezember. Als ich heute morgen aufbrechen wollte, wurde ich durch eine Gesandtschaft aufgehalten, die mir Geschenke brachte und mich bat, meinen Einfluß für ihren Häuptling Muhambasi aufzuwenden, der seit langem im Usumbura an der Kette säße. Warum? wüßten sie nicht. Um so besser konnte ich es ihnen sagen,

denn ich erinnerte mich des großen bärtigen, finster dreinschauenden Mannes ganz gut, der in Untersuchungshaft war, weil er in starkem Verdacht stand, die kongolesischen Rebellen zu einem Handstreich gegen die deutsche Station aufgefordert zu haben. M. war merkwürdigerweise kein Landeskind, sondern ein aus Uganda stammender Mohammedaner, der zu Rumalisas*) Zeiten auf irgend eine dunkle Weise Chef des Distrikts Kundamwa in Uwjuko geworden war. Ich fragte die Leute, wie sie sich das dächten, daß ich Muhambasi befreien sollte. Antwort: Ich möchte einen Brief an Hauptmann B. senden. Ich: Ob es ihnen recht sei, wenn ich zum Beispiel Grüße schickte und die Bitte, er möge mir von der Mangoernte auch ein paar Äpfel übrig lassen. Allgemeines Händeklatschen, was soviel bedeutet, wie: Unsern tiefgefühltesten Dank. Es tat mir daraufhin fast leid, ihnen erklären zu müssen, daß ein Brief von mir, gleichviel welchen Inhalts, das Schicksal ihres Häuptlings nicht sehr erleichtern würde, was sie aber nicht glauben wollten, bis ich ihnen auseinandersetzte, daß ich in Amtssachen ein bana mdogo kapissa sei, worauf es ihnen leid zu tun schien, daß sie einem so „ganz kleinen Herrn" so viel Lebensmittel gebracht hätten. Schließlich gab ich ihnen als Wegzehrung eine Menge Zeug und den Trost mit, daß, wenn schlimmstenfalls ihr Häuptling gehenkt würde, das Unglück nicht so groß sei, weil er nicht ihres Blutes sei, und daß sich gewiß leicht ein anderer Küstenmann finden würde, der an Muhambasis Stelle ihnen die schönsten Weiber und die beste Nahrung wegnehmen würde, wie es ihren Wünschen entspräche. Darauf entließ ich sie. —

Der Respekt vor beschriebenem oder bedrucktem Papier ist bei allen Negern lächerlich groß, selbst bei Küstennegern, wenngleich diese — zwar selbst meist Analphabeten — die Entstehung eines Briefes kennen und besser, als die armen Toren von Kundamwa, wissen, daß erst der Inhalt den Wert eines Schreibens ausmacht. Trotzdem suchen auch sie, besonders auf Reisen, bei jeder Gelegenheit einen Paß, der nur ihren und den Namen des betreffenden Europäers zu enthalten braucht, zu erlangen, und oft genug fand ich in dem Nachlaß Verstorbener wertlose Fetzen, wie Kuverts, gleichgültige Notizbuchblätter usw. Nicht selten allerdings heben sie sich so ein fortgeworfenes Stück Papier auf, weil es sich doch einmal bezahlt

*) Siehe Brief IV.

machen könnte, so wie ein verständiger Dieb, der einen Dietrich findet, ihn zu sich stecken wird, auch wenn er heute und morgen keine Verwendung für ihn weiß. Als ich 1897 durch Tabora kam, wurden gerade neue, auf schwarz-weiß-rotem Grunde gedruckte Formulare für die Stationsboten eingeführt und die Häuptlinge des Bezirks davon in Kenntnis gesetzt, weil es wiederholt vorgekommen war, daß irgend ein schwarzer Gauner einen von einem Europäer fortgeworfenen Zeitungsfetzen oder eine unbezahlte Rechnung benutzt hatte, um von Dorf zu Dorf zu ziehen und auf Grund solcher „Amtsschreiben" förmliche Steuern für die „Station" zu erheben, hier eine Hacke, dort eine Ziege oder was ihm gerade des Mitgehens wert dünkte. Und solche Fälle ereigneten sich nicht zu selten.

Auch folgende lustige Erinnerung könnte ich hier anfügen: In Uha traf ich einmal einen Elefantenjäger und fragte ihn nach seinem Erlaubnisschein. Darauf holte er ohne Zögern aus einer der gepunzten Ledertäschchen, in denen die Wakua*) ihre Kugeln, Zündhütchen und Werg verwahren, ein sauber in Zeug vernähtes Päckchen und reichte es mir mit so ruhigen Augen, daß ich schon einen Moment schwankte, ob ich mir die Arbeit des Auftrennens nicht besser erspare. Dann tat ich es aber doch, und das erste, was mir in die Hände fiel, war ein schmutziges Kuvert mit der Adresse eines Offiziers, der früher, vor Olims Zeiten, in der Kolonie tätig war. Doch das Bessere kam erst; in dem Umschlag nämlich befand sich der eigentliche Jagdschein in Gestalt einer gedruckten Verlobungsanzeige, die noch dazu so uralt war, daß der glückliche Bräutigam indessen, wenn er sich einigermaßen Mühe gegeben hatte, dreifach gesegneter pater familias sein konnte. Gott weiß, wie sie dem Mann in die Klauen gekommen war; er war vom Stamme der Wassumbwa, aus dem Innern der Kolonie, und an ihn wird sie wohl nicht gerichtet gewesen sein. Als ich ihn darauf aufmerksam machte, daß dies doch ein etwas seltsamer Jagdschein sei, — zwar hätte er mir entgegnen können, daß Verlobungsanzeigen manchmal darin Jagdscheinen gleichen, daß sie als Schein über eine erfolgreiche Jagd ausgestellt werden, doch das fiel ihm offenbar nicht ein — tat er sehr verwundert und behauptete, so und nicht anders habe er ihn in der Station von Tabora erstanden, und so und nicht anders sähen jetzt alle anderen aus. Als ich ihn, immer neugieriger gemacht, fragte, wie er das meine, da er doch nicht lesen könne, antwortete

*) Über Wakua cf. Brief XXVII.

er — ich weiß nicht, ob mehr kühn als wahr — daß auf den alten Scheinen Regen und Wasser den „Wein" weggespült hätten, auf den neuen aber nicht. (Wein — damit meint er Tinte. Es gibt viele Eingeborene im Innern, natürlich Waschensi i. e. barbari, die Tinte und Wein mit demselben Worte wino bezeichnen; vielleicht stammt es von der Art, wie man durch die griechischen Händler verproviantiert wird, denn da fragt man sich oft, ob man nicht besser täte, die Tinte zu trinken und mit dem Wein seine Korrespondenzen zu führen.) Um damit Schluß zu machen — ich war keine Amtsperson und mußte den Mann laufen lassen, riet ihm aber aufs eindringlichste, um alle gouvernementalen Karawanen einen großen Bogen zu machen, oder, wenn anders ihm sein Sitzfleisch lieb wäre, sich bald einen anderen Gewerbeschein zu erstehen.

Erwähnenswert ist auch folgende Historie, die geradezu von Papier- und Zeitungs-Fetischismus zeugt. Ich ließ mir erzählen, daß man in einem Museum für Völkerkunde — ich glaube in Leipzig — wohl nur als Kuriosum ein Bündel Zeitungen zeigt, das einem Postraub entstammt und (durch einen Leutnant K., wenn ich mich recht erinnere) einem im Gefecht gefallenen Eingeborenen, der es als Talisman auf den Kopf gebunden hatte, abgenommen wurde. Ich ahne nicht, wogegen dieses Amulett sich bewähren sollte, vielleicht weiß einer unserer heimischen Zeitungsfetischisten, deren es ja unter den Stammtischpolitikern von Dinkelsbühl bis Labiau eine Menge gibt, besser Bescheid. Ganz schüchtern nur möchte ich behaupten, daß der getötete Eingeborene das Zeitungsbündel als Schutz gegen den Druck einer Last getragen haben wird, womit alle Konjekturen hinfällig würden.

Ich will mit der Aufzählung von Einzelfällen abschließen, denn auch so wird der Leser mir glauben, daß die Schrift, bezw. beschriebenes oder bedrucktes Papier in dem Vorstellungskreis der Neger eine besondere Rolle spielt. Ist dies eigentlich wunderbar? Gewiß nicht. Ein Volk, das noch nicht dahin gelangt ist, seine Worte in Laute zu zerlegen und für die Laute Zeichen zu erfinden, kann ja nicht anders als aufs stärkste betroffen sein, wenn es sieht, daß es möglich ist, über beliebige Entfernungen durch eine Art Ornamente auf einer Art Zeug seine Gedanken sich zu vermitteln. Wie der Bauer bestürzt ist, der zum ersten Male ein Telephon kennen lernt, so der Neger, der zum ersten Mal Zeuge ist, wie der Weiße ein stummes Papier sprechen „hört". Teufelswerk! Ich wünschte, ich könnte dem Leser die Verblüffung der Eingeborenen plastisch schildern,

wie ich sie manchmal sah, wenn mir ein Europäer Leute mit irgend einem Wunsch zuschickte, z. B. mit der Bitte, sie ärztlich zu behandeln. Wie sie die Augen aufrissen, wie sie sich auf den offenen Mund schlugen, wie sie sich in Ahs und Ehs der Bewunderung überboten, wenn ich sie nach einem Blick in das Begleitschreiben fragte: Wer von euch ist A aus X-dorf und wer B aus Z-berg? Und du, A, zeige deine Beinwunde, und du, B, sage, wo deine Brust schmerzt usw. usw. Und wenn ich ihnen versicherte, daß da kein Spuk dahinter stecke, und ich solche Kunst jedem intelligenten Jungen in einem halben Jahre beibringen wolle, so hielten sie es für Spott und gingen unüberzeugt davon. Teufelsarbeit.

In Ruanda sind die abergläubischen Vorstellungen, die sich mit dem Schreiben verknüpfen, besonders groß; ich muß mit ihnen rechnen, und sie beeinflussen meine Arbeiten bisweilen störend. Wenn es irgend möglich ist, vermeide ich es, einen Eingeborenen über mich interessierende (z. B. ethnographische) Dinge auszufragen und gleichzeitig das Gehörte niederzuschreiben; lieber frage ich ihn so oft, daß ich es hinterher aus dem Gedächtnis rekapitulieren kann oder ich schreibe so, daß es ihm nicht auffällt.

Besonders unheimlich ist den Eingeborenen die Tätigkeit des Kartenmachens, weil da neben dem Schreiben noch allerhand anderer Hokuspokus verübt wird. Da sitzen sie in Haufen auf Grashängen und in Bananenhainen und lassen die Karawanen an sich vorüberziehen, begierig, die unbekannte Erscheinung des Weißen, oder wie wir in Ruanda heißen, des Roten, von dem sie so viel schon haben fabeln hören, zu beobachten. Aber was treibt der Mann eigentlich? Warum schreitet er nicht wie andere Sterbliche einher? Was für ein undefinierbares Eisen*) hält er in seiner Hand, bald dort- bald hierhin zielend und was für Zeichen malt er dann mit einem Holz**) auf die kleinen weißen Stoffstückchen***), die er mit sich führt. Und warum deutet er jetzt auf diesen, jetzt auf jenen Berg oder Bach oder Hüttenkomplex und fragt um ihre Namen, um jedesmal neue Ornamente zu malen, ähnlich denen, die wir auf Schildern und Matten haben? Alles zusammen ein Gebaren, das ihnen fremd, in jeder Einzelheit unverständlich und von geheimnisvoller Bedeutung ist. Und nun stecken sie die Köpfe zusammen, „alagura — er zaubert" und laufen zum mtwale, zum Häuptling, und der Häuptling läuft zum immandwa, zum Priester, und der

---

*) Kompaß. **) Bleistift. ***) Routenbuch.

schlachtet schnell Küken und zählt die Fettpartikel auf ihren Mägen oder schlachtet Ziegen und schaut in das siedende Fett oder läßt die Würfelschale oder den Reibestock oder was sie sonst noch an Orakeln besitzen, wahrsagen, bis auf die eine oder andere Weise entschieden ist, ob jene Zauberei Gleichgültiges oder Schlimmes bedeutet und zur Folge hat. Kündet der Mund des Orakels das letztere, dann kommen die Gegenmaßregeln. Dann schicken die Großen des Landes von Ort zu Ort: treibt dem Fremden den Führer ab, führt ihn von dem Wege ab, den er wünscht, vermeidet die Dörfer der Vornehmen, verschweigt ihm alle Namen oder betrügt ihn mit falschen. Nach Bergen fragt er und meint die Felder, die sie tragen; nach Flüssen fragt er und meint die Rinder, die sie tränken; nach Hütten fragt er und meint die Bananenhaine, die sie beschatten. Lügt, lügt, lügt. Das ist eure Waffe; denn wenn ihr die wahren Namen sagt, dann werden, wenn der Rote in sein Land zurückgekehrt ist, eure Felder euch keine Frucht, eure Rinder euch keine Milch, eure Bananen euch keinen Wein mehr geben, weil Frucht und Labe verschwinden und dem Manne folgen werden, der sie verzauberte. Teufelsarbeit!"

Sic vos non vobis — nidificatis aves,
Sic vos non vobis — vellera fertis oves,
Sic vos non vobis — mellificatis apes,
Sic vos non vobis — fertis aratra boves.

Und wie befohlen, so geschieht es; dann bekommt der Reisende keine Führer mehr, oder die Führer suchen ihn aus dem Lande herauszulocken, dann trachtet man den Stromforscher vom Fluß fortzuscheuchen, dann verwirrt man ihn durch falsche Namen und anderes mehr. Und so kann es kommen, wie es Ramsay passierte, daß er eine Viertelstunde vom Njawarongo, zu dem er strebte, entfernt war, ohne hin zu finden, daß ich in derselben Gegend wiederholt umkehren mußte, weil man mich vom Mhogofluß fort und an falsche Arme geführt hatte, oder daß ich im Westen des Kiwusees zwölf Tage durch ein Land marschierte, ohne den richtigen Namen zu erfahren — denn, meine Schilderung war keine Kombination vager Eindrücke, sondern eine einfache Zusammenfassung ganz bestimmter Erfahrungen, wenn ich auch ihren Zusammenhang nicht von heut auf morgen zu verstehen gelernt habe. (Natürlich ist es nicht überall gleich schlimm, aber auch nur selten damit gut bestellt, wie die Unmenge falscher oder sich widersprechender Namen auf den Karten bezeugt, die freilich auch noch andere Ursachen haben.) Wer in einem solchen Fall sich bemüht hat, den Gängen und Irrgängen

der Negerseele nachzugehen, wird auch duldsam in anderen Fällen sein, in denen er sie nicht auf den ersten Blick zu erhellen vermag. Vieles am Neger erscheint uns unlogisch, aber innerhalb seines Vorstellungskreises denkt er durchaus logisch, nur ist es nötig, um seine Logik zu verstehen, das Erdreich zu erforschen in dem sie wurzelt und Nahrung zieht. Die Folgerungen dieser Erkenntnis kann jeder Nachdenkliche selber ziehen.

Noch eines anderen Erlebnisses erinnere ich mich, das die gleiche Frage berührt. Es war ein paar Jahre später. Schon kannte man mich genügend in Ruanda, um von mir nichts zu fürchten. Ich war am Akanjaru und hatte eine Höhe erstiegen, die mir einen weiten Blick auf das Flußtal eröffnete. Während die Karawane von dem mühsamen Aufstieg ausruhte, trat ich unter einen Baum, zwischen dessen Ästen ein Bienenhaus befestigt war, vor dem die Bienen summend ab- und zuflogen. In seinem Schatten ließ ich mich nieder und zeichnete das Terrain. Als ich eine halbe Stunde später wieder aufbrach, fragte mich schüchtern ein Eingeborener aus der Schar derer, die meiner Arbeit aufmerksam zugeschaut hatten, ob wohl die Bienen jetzt wegfliegen und mir ihren Honig zutragen würden. Es war nämlich der Eigener des Bienenhauses. Ich beruhigte ihn, und er glaubte mir; um so unerklärlicher aber blieb ihm und seinen Kameraden der Zweck meiner Tätigkeit unter seinem Baume.

Zum Schluß noch eine Bemerkung: „Brief" heißt in der Sprache der Völker von Ruanda und vom West-Kiwu „Papuru", also sehr an Papyrus und Papier anklingend. Der Ausdruck ist zu sehr verbreitet und bis in die entlegensten Winkel dieser Länder bekannt, als daß man seinen Ursprung auf ein jüngeres Datum zurückführen dürfte. Ich bin zu wenig orientiert, ob Papyrus der alten ägyptischen Sprache entlehnt oder griechischen Ursprungs ist; wenn das erstere, so möchte ich glauben, daß auch Papuru ein uraltes Wort und über Uganda, das ja zweifellos in weit zurückliegender Vergangenheit irgend welche Beziehungen und Zusammenhänge mit Ägypten gehabt hat, nach Ruanda und in die angrenzenden Länder eingeführt ist. Aber dies mag sich so oder auch anders verhalten. „Denn", lautet die Weisheit Zarathustras, „was liegt daran!"

Insel Wau, Juli 1901.

Brief XXIX.

Die Schilderung meines Weges im Russisi-Graben ist im vorigen Brief nicht sehr weit gediehen, weil ich mich auf einen Seitenweg drängen ließ, als ich der Lockung nachgab, dem Leser eine flüchtige Skizze von der Bedeutung der Schrift im Vorstellungsleben des Negers zu geben. Sie konnte und sollte nicht vollständig sein, weil ich, wie in allen anderen Fragen, auch hier mich auf meine eigenen Erfahrungen beschränken wollte.

Wir waren im letzten Brief am Muhirafluß und in Wehenusa, der Landschaft des uns feindlichen Kinoni, angekommen. Dem Führer, den ich dort von den Leuten von Kundamwa erhielt, setzte ich meinen Wunsch auseinander, mich wie bisher möglichst in der Nähe des Russisi-Betts zu halten, aber da ich mich nur schwer mit ihm in der Landessprache verständigen konnte, führte er mich auf einen anderen, vom Strome weit ablaufenden Weg. Er glaubte nämlich, daß ich nicht an dem Offizier ungesehen vorbeiziehen wollte, der sich in Wasasas Gebiet zu dem früher angegebenen Zweck niedergelassen hatte, und als ich merkte, daß all mein Flehen und alle Künste der Rhetorik von seinem Dickschädel abprallten, ergab ich mich in mein Schicksal und marschierte in den nächsten drei Tagen vom Muhira zum Standquartier des Herrn v. X.

Ich lege mein Tagebuch beiseite, um mich nicht zu längerem Verweilen auf Einzelheiten des Weges verleiten zu lassen, und beschränke mich in Folgendem auf die am deutlichsten haftenden Erinnerungen.

Nachdem wir unweit des Muhira den Njamaganna, einen anderen Nebenfluß des Russisi, überschritten hatten, marschierten wir meist über eine leicht wellige Hochebene mit jungem Akazienwuchs

oder kahlen, von einzelnen Kandelaber-Euphorbien unterbrochenen Grasflächen, durch die schnurgerade und weit sichtbar das rote Band eines breiten, von Viehherden festgetretenen Weges läuft. So lange wir durch Kinonis Gebiet ziehen, sind die Ansiedlungen am Wege zerstört und verlassen. Verbrannte Hecken, die höheren Bäume mit welk herabhängenden Blättern auf der dem Hof zugekehrten Seite, dem Hüttengrundriß entsprechende Aschenscheiben, aus denen die drei Herdsteine und die rotgeglühten Scherben tönerner Krüge und Töpfe herausragen, hier und da verkohlte Stümpfe von Stacketen oder kleine Häufchen schwarzgedörrter Bohnen, auch manchmal kleine Eisenklumpen von geschmolzenen Hackenblättern und über allem ein scharfer, kalter Brandgeruch — das ist der Rest einstiger „Herrlichkeiten". Nur keine Skelette kann ich dem Leser vorzaubern, noch vor Schreck wahnsinnige Greise im Silberhaar, die zwischen den Ruinen kauern, noch Mütter-Jammern, Kinder-Irren; von lebenden Wesen überhaupt nur ein paar magere Köter, die in den Aschenhaufen herumschnuppern und eifrig wühlen. Nach Überbleibseln ihrer Herren? O nein, sondern wahrscheinlich nach etwaigen Resten von Ratten, Eidechsen und ähnlichen Bewohnern der Hüttendächer.

Das Gros der Bevölkerung hatte schon einige Tage vor dem Anschlag der Soldaten Kinonis auf Herrn v. X. das Wertvollste an Habe in Sicherheit gebracht, vielleicht, weil die Leute direkt von Kinoni dazu aufgefordert wurden, oder weil sie Unrat witterten, als er seine Herden auf das jenseitige Russisi-Ufer treiben ließ.

Nördlich der Grenze von Wehenusa kamen wir in das Gebiet des befreundeten Sultans Ssekkisanga, ein neues Glied der bunten Reihe, die Tembo, Muhambasi, Ssekkahole, Kinoni, Ssekkisanga, Wasasa, Ngensi heißt und immer abwechselnd einen uns feindlich, einen uns friedlich gesinnten Sultan bezeichnet. Daß auch je die geraden und ungeraden Glieder der Kette untereinander eine befreundete Partei bilden, erwähnte ich schon. Es ist ganz charakteristisch, weil es zeigt, wie schwer hier gute Nachbarschaft gehalten wird, wenn nicht eine starke natürliche Grenze die Leute scheidet. Auch Erbfeinde gibt es in Afrika. Tout comme chez nous.

In Ssekkisangas Gebiet lagerte ich am Njakagunda-Fluß. Der Sultan schien der nicht ganz seltenen Plebejertugend zu huldigen, daß man gegen seine Freunde sich ruppig benehmen und auf sie die geringsten Rücksichten nehmen darf. Denn er erschien nicht im

Lager und schickte mir nur einen armseligen Krug Pombe als Gastgeschenk, aber von Lebensmitteln nicht „die Bohne" — letzteres hier durchaus kein deplazierter Ausdruck, weil die Bohnenernte gerade eingeheimst war —, worauf ich die Überbringer mit einem so gewinnenden Lächeln ansah, daß sie sich schleunigst mitsamt der Pombe zur Flucht wandten, beziehungsweise, um mich ohne Übertreibung auszudrücken, irgendwo im Lager untertauchten und einem meiner Leute den Nektar verhandelten, dessen Erlös sie schwerlich ihrem Herrn übermittelt haben werden. Um so nobler zeigte ich mich gegen Ssekkisanga; denn als ich in einem abendlichen Appell festgestellt hatte, daß zwei meiner Leute, darunter natürlich der lange Omari, den ich als Wächter über sie gesetzt hatte, sich ohne Erlaubnis in die Dörfer am jenseitigen Ufer absentiert hatten, angeblich um Holz zu holen (trotzdem es dessen in der Nähe des Lagers in reicher Auswahl gab), in Wirklichkeit um zu stehlen, verhängte ich, um von einer Wiederholung abzuschrecken, über die Schuldigen hamsischrin, d. h. „25", die heilige Zahl der Kulturpioniere und mehr noch der Kulturtrainknechte.

Diese Exekution sollte auf dieser Expedition eine sehr mühevolle Arbeit werden, weil mein kleiner Boy Mabruk sich offenbar von den Trägern hatte bestechen lassen und den bekannten Kiboko, der den ganz unpassenden Schrecknamen Nilpferdpeitsche führt — er ist gar keine Peitsche — in Usumbura „vergessen" hatte. Das stellte sich leider erst jetzt heraus, wo es zu spät war, ihn holen zu lassen. Darauf hatten die Leute wohl gerechnet, denn sie wußten, daß ich in den ersten Tagen meiner Reise ein Auge und mehr als eins zuzudrücken pflege, um keine Ungehörigkeiten zu sehen und keine Bestrafungen nötig zu haben, damit die Karawane erst etwas vom Ausgangspunkt der Expedition sich entferne und zu Desertionen weniger geneigt sei. Nun bin ich durchaus kein großer Anhänger der Prügelstrafe und bediene mich ihrer fast ausschließlich nur bei Übergriffen meiner Leute gegen Eingeborene, aber deshalb und für alle Fälle ist es immer angenehm, wenn die Träger wissen, daß ein „Nilpferd" überhaupt im Gepäck des Herrn sich befindet und seine Anwendung immer über ihren Häuptern schwebt — ich würde sagen: wie das Schwert des Damokles, wenn dies Instrument nicht schon zu sehr abgegriffen und von jedem Lokalreporter bei passender Gelegenheit aufgehängt würde. Um es zu ersetzen, mußte ich in Notfällen, wie im Ssekkisanga-Lager, sämtliche verfügbaren Riemen vom photographischen Apparat, Siede-

thermometer bis zum Krimstecher aneinanderschnallen, wodurch jedoch ein nur sehr minderwertiges Ersatzmittel entstand. Zwar gebärdeten sich die Delinquenten fürchterlich, hinterher aber gestanden sie meinem Boy Mabruk, daß sie überhaupt nichts gespürt hätten. Das nächste Mal versuchte ich, die Riemen zu verstärken, der Effekt schien großartig, die Leute brüllten, daß mir vor Mitleid die Tränen über die Backen liefen, in ihren Zelten aber hielten sie sich dann die Bäuche vor Lachen. Schließlich gab ich alle Gewaltkuren auf und hielt mich an Debisch sein Prinzip, wie es in der Knopfiade überliefert ist:

Dies war Debisch sein Prinzip,
Oberflächlich ist der Hieb,
Nur des Wortes Kraft allein
Schneidet in die Seele ein.

Und wirklich war die Wirkung nicht schlechter wie die des Kiboko, denn so oder so machten die Leute doch, was sie wollten.

Am nächsten Tage (30. Dezember) zogen wir jenseits des Njakagunda durch eine Landschaft von dem gleichen Charakter wie die Märsche vorher; nur für eine gewisse Strecke erinnere ich mich an ein Bild, das einen eigenen Charakter hatte und durch Tausende und Abertausende weißer Blumen, die ebenso wie die Blätter sehr lang gestielt waren, erzeugt wurde. Nach allen Richtungen dehnten sich weithin diese lieblichen Gefilde, durch die sich wie durch blühende Lilienfelder die Karawane schlängelte. Rasch näherten wir uns heute den Vorhügeln der Berge im Osten, die seit mehreren Tagen unseren Marsch zur Rechten begleiteten. An ihrem Fuße mußten wir zum zweiten Male über den Njakagunda und jenseits die Höhe hinan. Der Weg von der Furt bis zum Kamm war mit ganz frischer, übelduftender, von Fliegenschwärmen bedeckter Elefantenlosung wie gedüngt; von den Tieren selbst sah ich nichts, auch dann nicht, als das geübte Auge meiner Wakua sie fern in der mit Akazienbusch bestandenen Ebene entdeckte.

In dieser Gegend befand sich immer eine große Herde, die auf 200 Stück geschätzt wurde, bisweilen nach dem Kongostaat hinüberwechselte, aber immer wieder hierher zurückkehrte. Ein dänischer Jäger, der später hier ein paar Jahre lebte, holte sich ein Stück nach dem anderen heraus, und ob sie auch jedesmal durch die Schüsse verscheucht wurden, nach acht Tagen waren sie doch wieder in derselben Gegend. So hängen die Tiere merkwürdig beständig an einem bestimmten Gebiet. Der

Jäger war auch eine jener fast tragischen Existenzen, wie man sie besonders zahlreich außerhalb Europas findet; von jedem Winde umgetrieben, auf allen Erdteilen das Glück suchend und es jedesmal wieder verlierend, so oft seine Hand es auch am Gewandsaum zu fassen glaubte, zuletzt nach vielen Entbehrungen und Entsagungen dem Ziele nahe — Kurzschluß; finita la commedia. So auch dieser Däne; jahrelang hauste er als Wilder unter Wilden, endlich hatte er soviel erworben und erspart, um daran denken zu können, ein Leben unter freundlicheren Bedingungen beginnen zu können; da kommt das Schicksal und macht den dicken Strich. Dysenterie und exitus. Jetzt vermodert er an derselben Stelle, wo die Gebeine so vieler seiner tierischen Opfer zerstreut sind.

Von der Höhe des Hügels öffnet sich der Blick auf ein liebliches, sanft ansteigendes Tal mit vielen Feldern und dunklen Hecken. Aber keine Menschenseele belebt es: und das schärfer zuschauende Auge merkt bald, daß die Gehöfte zerstört und verlassen sind. Hier beginnt Wasasas Gebiet, und der Njakagunda, der um unseren Berg herumläuft und den wir jetzt zum dritten Male überschreiten, bezeichnet die Grenze. Wir lagern dicht am Flusse, der stromaufwärts bald wieder im Osten zwischen engen Wänden verschwindet, zu unserer Rechten einen von alten Euphorbiengruppen gekrönten Hügel. In ihm versteckt finde ich auf einem Spaziergang Spuren eines frischen Lagers; hier verborgen haben die Eingeborenen in ihr Tal hinabgeschaut und zugesehen, wie ihre Hütten in Flammen aufgingen und die Rinderherden ihres Häuptlings von den Fremden fortgetrieben wurden, denn hier befanden sich die Hauptdörfer des Wasasa.

Am dritten Tage (31. Dezember) folgten wir dem Talweg, bis Signalschüsse einer Askaripatrouille uns belehrten, daß wir irregingen. So stiegen wir die Berge rechts von uns hinauf; ziemlich hoch hinan und mit vieler Mühe, denn es war für alle seit langer Zeit wieder der erste Gebirgsmarsch. Als wir endlich oben anlangten, wurden wir durch einen weiten Ausblick in das Njakagunda-Tal belohnt, den ich später noch besser und in größerer Behaglichkeit vom Lager des Herrn v. X. genießen konnte. Dies sahen wir nicht allzu weit von uns auf einem hohen Bergrücken liegen, der sich gleich vielen anderen von der Kette, die wir eben erstiegen hatten, loslöste, und rechtwinklig zu ihr dem Flußbett zustrebte, zu dem er mit steiler Wand abfiel. Aber zwei tiefe Täler trennten uns von ihm, und zu meinem Schmerz gab es keinen Weg

über die verbindende Höhe, von der all die langgestreckten Querläufer entsprangen. So half es nichts, wir mußten über einen Parallelrücken erst zum Njakagunda hinabsteigen, das Nebental kreuzen, den nächsten Parallelrücken wieder hinaufklettern, wobei das zweite Nebental zu unserer Rechten blieb, und nun gab es oben einen Pfad, der sich dem Abhang anschmiegte und zu dem dritten Rücken führte, auf dem das Standquartier des Offiziers lag. Er war zwar etwas überrascht, mich hier zu sehen, aber doch sehr erfreut, das neue Jahr nicht allein begrüßen zu brauchen, und sorgte mit gewohnter Liebenswürdigkeit für die Unterbringung meiner Karawane.

Drei Tage brachte ich bei ihm zu, weil es mich interessierte, die weitere Entwicklung der Wasasa-Affäre zu beobachten. Sehr angenehm war der Aufenthalt auf diesem kahlen Grasberge, dem nicht das kleinste Bäumchen Schatten spendete, gerade nicht, und ich fühlte meinem Wirt die Ungeduld nach, mit der er der Beilegung des Zwists entgegensah. Die Sonne brannte fürchterlich auf diesem schmalen Rücken, der zwei Stufen hatte, von denen die eine uns und den Askaris, die andere den Trägern eingeräumt war. Es fehlte uns an Bewegung, denn jeder verfügbare Platz war mit Hütten überbaut und rechts und links fielen von dem kaum 15 Schritt breiten Kamm die Grashänge so steil ab, daß ein Klettern auf ihnen geradezu lebensgefährlich war. Gleich den ersten Tag sollte das mein braver Maskathengst an sich erproben; er stürzte, als er vergnügt weidete, auf den glatten Gräsern hin, kam ins Rollen, überschlug sich zahllose Male und blieb zuletzt mit gebrochenem Genick tief unten in einer Schlucht liegen, deren üppige Vegetation ihn auffing. Ich war sehr unglücklich und es tröstete mich nur wenig, daß ich den Eselboy, der ihn, wie täglich, hätte anbinden sollen, bis ins dritte und vierte Glied verfluchte, und ihm drohte, ihm selbst Sattel und Zaumzeug anzulegen, aber er begriff kaum meinen Schmerz über eine Sache, die doch nicht mehr zu ändern und so offenbar amri ja mungu (Befehl Gottes) war.

Regnete es, so wurde der Boden durch die vielen Leute, die im Lager aus- und eingingen, bald so erweicht, daß man bis zu den Knöcheln im Schmutz versank und den Kot an den Stiefeln ins Zelt schleppte. Dazu der Unrat und die Unruhe des großen Menschenkonfluxes, in nächster Nähe eine stattliche Viehherde, die die Fliegen aus 10 Meilen im Umkreis ins Lager zog, das Brüllen der Kälber und Ziegen mit dem der „kriegsgefangenen Säuglinge" melodisch

vereint, von früh bis spät Trommeln, um die Geflüchteten zurückzurufen, überall ein Geruch von faulendem Rindfleisch oder der noch infamere einer Lieblingsspeise vieler Träger: mit dem Fell geröstete Ziegenköpfe und -klauen.

Das einzig Erfreuliche war außer der angenehmen Gesellschaft der prächtige Blick in das Njakagundatal, dessen Genuß nur durch die Kirchhofsruhe der Landschaft etwas getrübt wurde. Wir befanden uns hier in der reichsten Gegend des Wasasa-Gebietes, und gerade deshalb gebot die traurige Notwendigkeit des Strafzuges, hier am schärfsten vorzugehen. Man sah den Njakagunda aus bewaldeter, gewundener Schlucht herabsteigen und in das ziemlich breite Tal eintreten, durch das er sich mit zahllosen Krümmungen nach Südost schlängelte, um zuletzt scharf nach Westen einzubiegen, und zwischen hohen Wänden zu verschwinden, denselben, die ihn in der Nähe unseres letzten Lagers aufnahmen und unseren Blicken verbargen. Bis zu unserer Höhe hinauf dringt sein Rauschen, glänzen seine schäumenden Wirbel im Sonnenschein, wenn er übermütig über große Steine springt oder an Felstrümmern vorüberschießt, um dann wieder ganz gesittet zwischen mit hohem Rohr bestandenen Ufern dahinzueilen, hier die tief herabhängenden Zweige eines einsamen Baumes schaukelt, dort sich verengt und vollkommen unter dem von beiden Seiten zum Laubgang geneigten Schilf sich eingräbt und bei jeder Schlucht einen kleinen Bach aufnimmt, dessen klareres Wasser als dunkles Band von den lehmgelben Fluten sich abzeichnet, bevor es sich mit ihnen vermischt.

Nach Ost und West steigen die Talwände auf, steil, hoch, von zahlreichen Schluchten und Nebenschluchten, Mulden und Furchen zerrissen und in unregelmäßige Blöcke durch einige schmale Quertäler geteilt, von denen das größte einem von Osten kommenden Nebenfluß als Bett dient. Bisweilen stehen einzelne Gruppen oder ganze Parzellen von hohen Bäumen, wie sie der Urwald des Randgebirges trägt in den Einschnitten und erinnern daran, daß einst Wildnis diese ganze Gegend bedeckte. Aber jetzt reiht sich auf den Bergen Bananenhain an Bananenhain und in den Lücken stehen die Felder, oft an so jäh steigendem Hange, daß man nicht begreift, wie die Leute dort die Hacken handhaben konnten. Die Bohnen sind meist schon abgeerntet, aber noch steht der Mais, erntereif, vergebens der Schnitter harrend, so weit er nicht für den Bedarf des Lagers gesichelt wird; Mais auf den Kämmen und in den Mulden, Mais vor allem im Tale selbst, auf beiden Ufern des

Flusses und jeder Krümmung und jeder Schleife seines Laufes folgend.

Aber das Leben fehlt. Die Hütten sind eingeäschert und die Leute geflohen. Nirgends steigt mehr Herdrauch zum Himmel, nicht schallt mehr das Hämmern der Schmiede, noch das Klopfen des Rindenzeuges aus den schweigenden Hainen, dieser charakteristische Laut der Warundi-Siedlungen; kein Jauchzen und Schreien der die Herden zur Tränke führenden Hirten, kein Lachen und Rufen spielender Kinder, und kein modulierender Sang eines einsam arbeitenden Weibes, den ich so oft aus verborgener Hütte aufsteigen hörte, wenn er als einziger Laut bald in tiefem Alt, bald in schneidenden Fistelklängen über der in Mittagsgluten schlafenden Landschaft zu schweben schien. Alles wie ausgestorben und inmitten der stummen Öde unser Berg mit dem lärmenden Lager die einzige Insel des Lebens.

Wie war das gekommen?! Als Herr v. X. nach dem verfehlten Anschlag auf sein Leben in Eilmärschen in Wasasas Gebiet zurückkehrte, hatte der flüchtige Häuptling natürlich bereits Boten auf anderen Wegen dorthin gesandt, um zu retten, was zu retten war. Ihm kam es vor allem darauf an, seine Herden in Sicherheit zu bringen, womöglich auf das rechte Russisi-Ufer, oder wenn dazu keine Zeit mehr war, zu ihm befreundeten und mit uns in Eintracht lebenden Sultanen. Zwar war auch das ein Risiko für ihn, da er bei einer späteren Rückforderung sehr von dem guten Willen der Bewahrer abhängig sein würde, aber immerhin durfte ihn dies vorteilhafter dünken, als sein Eigentum in unseren Händen zu wissen. Sein Plan mißlang durch die Schnelligkeit unserer Askaris. In wenigen Tagen befand sich die Mehrzahl seiner Rinder in unserer Gewalt, und die übrigen folgten dank den Kundschafterdiensten, die die einzelnen Hilfstruppen der ihm feindlichen Bezirke, namentlich der mit ihm in ständigem Grenzstreit liegenden Wanjaruanda uns leisteten. Bei diesen Beutezügen kam es bisweilen auch zu blutigen Zusammenstößen, wenn die verfolgten Hirten das Vergebliche ihrer Flucht sahen und im letzten Moment die Tiere zu verteidigen suchten. Manche waren so rabiat, daß sie lieber die Rinder mit Speeren totstachen, als sie in unsere Hände fallen ließen. Sonst aber hatten die Leute auf Widerstand verzichtet und waren geflohen, so daß in ganz kurzer Zeit der ganze Distrikt im Besitz der deutschen „Weiber" war.

Als Wasasa diese Botschaften vernahm, verging ihm der Spott,

und er begann zu unterhandeln. Aber noch war dafür die Zeit nicht gekommen; noch ließ man ihn zappeln. Er sollte noch mürber werden. Der Hauptzweck war erreicht; man hatte den Graben-Warundi gezeigt, daß wir ebenso harte Feinde wie gute Freunde sein könnten, und daß es uns an Macht, unsere Herrschaft auszuüben, nicht fehlte. Jetzt geboten Menschlichkeit und Klugheit in gleicher Weise, die im Pori umherirrenden Leute zurückzurufen. Von früh bis spät tönten die Trommeln, von früh bis spät riefen befreundete Eingeborene in die Täler hinab, daß jeder friedlich gesinnte zurückkommen und seine Hütten wieder aufbauen könnte. Zuerst kamen zwei, drei, die vielleicht der Hunger in die Maisfelder getrieben hatte, oder Leute, die in den Bananenhainen verborgen waren, um uns zu beobachten, und so zufällig die frohe Botschaft vernahmen. Am nächsten Tage waren es schon 10 oder 20, und als ich am 4. Tage den ungemütlichen Ort verließ, 50 oder 60, die Gefangenen nicht mit eingerechnet. Ich sprach oben von dem Geschrei der „kriegsgefangenen Säuglinge"; ich will das jetzt erklären, um nicht in den Verdacht zu kommen, Hunnenbriefe zu schreiben. Es war nämlich vorgekommen, daß Weiber, Kinder und Kranke von den fliehenden Leuten im Stich gelassen wurden; diese wurden gesammelt und in unserem Lager verpflegt, damit sie nicht den Entbehrungen des Poris ausgesetzt wären, daneben auch, um auf die Flüchtlinge eine Pression auszuüben. Unter ihnen gab es manche, die nach bekanntem Muster beteten: „Herr, gib uns unser täglich Brot und jährlich eine Kriegesnot." Denn da außer Mais nichts aufzutreiben war, so wurde reichlich Vieh geschlachtet und das Fleisch unter unsere eigenen Leute, sowie unter die Gefangenen verteilt, was für viele der letzteren ein Festessen war, wie sie es sonst nur alle paar Jahr einmal genießen. Gleichwohl sehnten sie sich natürlich aus der ungewöhnlichen und unsicheren Situation heraus.

Jeden Abend erschienen die zurückgekehrten Leute im Lager und brachten neue, die gezählt wurden; denn, sobald das erste Hundert voll war, durften sie ihre Hütten wieder aufbauen. Die Leute sahen zumeist ziemlich mitgenommen aus, vor allem ungepflegt. Man sah ihnen an, daß sie die letzte Zeit im Pori gelebt hatten. Während sonst die Graben-Warundi sich sauber mit Rhizinusöl oder mit Butter zu salben pflegen, war ihre Haut jetzt trocken und von Lehm und Erde schmutzig; die gutgearbeiteten schwarzen oder ziegelfarbigen Rindenstoffe, die sie als Kleidung bevorzugen, sahen ramponiert aus, und der kleinen roten Perlen, von denen viele Warundi große Bündel

um den Hals tragen, gleichsam ein Schätzungsmittel ihres Reichtums, hatten sich die meisten entäußert, wahrscheinlich um in anderen Bezirken Lebensmittel zu kaufen. Ihrer äußeren Veränderung schien auch die innere zu entsprechen. Die Warundi sind sonst sehr lebhaft, zu dummen Streichen nach Gassenjungenart gern aufgelegt und haben für jeden und alles ein Gelächter bereit. Das war jetzt anders. Ihr ewiges Händeklatschen bei dem gleichgültigsten Wort, das Herr v. X. zu ihnen sprach, bewies ihre innere Unsicherheit und den Wunsch, ihre Demütigung möglichst nach außen zu projizieren. Übrigens arrangierte sich alles sehr rasch. Sobald die ersten Hundert wieder angesiedelt waren und ihre Felder aberntеten, kamen in kurzer Folge alle die Tausende von Flüchtigen zurück und mit ihnen das alte lustige Leben. Nur Wasasa saß noch jenseits des Russisi und bat und bettelte um Frieden. Jetzt war er so weit, wie man ihn wollte; jetzt drohte ihm noch mehr als der Verlust seiner Herden, denn nichts hinderte uns, sein Gebiet, das wieder die früheren Züge trug und das sich den Teufel darum sorgte, daß sein Häuptling außer Landes war, — il n'y a rien de changé; il n'y a qu'un Mroundi de moins — unter seine drei Nachbarn zu verteilen, die mit tausend Freuden diesen Machtzuwachs akzeptiert hätten.

Es kam nicht dazu. Wasasa kroch zu Kreuze; erschien nach langem Zaudern selbst, um Verzeihung zu erbitten, und erhielt sogar noch das Versprechen, bei guter Führung einen Teil seiner Herden zurückzuerlangen, worauf er wieder in seine Rechte eingesetzt wurde. Seit dieser Zeit herrschte Ruhe, Friede und Vertrauen im Russisi-Graben zwischen den Warundi und ihren Herren, „den deutschen Weibern".

Am 4. Januar brach ich wieder auf; ich hoffte, noch am gleichen Tage in einem nach Westen gerichteten Marsch aus den Bergen herauszukommen und die Russisi-Ebene zu erreichen. Ich kam auch so weit, daß ich sie nur noch durch ein Tal und einen nicht zu hohen Rücken getrennt unter mir liegen sah, aber der Luha-Fluß, der das Tal durchströmt, gebot mir Halt. Es war unmöglich, die 20 Meter breite und über mannstiefe Furt mit ihrer reißenden Strömung zu passieren, die später noch vielen Karawanen Opfer an Menschen und Tieren kosten sollte. Meine Hoffnung war, daß der seit 24 Stunden ausgebliebene Regen auch noch die nächste Nacht uns verschone. Die Heiligen, die wohl einsehen mochten, daß ich nicht bis zur Trockenzeit auf das Fallen des Flusses warten konnte, erbarmten sich meiner, und dank ihrer Fürsprache sank der Wasser-

spiegel bis zum nächsten Morgen so weit, daß wir, wenn auch mit Zagen und Bangen, uns hinüber wagten. Wie überall an gefährlichen Übergängen hatten sich auch hier Einwohner der Umgegend eingefunden, die jeden Stein und jeden Wirbel des Flußbetts kannten und, aus ihrer Kenntnis und Gewandtheit Nutzen ziehend, an manchem ängstlichen Träger förmliche Chantage trieben.

Von der Höhe des letzten Berges hatten wir einen weiten Auslug in das mehrere Kilometer breite, von Schilf ganz erfüllte Russisital, durch das sich das in der Sonne glänzende Band des mächtigen Stromes in weitgeschweiften Windungen nach Süden zieht. Sieht man das Tal aufwärts in gleicher Größe auch nach Norden sich dehnen, so ist man geneigt, es auch dort als Bett des Russisi anzusprechen, bis man nach vergeblichem Suchen sieht, daß er direkt westlich von unserem Standpunkt in enger Pforte aus den jenseitigen Bergen bricht. — Am nördlichen Pfosten der Porta befand sich seit einigen Wochen eine kleine Station unter einem schwarzen Unteroffizier, auf die ich zuhielt. Unterwegs mußte ich wieder über einen Bach, der nach Angaben eines mir entgegengeschickten Askaris in den letzten zwei Tagen um 4 Meter Breite und etwa $^{5}/_{4}$ Meter Tiefe gefallen war, was auch die Wassermarke bestätigte. Zwei Tage später wird er vielleicht wieder die alte Höhe haben. So rasch kann in tropischen Gegenden der Stand eines fließenden Gewässers wechseln.

Den nächsten Tag (6. Jan.) benutzte ich zu einem Ausflug zwei Stunden stromauf in das Tal des Russisi zu seiner bei Europäern und Eingeborenen berühmten natürlichen Brücke. Die Landschaft ist überall wundervoll, wenn auch der Zutritt zu ihr stellenweise schwer zu erkämpfen. Zunächst glaubt man einer Tiroler Ache zu folgen. Die bewaldeten Ufer, die freundlich schwatzenden, über Steine und an kleinen Strauchinselchen in raschem Lauf vorbeieilenden Wasser, die hohen, mit lichtem Wald bestandenen Berge, blumenbesäte Wiesen, bisweilen ein kleines, klares Gerinsel — das ist alles so lieblich, behaglich und anheimelnd, daß dem Wanderer wohl und wehe dabei zu Mute wird. Aber dann verengt sich das Tal noch mehr; steil wachsen die Steinmauern aus dem Fluß, den die wildbrausenden Strudel und Schnellen mit weißem Schaum bedecken, dicht an jäh stürzenden Abgründen steigt ein trotziger Pfad die Felswände hinauf und hinab, während sich, wer nicht schwindelfrei ist, auf schmalem Sumpfsteig zwischen Strom und Berg, bis zum Knie versinkend, vorwärts kämpfen muß. Die Ufer schmücken sich mit fremder, anmutender Vegetation; gleich Kalmus duftende, großblättrige Stauden,

die am Grunde eine köstlich schmeckende, purpurne Frucht tragen, drängen sich zu dichten Gärten zusammen, überragt von weitausladenden Ficus und schlanken Phönixpalmen, deren orangefarbigen Beeren in reichen Büscheln herabhängen; Dracänen spiegeln ihre bizarren Formen im Wasser, auch wilden Pfeffer findest du stellenweise im Schatten des Dickichts, in dem Loranthusarten überwiegen. Du merkst plötzlich, wie weit du von der Heimat bist, von der du eben noch träumtest. Nach zwei Stunden erreicht man die Felsbrücke, die, kaum zwölf Meter lang und drei Meter breit, an der engsten Stelle die Ufer verbindet. Zwischen ihr und dem Wasserspiegel ist keine Lücke, kein Durchlaß, sondern sie taucht in die Fluten, wie tief weiß niemand, weil die Gewalt der Strömung jeden Meßversuch unmöglich macht.

Wie ein wilder, schweißbedeckter Stier kommt der Fluß angeschossen, wirft sich gegen den Felsen und taumelt brüllend zurück; aber noch einmal stößt er mit tief gesenktem Haupt vor, dringt durch den unterirdischen Gang, taucht rasend vor Schmerz und wild um sich schlagend zur Höhe und jagt mit einem Wutgebrüll, das jede menschliche Stimme übertönt, pfeilschnell talabwärts. Wehe dem, der sich ihm entgegenstellte. Mit furchtbarer Gewalt brausen die Wasser das starke Gefälle hinab, Strudel neben Strudel, alles ein weißer Gischt; man sieht nicht, wo sie verschwinden, noch wo sie auftauchen, man sieht sie nur diesseits an den Stein anprallen und jenseits in wildem Wirbel sich drehen, ein lärmendes, aber herrliches Schauspiel.

Am Ende der Brücke steht noch eine junge Ficus, eine immana, ein Seelenbaum, den Luabugiri, der frühere König von Ruanda gepflanzt hat, als er gegen Bunjabungu, das auf dem rechten Ufer liegt, in den Kampf zog. Steil, fast senkrecht steigt ein paar hundert Meter tief der Weg hinab, den er, in sein Verderben ziehend, mit seinen Kriegern kam. Am Baum hängen Stroh- und Metallringe, Opfergaben frommer Wanderer, und auf der Brücke zeigt man in den Fels gegraben die Fußspur des königlichen Leibhundes und erzählt eine der Roßtrappe ähnliche Sage. Die Ufer an beiden Seiten zeigen sonderbare Figurationen, versinterte Bäume und Wurzeln, wie man sie am Kiwu-See überall findet. Es ist wohl auch das vom Russisi entführte kalkhaltige Seewasser, das an dieser Stelle, wo ständig die Brandung die Ufer bespritzt, diese Gebilde erzeugt.

Über den Marsch der nächsten Tage ist wenig zu berichten. Wir

steigen die Berge im Westen der Ebene hinauf und bleiben von da ab im Hochgebirge. Im ersten Teil des Weges sind die Steigungen des Terrains groß und ich muß auf den regenglatten Wegen Steigeisen an die Sohlen schnallen. Die Gegend ist menschenleer, weil Wasasa sie vor drei Monaten verwüstet hat. Aber jetzt ist das Gebiet zu Ruanda geschlagen, und schon sieht man hier und da Leute des jungen Mtussi Kassasi Hütten bauen und die verwilderten Bananenschamben reinigen.

Am zweiten Tage kommen wir nach Mukinjaga, der großen Grenzprovinz von Ruanda. Damit beginnt ein reich besiedeltes Gebiet, das Ngensi zum Chef hat. Immer wieder führt der Weg durch ausgedehnte Bananenhaine, in deren Schatten die großblätterige Colocasia angepflanzt ist. Ngensi besuchte mich mit seinen Söhnen, benahm sich nett und anständig und brachte mir ein Rind und andere Geschenke, darunter soviel Pombe, daß ich ihm die Hälfte, d. h. ca. 15 Krüge zurückgeben mußte. Das stellte sich später als unklug heraus, weil es meine Nachtruhe empfindlich störte. Denn einer seiner Leute setzte sich in seiner Trunkenheit in den Kopf, daß er im Zelt des „mami" des „Fürsten" schlafen müsse und blieb so hartnäckig dabei, daß er trotz zweimaligen Hinausfliegens noch ein drittes Mal ins Lager zurückkehrte.

In den nächsten Tagen waren die Steigungen meist nicht sehr groß, weil die Täler sehr hoch gelegen sind. Auffallend waren viele große Sümpfe, die in der Regenzeit zum Teil unter Wasser stehen und zum Russisi abfließen. Letzteren hatten wir fast stets ein paar Kilometer zu unserer Linken; war er auch selbst nicht sichtbar, so sahen wir doch die steilen Hänge seiner Talwände. Am 10. Januar öffnete sich uns ganz unvermittelt ein Ausblick auf das Südende des Kiwu und nicht ganz zwei Stunden später lagerten wir in Tscha-Ngugu, dem letzten Posten der vor wenigen Wochen errichteten Kette zwischen Tanganika und Kiwu-See, hoch über dem Ausfluß des Russisi, dessen Rauschen zu uns heraufdrang, und mit weiter Schau auf die blauen Fluten und die grünen, schöngeformten Inseln und Halbinseln, auf die offenen und verschwiegenen Buchten und den dunklen Urwald der Berge im Kongostaat, deren Gipfel und Kämme in schweres Regengewölk hineinragten. In Tscha-Ngugu saß ich drei Tage, ehe ich mich zur Abreise entschloß. Die Ursache meines Zögerns mag komisch erscheinen, ohne es zu sein — ich wartete nämlich auf meine Zahnzangen. Als ich einige Stunden von Usumbura entfernt war, hatte mich ein Brief mit der Bitte eines

Offiziers eingeholt, ihm meine Instrumente zu leihen, um sich eines Quälgeistes zu entledigen. Er reiste dann zur Küste, übergab die Zangen einem anderen Herrn, dieser wieder einem anderen, und so kam es, wie es oft mit geliehenen Dingen geschieht, daß man vergaß, sie mir zurückzuschicken. In Tscha-Ngugu wußte ich das leider noch nicht, und so wartete ich denn vergebens. — — — —

Die Sache war wirklich für mich ernster als es scheint. Es gehört ja zu den unangenehmsten Begleiterscheinungen eines mehrjährigen afrikanischen Aufenthalts, daß man keine Gelegenheit hat, für seine Kauer zu sorgen, denn bis zu einem Zahnarzt haben wir es im Innern noch nicht gebracht. Jeder Zahn, der erkrankt, ist darum unrettbar verloren. Aber damit fände sich der Philosoph schließlich ab, wie mit jedem Verlust, den er doch einmal auf seiner Pilgerfahrt durch dieses Jammertal zu erleiden haben würde; wogegen seine Philosophie aber nicht aufkommt, das sind die mit dem Absterben des Zahns verbundenen Schmerzen. Und wenn er auch jedes andere Leid durch innige Betrachtung sub specie aeterni auflösen könnte, hier scheitert seine Kunst. Ich erinnere mich einer Grütznerschen Zeichnung, eines Mönchs mit verschwollener, verbundener Backe und darunter die kommentierenden Worte: „Kein Mensch ist so unglücklich, daß ihn Zahnschmerzen heiter stimmen möchten." Es ist die Predigt eines kariösen Zahnes, die diese Weisheit verkündet, aber es steckt viel Wahres darin. Hier im Innern Afrikas kann ein kranker schmerzhafter Zahn geradezu zum Verhängnis werden, denn die Neger, die in ärztlichen Handleistungen unter sich gar nicht ungeschickt sind, werden sofort zaghaft und ängstlich, sobald sie an ihrem Herrn ihre Fähigkeiten erproben sollen. Da rächt sich so manche Schroffheit. Derselbe Mann, den ich seinen Kameraden mit kühnem Zug Abszesse eröffnen sah, mußte mir, als ich an Blutvergiftung daniederlag, fast jedesmal drei- bis viermal das Rasiermesser durch die Haut ziehen, bis er tief genug geschnitten hatte. Genau so war es beim Zahnziehen. Ich litt einmal während meiner ersten Expedition an einer Periodontitis, deren Schmerzen drohten, mich verrückt zu machen. Während ich die Zange anlegte, sollten zwei Askaris an festgebundenen Handhaben daran reißen, doch war es, als lähmte eine suggestive Gewalt ihre Kraft. Mehrere Tage versuchten wir es immer wieder viribus unitis, bis schließlich der kranke Zahn der Klügere war und nachgab. Hat man in solchem Falle kein Instrument, so kann man an Knochenhautentzündung mit all ihren Folgen zu Grunde gehen, und tatsächlich starb ein westafrikanischer Reisender,

ich glaube, Pogge war es, auf diese gräuliche Manier; und nicht lange Zeit nach der Niederschrift dieses Briefes hörte ich von einem kongolesischen Offizier, der den rasenden Schmerz dieses Leidens in der Tiefe des Tanganika begrub. Und sich mit ihm. — — — — —

Doch genug davon, denn wenn ich mich so lebhaft in diese fatalen Erinnerungen versenke, bekomme ich davon am Ende noch jetzt Zahnschmerzen und der Leser womöglich desgleichen. Ich wollte aber absichtlich einmal eine solche scheinbare Nichtigkeit erörtern, weil ich auch sonst vielfach die Erfahrung gemacht habe, daß gerade die das Leben des Afrikareisenden am unangenehmsten beeinflussenden Ereignisse dem Erzähler den undankbarsten Stoff liefern und deswegen am häufigsten verschwiegen werden. Außerdem aber muß ich auch auf einen meiner eifrigsten Leser Rücksicht nehmen, meinen früheren Barbier nämlich, und den interessiert ein solches Thema ungeheuer. —

Insel Kwidjwi, August 1901.



Warundi.

Am Westufer des Kiwu.

Brief XXX.

Da ich die Ufer des Kiwu bis auf das nördliche durch seinen Entdecker Graf Goetzen kartographierte Viertel auf dieser Expedition aufnehmen wollte, standen mir zwei Reisewege offen, je nachdem ich die Ost- oder Westküste zuerst besuchen wollte. Ich wählte den Westweg, weil die östliche Küste zu Ruanda gehört, einem Lande, das ich bereits früher kennen gelernt hatte, während die Gebiete der anderen Küste, Bunjabungu und Itambi noch durchaus unerforscht waren.

Es hat einen eigenen Reiz, wie damals in Tscha Ngugu über den See hinüber auf ein Land zu schauen, das noch von keinem Weißen betreten war und von dessen politischem und ethnographischem Charakter ich so wenig wußte wie von der Gesinnung seiner Bewohner. (Denn das, was ich über sie an vagem Gerede von den Wanjaruanda zu hören bekam, war geeigneter mich zu verwirren, als aufzuklären.) Sehr weit reichte der Blick nicht, denn die Inseln und Halbinseln schieben sich von beiden Seiten so zusammen, daß nach etwa 20 Kilometern die Seefläche abgeschlossen wird. Was ich sah, war auch nicht zu ermunternd, denn es verhieß mir reichliche Kletterarbeit, um so unangenehmer, als mein Schuhwerk durch Ausbleiben der bestellten Reserve in erbarmungswürdigem Zustand war. Ich hätte barfuß laufen können, wenn ich nicht den Sergeanten von Usumbura, der, wie man sich zuflüsterte, früher Schuster gewesen war, durch niedrige Schmeicheleien und den geheuchelten Glauben an seine Amateurschaft in dieser Kunst für mich eingenommen hätte, so daß er mir aus zwei Paar zerrissenen Stiefeln ein Paar intakte machte, indem er von dem einen die gesunden Sohlen nahm und sie mit Hilfe einer Anzahl Ersatzschrauben meines photographischen Apparats auf die defekten des anderen, die sich dafür eines unverletzten Oberleders erfreuten, aufschraubte.

Ziemlich steil aus dem See aufsteigend wächst die Westküste in vier, fünf und mehr Ketten immer höher bis zum Kamm des Randgebirges hinauf. Im Nordwesten sieht man einen bis auf ca. 3300 Meter ansteigenden Doppelgipfel, der jäh und tief nach Süden und etwas weniger nach Norden abfällt und sich nach beiden Richtungen in einen mäßig gezackten Grat von annähernd gleicher Höhe fortsetzt. Die Berge sind durch eine Unzahl von Furchen, Mulden und Schluchten zerschnitten; zwischen ihnen lösen sich überall von den Hängen isolierte Kuppen ab und nur selten unterbricht ein längerer Rücken das zerworfene Terrain. Nur das kurze Südufer zeigt einfachere Verhältnisse. Von den vielen Tälern erblickt man meist nur das äußerste Ende, das immer im rechten Winkel zum Ufer verläuft, so daß ich für den Marsch ein ewiges Auf und Nieder ahne. Das Land scheint gut bevölkert, denn man sieht viel Bananenhaine als helle Flecke sich abheben und in den Abend- und Morgenstunden zahlreiche Rauchwölkchen kräuselnd von den blauen Bergen emporsteigen.

Das wichtigste war für mich zunächst die Beantwortung der Frage: Wie komme ich hinüber? Boote waren weit und breit weder zu sehen noch zu haben. Blieb der Russisi. Aber auch an ihm fanden die ausgeschickten Leute weder Furt noch Fähre und wollten die anwohnenden Wanjaruanda-Häuptlinge von beiden nichts wissen. Da in der Umgebung des Postens große Papyrussümpfe sind, so gab ich den Befehl, Schilf zu schneiden und aus ihm Flöße zu binden. Ich hatte dieses Transportmittel am Akanjaru und Njawarongo als praktischen Notbehelf kennen gelernt; man hat nur nötig, etwa ein Meter dicke Lagen mit einer Oberfläche von mindestens zwei Quadratmetern herzustellen und kann dann mit Hilfe von Stricken, die an zwei entgegengesetzten Seiten befestigt werden, immer je einen Träger mit seiner Last über den Fluß ziehen. Als die Wanjaruanda sahen, daß ich mich durch das Fehlen der Boote nicht abschrecken lasse, fanden sich plötzlich gleich deren zwei zu meiner Verfügung bereit. Offenbar hatten die beiden am Russisi wohnenden Häuptlinge sich von dem Sultan von Bunjabungu bestechen lassen, um mich von seinem Lande fern zu halten und wollten jetzt, als sie ihre Lügen wirkungslos sahen, sich den Bakschisch, der ihnen für den Transport der Karawane sicher schien, nicht entgehen lassen. Diese Veränderung der Situation zeigte mir sehr deutlich, wie sehr man sich auf die Zuverlässigkeit seiner eigenen Leute verlassen darf; denn meine Askaris hätten die beiden großen Kähne unmöglich über-

sehen können; weil sie aber durch das Gerede der Leute von der Gefährlichkeit der Wanjabungu sich hatten einschüchtern lassen, gingen sie nur allzu bereitwillig auf deren Lügen ein und leugneten mir gegenüber die Anwesenheit von Booten, um mir meine Pläne zu verleiden. Hatte ich schon vorher nicht viel von diesem Gerede geglaubt, das die Wanjabungu als wilde kriegerische Burschen verschrie, so jetzt noch weniger. Als der Posten Tscha Ngugu vor einigen Wochen gegründet wurde, hieß es in dem Bericht, daß die Wanjabungu am anderen Ufer Kriegstänze aufgeführt und vermutlich ihrer Gewohnheit gemäß das Lager des Nachts überfallen hätten, wenn sie nicht durch ein furchtbares Unwetter daran verhindert wären. Das war das einzige, was wir vorher über die Leute gehört hatten, und daraufhin glaubte der Bezirkschef in einem Schreiben mir gegenüber jede Verantwortlichkeit für den Verlauf meiner Reise ablehnen zu müssen. Am Kiwu wurden mir dann die Angaben des Offiziers in noch übertriebener Weise bestätigt, was für mich wichtiger war als für ihn, weil er weder Absicht noch Legitimation hatte, in die Verhältnisse des kongostaatlichen Ufers einzugreifen. Wenn ich gleichwohl mich mit meinen sieben Schwaben in dies gefährliche Land wagte, war es vielleicht Lebensüberdruß oder Rauflust oder ein nicht zu bändigender Mut, der mich dazu trieb? Gewiß nicht. Sondern es war mir zum Dogma geworden, daß der Europäer, der als erster ein Gebiet durchzieht, es fast immer in seiner Hand hat, wie sich die Eingeborenen zu ihm stellen sollen; und nur dann mußte ich auf der Hut sein, wenn ich die Route eines anderen kreuzte oder verfolgte, über dessen Charakter und Art ich nicht orientiert war — so lehrte mich's die Erfahrung.

Außerdem achtete ich auch die von feindlichen Negern drohenden Gefahren sehr gering, wenn ich es auch als gewagt erkannte, von meinen eigenen beschränkten Erfahrungen den Maßstab zu wählen. Ich konnte zufällig nur harmlose Stämme kennen gelernt haben, was sicher darin richtig ist, daß sie nicht wie die Völker von Uhehe und am Kilimandscharo Gewehre im Besitz haben. Stutzig machte mich nur, daß ich auch Berichte las, in denen Stämme, die ich für ungefährlich zu halten mich berechtigt glaubte, ein viel eindrucksvolleres Bild boten. Daß ich aber gerade durch Gegenden gezogen wäre, in denen die Vertreter dieser Stämme in ihrer Tapferkeit degeneriert sind, wäre ein zu merkwürdiger Zufall gewesen. Die Degeneration müßte auch besonders groß gewesen sein, da ich meist mit geringer Mannschaft unerforschte Wege verfolgt habe, der Reiz

zu Feindseligkeiten also nicht klein gewesen sein kann. Es muß also noch etwas anderes sein, was die differierenden Meinungen erzeugte und, wie ich vermute, ist es das verschiedene Verhalten gegen die Einflüsse der Fama und der Verleumdung. Es ist schwer, ein richtiges Maß ihrer Größe zu zeichnen. Ich habe kaum ein Volk auf meinen Reisen berührt, das seinen Nachbar nicht verleumdet und sich nicht vor dem durchziehenden Europäer in der Rolle des Geschädigten, Gereizten, unschuldig Verfolgten gefallen hätte. Sie sind unerschöpflich in ihren Erfindungen und influenzieren dadurch zunächst die leichtgläubigen Leute des Weißen, die Askaris und Träger. Und da deren Phantasie nicht geringer ist als die der Eingeborenen, so steigern sich die Gerüchte bald ins Unermeßliche — fama crescit eundo. Man muß es mit angehört haben, was solche Leute nach irgend einem unbedeutenden Erlebnis alles zu erzählen wissen: drei Viertel ist erlogen, aber nach der unbewußten Art phantastischer Lügner, und doch gibt es den und jenen Herrn, der vertrauensvoll genug ist, ihnen zu glauben. Oft kann man sich ihrer Märchen kaum erwehren, sie wachsen wie die Köpfe der Hydra. (Gerade in der letzten Zeit erlebte ich das wieder mehrfach. Es vergeht keine Woche, wo mir meine Leute nicht irgend eine Kaffernnachricht zutragen, bald will der Häuptling der Gegend, in der ich (auf der Kwidjwi-Insel) seit Monaten lagere, mich des Nachts angreifen, bald soll er selbst von seinem Sultan bekriegt werden, weil er mich ins Land gerufen habe, bald ist irgend ein Naturwunder in der Nähe zu sehen, das sich dann als eitel Schwindel herausstellt, immer aber ist irgend etwas los, das sie — nicht mich erregt.) Und so ist es bei allen Expeditionen freundlicher und erst recht feindlicher Art und bisweilen wird der Eindruck ihres Führers von dem Charakter der Eingeborenen und von den Erlebnissen seiner Karawane dadurch geradezu gefälscht.

Ich erwähnte eben einen Bericht über die Wanjabungu, in dem es hieß, sie hätten am anderen Ufer Kriegstänze aufgeführt usw. Natürlich fiel es ihnen gar nicht ein, sie tanzten, um dem Europäer, den sie nicht kannten, zu huldigen, aber die Wanjaruanda waren rasch bei der Hand, es anders zu deuten, weil sie hofften, der Weiße würde dann mit ihnen gemeinsam das Land plündern. Denn, daß er nicht über die Grenze durfte und deshalb selbst feindliches Gebaren ignorieren mußte, wußten sie ja nicht. Im allgemeinen fand ich als Regel, die natürlich ihre Ausnahmen hat, daß Angehörige der Schutztruppe geneigt sind, die

Neger zu überschätzen, indem sie solche Gerüchte für wahr halten, einfach, weil man nach dem alten Sprichwort, das was man wünscht, glaubt oder wie man jetzt sagen würde sich suggeriert oder suggerieren läßt. Daß Offiziere sich aber Feindseligkeiten und einen tapferen Feind wünschen, darf nicht wundernehmen, eher wenn es anders wäre. Nicht einem Zuge ihres Herzens entspricht es, sondern ihrem Pflichtgefühl, wenn sich die meisten bemühen, den Offizier auszuziehen, sobald sie in die verantwortliche Stelle eines Bezirkschefs kommen, und von da an mehr auf die Hebung ihres Distrikts als auf Heldentaten bedacht sind. Aber an sich ist es nur natürlich, daß ein Offizier sich nach einem Feinde sehnt. Man bedenke doch, was es heißt, ein ganzes Leben lang eine Kunst zu studieren und unter Umständen nie zu ihrer Ausübung zu gelangen. Das ist ja beinahe gerade so, als ob ein Mediziner 40 Jahre lang an der Leiche seine Operationen üben müßte und sie nie am lebenden Menschen erproben dürfte. Kein Hund, kein Kaninchen wären mehr vor ihm sicher, denn er schnitte in seiner Verzweiflung allen die Gallenblase oder die Milz, oder was sonst noch heraus. Und nur der Offizier sollte sich nicht freuen, wenn er endlich den Kampf erlebt, auf den er sich und andere so lange vorbereitet hat?

Aus dieser geistigen Verfassung heraus erklärt sich, was ich eben sagte, daß Angehörige der Schutztruppe im allgemeinen mehr geneigt sind, sich den Eindrücken der Fama willfährig zu zeigen, als z. B. ich, der ich ganz andere Interessen hatte und jede Feindseligkeit von Eingeborenen als empfindliche Störung meiner Arbeit betrachtete. Viel stärker noch erliegen die Unteroffiziere solchen Einflüssen, weil bei ihnen die Wirkung ihrer eigenen Phantasie hinzukommt, die bekanntlich bei Leuten, die aus einfachen Verhältnissen in die Fremde versetzt werden, sehr lebhaft sich betätigt. Ich kenne verschiedene dies bestätigende Fälle, z. B. zwei, wo Unteroffiziere, die irgend eine harmlose Gesellschaft in der Nähe der Karawanenstraße gesehen hatten, in die nächste Station die Meldung brachten, daß „sich Masaihorden auf dem Kriegszuge befänden".

Und nun erst die Missionare! Es ist unbeschreiblich, welch ein Unsinn von Klatschgeschichten Missionen zugetragen und kritiklos geglaubt wird. Das Gerücht von einem nahe bevorstehenden allgemeinen Wanjamwesi-Aufstand, das sich in der Broschüre „Falsche Propheten" des Herrn Dr. Wagner zu der Annahme, daß „Deutsch-Ostafrika dicht vor dem Aufruhr sei", verdichtet hat und das ich schon vor fast fünf Jahren hörte, lange bevor es eine Hüttensteuer gab,

stammt auch, wie leicht zu beweisen wäre, aus Missionskreisen. Bisweilen schädigen sie sich selbst durch ihre Leichtgläubigkeit; ich erzählte schon früher (Br. XXII) von den Patres, die in Nacht und Nebel flohen und ihre Station im Stich ließen, weil sie dem Gerede von einem beabsichtigten Angriff der benachbarten Häuptlinge unnötigerweise Wert beigelegt hatten. Ein nicht minder charakteristisches Erlebnis hatte ich im vorigen Jahre. Ich war gerade vom Akanjaru, wo ich etwa zehn Tage gewesen war, in mein Standquartier zurückgekehrt, als ich von der $1^1/_2$ Stunden entfernten Mission einen Brief bekam, daß die Herren seit einer Woche Tag und Nacht Wache hielten, weil wie sie von Eingeborenen erfahren hatten, der Landesfürst sie bekriegen wolle. Auch die Rollenverteilung wußten sie schon. Dieser Häuptling sollte sie, jener mich, ein dritter die Mission in Kissakka überrumpeln. Ich ging sogleich hin und bat, die bewaffnete Defensive aufzuheben und die Gerüchte vollkommen zu ignorieren; ich selbst legte meine Leute, aber in anderer Weise, auf die Lauer. Sie sollten mir nämlich darauf achten, einen der Verbreiter dieser Gerüchte zu erwischen. Sobald ich den Namen eines solchen erfuhr, ließ ich durch meine Boys und einige befreundete Eingeborene des Nachts seine Hütte umzingeln, nahm ihn gefangen und schickte ihn zum Sultan mit der Anfrage, was an den Worten des Mannes wahr sei. Natürlich war, wie ich schon voraus wußte, nichts daran wahr und der Sultan sandte einige seiner Leute, um die Ansiedlung des Schwätzers niederzubrennen. Die Missionare aber waren jetzt von der Nichtigkeit solcher Gerüchte überzeugt — bis zum nächsten Male.

Ich ziehe aus all dem Gesagten den Schluß, der mich zum Anlaß dieser Erörterung zurückführt; wer in unerforschtes Gebiet gehen will, tut besser, sich gegen die Eingeborenen mit sehr viel Skepsis statt mit Mut zu wappnen; seinen Mut wird er auch sonst noch im Kampf gegen die Unbill des Klimas und gegen die allzu reichen Entbehrungen körperlicher und geistiger Art beweisen können. Hätte ich diese Kritik nicht besessen und damals den Gereden der Schwarzen über die Wanjabungu geglaubt, so hätte kein noch so großer Mut mich bewegen können, das Land aufzusuchen. Denn dann wäre es heller Wahnsinn gewesen, mit meinen sieben Bewaffneten ein Gebiet zu betreten, in dem nicht nur mir, sondern auch der mir anvertrauten Karawane sicheres Verderben winkte. Ich hatte diese Erörterung früher schon einmal in einen kurzen Satz zusammengefaßt, der einem Bericht an das Gouvernement eingefügt war und mit diesem veröffentlicht wurde. Ich bin damals gerade von be-

freundeter Seite mißverstanden worden, so daß ich diesmal mit Absicht ausführlich auf diese Frage einging, um zu zeigen, daß es sich in diesen Dingen nicht um den größeren oder kleineren Mut, sondern um die größere oder kleinere Skepsis handelt. Ich will übrigens nicht leugnen, daß ich möglicherweise auf Grund besonders glücklicher persönlicher Erfahrungen die Eingeborenen der von mir berührten Gebiete unterschätze, was indes nichts an den Behauptungen über das Verhältnis der erwähnten Kategorien zu den phantastischen Übertreibungen der Neger ändern würde. — — — — —

Ich fahre nun wieder mit der Schilderung meiner Reise fort. 14. Januar. Wir stiegen heute zum Russisi herab, um über den Fluß nach Bunjabungu hinüberzusetzen. Alles klappte vortrefflich, nur der Transport des Viehs bot ein aufregendes Schauspiel. Es war interessant, zu sehen, wie geschickt die Eingeborenen in der reißenden Strömung agierten. Hat ein Rind nicht zu schwere Hörner, so wird es einfach hineingetrieben; ein paar junge Leute schwimmen dicht neben ihm, einer packt es am Schweif und dann schlagen sie es im Schwimmen von allen Seiten mit Stöcken, hauptsächlich aber auf die Gesichtshälfte, die talwärts sieht, damit es sich von der Strömung nicht zu weit abtreiben läßt. Mit meiner roten Milchkuh, deren Hörner sehr schwer sind, verfuhren sie anders, nämlich so: im ersten Kahn saß außer dem Ruderer ein Mann, der den Kopf des Kalbes auf den Bootsrand gelegt hatte und ihn dort festhielt, während die andere Hand den Hals des Tieres umschlang. Dann folgte der zweite Kahn, die Kuh auf der Seite, von der der Strom kam, so daß sie gegen die Fähre gepreßt wurde. Während hinten Schwimmer auf das Vieh einschlugen, hatte der Ruderer sein rechtes Bein um das linke Horn geschlungen und drückte es so an Steuerbord. Es dauerte lange, bis sie jenseits ankamen, weil sie schwer gegen die Strömung zu kämpfen hatten, und oft glaubte ich, die Tiere versinken zu sehen. Aber schließlich verlief doch alles nach Wunsch. Wir hatten ein paar Stunden auf diese Weise verloren und kaum waren wir den Berg hinaufgestiegen, als ein fürchterliches Unwetter losbrach und uns in einer Minute total durchnäßte. Ich ließ sofort auf dem langen Rücken lagern, aber es war schwer, in dem mannshohen Grase das Zelt aufzuschlagen.

Von den gefährlichen Wanjabungu war keine Menschenseele sichtbar; es heißt, sie seien in den Urwald ausgerissen. Aber ich hoffe, daß sie sich zurücklocken lassen werden, wenn ich die erste Zeit in sehr kleinen Märschen vorrücke und Über-

griffe der Karawane nach Möglichkeit verhindere. Sehr leicht wird das nicht sein, wie sich gleich heute zeigte. Als der Regen nachließ und ich vor das Zelt trat, saßen die Leute ringsum sehr gedrückt und klatschnaß mit triefendem Zeug bei einander, weil sie kein Brennholz hatten, um sich zu trocknen. Nach einiger Zeit erschien als Retter aus dieser Not der Häuptling Rubagwe, der mich mit vielen seiner Wanjaruanda ein paar Tage begleiten wollte, und brachte eine Menge Türen, die er den Dörfern der Umgegend entnommen hatte. Zuerst wollte ich sie zurückweisen, aber meine Träger bettelten so, daß ich sie zum Feuermachen verteilte. (An dieser Stelle finde ich in meinem Tagebuch die Notiz: „Ich will morgen in jede Hütte ohne Tür Perlen legen." Ich hoffe, daß ich diese Dummheit nicht begangen habe, denn sie hätte nur den Zweck gehabt, daß der am Schwanz der Karawane marschierende Mnjampara Omari eine Kette nach der anderen eingesammelt hätte. Aber die Bemerkung zeigt mir, ein wie vollgerütteltes Maß von Milch der Menschenliebe europäischer Herkunft ich mir bis damals noch bewahrt hatte.) Kaum hatte ich die Türen verteilt, als ich aus denselben Dörfern, in denen sie gestohlen waren, eine Karawane von etwa dreißig Mann, alle mit Lasten auf den Köpfen, heraustreten und in langem Zuge über den Bergrücken auf uns sich zuschlängeln sah. Schon dachte ich, es seien Wanjabungu, die Geschenke brächten; aber als sie in die Nähe des Lagers kamen und kalt an ihm vorbeiziehen wollten, merkte ich erst, daß es Wanjaruanda waren, die die Gelegenheit benutzt hatten, um alles Mögliche: Bananen, Kürbisse, Töpfe, Köcher, Körbe und mehr dergleichen als leichte Beute über den Fluß nach Hause zu schleppen. Das war mir doch zu toll, und ich ließ die Gesellschaft durch meine Askaris mit Nachhilfe einiger sanfter Kolbenstöße den Weg zurücktreiben und die erplünderten Objekte wieder an Ort und Stelle bringen. Später kamen Rubagwe und sein Nachbarhäuptling Kanjandegwe und machten mir den unsittlichen Antrag, ich solle die Wanjabungu, wenn sie absolut nicht kämen und Essen brächten, bekriegen, wobei sie mir gern helfen und den Versteck ihrer Rinder verraten wollten. So sind diese Kerle. Erst ließen sie sich von dem Sultan bestechen, um mich von seinem Lande fern zu halten, nachdem ihnen das mißlang, und damit der erhoffte Lohn entschwand, suchen sie jetzt auf andere Manier ihren Vorteil. Und ich vermute sogar, daß sie die Wanjabungu durch Ausstreuung falscher Gerüchte abhalten, sich mir zu nähern. Bestätigt sich mein Argwohn, so jage ich die Wanjaruanda sehr rasch

zur Niragongwe, wie hier der Teufel heißt, den sie sehr ungalant für eine Dame halten. Qui vivra, verra.

Gestern (16. Januar) vormittag wartete ich vergebens auf das Erscheinen von Eingeborenen; so machte ich nachmittags einen kleinen Marsch bis in die Nähe einer weit in den See vorspringenden hakenförmigen Halbinsel und blieb heute hier liegen, um den Wanjabungu Gelegenheit zur Anknüpfung freundlicher Beziehungen zu geben. Unser Weg lief ein paar hundert Meter entfernt dem Südufer parallel, das mehrere kleine Buchten bildet, die durch die wechselnde Form der Landzungen ein anziehendes Bild darbieten. Die Wanjabungu wohnen nicht in zerstreuten Hütten, sondern in äußerst sauber gehaltenen Dörfern, von denen wir einige passierten. Leider waren die Einwohner überall geflohen, und zu meinem Bedauern merkte ich, daß die Wanjaruanda des Nachts tüchtig geplündert haben müssen. Dann ging es immer auf den Hängen, bald über Felder und Wiesen, bald durch hohe Bananenhaine bis zu einer freiliegenden Kuppe, die allmählich in die langgestreckte Halbinsel übergeht. Zur Linken fällt eine steile Wand in ein bachdurchrauschtes Tal; in seinem Grunde stehen herrliche Baumgruppen, die einer großen Reiherkolonie Obdach bieten, und jenseits des Tales auf der Kammhöhe erstreckt sich ein langes Dorf, das mit seiner hohen Einzäunung aus der Ferne einen starken Burgwall vortäuscht. — — — — — — — — — —

Es war gestern gegen Abend; die Sonne stand schon hinter unserem Rücken, die Zelte warfen schon lange Schatten und ich saß vor meiner Tür und freute mich. Woran? Woran man sich auf Reisen freut; an der blauen Dämmerung, die ihre dunklen Schleier langsam auf die Berge von Ruanda senkte, an den Lichtern, die auf den Kämmen des leicht bewegten Sees tanzten, an der abendlichen Farbenglut, die das Gras der Halbinsel vor mir golden und goldener färbte, an den zierlichen Dominikanerwitwen, denen die langen Schwanzfedern wie ein schwarzer Schleier herabhängen und die in fast aufrechter Haltung und mit eigentümlich rollendem Fluge von Halm zu Halm schwebten, und an allem anderen, was sonst noch an „kleinen vollkommenen Dingen" dieser Welt um mich war. Auch an weniger Vollkommenem freute ich mich, zum Beispiel an den schiefen Gesichtern meiner Leute, und ich lachte sie aus, weil sie behaupteten, Hunger zu haben, während ich eine halbe Stunde vorher gesehen hatte, wie sie sich den Pansen mit Bohnen und Mehlbrei vollschlugen. Aber ich kannte diesen Hunger, der mit „D"

anfängt, sie hatten zwei Tage in keinen Pombetopf die Nase gesteckt, kein Wunder, daß sie das Leben schwer und bitter dünkte.

Ich präparierte gerade einen Vortrag über die Vorteile der Temperenz, als unsere Aufmerksamkeit durch eine Karawane abgelenkt wurde, die sich von dem wallähnlichen Dorf loslöste und, eine kleine Ziegenherde vor sich hintreibend, den Abhang hinunterstieg. Ich war seit neulich mißtrauisch, aber meine Träger erkannten rascher als ich — sie rochen es wohl —, daß es keine plündernden Wanjaruanda waren. Es waren tatsächlich die ersten Wanjabungu, die sich heranwagten, an der Spitze ein junger, hübscher Bursche, aber so furchtbar ängstlich, daß er beinahe wieder umgekehrt wäre. Wie ein kleiner, unnützer Junge drängte er rückwärts und stemmte die Füße energisch gegen den Boden, als ihn die Wanjaruanda, heftig auf ihn einredend, an den Schultern nach vorn zu mir hinschoben. Hinter ihn traten seine Begleiter, die Krüge und Lasten auf den Köpfen hatten, aber da war auch nicht einer, dem nicht deutlich das Herz gegen die Rippen klopfte, trotzdem ich das wohlwollendste Gesicht aufsetzte, das ich mir in Afrika eigens für die Eingeborenen erfunden habe, das aber leider meist den Erfolg hat, daß die Männer zu zittern, die Weiber zu flüchten und die Kinder zu schreien anfangen. Interessiert betrachtete ich die mich fremdartig anmutenden Erscheinungen, wie sie mehr oder minder ähnlich die nächsten Wochen täglich mein Lager erfüllen sollten. Die Wanjabungu sind meist kräftige Gestalten, die jungen Leute auffallend schlank, aber alle in gutem „Futterzustand". Während weiter im Norden die Leute aus Höflichkeit dem Europäer durchweg ohne Waffen nahen, waren diese hier meist mit 1—2 Speeren bewehrt, deren Blätter ungleich, aber in der Mehrzahl ziemlich breit sind. Bogen und Pfeile sah ich nur selten; letztere nur zum kleinen Teil mit Eisenspitzen, die meisten waren sehr primitiv gearbeitet und bestanden aus einem Rohrschaft, in den ein spindelförmig gewalztes Holz eingelassen war, fast wie Kinderspielzeug wirkend, aber doch für ernsthaften Gebrauch bestimmt. Als Kleidung dienten nur den Vornehmeren Felle, deren Haare nach innen zu liegen; oft waren sie zu einem ganz kleinen, den Schoß kaum deckenden Schurz zugeschnitten, dessen oberer Teil sehr mühsam aus hunderten winziger verschiedenfarbiger Fellstückchen zu geometrischen Ornamenten zusammengenäht war. Die große Masse trug sebstbearbeiteten Stoff aus der Rinde von Feigenbäumen, der in eigentümlicher, wie ich vermute, für große Gebiete des Westens charakteristischer Form getragen wurde. Als Stütze dient

ihm ein eng um die Hüften anliegender Ring aus Bast oder Strohgeflecht, seltener aus großen Perlen oder Kaurimuscheln; über ihn ist der meist mit Erde schwarz gefärbte Stoff wie Wäsche über eine Trockenleine so gelegt, daß je ein Ende vorn und hinten schürzenartig herabhängt, während das Mittelstück straff zwischen den Schenkeln läuft. Originell ist die Haarfrisur. Die Minderzahl trägt die beiden Halbmonde der Wanjaruanda, die andern aber haben ihre Haare entweder wie die Kapuziner rasiert, oder sie haben diese Kapuze durch sorgfältiges Kämmen und Ölen aufwärts gerichtet, daß es wie eine schildlose Studentenmütze dem Kopf aufsitzt. Oft schaut ein Ende Kammes, mit dem sie dies Kunststück fertig bringen, zwischen den dichten Haarmassen heraus. Was sie an Schmuckstücken tragen, ist meist sehr einfach. Am schönsten und mir ganz neu waren Mützen aus einem halben Affen- oder Ichneumonfell. Der Schwanz hängt als langer Zopf über den Rücken, die Hinterschenkel über die Ohren; an der Stirnseite ist dem Fell ein breiter, sauber geflochtener Baststreifen angenäht, dessen Enden als Sturmband unter dem Kinn zusammengebunden werden. Ein paar Mal sah ich auch phrygische Mützen aus hartem Leder, dessen Spitzen ein Federbüschel trugen. Hals und Brust sind in mannigfacher Weise geschmückt. Perlen, Kaurimuscheln, Zähne von Wildschweinen oder Elefantenbabys, Samen, Fruchtschalen, Knochen, Bergkristalle, kleine und große, gerillte und gekerbte Holzstückchen, bisweilen mit eingelegten Messing- und Eisenstückchen verziert, oder was sonst mit geringer Phantasie bearbeitet werden kann. Zum Teil waren es wohl Talismane, wie alle die vielen, aus einer schmierigen und später erhärtenden Masse in Flaschen- oder Zylinderform gestalteten Fetische, wie sie auch in den benachbarten Gebieten verbreitet sind. Originell waren daumenlange aus feinem Stroh geflochtene Täschchen mit Messing- oder Holzeinfassung, in denen Elefantenhaare und ähnlicher Krimskrams steckte. Die Brust bedeckte meist ein gestickter oder auch roh aus Bananenblättern geflochtener Tabaksbeutel, mit den Pfeifen und den Feuer-Reibehölzern, erstere in den mannigfachsten Abweichungen und mit zum Teil wirklich schön stilisierten Ornamenten, und daneben oder über den Rücken hing oft ein langes Schwertmesser in einer Scheide von Holz mit eingebrannten Arabesken. Nenne ich noch Ringe aus Eisen, Messing oder Draht, die das Handgelenk der Männer schmücken, oder aus Gras geflochtene für die Ärmchen der Kinder, so habe ich das wesentlichste in der äußeren Erscheinung der Wanjabungu angeführt. — — — — — — —

Am 16. blieb die Karawane liegen, um den Eingeborenen Zeit zu geben, ihre, wie ich hoffte, freundlichen Eindrücke unter ihren Landsleuten zu verbreiten und ich benutzte diesen Tag, um mich mit dem jungen Mann, der zuerst so wenig Vertrauen zu mir hatte, anzubiedern. Nachdem ich ihm wiederholt versicherte, daß ich nicht beiße und nur ausnahmsweise Menschen fresse, wurde er allmählich zutraulich, stellte sich als Bruder des Sultans Kaware vor und wünschte zuletzt, mein Blutsfreund zu werden. Über den Sultan selbst erhielt ich nur ausweichende Antwort, dieselbe wie überall auf dieser Expedition, er sei krank, könne nicht laufen usw. Sie waren alle fußleidend, diese Herren; eine merkwürdige Krankheit, die sie befällt, sobald ein Europäer ihr Land betritt. Ich drängte nicht, weil ich wußte, daß es keinen Zweck hatte und höchstens bewirken würde, daß man einen beliebigen Schwarzen als Landesfürst in Freiheit dressiert mir vorführen würde, was mich nicht lockte.

Die Märsche der nächsten Tage waren kurz aber anstrengend. So oft es ging hielt ich mich in der Nähe des Kiwu, aber meist ging es nicht, weil die Ufer zu steil ansteigen. Doch entfernt sich der Weg selten weiter als 1—2 Kilometer vom See. Wir mußten all die zahllosen Ausläufer der Randberge und der dazwischenliegenden Täler kreuzen, immer bergauf, bergab und in jedem Tal über einen tiefeingeschnittenen Bach mit steinigem Bett. Das Land war gut besiedelt, doch leider waren die Leute meist geflohen, hielten sich aber in der Nähe versteckt und fanden sich am Morgen im Moment des Aufbruches ein, um uns in großen Massen zum nächsten Lager das Geleite zu geben. Dort pflegten sie dann nach Kräften die Dörfer ihrer eigenen geflüchteten Landsleute zu bestehlen, sowie sie selbst den Tag vorher infolge ihrer kopflosen Flucht von denen des letzten Lagers ausgeplündert worden waren. Diese „Rache am Unschuldigen", eine förmliche Kette von Diebstählen, dauerte so lange, bis nach einigen Tagen die Leute einmal so vernünftig wurden, vor meiner Karawane nicht auszureißen und ihre Hütten zu bewachen. Was für Angstmeier es unter den „wilden kriegerischen" Wanjabungu gab und wie wenig sie dem Bilde entsprachen, das wir uns in Usumbura nach den Schilderungen ihrer Nachbarn konstruieren durften, dafür zeugt die Erzählung des folgenden kleinen Erlebnisses vom 18. Januar als eins von vielen.

Wir hatten gerade wieder eine der vielen steilen Nasen erstiegen, und da die Träger wie asthmatische Automobile schnauften, gestattete ich eine kleine Ruhepause, eine Pumsika, wie der wohl=

klingende Terminus lautet. In unserer Nähe standen auf dem Bergrücken eine Gruppe uralter, dichtbelaubter Bäume, in deren Schatten eine Zigarette zu rauchen mich keine üble Sache dünkte. Ich saß schon etwa zwei Minuten unter ihnen und schaute gedankenlos einer rotbauchigen Kossypha zu, die mit ihrem schwarzen Schnäbelchen sehr energisch die modernden Blätter aufwarf und äußerst wichtig tat, bis sie sich beobachtet fühlte, worauf sie in den Laubmassen über mir verschwand. Als mein Blick ihr folgte, sah ich etwa fünf Meter über mir zwischen dichtem Gezweig das Ende eines Rindenschurzes hängen, was ich zwar sehr merkwürdig fand, aber in meinem siestabedürftigen Seelenzustand unerforscht zu lassen beschloß. Im selben Augenblick aber tönte von oben, doch ein ganzes Stück weiter rechts, eine menschliche Stimme, gleichzeitig verschwand auch der Rindenschurz und aus seiner Gegend sandte eine zweite menschliche Stimme jämmerlich flehende Klänge herab, so daß ich mich entsetzt fragte, ob hierzulande die Vögel sprechen oder die Menschen auf den Bäumen hausen. Inzwischen kletterten die Sprecher mit 1000 Mamis*) auf der Zunge vorsichtig die Äste entlang und dann den Stamm und zuletzt sprangen sie herab, und als ich sie betrachtete, waren es ein paar ausgewachsene Wanjabungu. Ich fragte sie mit grimmigem Gesicht, ob sie etwa Vögel wären, oder Impundus,**) was sie aber mit vielen Schwüren leugneten, worauf sich mein Antlitz aufhellte. Sie behaupteten, daß sie sich nach oben begeben hätten, um die Karawane besser sehen zu können daß aber die scharfen Augen des mami, des „Retters von Bunjabungu"†) sie entdeckt hätten, was ihm im Traume nicht eingefallen war; da ich aber nicht wußte, ob nicht noch mehr solcher Zaungäste über mir hockten, die in ihrer Angst womöglich herabfallen und mir den Schädel und das für diese Briefe bisweilen unentbehrliche Gehirn beschädigen könnten, verließ ich diesen unfreundlichen Ort.

20. Januar 99. Ich lagere heute auf einem Kap mit so herrlicher Rundsicht, daß ich große Lust habe, hier der Hera Lacinia einen Tempel zu errichten. Dieser See ist wirklich schön trotz der Baumarmut seiner Küsten, sonderlich jetzt, wo alle Fluren grünen und blühen. Mein Blick schweift hinüber auf die sonnigen Berge von Ruanda, über deren Hänge violette Wolkenschatten gleiten und

*) Mami = Fürst.
**) Gorilla.
†) Der Titel „rukisa" Retter, Richter war in all diesen Gebieten sehr beliebt.

schweift weit rückwärts bis zum Ausfluß des Russisi und verfolgt meinen bisherigen Weg über all die unendlich verschieden geformten Rücken und Halbinseln. Bald fällt das Ufer in schroffem Sturz, bald in sanft geschwungenem Profil in die blaue Flut. Hier streckt es sich wie ein Zeigefinger weit in den See hinein, dort ladet es nach zwei Seiten aus wie der Kopf eines Hammerfisches und dann wieder krümmt es sich wie eine Klaue mit drei, vier stumpfen Gliedern. Und die Inseln: winzige schwimmende Scheiben, die kaum dem Zelt Platz bieten, und andere, die 20 und 30 Quadratkilometer bedecken. Da die langgezogene Kungombo mit einem Hafen für die halbe deutsche Kriegsflotte und dort die breite, gebirgige Kwiwindscha, die von unserem Festland nur durch einen schmalen Kanal getrennt ist. Inseln mit wüster Strauchvegetation und Inseln, auf denen Banane sich an Banane reiht, flache Inseln, die eben den Wellen entstiegen scheinen, und Inseln, die spitze Kegel oder Doppelkegel oder gewölbt wie Riesengräber sind. Und wie klar ist das Wasser; wie plastisch spiegeln sich die Ufer in ihm, mit Feldern und Bäumen, mit Hainen und Dörfern und allem, was in ihnen ist. Glaubt man nicht oft, daß sich dort unter uns ein zweiter Himmel wölbte, mit anderen Wolken und mit Unwettern, die ihre Blitze aufwärts senden? Dies Schauspiel sah ich gestern abend und wurde nicht satt, ihm zuzusehen.

Das Lager ist erfüllt von Eingeborenen, die alles betrachten und anfassen wollen von den Zeltstöcken bis zur Fahne, von den Schuhen der Askaris bis zu ihren Haumessern. Wo einer sein Gewehr zum Putzen zerlegt hat, sitzen sie in großen Haufen um ihn und fragen neugierig nach diesem und jenem und fragen mehr, als die Leute antworten können. Daß die Karawane aber Hunger hat, fällt ihnen nicht ein, und man muß sie jedesmal erst anspornen, nach Hause zu eilen und Lebensmittel zum Verkauf anzuschleppen, was sie dann mit großem Eifer besorgen. Gestern waren Leute bei mir, die sich über den Sultan der Insel Kwidjwi beklagten und mich baten, ihn zusammen mit ihnen zu bekriegen, wofür sie mir einen Elfenbeinzahn versprachen. Er habe ihnen Rinder gestohlen und dergleichen Gerede mehr. Ich überhörte ihre Wünsche vollkommen, worauf sie heute morgen vor dem Aufbruch zurückkehrten und mich warnten, weil die Kwidjwi-Leute mich angreifen würden, wenn ich ihnen nicht zuvorkäme. Als ich das wieder überhörte, schwiegen sie, und ich glaubte, sie hätten sich nun beruhigt, unterwegs merkte ich aber, daß sie mich einen Weg zum Kiwu hinabführen

wollten, der am Wasser endete und keinen Anschluß an einen Uferpfad hatte. Auf meine Frage, wohin sie mich brächten, antworteten sie: „Zu den Booten". Jetzt wurde ich ärgerlich, und als sie das sahen, kamen sie mit der unmöglich dummen Ausrede, sie hätten geglaubt, ich wünsche nach Ruanda zurückzukehren. In Wirklichkeit hatten sie geglaubt, daß „qui tacet, consentire videtur", und wollten mich in die Boote packen und ohne weitere Umstände in einen frischen, fröhlichen Krieg hineinbugsieren. Jetzt verstehe ich aber ihre Schmerzen erst richtig, denn ich höre und sehe jetzt, daß der Sultan von Kwidjwi sich nicht auf seine mächtige Insel beschränkt, deren südliches Ende in feuchtes Dunkel gehüllt im Nordosten vor uns liegt, sondern auf das Festland übergegriffen hat. Neben uns zieht das Ufer fast $^3/_4$ Meilen nach Osten in den See hinein, biegt dann rechtwinklig nach Norden und endigt nach weiteren 10 Kilometern als spitze, flache Landzunge, von der aus es wieder in unsere Nähe nach Südwesten zurückläuft und nochmals eine tiefe Bucht bildet. Im ersten Teil begrenzt es ein hohes, steiles Massiv, das nach allen Seiten jäh abfällt und dem sich nördlich ein langgestreckter, niedriger, über und über mit Bananen bedeckter Rücken anschließt. Dieser schöne Landstrich, Kwischungwe genannt, ist vor Jahren vom Sultan der Kwidjwi-Insel okkupiert worden. Et hinc illae irae. — — —
— — — — — — — — — — — —

Es ist jetzt Nacht, vom See her weht ein kühler, aber weicher Ostwind, überall blitzt oder wetterleuchtet es, und bald treten die Umrisse des finsteren, waldigen Blocks von Kwidjwi, bald die Berge von Ruanda, bald der hohe, den Russisi überragende Gipfel für einen Husch aus dem nächtlichen Dunkel. Aus der Tiefe trägt die leicht bewegte Luft das leise Rauschen der Brandung herauf, die eintönig gegen die felsigen Kalkufer schlägt; von Kwiwindscha her hört man den jäh erwachenden Lärm streitender und kreischender Stimmen, der allmählich wieder abklingt und die Insel in ihr altes Schweigen versinken läßt; auch der ferne Gesang erstirbt, der bisher in den Dörfern über uns die zechenden Wanjabungu wachhielt. Aber meine Leute sitzen noch an den müde züngelnden Flammen, deren eigentümliche Reflexe auf den nackten Körpern spielen und dort von einem Arm, dort von einer Brust oder einem Kopf ein Stück aus dem schwarzen Grunde herausschneiden. Schläfrig kauern sie beieinander, lassen die Nargileh wandern und blasen den Qualm in die Flammen. Jetzt erhebt sich einer nach dem anderen, bückt sich noch einmal über den gemeinsamen Pombekrug und kriecht in

die Zelte oder die roh gezimmerten Schilfhütten, aus deren Tiefe eine Weile noch diskret das melodische Glucksen der Wasserpfeifen dringt, während draußen der Posten das Brennholz sammelt, hier ein glimmendes ausklopft, daß die Funken hoch emporsprühen, da ein anderes besser in die Flammen hineinschiebt und sich zuletzt, das Gewehr zwischen den Knien, am Feuer niederläßt. Bald herrscht tiefes Schweigen und lauter und immer lauter hebt sich von ihm das Liebeslocken der Grillen rings in den Gräsern ab. Klingt es nicht, als schmiedeten Zwerge unter der Erde mit silbernen Hämmern? Noch einmal flackert Lärm und Weiberkeifen im Zelt des Trägers Ferusi auf. Es ist Ua „die Blume", die trotz ihrer Jugend keinen Vorderzahn ihr eigen nennt; vielleicht schlug ein Ungeduldiger die allzu spitzen ihr in den Schlund. Ob Ferusi nicht manchmal die Grillen beneidet wie jener Rhodesier Xenarchos: „Selig preis ich die Cykaden, denn sie haben stumme Weiber?" Aber das war wie der letzte Funken; nun ist es wirklich Nacht und Schweigen und Einsamkeit. — — — — — — — — — — —

Eine Stunde vergeht, ich sitze noch vor dem Zelt an meiner Lampe und lese und denke der Heimat und der Freunde, von denen mich Länder und Meere trennen. Klang es nicht eben wie fernes Schießen über den See? Ich gehe mit dem Posten an den Rand des Lagers und wir lauschen gespannt in das Dunkel unter uns. Und jetzt trägt der Wind zum zweiten Male den gedämpften Schall einer Salve über die Flut. Ich kenne das Signal; es kommt von meinen Leuten, die ich nach Tscha-Ngugu mit Briefen geschickt habe, und während wir umkehren, zittert es zum dritten und letzten Male wie ein ersterbendes Echo über die schwarzen Wasser. Jetzt gehe auch ich ins Bett und lösche das Licht; noch höre ich irgendwo weitab das langgezogene Heulen eines herumirrenden hungrigen Hundes, und noch schwächer aus dem Bananenhaine in der Schlucht zu unserer Linken das dumpfe Brüllen eines Rindes, dann fallen mir die Augen zu und eingewiegt von dem gleichmäßigen Schritt des Postens und dem ruhigen Schnarchen rings aus den Zelten, wandere ich für die nächsten 7 Stunden in das sündlose Land hinüber, in dem ich fast allnächtlich mit irgend einem von denen, die ich lieb habe, heimliches Zwiegespräch halte.

Insel Kwidjwi, Oktober 1901.

Brief XXXI.

Das Südende des Kiwu hat zwei Buchten, von denen die westliche die größere ist. Getrennt werden sie durch eine 30 Kilometer lange Landzunge, die dicht an das Südende der mächtigen Kwidjwi-Insel heranreicht und auf der seit April 1899 mein Dorf Bergfrieden gelegen ist. Die Ostbucht, die zu Ruanda gehört, werden wir in einem späteren Briefe besuchen, dagegen haben wir die westliche bereits im vorigen Briefe kennen gelernt. Wir waren ja vom südlichsten Punkte des Sees, dem Russisi-Ausfluß, ausgegangen, waren der Südküste, die mehrere kleine Häfen hat, bis zu einer hakenförmigen Halbinsel gefolgt, in deren Nähe 1½ Jahre nachher ein kongolesischer Offizierposten gegründet wurde, waren dann nach Norden umgebogen, und längs des durch zwanzig kleine flache Buchten markierten Westufers durch die Landschaft Bunjabungu gezogen, bis wir die Halbinsel von Kwischungwe erreichten. Diese springt wie ein im ersten Gelenk gekrümmter Zeigefinger in den See, wobei der nach Osten laufende Teil der ersten Phalanx, der längere nach Norden zeigende den beiden anderen Phalangen entspricht. Hinter dieser Halbinsel schneidet eine zweite Bucht tief ins Land. An ihrer Küste müssen wir jetzt unseren Marsch fortsetzen.

23. Januar 1899. Wir erreichten heute das letzte Lager in Bunjabungu in drei kurzen und verhältnismäßig angenehmen Märschen. Die Bucht von Kwischungwe wird im Westen von einem hohen Gebirge begrenzt, dessen Fuß erst stark nach Nordosten, später weit nach Norden zieht. Hinter ihm liegt wieder ein großer Golf, der dritte am Westufer, der tief nach Südwesten zurückgreift. Es wäre also ein enormer Umweg gewesen, dem Ufer zu folgen, den wir vermieden, indem wir einen Pfad einschlugen, der auf der Basis der Halbinsel von einem Buchtende zum anderen führt. Unterwegs genoß ich noch einmal das Panorama der Kwischungwe-Bucht, die im Hintergrund das in Nebel getauchte Massiv von Kwidjwi ab-

schließt, und freute mich der wechselnden, oft bizarren Formen ihrer Ufer und Inseln. An einer ein paar hundert Meter vom Wasser abliegenden Stelle leuchtete ein Teich inmitten der Grasfläche. Seine Existenz spricht neben anderen Erscheinungen, den vielen kleinen Inseln, Buchten und Hinterbuchten des Sees, seiner sonderbaren, zackigen Uferbildung, dem Kalksitter, den man stellenweise bis zu 7 und 8 Meter über dem jetzigen Niveau unverwittert findet, für die Vermutung, daß der Spiegel des Kiwu gegen früher gesunken ist. Am Grunde der dritten Bucht, die wir nach einer reichen Insel in ihrer Mitte Kwiko-Bucht nennen können, lagerten wir den ersten Tag. Man sah von dort nur einen sehr kleinen Teil des Sees, weil die Ufer in kulissenartiger Deckung, je entfernter um so mehr, nach Osten vorspringen. Überdies beschränkte Nebel die Aussicht.

Am zweiten Tage, also gestern, marschierten wir erst Nachmittag ab, weil Faida, meine Kochfrau, d. h. die Frau meines Kochs, eine der von mir in Ruanda losgekauften Sklavinnen, entlaufen war. Man brachte sie mir den nächsten Tag zurück, worauf sie behauptete, von Eingeborenen beim Wasserholen geraubt worden zu sein. Das war grober Schwindel, denn sie war vor acht Tagen schon einmal ausgerissen. Ich begriff nicht, welcher unsaubere Geist in dieses sonst so brave Frauenzimmer gefahren ist. Hinterher stellte sich heraus, daß die impertinenten Askari-Weiber vom Tanganika sie wiederholt gekränkt, vor allem sie immer wieder „Barbarin" genannt haben. Mir schwante gleich so etwas. Ich habe den Weibern sehr ernst ins Gewissen geredet, wenn sie auch nicht zuviel von dieser Ware führen.

Der Weg folgte dem Seeufer über mehrere Nasen und durch Schluchten mit Hochgras und Phönixpalmen und bot wenig Schwierigkeiten. Interessant war ein vier Meter breiter und einen halben Meter tiefer Bach, den die Eingeborenen Maschutansinsi nannten, dessen ziemlich reißend strömendes Wasser ca. 40 Grad R. heiß war, so daß viele Träger beim Passieren in wichtig tuender Übertreibung aufschrien. Er überschwemmt den Boden weithin und bedeckt ihn mit einer in trockenem Zustande weißen blattartigen Kruste. Ich hatte keine Säure bei mir, aber ich vermute, daß dieser Belag aus Kalk besteht, wenigstens ähnelt er sehr den Auflagerungen, die rings um den See das Felsufer bekleiden. Da es noch mehr heiße Quellen am Kiwu geben soll, so stammt vermutlich der Kalkgehalt seines Wassers aus ihnen. Mit dem mir eigenen Erwerbssinn beschließe ich hier eine Badeanstalt zu gründen, muß aber von dem

Projekt wieder abstehen, nachdem mich die Eingeborenen gefragt haben, was ich ihnen für jedes von ihnen genommene Bad zahlen würde. Wer's nicht glaubt, kommt auch in den Himmel.

Der heutige Marsch war besonders angenehm, weil wir auf guten Wegen durch reich besiedelte Gegenden zogen. Nur einmal war ein Abstieg sehr mühsam, sonst aber waren die Rücken breit, und wo wir in ein Tal hinab mußten, geschah es nicht direkt, sondern in schräger Linie. — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

Im allgemeinen habe ich immer gefunden, daß die Neger ihre Fußpfade im Gebirge durchaus praktisch anlegen, und daß, wo es anders scheint, meist Schwierigkeiten vorhanden sind, die uns auf den ersten Blick entgehen. Im Gegensatz dazu sind Wege in der Ebene meist unrationell gebaut, weil der Neger weder für die gerade Linie noch für Symmetrie, überhaupt für keine geometrische Messung ein sicheres Auge hat und auch, weil er, wenn Marschhindernisse, z. B. Busch oder Baum, vorhanden sind, sie lieber umgeht als beseitigt. Besonders wird er sich hüten, um einer Wegeverbesserung willen eine Arbeit zu verrichten, von der er für sich selbst keinen unmittelbaren Nutzen erwartet. Man kann dem Neger alles vorwerfen, nur nicht, daß er altruistisch gesinnt wäre. Wie oft habe ich mich in der ersten Zeit geärgert — jetzt ärgere ich mich schon lange nicht mehr, wundere mich auch über nichts — mich geärgert, wenn ich z. B. sah, daß über Nacht ein kleiner Baum über den Weg gefallen war, den jeder mit geringer Anstrengung hätte entfernen können, und daß von 150 und mehr Menschen einer hinter dem andern im großen Bogen um das Hindernis herumtrottete. Dann konnte es geschehen, daß ich die ganze Gesellschaft kehrt machen, noch einmal auf demselben Wege zurücklaufen und dann durch den Spitzenmann den Baum entfernen ließ. Das war damals, als ich mich noch ärgerte — heute würde ich auf derlei unwirksame pädagogische Experimente verzichten und wahrscheinlich als letzter in die Fußstapfen meiner geehrten 150 und mehr Vorderleute treten. — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

Die Gegend war heute, wie erwähnt, vorzüglich besiedelt und nicht nur im Bereich unseres Weges, sondern weit darüber hinaus. Das Gelände zu unserer Linken steigt merkwürdig sanft zu den hohen Randbergen an und war mit einem einzigen großen Bananengarten bedeckt. Dahinter sieht man den Kamm der Randberge mit

seinem Urwald, der in die Schluchten hinabsteigt und sie mit finsteren Baummassen ausfüllt. Die Bevölkerung war nirgends geflohen, im Gegenteil noch aus entfernteren Bezirken herbeigeeilt und, immer wieder saßen 40 und 50 Mann in dichten Haufen am Weg, überragt von einem starrenden Lanzenwald und begrüßten die vorbeiziehende Karawane mit Beifallklatschen und sympathischen Zurufen. So ganz geheuer muß es ihnen aber doch nicht gewesen sein, denn wo wir einen Hüttenkomplex passierten, schwälte im Hof ein verkohlter Grashaufen, ein in all diesen Ländern gebräuchliches zweifellos vortreffliches Mittel zum Fernhalten event. übler Einflüsse und zur Abwehr gegen den „bösen Blick". Vielleicht sollte man dies Räuchermittel auch bei uns vor Kunstausstellungen und Kunsthandlungen probieren als Schutz gegen das mal'occhio der allzu aufdringlich für ihre und unsere Tugend besorgten Sittlichkeitsfanatiker.

Wir lagern heute nördlich der Kwiko-Bucht an der Wurzel einer kurzen Halbinsel im Bezirk Itambi (mit dem Zusatz ja Bunjabungu zum Unterschied von dem selbständigen Sultanat Itambi, in das wir den nächsten Tag eintreten sollten). Tausende von Eingeborenen erfüllen das Lager, aber darunter kaum ein Mtussi; in dichten Haufen umdrängen sie meinen Tisch und gehen erst fort, wenn ich sie auf einen großen Kreis zurücktreiben lasse, weil mir die Luft zu schwül und das Gemisch von Schweiß und Salbengeruch zu lästig wird. Aber bald haben andere ihren Platz eingenommen und, ohne gerade zudringlich zu sein, verfolgten sie aufmerksam jede meiner Bewegungen beim Essen, Trinken, Lesen, Schreiben, und als ich gegen Abend durch die Felder spazieren gehe, habe ich ein Geleite hinter mir, wie der Großtürke, wenn er zur Moschee geht.

Eine Lust ist es, die Kulturen zu betrachten. Es wird eigentlich alles gebaut und alles gut. Die Bananenhaine werden gesäubert, allzu fruchtschwere Stämme gestützt, das Unkraut gejätet und die welken Blattscheiden entfernt. Die Äcker werden sorgfältig eingehegt, Kletterpflanzen gehörig mit Stützen versehen. Die Hauptnahrung besteht wie überall in den Ländern im Nordwesten der Kolonie aus Sorghumbrei und Bohnen. Dann folgen Bananen und Bataten in je drei Sorten, unter den letzteren auch Kletterbataten. Erbsen und Mais, Maniok und Eleusine werden etwas weniger gepflanzt, um so mehr Kürbisse, die überall halbiert an den Wegen zum Trocknen liegen. Auch Flaschenkürbisse sieht man viel, deren Rankwerk mit den weißen Blüten oft über die

Hütten und Zäune hinweg wuchert. Wo die Früchte sehr schwer sind, stützt man sie durch Steine oder Hölzer. Auch sehr viel Colocasiafelder findet man, eine rot- und eine grünstenglige Art, die meist im Schatten der Bäume stehen und durch die Größe ihrer Blätter immer ein reizvolles Bild bieten, besonders zur Mittagsstunde, wenn die großen Tau- und Regentropfen, mit denen sie stets wie besät sind, gleich Quecksilber in der Sonne glänzen. Vorzüglich gedeiht auch der Tabak, dessen Blätter von seltenem Umfang sind und in kleinen Bündeln getrocknet, massenhaft zum Verkauf gebracht werden. Schließlich sind noch Zuckerrohr und häufiger als dies die Erdnuß erwähnenswert, deren Öl den Leuten merkwürdigerweise ganz unbekannt ist. Diese Kulturen finden sich ziemlich in jedem Bezirk am Kiwu, nur werden sie hier im Westen wesentlich besser gepflegt als in Ruanda. Auf die Ursachen dieser Differenz komme ich vielleicht einmal zurück. Jedenfalls sieht der Leser, daß die Speisekarte des Negers in guten Zeiten durchaus nicht abwechslungsarm zu sein braucht, um so weniger, als noch zahlreiche Salate und verschiedene Getränke hinzukommen. Für den Europäer hat diese Fülle allerdings nicht ganz denselben Wert, weil seinem Magen, namentlich im Anfang, viele der angeführten Lebensmittel nicht zusagen; überdies fehlen gerade die ihm liebsten, wie Reis, Ananas, Mango usw. in diesem Gebiete vollständig.

Auch die Dörfer der Wanjabungu zeichnen sich durch relative Gepflegtheit aus. Die ziemlich kleinen Hütten sind wie in den benachbarten Ländern nach dem Modell eines etwas zugespitzten Bienenkorbes gebaut. Sie haben kein abgesetztes Dach, sondern die Grasmassen, mit denen sie gedeckt sind, laufen in einer Rundung von der Kuppe bis zur Basis; nur über dem Eingang befindet sich ein vorspringendes, gewölbtes Regendach. Aber all dies ist nicht originell; dagegen zeigt die Türeinfassung Eigenart. Während in den östlichen Ländern Ruanda, Urundi usw. hinter dem Eingang meist die sogenannte Mumfurukka, der Vorraum, durch eine Querwand abgetrennt wird, in der sich eine zweite Türöffnung befindet, tritt man hier direkt in das Innere durch eine Art Torweg, der durch senkrecht dicht nebeneinanderstehende Stackete — meist Bambus — gebildet wird. Namentlich seine rechte Wand zieht sich oft bis in die Mitte der Hütte, gleichzeitig als spanische Wand für die Bettstelle dienend. In Ruanda finden sich bisweilen Ansätze zu dieser Form, aber meist ist dort der Bettverschlag selbständig und zeichnet sich in den Wohnungen der Vornehmen durch wunderschön zwei-

und dreifarbig ornamental geflochtene und wie Stickereien wirkende Grastapeten aus. Während in Ruanda die Feuerstätte links ist, steht sie hier oft vis-à-vis der Tür; über ihr befindet sich derselbe Rost wie in den Hütten von Ruanda, der als Gärraum für Pombe und als Wärmeplatte für Speisen benützt wird. Originell sind hie und da Keller im Hofe, die ich, weil sie mit Hölzern geschlossen und in unauffälliger Weise unter Schutt oder Gerümpel versteckt sind, nie entdeckt hätte, wenn die ortskundigen Wanjabungu bei ihren gegenseitigen Diebstählen sie nicht bloßgelegt hätten. Es sind große Höhlen von Butterglockenform, deren Wände durch gebogene Äste und durch geflochtene Reifen gestützt werden, die, von unten anfangend, in konzentrischen, immer kleiner werdenden Ringen bis zur mannsbreiten Öffnung laufen. Diese Keller dienen hauptsächlich als Reservevorratskammern für den Fall, daß überirdische Speisehütten durch kriegerische Überrumpelung ausgeraubt würden.

Langweilen den Leser diese Dinge? Es täte mir leid; aber wenn ich mich hier auch auf die wichtigsten beschränken kann, weil ich ja all dies in meiner Monographie von Ruanda ausführlich schildern werde, so kann ich sie doch nicht ganz in meinem Bericht unterdrücken, der zum ersten Male von diesen aus dem Dunkel der Jahrtausende jetzt erst auftauchenden Völkern Kunde gibt. — — — — —
— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

Als ich zur Erholung für den Leser in meinen Notizen ein Thema von allgemeinen Interessen suchte, fand ich in ihnen ein paar Tage später die detaillierte Aufzeichnung eines Vorgangs, der gerade so gut hier wie an anderer Stelle stehen kann und charakteristisch für den früher erwähnten, bisweilen an Schwachsinn streifenden Leichtsinn der Neger in Geldausgaben ist. Ich schiebe ihn etwas vorgreifend hier ein, weil ich ja immer nicht nur die Neger, durch deren Länder ich reiste, sondern abwechselnd auch die, mit denen ich reiste, zum Gegenstand meiner Briefe gemacht habe.

Es war heute nach Tisch; ich hielt mich in dem um diese Zeit noch sehr dürftigen Schatten, den das Zelt nach Osten auf den Boden wirft, und lag im Bombaystuhl. Ich dachte der Frage nach, ob die Bibel wohl recht hat, wenn sie die Arbeit als einen dem Menschen auferlegten Fluch bezeichnet, und kam zu dem Schluß, daß sie in der Tat recht hat. Um mich diesem Fluch nicht unnötig heftig auszusetzen, beschloß ich für meinen Teil, an der Abtragung der Erbschuld tätig zu sein und die nächste halbe Stunde keine Sünde

auf mich zu laden, nicht zu fluchen, was hierzulande viel Entsagung kostet, keine unkeuschen Gedanken zu hegen, was bei den hiesigen Zuständen Kinderspiel ist, noch in sonst einer Beziehung zu sündigen, was ich alles am besten durch ein Nachmittagsschläfchen zu erreichen hoffte. Kaum hatte ich mich zu diesem frommen Werk entschlossen, als mir das Gelüste kam, auch die Beine auszustrecken, wozu ein zweiter Stuhl nötig war. Dazu hätte ich aufstehen, was ausgeschlossen war, oder meinen Boy rufen müssen. Ich wählte das letztere. Da er doch erst seiner dasturi gemäß beim dritten Male erscheint, so rief ich gleich dreimal hintereinander, aber ohne Erfolg. Ich suchte mir allein zu helfen. Aber es ging nicht. Die Stuhllehne drückte mir fast die Kniekehlen durch, was mich zum Fluchen verleiten konnte, also rufen wir lieber noch einmal. Keine Reaktion. Mein Zelt stand, wie fast immer, etwas abseits vom Lager, aber doch in bequemer Rufnähe. Da geht etwas vor, man weiß nur nicht was, dachte ich mit Sabor, und raffte mich mit vieler Mühe und herben Anklagen gegen das Schicksal auf. Als ich ins Lager kam, sah ich, daß alle bis auf den letzten Mann am anderen Ende in dichtem Kreis standen, den als Mittelpunkt der Spitzbubenkopf des langen Omari überragte. Aha, sagte ich mir, „ein Duell", sah aber gleichzeitig meinen Irrtum ein, als ich die Stimme Omaris ertönen hörte: „23 Rupien zum ersten, 23 zum zweiten — 24 Rupien." Es gehörte wenig Scharfsinn dazu, um zu erraten, daß eine dalali, eine Auktion veranstaltet wurde. Ich hielt mich bescheiden im Hintergrunde, bis es hieß „32 Rupien zum zweiten, 32 zum letzten Male." Dann aber drang ich rasch vor, um wißbegierig zu sehen, was für ein wertvolles Objekt in meinem Lager mir unbewußt sich befände. Sehr wertvoll; davero. Es war ein sehr kleines Zelt, das bei sehr guter Rechnung für etwa 3 Mark Stoff enthielt, zwar noch nicht zerrissen, aber alt fadenscheinig und höchstens 3 Rupien wert. Und dafür zahlte jemand 32 Rupien gleich 44 Mark und 80 Pfennig.

„Höre, Abdallah Kilwa," sagte ich zu dem Käufer, „du bist einäugig, du bist auch sonst nicht der schönste deiner Kabilah und du bist zeitlebens ein Bettler gewesen, warum auch nicht? Allah wollte es so. Jetzt aber sehe ich und möchte Tränen vergießen, daß du auch geistesgestört bist. 32 Rupien! 3 Monate und 5 Tage mußt du bergauf, bergab in Sonnenglut, in Regenschauern mit deiner schweren Last wandern, um 32 Rupien zu verdienen. 3 Monde und 5 Tage, und wenn du jetzt in 2 Monaten nach Usumbura zurückkehrst, so wirst du keinen Pesa in bar, aber Schulden und

dein zerfetztes Zelt dein eigen nennen. Sage selbst, mein Kind, bist du verrückt oder nicht?"

Das wollte er aber doch nicht ohne weiteres zugeben.

„Wir haben es zu zweit gekauft," antwortete er.

„Um so trauriger," replizierte ich, „also sind zwei meiner Träger geisteskrank."

„Was soll ich machen, Herr, ich habe kein Zelt."

„Hast du bisher die Nächte durchwacht? Hast du nicht," log ich, „in deiner Schilfhütte besser geschlafen als ich in meinem Zelt?"

„Ewalla, bana", bejahte er.

„Wer ist der Verkäufer?"

„Der Mnjampara."

„Natürlich Omari," wandte ich mich diesem zu, „ich wußte ja, daß deine Seele schwarz ist, wie die Pupille deines Auges. Deine Kinder so zu betrügen!"

„Ich betrüge sie nicht, großer Herr," entrüstete er sich, „es war Auktion."

„Schwatze nicht von Auktion. Ist dein Verstand eingetrocknet, daß du nicht weißt, was das Zelt wert ist? Hast du nicht einen großen Bart? Bist du nicht ein Msafiri, ein Weitgereister? Weißt du nicht, daß Glattgesichter wie die in diesem Alter noch dumme Jungen sind?"

„Amri ja mungu, Gottes Wille", antwortete er, die Arme in gekränkter Unschuld von sich spreizend. Damit wollte er sagen: „Wenn Gott es nicht gewollt hätte, hätten sie nicht so viel geboten."

„Es ist so, wie du sagst, aber Allahs Wille befiehlt jetzt durch mich, diesen Handel für ungültig zu erklären. Du behältst dein Zelt und ihr eure Rupien. Bassi!" Damit zerstreute sich der Haufen, während die einen ihren Mnjampara auslachten, die anderen beifällig riefen: Der Msungu spricht die Wahrheit.

Ich habe diesen Disput mit Absicht ausführlich und Wort für Wort getreu wiedergegeben, so wie ich ihn seines charakteristischen Inhalts wegen sofort niedergeschrieben hatte, weil nur so das Bild solcher Szene dem fernen Leser lebendig werden kann. Ich weiß nicht, ob ich mich täusche, aber ich finde immer, solche kleine Episoden gewähren für den Nachdenklichen einen tiefen Einblick in die Wesenheit des Negers. Denn es handelte sich hier ja durchaus nicht um einen Einzelfall, noch um Ausnahmenaturen, auch waren es ja nicht nur die beiden Leute gewesen, die so wahnsinnig und blind-

lings ins Blaue hinein agierten, sondern noch viele andere, vielleicht die meisten, denn nur dadurch kam die törichte Übersteigerung zustande.

Sobald der Neger auf einen Gegenstand versessen ist, verliert er alle Direktion. Man frage nur einen Wissenden, wie die Händler aller Farben und Nationen diese Eigenschaft auszunutzen verstehen, besonders an den Sudanesenaskaris. Kommt aber noch der Wetteifer hinzu, so wird ein besonnenes Innehalten dem Neger oft geradezu zur Unmöglichkeit. Wie ein Rausch, wie ein Fieber kommt es über ihn, und ich sah Leute, denen die Halsadern vor Erregung heftig pulsten. Deshalb sollte man prinzipiell keine Auktionen veranstalten. Es geschieht aber doch, z. B. in jeder Nachlaßsache. Ich erinnere mich einer solchen von Mpapua her, wo das Vieh und Zeug von verstorbenen Sudanesen versteigert wurde. Da gingen die Leute, die täglich eine Kuh auf der Station für einen bestimmten Preis haben konnten, über sein Duplum hinaus. Als der vernünftige, leider Gottes zu früh ins Grab gesunkene Leutnant Stadelbaur, damals interimistischer Stationsleiter dies sah, sagt er, „quod non; das geht nicht. Ich weiß, daß es Herren gibt, die der Ansicht sind, es sei besser, den Hinterbliebenen falle eine große Summe zu, als daß die Kerle ihren Sold in Wein und Weibern vertun. Das kann unter Umständen richtig sein. Aber man muß Fall für Fall prüfen. Ich werde doch nicht meinen Soldaten das Geld aus der Tasche ziehn, damit der Erbe, ein Nichtstuer in Alexandria, damit die öffentlichen Häuser bereichern kann. Und den nächsten Tag, wenn die Leute zur Besinnung kommen und von allen, die zufällig nichts erstanden haben, ausgelacht werden, dann sagen sie in ihrer Einfalt: „Der Msungu hat uns betrogen. Quod non! Ich bestimme den reellen Wert jeder Sache; bietet darauf mehr als einer das Maximum, so wird unter ihnen gelost. So wird es gemacht."

Also lautete seine verständige Rede, aber der Zahlmeisteraspirant, ein etwas pedantischer und an Formalien hängender Herr protestierte: „Die Auktionen seien Vorschrift, also müsse danach gehandelt werden."

„Sie haben vollkommen recht," antwortete S., „und doch bleibt es bei dem, was ich gesagt habe."

„Dann kann ich das Protokoll nicht unterschreiben."

„Das bedaure ich, ändert aber nichts an der Situation. Bemerken Sie bitte ausdrücklich im Protokoll den Modus, den ich befohlen

habe. Ich will doch sehen, ob an der Küste ein Mensch so unvernünftig ist, das nicht anzuerkennen."

Ich bin überzeugt, daß er mit seiner Annahme recht behielt, wünschenswert wäre es aber, ein für allemal die Entscheidung über die Art der Nachlaßregelung zur Beruhigung von Buchstabenfetischisten dem freien Ermessen des Bezirks- bezw. Stationschefs zu überlassen. So wie es jetzt ist — oder besser, wenn es jetzt noch wie früher ist — könnte der Widersinn eintreten, daß eine Auktion der Nachlaßmasse wider Wunsch und Willen der Erben stattfindet. Ich glaube wenigstens, solche Abnormität erlebt zu haben, aber es ist möglich, daß ich mich irre, respektive daß der Fall, den ich im Auge habe, durch Schuldenrangierung kompliziert war. — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — —

Das Tagebuchblatt des 24. Januar beginnt mit einem Seufzer aus tiefster Brust. „Ich werde afrika-alt, schrieb ich, afrika-alt und müde. Ich vertrage keine Strapazen mehr und sie greifen mich an: psychisch mehr noch als körperlich. Wenn ich früher Marschschwierigkeiten wie die heutigen erlebte, so hatte ich ihren Eindruck abgeschüttelt, sobald ich mich im Lager restauriert hatte, ja ich freute mich dann noch der überstandenen als zukünftiger Erinnerungen. Forsan et haec olim meminisse juvabit. Nie wieder bekäme ich es fertig, mich, wie einst an den Ugalla-Sindi oder Njawarongo, an einen Flußlauf zu hängen und mich von ihm auch durch tagelanges wegloses Pori nicht trennen zu lassen. Jetzt habe ich schon zu viel schweres erlebt, um noch für das Erhebende solcher Überwindungen empfänglich zu sein; jetzt wünsche ich mir nur noch wie meine Neger amöne Promenaden."

O tumper Knabe, reinster Tor, möchte ich mit Gurnemanz beim Anblick dieser Zeilen ausrufen; wenn du geahnt hättest, was an Widrigkeiten dir die Zukunft der nächsten Monde bringen sollte, du hättest diesen Seufzer im Busen, „da wo er am tiefsten ist", verborgen und du hättest dich des Wortspiels geschämt, mit dem du das Fazit dieses Tages zogst: „Es war zum Davonlaufen — wenn es nur zum Davonlaufen gewesen wäre." Daß man nämlich vor lauter Hindernissen nicht davonlaufen, nicht vorwärts kommen konnte, das war das ganze Unglück gewesen und daher irae, clamores et lacrimae. — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

Wir überschritten heute die Grenze von Bunjabungu und

Itambi. Es ist charakteristisch für das, was ich früher über die Abwehrlügen der durch die Hantierungen des wegaufnehmenden Reisenden erschreckten Eingeborenen gesagt habe, daß ich zwölf Tage durch dieses Land marschierte und erst jenseits seiner Grenze seinen wahren Namen erfuhr. Bis dahin lebte ich in dem Glauben Issofu oder Itschofu zu passieren, denn so es zu nennen, lautete die vom Sultan ausgegebene Parole. Issofu nennt sich eine Insel, die dem Festland von Itambi vorgelagert ist und die für mich in Kiwanda umgetauft wurde, das in Wirklichkeit ein Dorf auf einem kleinen fernen Eiland ist. Solchermaßen verwirrt man die Reisenden, von denen jeder natürlich auf seine Bezeichnungen schwört, wenn er die Art der Eingeborenen nicht durchschaut hat. Ich habe mich deswegen für meine Karten immer nur auf relativ wenige und vielfach bestätigte Namen beschränkt.

Sultan von Itambi ist Kalimimwumba, ein arger Störenfried, der mit seinen Nachbarn in ewiger Fehde lag, bis sich diese durch ein heroicum, im Sinne der Pharmakopoe gedacht, etwas Ruhe verschafft haben. Sie verwüsteten nämlich das Grenzgebiet, besiedelten es aber nicht, sondern verhinderten nur eine Wiederbesiedelung, ließen die Bananenschamben verwildern, die Wege verwachsen, die Täler versumpfen und schufen so einen künstlichen Graben von beträchtlicher Breite zwischen sich und dem schwierigen Nachbar. Aber Kalimimwumba fand auch an diesem Zustand eine „Butterseite“. Denn diese Wildnis gestattete ihm, bei Raubzügen sich dem Gegner unbemerkt zu nähern und so verwüstete er seinerseits auch sein nördliches Grenzgebiet, das ihn von Ujungu scheidet. Die Wanjabungu halfen sich gegen Überraschungen, indem sie eine so große Menschenmasse an der Grenze zusammenzogen, daß Kalimimwumba die Lust an feindlichen Einfällen verging. Nun hat er nördlich und südlich ein Pori, im Westen die Randberge mit ihrem Urwald und im Osten den See, so daß er mitten in seinem Lande wie in einer von der Außenwelt durch eine Waberlohe oder einen Dornröschenbusch abgeschlossenen Burg sitzt. Man sieht wieder einmal, wohin es führt, wenn keine starke natürliche Grenze zwei Völker scheidet. Leider hatten mir die Wanjabungu nichts von diesen Verhältnissen erzählt oder ich hatte sie nicht verstanden. Sie klagten zwar über die Feindseligkeiten der Wanjaitambi, aber umgekehrt klagten auch meine Wanjaitambi-Führer, Leute von der früher erwähnten Kwiwindscha-Insel, die, wie alle anderen Ruanda vorgelagerten, vor Jahren von Kalimimwumba okkupiert wurden,

über die Feindseligkeiten der Wanjabungu. Das war mir nicht neu, so erlebte ich's noch in jedem Lande, und wer will da ergründen, wie er Recht und Unrecht auf die Wagschalen der beiden Kläger und Widerkläger verteilen soll.

Der geringe Handelsverkehr zwischen Bunjabungu und Itambi findet über Wasser statt und so hätte ich es auch machen sollen, wenn ich nur den status gekannt hätte. Dann wäre auch der Seufzer meinem Tagebuch erspart geblieben.

Bis zur Grenze, einem ganz kleinen Gewässer in enger Schlucht, waren die Wege leidlich, wenngleich mir auffiel, daß wir meist Verbindungswege einzelner Hüttenkomplexe benutzten, die aber oft untereinander nicht korrespondierten, so daß wir dann pfadlos in den Ackerfurchen marschierten. An der Grenze blieben die mich begleitenden Wanjabungu auf den Wunsch der Führer zurück und ein paar Wanjaitambi erwarteten uns und schlossen sich an. Jetzt begannen die Schwierigkeiten. Das arg zerklüftete Terrain ist verwildert, die Wege sind verwachsen, die Furchen und Schluchten und — wo die Berge zurückweichen — die Ebenen sind bedeckt mit undurchdringlichem Schilfdickicht, das einem heillosen Morast entsprießt. Am schlimmsten sind die Bäche, die zahlreich dem nahen See zuströmen. Die kleineren überschwemmten das Flachland und verwandelten es allmählich in Sumpf, während die großen in einem 10 Meter und tiefer eingeschnittenen Bett dahinströmen. Aber gerade über sie schreitet man trockenen Fußes und nur aus der Tiefe hört man ihr Brausen und Rauschen: das Schilfdickicht nämlich hat sie, indem Jahr für Jahr das alte Rohr zusammenstürzt und von dem jungen überwuchert wurde, mit einem dicken geradezu verfilzten Gewölbe übermauert; nur hier und da weist es dünne Stellen oder gar Löcher auf, aus denen kalter Moderduft mir entgegenschlug, wenn ich hindurchblickte, um den Bach reißenden Laufs im Halbdunkel unter uns dahin strömen zu sehen. Wiederholt müssen wir jenseits der Bäche steile Wände über Geröll und Felstrümmer hinaufklettern, stellenweise auf allen Vieren hinaufkriechen. Und welch zögerndes Vorwärtskommen in diesem unseligen Dickicht! 10 Mann und darüber hauen gleichzeitig mit Messern, Äxten, Sicheln förmliche Gänge in die mehr als vier Meter hohe, etwa an spanisches Rohr erinnernde Grasmasse, in der die Stengel der letzten Trockenzeit durch rankende Pflanzen gestützt, dichte Flechtwerke bilden, oder sie werfen sich, zum Haufen geballt, mit der ganzen Wucht ihrer Körper dagegen und treten sie nieder. So oder so wird die Luft von einer Wolke

feinster Härchen wie von Mühlenstaub erfüllt, die unsere durch die heiße Anstrengung an sich trockenen Kehlen in empfindlicher Weise zum Husten reizen und mir im Munde das Gefühl erregen, als wachse auch nach innen ein stattlicher Bart, der mindestens fünf Tage nicht mehr rasiert wurde. Wie die Schnecken kriechen wir unserem Ziel entgegen. Aber endlich gelangen wir in verwilderte Bananenschamben, die, wenn auch pfadlos und morastig, so doch leichter zu überwinden sind und schon hoffe ich das Schlimmste überstanden zu haben, als ein Bote von rückwärts mir meldet, daß die Milchkuh in den ersten Bach gefallen sei und unten im Morast stecke. Das war nun sehr unangenehm, denn es forderte, noch einmal den ganzen Weg zurückzugehen. Zwar hoffte ich kaum, sie retten zu können, aber versuchen mußte ich es, denn meine Hauptnahrung bestand aus Kompositionen von Milch; außerdem war sie von Jugend an an Märsche gewöhnt und versagte nicht so leicht in ihrer Produktion wie eine des Wanderns ungewohnte, die ich wahrscheinlich nur nach langen Verhandlungen und nur unter großen Opfern von meinen beschränkten Tauschwaren hierzulande erstehen könnte. Also nochmals zurück durch Sumpf und Schluchten. Als ich ankam, war das Mißlichste bereits überwunden, noch lag das Tier unten, aber auf festem Boden. Wir krochen Mann für Mann durch das Loch herunter, durch das sie hinabgestürzt war. Da standen wir nun, bis zu den Waden im Wasser, blickten bettauf- und abwärts wie in einen Kanalisationsdrain hinein und atmeten die schauerlich kalte Moderluft. Dann hieß es durch die ganze Breite der Schlucht in die $1^1/_2$ Meter dicke Decke mit Schlinggewächs verfilzten Schilfs eine gangartige Bresche für die Kuh durchschlagen. Hunderte und aber Hunderte von isabellfarbigen Fledermäusen scheuchte der Lärm des krachenden Rohrs auf, die aus ihren dunklen Verstecken durch alle Löcher emporflogen und verwirrt im verhaßten Sonnenschein umherflatterten. Am Ende des Ganges kam die schwerste Arbeit, das Tier eine 15 Meter hohe, fast senkrechte Wand hinaufzubringen. 20 Mann Eingeborene und Träger, die vorne ihre Last abgelegt hatten und gleich mir umgekehrt waren, betätigten sich dabei. Das Kalb immer als Lockmittel voran. Dann packte man die vier Beine, den Schweif und die Hörner der Kuh und aufwärts ging es mit dem üblichen, jede große gesellige Kraftleistung auf bestimmte Momente konzentrierenden Gesang: wana-ume hé, wana-ume hé — nguvu ssauassaua hééé! Immer abwechselnd wurde ein Fuß an eine sichere Stelle gesetzt, ehe der nächste gehoben wurde, während die Vorderen beim letzten

Takt der Strophe mit Feuereifer zogen und die Hinteren schoben: Männer he, Männer he, die Kraft vereint, heee! Das Tier unterstützte uns so gut es konnte, aber trotzdem war es ein ewiges Rutschen, Gleiten, Stolpern, Fallen, und immer lagen einige der Leute ventre à terre. Dann dieselbe Arbeit mit dem anderen Großvieh, während Ziegen und Schafe behend wie Gemsen aufwärts kletterten. Ohe iam satis: Genug des grausamen Spiels. Es war greulich, einfach greulich. Aber schließlich nahm auch dies einmal wie jedes böse und leider auch jedes gute Ding dieser Welt ein Ende. Die künstlich geschaffene Wildnis war durchschritten und wir kamen wieder auf gute Wege, auf denen wir durch den Kontrast angeregt über die Grashänge geradezu vorwärtsflogen. Die Leute zu Tode erschöpft, das Vieh am Ende seiner Kraft und ich: „kaputti kabissa" d. h. total kaputt, insbesondere von der geistigen Anstrengung des Routierens unter solchen Verhältnissen — so kamen wir in unserem heutigen Lager an, einem dicht am Wasser gelegenen verlassenen Fischerdorf, das sehr schmutzig war und nach Neapel oder noch präziser nach Mergellina roch. Selbst das Badewasser hatte einen sehr üblen Fischduft. Von Eingeborenen stellten nur einige wenige sich ein, die einen kümmerlichen Eindruck machten.

25. Januar. Heute fünfstündiger Marsch, die ersten Stunden auf nichts weniger als angenehmen, aber mit den gestrigen doch nicht vergleichbaren Wegen. Wir hielten uns immer in der Nähe des Sees, in den hier Bach neben Bach einmündet, auf einer Strecke von 4 Kilometern deren 14, darunter einige respektable. Hätten die Neger Augen zum Sehen, so würden diese Wassermengen sie frappieren und zum Nachdenken anregen. Es tritt nämlich der Urwald hier immer dichter an den See heran, in der Nähe des heutigen Lagers bis auf einen Kilometer. Vielleicht würden sie dann in der Verwüstung ihrer Wälder etwas einhalten. Gerade in Afrika hat man oft Gelegenheit, zu erkennen, wie dankbar der Wald ist, wenn man ihn schont, aber auch wie zur Rache geneigt, wenn man ihn kränkt. Unter den Bächen hatten viele ihr Bett verlassen und folgten auf großer Distanz den ausgetretenen Fußpfaden, wodurch unser Marsch stark verzögert wurde. Nach $2^1/_2$ Stunden erstiegen wir aber eine Höhe und kamen damit auf gute Wege. Oben hatten wir einen herrlichen Ausblick, der mich lange in seinen Bann schlug.

Bisher hatte ich die mächtige Kwidjwi-Insel, die fast $^2/_3$ der Kiwu-Mitte einnimmt, immer nur in Regen und Nebel eingehüllt in grauer Ferne liegen sehen. Jetzt hatten wir sie zum Greifen nahe

im Osten uns gegenüber. Jede Schlucht, jeder Fels, jeder Baum, jede Hütte wurden in der klaren Luft zu plastischen Gebilden. Man erkennt deutlich, wie das Südende durch eine tiefe Bucht in zwei Teile getrennt wird, von denen der östliche weit nach Süden sich erstreckt, und durch Überschneidung, von hier aus gesehen, mit dem Festland von Ruanda eine Masse bildet. Etwa 1000 Meter stürzt er sich in mehreren steilen Sprüngen zum See hinab, während der westliche uns bedeutend nähere aus gleicher Höhe in sanft geneigter Kammlinie vorsichtig absteigt. In den Tälern und Mulden, auf den Terrassen und Hängen des Südendes verraten die eng an einander gereihten Bananenhaine eine zahlreiche Bevölkerung; mehr nördlich treten die besiedelten Gegenden spärlicher auf. Groß ist der Reichtum an Wald. Nicht nur sind der ganze Kamm und die Hänge unter ihm mit dichtestem Urwald erfüllt, nicht nur steigt dieser die meisten Schluchten und stellenweise bis zum See hinab, sondern Wald, wenn auch von anderem Charakter und lichter bedeckt fast alle Berge und die Ufer und fehlt selbst nicht ganz in der nächsten Umgebung der reich bewohnten Gebiete. Fast direkt östlich uns gegenüber endet der hohe Teil der Insel. In jähem Sturze fällt sie dort nach Norden ab und zieht, bis drei- oder vierhundert Meter über dem Seeniveau aufragend, als ein von zahlreichen Buchten zerschnittenes und durch tiefe Täler und Schluchten zerrissenes, gut besiedeltes Hügelland nach Norden. Aber nicht Kwidjwi allein sehen wir, sondern wir blicken bis weit nach Ruanda hinüber und in alle Buchten der letzten Märsche und auf all die hellgrünen, mannigfach geformten Eiländer, die in einer Flut schwimmen, deren leuchtende, den tiefblauen Himmel wiederspiegelnde Farbenglut von keinem der Seen Italiens übertroffen wird. Eine starke Brise fährt von Norden über den See und wirft hier und da weiß schäumende Wellenkämme auf, die wie eitel Silber in der Sonne leuchten. In einer flachen Bucht der Issofu-Insel, die dicht unter uns liegt, sieht man eine kleine Herde Fischottern spielen, die erst in sanftem Bogen wie die Delphine vorstoßen und dann senkrecht in ihre Jagdgründe hinabtauchen. Ein Boot fährt von der Insel zum Festland hinüber; gleichmäßig arbeiten die vier Ruderer im Takt, ihre Ruder blitzen wie Spiegel zu uns herauf, aber man hörte ihre Arbeit nicht, weil sie von der Brandung, die unter uns gegen eine kleine Landzunge schlägt, übertönt wird. Und über allem wölbt sich zum Betasten nahe und doch wieder von unermeßlicher Tiefe, von keiner „schleichenden Ziehwolke" befleckt, die azurne Glocke Zarathustras: „O Himmel

über mir, du reiner, du Lichtabgrund". Zu unserer Linken streckt sich eine Halbinsel zwei Meilen weit nach Nordosten; zu der Bucht, die sich hinter ihr verbirgt, marschieren wir auf guten Wegen quer über den Rücken der Berge und lagern $1^1/_2$ Stunde später an ihrem Südende. Es ist die Bucht von Tschiwumba, die vierte von den großen Buchten des Kiwu, die wir bis jetzt kennen lernten.

Zur Rechten die waldige, durch sechs oder sieben kleinere Nebenbuchten gezackte Halbinsel, zur linken das steile Ufer, hinter dem sich in mehreren Ketten die jähen Randberge, mit Urwald bestanden, erheben, das ferne Ende versperrt durch isoliert aufsteigende Berge mit kegel- und hutförmigen Gipfeln, die von beiden Seiten scheinbar zusammenstoßen, — so liegt sie wie ein in sich geschlossener, schweigsamer, einsamer See unter uns. Eine größere und zwei kleinere Inseln mit üppiger Vegetation unterbrechen die schmale lange Wasserfläche, der die dunklen Uferwände eine tiefgrüne Färbung verleihen. Wie wir hier weiter vorwärts kommen werden, vermag ich bis jetzt nicht zu erkennen, denn ich sehe weder einen Weg, der über die schroff aufsteigende Küste führt, noch eine Ansiedlung der Eingeborenen. Tot und verlassen, voll herber Größe und wehmütiger Anmut liegt das stille Wasser in der Tiefe zu unseren Füßen. Kein Mensch, kein Tier belebt es, nur der gellend herausfordernde Schrei eines Seeadlers, der mit heftig werfenden Bewegungen über der kleinsten der Inseln kreist, bricht sich an den felsigen Hängen und aus der baum- und farrenerfüllten Schlucht zu unserer Linken, durch die brausend ein Sturzbach zu Tal reitet, dringen die hellen langgezogenen, zuletzt in kleiner Tonfolge sinkenden Rufe grauer Papageien gleich wilden Jauchzern zu unserer Höhe.

Insel Kwidjwi, November 1901.

Brief XXXII.

Wir waren im vorletzten Brief dem Südwestufer und -Golf gefolgt, hatten im vorigen Brief den Marsch durch das Sultanat Bunjabungu längs der Westküste nach Nordnordost fortgesetzt, die Buchten von Kwischungwe und Kwiko passiert, unter großen Schwierigkeiten das Grenzgebiet von Jtambi überwunden und waren zuletzt in der vierten der großen Buchten, der langen, schmalen in ihrer Abgeschlossenheit einem stillen See gleichenden Bucht von Tschiwumba angekommen. Hier fahre ich heute mit meiner Schilderung fort.

26. Januar. Wir machten heute nur einen kleinen Marsch von 3 Stunden. Es zeigte sich wieder wie so oft, daß die Wolken nicht ganz so schwarz sind, wie sie aus der Ferne scheinen; denn es fanden sich sowohl ein Weg, wie auch an ihm menschliche Wohnstätten, die uns nur entgangen waren, weil sie spärlich zerstreut und in den toten Winkeln der Berge liegen. Ein schmaler, mit kleinen knirschenden Steinen besäter Pfad folgt der Bucht, deren von den Uferwänden tiefgrün gefärbtes Wasser in mir Erinnerungen an den Königssee wachruft und schlängelt sich bald über die Abhänge, jeder Einsenkung der Berge sich anschmiegend, bald durch bebaute Niederung, die die Nasen trennt. Auch heute ein großer Reichtum an Bächen, die weite Strecken unter Wasser setzen. Die Vegetation überall üppig, der Lagerplatz dementsprechend voller Reize.

Weniger reizvoll und sehr bedauerlich für mich ist, daß allmählich alle Gegenstände des täglichen Gebrauches in die Brüche gehen. Mein Zelt ist nicht mehr wasserdicht, so daß bei anormal starkem Regen, wie gestern abend, das Wasser durch zahlreiche Poren in mein Bett sprüht. Zwar schütze ich mich durch einen ausgespannten Schirm und Gummidecken so gut es geht, aber trotzdem findet sich immer noch irgendwo eine Lücke, durch die, wenn nicht der Regen selbst, so zum mindesten Feuchtigkeit in die Wäsche dringt, bis ich zuletzt den ungleichen Kampf aufgebe, mir einbilde,

Deutschlands Zukunft zu sein, weil ich auf dem Wasser liege, mich in Ergebung und ein feuchtes Laken hülle und nicht sehr abgeneigt bin, einen Pakt mit dem Teufel zu schließen, wenn er mir irgend eins aus der Reihe der je von mir benutzten Betten, deren Erinnerungsbilder mich mit dem Feldgeschrei „Schlafe patent" höhnisch umtanzen, für diese eine Nacht zur Verfügung stellen wollte. „Aber der Teufel," klagt schon Zarathustra, „ist nie zur Stelle, wenn man ihn braucht, dieser vermaledeite Zwerg und Klumpfuß." Ach, dieses Bett, wie viele Seufzer hat es mich schon gekostet. Das Segeltuch, das als Unterlage dient, hat allmählich seine Spannung verloren und sich trotz meines Schneidergewichts, dem Körperdruck nachgebend, zum Kahn ausgebuchtet; infolge dessen rutschen, wenn ich auf der Steuerbordseite liege, mir alle Decken nach, und drehe ich mich nach Backbord hinüber, so wandern sie nach derselben Seite; wahre Gefechte liefere ich jeden Abend vor dem Einschlafen meinen Laken und Kissen und wache trotzdem oft genug so zerlegen auf, als hätte ich die Nacht auf einem Reibeisen zugebracht. Aber auch sonst habe ich noch Schmerzen. Von meinem Haupthaar, das sich immer mehr aus dem einstigen Urwald in die Formation des lichten hie und da gerodeten Steppenwaldes umwandelt, schweige ich, weil es kein Gegenstand des täglichen Gebrauchs ist — eher noch könnte ich das meines Boys so bezeichnen —, aber es bleiben noch berechtigte Klagen genug übrig. Das Moskitonetz kann nur noch unter unerhörten Kunstgriffen befestigt werden, die Tische werden altersschwach und wackeln in allen Gelenken, die Lampe ist gleich hinter Usumbura verrückt geworden und gestattet dem Docht nur noch zur Hälfte der Schraube zu folgen; mein Geschirr schmilzt unter der pfleglichen Behandlung meines Kochs wie Schnee in der Maiensonne, von meinem Schuhwerk rede ich nicht, weil ich seinen erbarmungswürdigen Zustand schon früher erwähnte, und meine Wäsche geht, besonders in letzter Zeit, infolge der schlechten, morastigen Wege täglich mehr in Fetzen, so daß ich von anständiger Kleidung nur noch mein europäisches Winterzeug und eine Badehose habe. Wenn ich auch diese verlöre — das Unglück wäre nicht auszudenken. Der heilige Augustin hat wirklich recht: Sunt quadam inter parietes martyria — es gibt Märtyrertum auch zwischen den vier Wänden. Daß unter solchen Umständen mir das Reisen nicht ganz das gleiche Vergnügen wie einst bereitet, ist einigermaßen verständlich.

27. Januar. Heute wieder ein böser, böser Marsch. Wir ge-

raten immer mehr in die Berge hinein, die so jäh zum See abfallen, daß kein Weg mehr sich ihnen anschmiegen kann und wir gezwungen sind, viel weiter westlich über das Gebirge dem nach Nordosten laufenden Ufer zu folgen. Die Gegend, die wir heute passierten, ist eigentlich kein Pori, überall sieht man von Zeit zu Zeit Bananenschamben an den steilen Hängen förmlich kleben. Wie ist es nur möglich, hier seine Äcker anzulegen, ohne daß der Regen die Erde fortspült, und wie hält man sich hier, daß der Schwung der Hacke einen nicht in die Tiefe reißt? Dazu ist der Boden in seinen unteren Schichten so steinig, daß die Leute ihren Hütten keine horizontale Basis geben können. Ein sonderbares Bild! Wenn ich heute auf einem Kamm, um Atem zu holen, stehen blieb und zurückblickte, hatte ich den Eindruck, als müßte jeden Augenblick die Landschaft mitsamt ihren Bananenhainen, Feldern und Dörfern in die Schluchten hinabstürzen und noch einen anderen Eindruck, dem drolligerweise mein kleiner Boy Mabruk Ausdruck verlieh, als ich mit dem Finger auf eine solche Ansiedlung wies: „kilima hiki kimelewa“ sagte er — dieser Berg ist betrunken — und in Wahrheit wüßte ich kein treffenderes Wort für die Verschrobenheit solchen Anblicks. Erst seit wenigen Jahren wird diese Gegend bebaut und noch jetzt sieht man ganz frisch angelegte Siedelungen. Ich bekam Respekt vor diesen Leuten. Welche Mühe, welcher Fleiß, welche Arbeit, welche Unverdrossenheit. Wir glauben immer, daß der Neger den ganzen Tag auf dem Rücken liege und in die Sonne blinzle; mag sein, daß ihm dies das liebste wäre -- mein Gott, andere Leute täten es auch gerne, aber wo die Notwendigkeit ihn zwingt, kann er auch wahrhaft tüchtiges leisten, immer vorausgesetzt, daß wir unsere Ansprüche nicht überschrauben.

Der Umfang der Rodungsarbeit läßt sich leicht ermessen, da überall noch Stümpfe stehen — in den unteren Hängen die jenes fast das ganze Jahr prächtig purpurblühenden Baumes, dessen kleine rote, an der Haftstelle schwarze Früchte man in norddeutschen kleinbürgerlichen Haushaltungen als Verzierung von Muschelschachteln und ähnlichen Nippes findet. (Erythrin. toment.) Zuerst werden Bohnen gepflanzt, später erst Sorghum. Wo nur zwischen den Felstrümmern und Baumstümpfen ein kleiner Humusfleck ist, wird er gereinigt, gelockert und bebaut. Die kleinen Steine werden zu Haufen zusammengeworfen, die hochgetürmt umherliegen, daß man ganze Städte damit pflastern könnte, wenn die Haufen auch nicht so groß sind wie in Südwestafrika die Bierflaschenhügel, mit denen

man die Strandwege in Swakopmund pflastert. So schön die Felder sind, die Eingeborenen selbst sehen merkwürdig ungepflegt und ärmlich aus; das wenige, was ich an ethnographischen Dingen erstehen konnte oder was sonst an ihnen bemerkenswertes ist, soll später im Zusammenhang erwähnt werden.

Hundemüde, die letzten Träger einige Stunden hinterher eintreffend, so kamen wir in unser heutiges Lager. Aber immer durch Dickicht, immer durch tiefgrundigen Morast oder in Bachbetten, immer steil auf und immer wieder sofort steil ab — das sind die besten Knochen, die das lange aushalten. Dabei ist die Verpflegung in den letzten Tagen miserabel. Die Leute wohnen zu zerstreut, die Wege sind zu schlecht, zu regenschlüpfrig, überdies eine nasse Kälte, die ich trotz dicken Winterzeugs kaum erträglich finde — wer wollte es ihnen da verübeln, daß sie unser Hunger und die Aussicht auf Marktgewinn gleichgültig läßt. Meine Träger verübeln es ihnen allerdings sehr, besonders daß sie keinen Tropfen Pombe für sie übrig haben, von der sie gerade heute einen Überfluß vertragen könnten. Denn:

„Wundervoll ist Bacchus-Gabe
Balsam fürs zerriss'ne Herz.

Ich würde ihn den armen erschöpften Teufeln auch gerne gönnen, schon um ihre Stimmung nicht auf den Gefrierpunkt sinken zu lassen, wenn mir selbst auch in diesen schlimmen Zeitläuften Balsam für zerrissene Kleider und Schuhe lieber wäre. Es ist gut, daß sie unseren Kalender nicht kennen, denn wüßten sie, daß heute Kaisers Geburtstag ist, den sie gewöhnt sind, auf der Station in sehr feucht-fröhlicher Weise zu feiern, sie schnitten sich gegenseitig die überflüssig gewordenen Kehlen ab. Auch ich habe in meinem Leben noch keinen so trübseligen 27. Januar mitgemacht. O me miserum! Allerhand Fragen bohren sich mit unanständiger Beharrlichkeit in mein Hirn und dazwischen höre ich die Bockstimme eines ordinären boshaften Dämonen die Antwort meckern, die ganz trivial von einem jemand erzählt, dem es zu wohl gewesen ist und der deshalb aufs Eis tanzen ging. Aber was liegt daran! Wie vieles ist noch möglich! Nicht ewig werden die Regenwolken, die Trauerweiber so dicht über unseren Berg ziehen, nicht ewig wird diese mißfarbige Decke uns den Himmel und unsere göttliche Mutter verbergen, nicht ewig der Nebel so dicht wie jetzt sich ballen, daß zwei Stunden vor Sonnenuntergang schon fahle Dämmerung uns umdunkelt und Kwidjwi, vorgestern zum Tasten nahe, heute grau,

reliefslos mit unsicheren Konturen in meilenweiter Ferne wie die verdrossene einsame Schattenburg eines alten grämlichen wolkensammelnden Zeus Hyetios in der Luft schwebt. Aber was liegt daran! Wie vieles ist noch möglich!"

28. Januar. Das sollte sich heute gleich zeigen, aber anders als ich es hoffte und wünschte. Ich glaube, ich habe den alten Regengott da drüben gestern gekränkt und er wollte mir beweisen, daß seine Kraft doch noch nicht so wurmstichig ist, wie ich spottete. Nun werde ich die erste Gelegenheit benutzen, um ihn durch Libationen zu versöhnen, damit er mich nicht mit seiner Rache verfolge, wie einst sein Kollege von der anderen Fakultät meinen Kollegen Odysseus. Aber ich will keine Rätsel stammeln, sondern erzählen.

Heute wollte ich mir und den ermüdeten Leuten einen ganz, ganz kleinen Marsch zum Geschenk machen, es kam aber anders. Unser Führer, der uns mit Sprüchen von sanftgeneigten Bergen, weiten Bananenschamben und in ihnen dichter Bevölkerung das Herz weich gemacht hatte, hatte gelogen und wir gerieten immer tiefer in unbebaute Gegend, bald durch Schluchten, in denen reißende Bäche durch den Regen der letzten Zeit zu tosenden Flüssen angeschwollen waren, und bald über steile Grashänge, auf denen nur eine krüpplige Erikazäe ein kümmerliches Dasein führte, und immer auf glatten, wenig begangenen Wegen. Aber all dies wäre zu ertragen gewesen, bis uns nach einigen Stunden ein Unwetter überraschte, so furchtbar und vor allem so eigenartig in seinen Begleiterscheinungen, wie ich es vorher noch niemals erlebt habe.

Erst verwandelte sich sehr merkwürdig der See. Es sah aus, als erstarrte das Wasser und würde zu dunkelgrünem strauch- und baumlosem Wiesenland, über das ein heftiger Schneesturm weht; ein Netz von schmalen Kanälen, die sich ganz regellos schnitten und hier und da zu kleinen Teichen sich erweiterten, gliederte diese in halber Dämmerung ruhende Ebene. Inzwischen jagten schwere schwarze Wolken in rasender Eile auf uns zu. Zuerst waren sie über Kwidjwi aufgetaucht, dicht über seinem Kamm, daß es schien, als entstiegen sie seinen Spalten und Schluchten wie der Rauch eines ungeheuren Opferbeckens. Dann hatten sie die Sonne verdunkelt und nun kamen sie uns in wahnsinniger Hast näher und näher. Noch nie sah ich Gewölk von solcher Plastik. Bald schien es senkrecht wie eine fliegende Mauer zu stehen, bald horizontal sich auszubreiten und so glaubte man einmal an seinem unteren, ein andermal an seinem hinteren Ende

die zerfransten Fetzen sich ablösen zu sehen, die in heftig wirbelnder Bewegung aus dem Rande hervorschossen und wieder eingesogen wurden, und an anderer Stelle hervorschossen und wieder eingesogen wurden. Ein paar Augenblicke noch und die vordersten Wolken jagen dicht über uns hinweg. Auf unserer Höhe ist es windstille, aber 80 Meter über unseren Häuptern beugen sich Gräser und Erikazaeen tief zur Erde. Und dann ergreift es auch uns. Wie mit unsichtbaren Riesenhänden packt es uns und drückt uns an die Wände. Und allmählich senken sich die schweren Ballen tiefer, die Luft verdunkelt sich immer mehr, wird grau, wird grau mit schwärzlicher Mischung, als sei sie mit Aschenteilchen gemengt. So muß es sich auf die fliehenden Pompejaner gelegt haben. Körperlos, wie Schatten, schweben die Leute, die kaum zehn Schritt vor mir sind, in den Nebeln. Bisweilen müssen wir durch Schilfdickicht kriechen, und dann scheint es, als bräche die Nacht herein. Langsam tappte ich mich, den tanzenden Schemen vor mir folgend, die steilen Geröllpfade auf- und abwärts; immer stärker heult der Orkan, immer dichter hüllen uns die Wolken ein. Die Schreie der Träger, die sich gegenseitig zurufen, zerreißt der Sturm und wie wilde flatternde Vögel glaube ich sie bald über mir auf den Hängen, bald unter mir in der Tiefe der Schluchten zu hören. Es war ein Entsetzen! Nicht ohne Bewußtsein wähle ich dies Wort. Manchmal entstand eine Lücke in dem dichten Schleier, dann sah ich, rückwärts blickend, die armen Kerle an die Felsen gedrückt, in ihren weißen, zerrenden Gewändern, steif, unbeweglich, wie festgenagelte Leichen. Ganz jäh wird es heller und gleichzeitig setzt der Regen ein. Erst in großen, kalten Tropfen, die uns wie Hagel ins Gesicht schlagen, dann läßt der Sturm nach und bald gießt es in Strömen aus der jetzt gleichmäßig grauen Wölbung über uns. In wenigen Minuten sind wir bis auf die Haut durchnäßt. Aber jetzt hat man wenigstens sein Augenlicht wieder und, so hurtig es geht, eile ich vorwärts. Die Wege durchweicht der Regen rasch und macht sie so glatt, daß es ein ewiges Rutschen, Gleiten, Fallen wird. Gleichviel! Nur avanti, avanti, um einen Lagerplatz zu finden, denn hier auf dem jäh geneigten Abhang ist es unmöglich. Hinab, hinauf, hinab, hinauf. Triumph! Wir kommen auf eine Paßhöhe, sogar ein paar Bananenschamben und Hütten stehen in der Nähe.

Die Zeltträger, die kräftigsten meiner Leute, sind rasch bei der Hand, aber die übrigen noch weit hinten. Der Regen hat nach-

gelassen, jetzt sprüht es nur noch in feinen Strichen zur dampfenden Erde. Zwei Stunden saß ich melancholisch auf dem Boden des geschlossenen Zeltes, schauernd bis ins Mark. Ich glaube, das Wasser lief mir die Knochen und Eingeweide entlang. Dann waren genügend Lasten da, um mich umkleiden zu können, natürlich Winterzeug, vom Hemd bis zum Rock. Meine übrige Wäsche, die vor drei Tagen gewaschen wurde, ist überdies noch gar nicht trocken, da wir seitdem nur heute ein paar Sonnenblicke gehabt haben. Augenblicklich — 3/46 — treffen noch immer Träger ein, natürlich halb erfroren und ausgehungert. Während sie sich zu den übrigen ans Feuer setzten, wird zum so und sovielten Male das heutige Ereignis wiederholt. Eins frappierte mich, während ich diese Zeilen niederschrieb. Hat es eigentlich gewittert? Ich forschte die Leute aus, die sich fragend anschauen; auch sie erinnern sich weder an Blitz noch Donner. Auch wie kurz oder wie lange das schreckhafte Schauspiel gedauert hat, ahne ich nicht einmal, vielleicht wenige Minuten, vielleicht auch das zehnfache, ich weiß es nicht, aber es dünkte mich eine Ewigkeit. (Ich bin seit jenem Tage noch jahrelang am Kiwu gewesen, ich habe aber nie wieder ein solches Unwetter erlebt; wohl haben furchtbarere über seinen Küsten und Inseln gewütet, aber nie wieder eins, das so seltsam in seinen Begleiterscheinungen war und keins, dem sich ein solcher Orkan gesellte; ich glaube, wir befanden uns im Zentrum des Sturms.)

Kurz vor Sonnenuntergang, den wir aber nicht sahen, hellt die Luft sich noch mehr auf. Wir blicken auf den See, zu dem von unserem Lager eine lange gewundene Schlucht hinabsteigt und nach Kwidjwi hinüber, dessen Nordende direkt östlich uns gegenüber liegt. Dicht ihm vorgelagert ist ein reicher Archipel von kleinen und großen, flachen und bergigen, kahlen und bewaldeten Inseln. Mein Führer Schirangalle zeigt auf die größte von ihnen, Kitanga, und sagt, daß dort in tiefem, durch den ganzen Berg gehenden Brunnen ein regenmachender Geist in Gestalt einer Schlange hause. „Vielleicht Jupiter pluvius?" frage ich ihn und wie immer, wenn ich scherzend unverständliche Worte zu ihm rede, klatscht er in die Hände und sagt: So ist es, mein Fürst!

29. Januar. Ich hätte nach den Strapazen der letzten fünf Tage mir und der Karawane einen Ruhetag gönnen können, aber der Platz ist zu ungünstig und die Träger drängen selber weiter, weil der Führer ihnen wieder seinen Sang von nahen reichen Gegenden ins Ohr geflötet hat. Heute sollte er aber Recht behalten. Zwar

ließ es sich im Anfang schlecht genug an: viel Klettern und vor allem der fette Boden durch das gestrige Unwetter zur Schlitterbahn verwandelt, auf der ich nur mit Steigeisen vorwärts komme. Auch wird mir die Aufnahme durch die Mabugu-Schilfmassen sehr erschwert, die unseren Pfad mit undurchsichtigen Mauern einzwängen, aber später werden die Wege gut und wir schreiten munter aus, den Blick auf unser Ziel gerichtet, eine Kuppe, die mit zahlreichen Hüttenkomplexen und Feldern bedeckt ist. Die Landschaft ist eintönig, von Bäumen nur niedrige Akazien. Die schönen, schattigen Ficusarten stehen meist nur in der Nähe von Siedelungen, werden aber entweder eifrig von den Anwohnern — omnes eodem cogimur (scil. „loco“) — benutzt oder von wüstem Unkraut umrahmt, so daß sie so oder so als Lagerplatz unbrauchbar sind. Das bißchen Schatten, dessen die Leute in diesem naßkalten Klima bedürfen, gewähren ihnen die Bananenschamben. Auch ich liebe diese sehr, besonders wenn Sonnenschein all die tausende zartgrüner Blätter golden durchleuchtet und auf die Gräser und den Boden zitternde Scheiben wirft. Ich glaube, ich werde manchmal Heimweh nach ihnen haben.

Auch heute lagere ich unter Bananen in anmutiger Umgebung. Es ist Nacht, eine herrliche Nacht voll Schönheit und Größe. Mondschein und Lagerfeuer gewähren immer ein prächtiges Bild. Die schönen großen Blätter, die von unten her von den flackernden Flammen erhellt werden und als fast weißschimmernde Flecke aus dem schwarzen Hintergrund herausgeschnitten werden, oder die Silhouetten der schlanken Stämme wie Säulenhallen von Ebenholz von dem fahlen Nachthimmel sich abhebend, oder die glattpolierte Rinde, auf die der silberne Mondschein Spiegel wirft und auf denen die zuckenden Reflexe der Lagerfeuer tanzen, oder die Sterne durch alle Lücken funkelnd und gleich glitzernden Spinnen zwischen den Bäumen aufgehängt: das ist immer voller Reiz und erhebend für den, der nicht den bösen Blick für die Schönheiten dieser Erde hat. — —
— — — — — — — — — — — —

Ich mußte heute die triviale Wahrheit erleben, daß auch in der schönsten Natur die Menschen von Unvollkommenheit, Unglück und Leiden nicht verschont werden. Ich sah hier zwei Leprafälle. Jene furchtbaren Zerstörungen der Gliedmaßen, die vielfach, insbesondere von den Missionaren, für Folgen der Sandflöhe gehalten werden, sind in Wirklichkeit sehr oft Lepra. Auch die beiden Kinder, die ich heute sah, waren entsetzlich zugerichtet, bei lebendigem Leibe

angefressen. Arme Tierchen! So jung und schon so elend! Gerade die beste Zeit des Lebens, auf die wir Alternden später wie auf ein verlorenes Paradies zurückblicken, müßt ihr unter Schmerzen und Tränen verbringen. Und da ist kein himmlischer Trost, der wie ein freundliches Gestirn in eure Nacht hineinleuchtet, denn der Fuß derer, die euch die frohe Botschaft bringen könnten, und nicht zuletzt euch, den Ärmsten der Armen, hat die Schwelle eures Landes noch nicht überschritten. Wie wohl wäre euch, wenn ihr mit euren mageren Körperchen jene Bananen düngtet, die jetzt eure schmerzliche Not beschatten. Und der Nachtwind, der sanft durch die Bäume rauscht, und leise die Blätter gegeneinander schlägt, daß es wie Flüstern und Raunen und schlürfendes Tappen durch den Hain sich bewegt, singt mir, während ich mich zur Ruhe begebe, das alte traurige Lied:

Die Welt ist vollkommen überall,
Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual. — —

— — — — — — — — — — — —

Da gibt es Leser, die eine Karte von Afrika zur Hand nehmen; sie sehen blaue und grüne und gelbe Flecken, bedeckt mit allerhand ihren Ohren fremd und unrein klingenden Namen, sie sehen die Routen der Reisenden, dünn wie die Fäden eines feinsten Spinnennetzes, nach allen Richtungen kreuz und quer durcheinanderlaufen; sie sehen wie dort ein Fluß sich windet, hier eine Bergkette sich krümmt und alles zusammen erscheint ihnen so einfach, so mühelos und fast selbstverständlich. Aber nur die wenigsten ahnen, aus wieviel kleinen und kleinsten Gliedern das Werk erwachsen ist, nur der Kartograph, der das Blatt konstruiert und redigiert hat, weiß, aus wieviel Einzelleistungen und immer neuen Nachprüfungen und Verbesserungen es langsam entstanden ist; und nur der Reisende erkennt ganz die Größe des Kapitals an Mühen und Schweiß, an Überwindungen und Entsagungen, an Geldern und Kräften, das aufgewendet werden mußte, damit dies kleine, bunte Bild entstehen konnte.

Dort dehnt sich ein großes Gebirgsland; von allen Seiten schlängeln sich die Pfade seiner Erforscher heran. Die meisten, die es sehen, interessiert vielleicht kaum der Name von Land und Forschern; den Geographen die Technik der Arbeit, den Geologen Lage und Gestalt, aber dem Reisenden erscheint es wie eine große Burg, verteidigt von Natur und Menschenhand, mit einer langen Geschichte voll von Kämpfen und Belagerungen, Siegen und Nieder-

lagen, und jeder jener dünnen, schwarzen Fäden bedeutet ihm einen Angreifer. Hier naht sich der erste, aber verzagt kehrt er schon am Fuße um; dort kommt nach Jahren ein zweiter, er steigt schon auf die Höhen, er erobert die ersten Schanzen und von ihnen aus dringt er weiter und weiter vor. Aber plötzlich endet sein Weg und führt nicht vor-, nicht rückwärts, und die Bücher erzählen uns vielleicht, daß dort, wo der dünne schwarze Faden endet, das Grab eines Forschers liegt; sein Werk aber lebt, denn, was einmal erobert ist, das bleibt in den Händen der Erben. Wieder vergehen Jahre, ein dritter und vierter greifen die Burg gleichzeitig von verschiedenen Richtungen an und legen überall Breschen, und manchmal kreuzen sich die Fäden, aber dem Wissenden erscheint es, als kreuzten sich Klingen, denn die Angreifer sind eifersüchtig auf ihre Erfolge und jeder will möglichst viel Siege an sein Schwert heften. Endlich — vielleicht wieder nach langen Jahren — kommt ein neuer Faden und kriecht bis auf den letzten Gipfel hinauf und bis in die letzte Schlucht hinab; hier, ruft er uns zu, pflanzte ein Sieger seine Fahne auf und die Bücher erzählen uns vielleicht, daß damals jener kleine Fluß, der wie ein mikroskopisches Schlänglein über die Karte sich windet, vom Blut der letzten Verteidiger rot gefärbt wurde.

Dies alles mag Phantasie sein, aber eine Phantasie, die in sehr realem Grunde ihre Wurzeln hat; yet there is method in it. Ich habe ihr Flugraum gegönnt, weil mir die Gelegenheit günstig schien, an die Schilderung meiner letzten Marschtage anknüpfend, dem Leser im Gleichnis ein Bild von den Opfern zu geben, die die wissenschaftliche Eroberung Afrikas gekostet hat und noch täglich kostet. Ich habe gerade diesen Zeitpunkt gewählt, um nicht den Vorwurf auf mich zu laden, daß ich durch Hervorhebung der eigenen überwundenen Schwierigkeiten mich auf Kosten anderer erhöhen wollte. Das liegt mir fern; aber ich habe auch keinen Grund, mich zu verkleinern; denn für dies Geschäft finden sich immer genügend andere Leute. Ich habe mich in diesen beiden letzten Briefen absichtlich nur auf eine besondere Art von Überwindungen, nämlich auf Marschschwierigkeiten beschränkt, weil mir daran lag, einmal zu zeigen, wie ungerecht meist die Schätzung der verschiedenen auf den Reisenden feindlich einwirkenden Faktoren ist, und zwar einfach deshalb, weil die einen dem Erzähler einen dankbareren und leichter zu bewältigenden Stoff liefern als die anderen. Nachdem ich diesem Gelüste nachgegeben habe, kann ich mich in der folgenden Schilderung wieder eine Zeitlang kürzer fassen — bis

— bis — bis mich ein neuer Gegenstand zur Geschwätzigkeit reizt und ich nach neuen Ausflüchten zu ihrer Motivierung suchen muß.

— — — — — — — — — — — — — —

Über die Märsche der nächsten Zeit ist nicht viel zu berichten. Leicht waren sie nie, denn es blieb ja stets dasselbe zerrissene steile Gebirgsland, dessen tiefeingeschnittene Täler und Schluchten immer im rechten Winkel auf unsern Weg liefen, so daß wir sie stets kreuzten und fast nie ihnen folgen konnten. Als ich einen Monat später das Ostufer entlang zog, glaubte ich, zu promenieren, und doch schrieb mir der Führer einer Expedition, die ein Jahr nach mir denselben östlichen Weg machte, als er den Nordrand des Sees erreichte: „Es war wunderschön, aber sehr, sehr anstrengend". Ich begriff das damals gar nicht, weil mir der Kontrast zur Westküste noch allzu lebhaft gegenwärtig war.*)

3. Februar. Von den Märschen der letzten fünf Tage extrahiere ich meinen Notizen folgendes: Die vierte der großen Buchten (Tschiwumba) hatten wir bereits in jenem Lager, wo wir das trübselige Kaiserfest erlebten, überwunden. Dann bleibt die Küste lange offen und wird nur von kleineren Buchten ausgezackt. Am 30. Januar stiegen wir allmählich zum Kiwu hinab und blieben an schönem Badestrand unter großen Uferbäumen liegen. Am nächsten Tage lagerten wir nur eine halbe Stunde weiter, ganz wider meine Absicht. Aber als wir den Rücken eines niedrigen Uferhügels erstiegen hatten, überraschte uns plötzlich eine Landschaft, die uns mit ihrer farbigen Anmut festhielt wie das bunte Band, das die thüringischen Kinder am Johannistag den Erwachsenen in den Weg spannen; und wie jene kleinen Schelme sang sie mir schalkhaft in das horchende Herz: „Das ist der Tag, wo man die Herren hemmen mag!", so daß ich diesen Tag zu opfern beschloß. Ich schreibe „opfern" und sollte „empfangen" sagen, denn wie könnte ich Opfer nennen, was mich so im tiefsten Innern beglückte.

Das Ufer, das in zierlicher Buchtung mehrere Zungen in den See streckt, war mit üppiger Vegetation bedeckt. Herrliche Bäume, darunter eine mir neue Feige mit armlangen Blättern, an der die langgestielten Früchte in großen Dolden hingen, und ein anderer, dessen Blätter an der Spitze langer kahler Zweige in dichten Büscheln

*) Alle Bruchlinien, die süd-nördlich laufen, die größten wie die kleinsten, haben hier die Eigentümlichkeit, daß der nach Osten schauende Bruch ungleich steiler ist, als der nach Westen schauende. Dem entspricht auch die stärkere Steigung des West- im Gegensatz zum Ostufer.

wie die Prismen eines Kronleuchters leise zitternd sich bewegten, ein Gewirr von Lianen und Schlingpflanzen, violetten und gelben Winden, wilden Gurken und wilden Bohnen, auch in Massen jene kalmusduftenden rotfrüchtigen Stauden, die ich am Russisi erwähnte, dazwischen saftgrüne Wiesenflecke — all dies zusammen bot allein schon ein Bild voller Anmut und Anziehung.

Aber dazu kamen noch zwei Inseln, die ich die glückseligen taufte: eine kleinere mit dunklen Bäumen bestanden, halb versteckt hinter der größeren, die zwei bis drei Kilometer lang, nur 50 Meter dem Ufer vorgelagert ist und von der Basis bis zu der Kegelspitze unter Bananen begraben liegt. Kein Fleckchen, wo nicht dieses sympathische Gewächs seine Krone wiegte. Nur auf dem Gipfel standen einige Hütten, beschattet von drei großen Milumba. Die Ufer waren in fast symmetrischer Anordnung von weit ausladenden Ficus eingerahmt, deren Äste weit über das Wasser hinausragten, teilweise bis unter den Spiegel tauchten und riesige Lauben bildeten, durch die nur wenige Sonnenstrahlen drangen, deren Scheiben mit kaum merklichem Regenbogenrand auf den nassen algenbewachsenen Steinen wie leuchtende Quallen lagen.

Nachmittags ließ ich mich um dies schöne Eiland herumfahren. Von Zeit zu Zeit waren die Bananen dicht am Wasser halbkreisförmig ausgeschnitten, um für die Hütten Platz zu machen, vor denen die Männer rauchend sitzen oder Netze zum Trocknen aufhängen, die Weiber Getreide in den Holzmörsern stampfen oder zwischen Steinen zu Mehl verreiben, die Kinder im Sande spielen, die Hunde mit mißtrauischem Knurren sich aufrichten und die Hühner gackernd in den Hain hineinflüchten. Während wir so langsam und schläfrig dahinglitten und unser Boot kleine Wellen warf, die leise plätschernd gegen die Kalkfelsen schlugen oder die herabhängenden Zweige schaukelten, war mir oft, als träumte ich von Bildern, die ich einst als Knabe im „Robinson" oder „Stanley" gesehen hatte, von jenen jämmerlichen Holzschnitten, die doch so fest in den Seelen der Kinder haften, und als müßte ich jeden Augenblick aufwachen und das Klingeln der Pferdebahn und das Rollen der Droschken von der Kochstraße zu mir heraufschallen hören. Aber als ich wieder im Zelt saß und kaltes „Zickenfleisch" mit Bohnen von verbeulten Emailtellern aß, da versanken die Träume sehr rasch, und ich wußte wieder, wieviel Länder und Meere zwischen Berlin und mir liegen.

Am 1. Februar folgte unser Marsch dem üppigen Ufer, am

nächsten Tage schnitten wir eine Halbinsel ab und kletterten tüchtig in den Bergen. Dann stiegen wir wieder zum See hinab und lagerten in schmutzigem Dorf an kleiner Bucht. Unterwegs traf ich viel Schmiede, die ein vorzügliches reines Eisenerz, das weiter nördlich in den Bergen gewonnen wird, bearbeiten. Immer vier bis fünf kleine Steine werden in ein handlanges Schilfnetz gepackt und so von den eingeborenen Händlern verkauft. Hügel von Hunderten solcher Päckchen lagern stellenweise am Wege.

Heute endlich, am 3. Februar, erreichten wir nach langem Marsch und vielem Steigen durch reiche Gegenden den Kogwefluß und auf den jenseitigen Höhen im Dorfe Kiguli Anschluß an die Route des Grafen Götzen. Von hier aus war er über die Berge zu unserer Linken in das Kongobecken hinabgestiegen. Kiguli ist ein, 1800 Meter hoch, auf einem langen Kamm und den Abhängen gelegenes Dorf von mindestens 4—500 Hütten und entsprechend viel Menschen, darunter auffallend viel Weiber und sogar manche hübsche (solange sie noch nicht über den Schneider hinaus sind, der notabene hier nur bis 21 Points reicht). Ich vermute, daß in der Nähe der Sitz des Sultans Kalimimwumba ist, es ist mir aber nicht möglich, eine Zusammenkunft mit ihm zu erreichen. Er verbirgt sich, wie die meisten Sultane dieser Länder; manchmal ist es bei ihnen nur Furcht vor dem Unbekannten, manchmal auch der Aberglaube sterben zu müssen, wenn sie das Gesicht eines Weißen sehen; drängen oder drohen hätte keinen Zweck und könnte höchstens eine Komödie provozieren, also bescheide ich mich. Auch bin ich nicht neugierig, denn der Sultan solcher Völker kann schließlich nicht viel anders sein, als die Vornehmeren seiner Untertanen, und auch bei ihm wird, wenn man ihn kratzt, der „Barbar" herausschauen.

Vom Lager aus sehe ich in die fünfte und letzte der großen Buchten, in die von Mbusi hinein und erblickte das Ende und das Nordufer des Sees und darüber aufragend die mir von früher her vertrauten Riesengestalten der vier westlichen Vulkane. In der Nähe unseres heutigen Lagers soll Itambi endigen und morgen von uns die Grenze von Ujungu, des nördlichsten der drei Westsultanate, überschritten werden. Da wäre es eigentlich an der Zeit, einen kurzen ethnographischen Rückblick auf die Wanjaitambi zu werfen, aber ich verschiebe es auf den nächsten Brief, weil die Uniformität der Völker des West-Kiwu im Interesse einer Vermeidung von Wiederholungen es nötig macht, sie im Zusammenhang zu besprechen. Ich hätte mir eigentlich auch die Erörterungen über die Wanjabungu

bis zum Schluß sparen sollen, wollte aber doch den Leser nicht ganz über die Art der Eingeborenen in den gemeinsam zu durchziehenden Gebieten im Dunkeln lassen. Ich will daher heute den geringen Raum, der mir noch für diesen Brief zur Verfügung steht, zu irgend einem amoenum diverticulum benutzen. Im heutigen Lager war es übrigens, wo die früher geschilderte Auktion stattfand. Aber noch eine andere Bemerkung finde ich unter den Notizen dieses Tages, an die sich leicht einige Worte anknüpfen lassen. — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Ich begreife nicht, schreibe ich nämlich, wo meine Leute all ihren Gesprächsstoff hernehmen. Letzte Nacht erwachte ich gegen 2 Uhr und blieb noch fast eine Stunde schlaflos, und die ganze Zeit hörte ich dumpfes Gemurmel aus dem Zelt des Trägers Mschomari, der mit seiner Dame sprach. Ähnlich vor einigen Tagen. Damals konnte ich erst nach Mitternacht einschlafen, weil mich aus einer Hütte nebenan Kinderwimmern störte, und da ich mir einbildete, es käme von einem der leprösen Würmchen, wurde ich von trübseligen Bildern und Gedanken heimgesucht; währenddessen saßen draußen eine Anzahl Träger am Feuer und schwätzten, schwätzten, schwätzten. Man sollte meinen, sie könnten sich den ganzen Tag über aussprechen und müßten überdies froh sein, nach so anstrengenden Märschen ihre Glieder strecken zu können, aber nein: so bald sie im Lager sind, und namentlich, so bald sie sich das gehörige Quantum Pombewein zugeführt haben, läuft jeder unangenehme Eindruck und jeder körperliche Insult von ihnen ab wie Wasser vom Entenflügel. Merkwürdig glückliche Naturen!"

Seitdem sind einige Jahre vergangen, ich habe noch öfter die gleiche Beobachtung gemacht und ich habe oft versucht, ihre Gespräche zu belauschen, um mir ins klare über ihren fabelhaften Stoffreichtum zu kommen. Man behauptet oft, daß die europäische Jeunesse dorée nur über Weiber und Pferde sich unterhalte. Nun, das letztere kann man dem Neger nicht zumuten, dazu ist er nicht geistesarm genug. Aber das erste ist allerdings auch bei ihm ein sehr beliebtes Thema und wird in allen Variationen behandelt. Am seltensten in frivoler Weise. Der Neger ist in Gegenwart des Europäers sehr dezent, mehr als dezent, peinlich schamhaft. Nicht ganz so, wenn er mit seinesgleichen verkehrt, aber immerhin doch viel mehr als die meisten jungen Leute in Europa, die unter sich sind. Zu Mikoschwitzen hat er es noch nicht gebracht, bezw. er kennt wohl einige wenige in Form von Erzählungen, aber sie spielen in seinem

Geistesleben eine geringe Rolle. Darauf gehe ich nicht weiter ein, denn ich würde nach meiner Gewohnheit vom Hundertsten ins Tausendste kommen, zum mindesten näher auf ihre Dezenz, auf das Verbot des Negerimports nach Deutschland, seine Ursachen, und die Wirkung Europas auf den Charakter des Schwarzen, auf ihre Aufnahme europäischer Dinge im allgemeinen mich einlassen, von omnibus et quibusdam aliis reden, wovon ich mich bei passender oder unpassender Gelegenheit, nur nicht heute, verlocken lassen will.

Also das Weib spielt in seinen Gesprächen eine große Rolle aber zumeist als Gegenstand ganz gewöhnlichen harmlosen Klatsches. Er liebt auch sehr die Gesellschaft und Unterhaltung edler Frauen, aber nicht, weil er bei ihnen anfragen will, was sich ziemt, sondern weil das — trotz Schopenhauer — als schöner anerkannte Geschlecht an solchen Klatschgeschichten reicher zu sein pflegt als das minder schöne. Selbstverständlich nur in Afrika. (Ich werde mich wohl hüten, in das Wespen- (taillen) Nest unserer heimischen Kränzchen zu stechen und mir so gewichtige Leser zu Feinden zu machen.)

Sehr häufig ferner kehren Reise- und namentlich Kriegserlebnisse in seinen Unterredungen wieder. — — — — — — — —

Man muß immer bedenken, daß man diese Karawanenneger keinesfalls etwa mit unseren Bauern vergleichen darf, weil beiden viele Großtaten europäischer Technik und bedeutungsvolle Gebiete aus Geschichte und Kultur unbekannt sind, am allerwenigsten sie, weil sie meist Analphabeten sind, tiefer als solche rustikalen Intelligenzen einschätzen, „von denen Skopeck der schlauste ist". Eher ließen sie sich mit Seeleuten auf einer Stufe unterbringen. Ihre rennomistischen Aufschneidereien, höflicher: die Lust am Fabulieren, die Verschwendungssucht, sobald sie eine große Summe in Händen haben, die Unlust, sich längere Zeit an einem Orte seßhaft zu machen, ihr Aberglauben, das Sichbeladen mit allerhand unnützen Kinkerlitzchen, wenn sie vom Innern kommend in einer Küstenstadt Anker werfen, ihre Trunksucht, ihr geringer Widerstand gegen Verlockungen zum Geldausgeben, namentlich seitens gewitzter Huldinnen, ihre leichtsinnige Bereitwilligkeit zum Überspringen der Gebote ehelicher Treue, die Häufigkeit der Morbi, die eines geheimen Rats bedürfen, und anderes mehr sind ja alles Eigenschaften der Karawanenneger — und nur von diesen spreche ich hier —, wie man sie ähnlich auch bei vielen Seeleuten findet. Die Ursachen dieser Gemeinsamkeit brauche ich dem nachdenklichen Leser nicht auseinanderzusetzen. — — — — — — — — — — —

Also kriegerische und überhaupt persönliche Reiseerinnerungen sind ein sehr beliebter Stoff, dem um so leichter Rechnung getragen werden kann, als sich unter Karawanenleuten ja immer viele befinden, die fast die ganze Kolonie und womöglich große Strecken von Uganda und dem Kongostaat kennen. Sind sie selbst gerade auf Reisen, so werden natürlich auch die täglichen Erlebnisse eifrig durchgesiebt. Daneben werden auch gern Sitten, Gebräuche und Werkzeuge fremder Negervölker besprochen und verglichen. Ein unerschöpfliches Thema ist ferner der Europäer, aber mehr die Herren, denen sie früher dienten, als der gegenwärtige, denn darin läge doch ein gewisses Risiko, da die Zeltwände noch feinere Ohren als Hauswände haben und der eigne Herr immer als „Schwert des Damokles" über ihren Häuptern schwebt. — Diesmal wende ich dies sonst von mir verpönte Gleichnis an, weil es mir gelungen ist, ihm eine neue, durch Gebrauchsmusterschutz geschützte Fassung zu geben. Bei seinem Sinn für das Komische liebt der Neger namentlich, Eigenheiten der Stimme und des sprachlichen Ausdrucks zu bespotten und zu imitieren, wobei er des Beifalls seiner Korona sicher sein darf.

Diesen Erinnerungen assoziieren sich zwanglos Jagderlebnisse und Zoologie überhaupt. So kommt es oft, daß Leute die Merkmale von Tieren kennen, ihre Rufe nachahmen usw., die sie selbst nie gesehen haben. Meinem kleinen Boy z. B. sind Schimpanse und Colobus ganz unbekannt, aber er weiß genau, daß jenem der Schwanz, diesem der Daumen fehlt, und würde sie demnach beim ersten Zusammentreffen leicht identifizieren. Auch Krankheiten werden häufig besprochen und damit zusammenhängend ihre Therapie und heute diese, morgen jene Pflanze aus der ihnen bekannten Flora erwähnt. Nicht leicht kann ich meinen Leuten in einem Lager eine neue Pflanze zeigen; sofern sie einigermaßen auffällt, ist sie schon vor mir von ihnen bemerkt worden.

Endlich kürzen ihnen Märchen, Gedichte usw. die Zeit, wobei ich Musik und Tanz ganz außer acht lasse, weil es mir hier nur auf ihren Gesprächs-, nicht auf den Unterhaltungsstoff ihrer Geselligkeit im allgemeinen ankommt. Ich rekapituliere die Stichwörter des wegen Raummangels hier leider nur zu flüchtig Erwähnten: Weiber, Kriege, Reise, Ethnographika, Europäer, Jagd und Zoologie, Pathologie und Therapie, Botanik, Märchen usw. Aber trotzdem ich über diese Dinge nur gerade hinweghuschen konnte, genügt es wohl, um dem Leser zu zeigen, daß der Gesichtskreis der Neger und danach



An stiller Bucht.

der Kreis ihrer Unterhaltung groß genug ist, um ihre oft bis in die Nacht sich erstreckende Mitteilsamkeit verständlich zu machen; und doch kommt noch eine Eigentümlichkeit hinzu, die man kennen muß, nämlich ihre Freude an Wiederholungen.

So wie wir uns im Theater ein Stück mehrfach ansehen, je nach Geschmack oder Zerstreuungstendenz die einen „Iphigenie" oder „Tasso", die anderen „Das weiße Rößl" oder „Charleys Tante", so liebt der Neger ein Erlebnis selbst harmloser Art zwei-, dreimal und öfter zu hören. Ich erinnere mich einer Geschichte, die einer der Askaris, die auf dem Marsch dicht vor oder hinter mir zu gehen pflegen, seinen beiden Kameraden erzählte. Er war am Tage vorher in ein Dorf gegangen, hatte von einem Weibe Erbsen für ein paar Perlenketten erstanden, der Ehemann war dazu gekommen, fand den Handel ungünstig und schmähte deshalb das Weib. Bei jedem der getreulich zitierten Schimpfworte eine Lachsalve der Zuhörer. Dann fuhr er fort: „Als der Barbar gar nicht aufhörte, stellte sich das Weib so hin, seht" — alle bleiben stehen; denn der Erzähler imitiert die Armstellung des Weibes und hält inzwischen das geschulterte Gewehr mit dem Kinn fest, damit es ihm nicht entfalle — und sagte: „Wenn du nicht abläßt, mich zu schimpfen, weißt du, was ich dann tun werde?" Was wollte sie tun? Vielleicht in den Fluß gehen? Vielleicht Gift nehmen? Da ich es selbst nicht weiß, kann ich es auch dem Leser nicht verraten, denn der Erzähler wußte es auch nicht, weil das Weib so grausam war, es zu verschweigen; der Erfolg war aber trotz der verschluckten Pointe großartig, wie das fröhliche Gelächter der Zuhörer bewies. Die Leute waren wohl nicht in der gleichen Tischgenossenschaft, saßen jedenfalls im Lager nicht zusammen, und infolgedessen hatte ich drei Morgen hintereinander das Vergnügen, auf dem Marsch dieselbe Geschichte mit den gleichen Worten und immer an gleicher Stelle den gleichen Armbewegungen, dem gleichen Fassen des Gewehrs mit dem Kinn, die gleiche nie gelöste Frage, „was sie tun werde, wenn" und das gleiche Gewieher aus denselben Kehlen zu hören. Seitdem ich dies drei Tage hintereinander schaudernd erlebte, wundere ich mich nicht mehr wie damals am Kiwu, wenn das Gespräch von Eheleuten, das den ganzen Tag nicht geruht hatte, nach Mitternacht in ihrem Zelt noch einmal zu neuem Leben aufflackert.

Insel Kwidjwi, November 1901.

Brief XXXIII.

„Uns ist in alten maeren wunders viel geseit
Von helden lobebaeren, von groszer arebeit.„

Ich pflegte sonst nicht meinen Briefen ein Motto an die Spitze zu setzen, schon deshalb nicht, weil oft nur ein lockeres Band ihren heterogenen Inhalt verknüpft, heute aber kann ich mir diese Freiheit gestatten, weil ein herrschender Geist über meinen Tintengewässern schweben wird, der Geist des Sohnes Peleus und der Thetis mit samt seinen Myrmidonen. Denn ich werde von einem gar erschröcklichen blutigen Kriege zwischen den Wanjaitambi und ihren nördlichen Nachbarn zu berichten haben, dessen interessierter Zuschauer ich war, und den ich mit einem Opernglas von meinem Zelt aus wie aus einer Loge betrachtete. — Wir hatten im letzten Briefe Kiguli erreicht und damit Anschluß an die Route des Grafen Goetzen. Um einen sicheren Verbindungspunkt für unsere Aufnahmen zu haben, wollte ich meine Arbeit erst an der Furt des Muwimbi-Flusses, den ich nicht allzu weit ab unter mir sah, abbrechen und mich die nächsten drei Tage auf kurze Wegnotizen beschränken. Indes mein Schicksal, „mine Fru Isebill", wollte schon wieder einmal nicht, as ick ock will.

In Kiguli wünschte Schirangalle sich von mir zu verabschieden, mein Führer, der mich schon durch halb Bunjabungu und ganz Itambi geleitet hatte, der witzigste und verlogenste Neger vom Kiwu, ein „Schlaucherl" aber auch ein „Schufterle", wie die schönen Münchener Ausdrücke lauten. Ich konnte ihm die Heimkehr nicht versagen, verlangte jedoch einen Ersatzmann, der mich über die Grenze bringen sollte, aber siehe da, von all den Tausenden, die das große Kiguli bewohnten, fand sich trotz Geld, guter und böser Worte nicht ein einziger dazu bereit. So mußte Schirangalle mich noch einen Tag länger führen, was ihm zu meiner Verwunderung offenbar sehr unangenehm war. Die Ursachen alldessen erkannte ich erst später.

So brachen wir also am 4. Februar frühmorgens auf. Sobald wir den Muwimbi-Fluß erreichten, wollte ich auf Goetzens Weg marschieren, der nach der Karte dicht am See entlang führt. Aber ich scheiterte mit diesem Wunsch an dem Widerstand des Führers. Erst behauptete er, unser Weg sei der richtige und verleumdete damit Goetzen, dessen Karte in diesem Fall miserabel gewesen wäre: dann wieder log er, jener alte Pfad sei längst „gestorben" — kurz, wir folgten nicht dem Seeufer, auch konnte ich meine Aufnahme nicht abbrechen, sondern wir kletterten über gebirgiges Terrain mit großen Steigungen durch ein unwirtliches Pori. Es war genau so, wie an der andern Grenze von Itambi: Das Gebiet war verwüstet, die Bananenhaine verlassen, die Wege verwachsen, nur daß hier die künstliche Wildnis frischeren Datums war als im Süden.

Das war eine böse Enttäuschung. Ich hatte mich auf einen angenehmen Spaziergang gefaßt gemacht, mich gefreut, wieder einmal laufen zu können, ohne stundenlang meine Schritte zu zählen, und statt dessen wollte ich oft fast verzweifeln, weil das Dickicht keine seitliche Orientierung gestattete und wir unaufhörlich im Zickzack auf und ab und pfadlos durch dichte Schilfmassen in kleinsten Windungen uns schlängelten, streckenweise bei heftigem Regen, der mein Routenbuch rasch durchnäßte und seine Blätter verklebte. Schirangalle jammerte — aber ein Schalk sah ihm dabei aus den Augen und zupfte an seinen Mundwinkeln — daß dies schöne Land Kalimimwumbas durch Mwunje, den Sultan von Ujungu, so verwüstet worden sei. Das war der Wolf, der das Schaf anklagt, denn Itambi ist dreimal so groß und zweimal so bevölkert als Ujungu. Zuletzt wurde der Weg besser; wir stiegen das hohe Gebirge zum Tal von Kurischewerí hinunter, folgten dem Rande eines Sumpfes und bezogen dicht vor einer großen zum Kiwu ziehenden Bananenschambe unser Lager, in dem vor fünf Jahren auch Graf Goetzen gelegen hatte.

Auf den Bergen der anderen Talseite befand sich ein Dorf, aus dem mich die langgezogenen gellenden Rufe der Weiber begrüßten. Dann trat eine kleine Schar von Männern zwischen den Hütten hervor und tanzte in aufgelöster Ordnung den Abhang hinab und auf uns zu. Die Arme nach beiden Seiten ausgestreckt, die Hände — Flächen nach außen — rechtwinklig nach oben zeigend, so hüpften sie mit wilden Verrenkungen der Hüften und Schultern bis zu mir heran, wo ihr Klatschen und überstürzendes Lobpreisen mich umtoste. Ihr Verhalten sprach Bände für die Expeditionsleitung

Goetzens, denn es verriet ein — ziemlich seltenes — Vertrauen zu den Absichten des Fremden. Wie wenig Ursache sie gerade mir gegenüber dazu hatten, sollte ich mit Staunen und Entrüstung sofort erfahren, als sich ihre hochgradige Aufregung etwas gelegt hatte. Die Wanjakalunga — Kalunga liegt, durch einige Kuppen getrennt, auf demselben Berg wie Kiguli und übertrifft es womöglich noch an Größe — waren denselben Morgen bei ihnen eingefallen und hatten, indem sie sich meiner Autorisation rühmten, dreizehn Weiber geraubt, die friedlich auf den Feldern arbeiteten. Für diesen Beutezug hatten sie den nahen Uferweg Goetzens benutzt, und deshalb mußte ich unter so großen Mühen weitab durch die Berge klettern, und darum hatte in Kiguli niemand außer dem Frechier Schirangalle den Mut gehabt, mir Führer zu sein. O, ihr Halunken!

Damals war ich allerdings noch zu gutgläubig oder zu unerfahren, um diese Zusammenhänge auf den ersten Blick zu erkennen; ich beschränkte mich daher darauf, als ich Schirangalle ablohnte, ihm einige ernste Worte an Kalimimwumba, der notabene mir niemals das übliche Gastgeschenk geschickt hatte, mit auf den Weg zu geben und ihm zu drohen, daß, falls er die Ujunguleute nicht in Frieden lasse, ich ihm eines Tages einen zweiten, aber weniger freundlichen Besuch von der anderen Seeseite aus, an der ich mich anzusiedeln dächte, abstatten würde. Damit wollte ich ihn entlassen, aber jetzt geriet er plötzlich in Verlegenheit. Er fürchtete nämlich, daß die Wahunde (so heißen die Bewohner von Ujungu) ihm unterwegs als Rache für den heutigen Überfall auflauern, ihn töten und verzehren würden, weil sie „buljoko" d. h. Menschenfresser seien. Letzteres hielt ich fälschlich für eine auf mich berechnete Lüge, um meine Antipathien gegen sie zu provozieren. Ich ließ das Bürschel etwas zappeln, indem ich ihm ungefähr den Spruch des Horaz verdolmetschte, den mir Hauptmann Leue einst mit feinem Humor als Reisesegen mitgegeben hatte: „Wer unbescholten und von Verbrechen frei sich fühlt, braucht Bogen und Pfeile der Mohren nicht zu fürchten", was allerdings auf ihn und seine Landsleute, die Wanjakalunga, leider nicht anzuwenden wäre. Auch tröstete ich ihn damit, daß es immer noch besser sei, jung verzehrt zu werden, als alt und gebrechlich langsam abzusterben. Das war aber gar nicht nach seinem Geschmack. Darum versprach er, die Weiber zurückzuschaffen, wenn ich ihm freies Geleit garantierte, und es fanden sich auch zwei Leute von Kurischeweri, die ihn begleiten und ihre Damen in Empfang nehmen wollten, wiederum, wenn ich ihnen durch Ver-

mittlung Schirangalles die Rückkehr zusicherte. Beides tat ich und so zogen sie ab. Vorher wollte Schirangalle, der jetzt wieder Hänschen obenauf war, noch von dem Dorfchef eine Ziege für sein ehrliches Maklertum herausschlagen, was ich aber verhinderte. Dagegen versprach ich selbst ihm einen Bakschisch zu geben, falls er sich mit den geraubten Frauen wieder hier einfinden würde. In einem Moment aufwallenden Großmuts fügte ich hinzu, daß ich nicht eher wieder hier fortgehen würde, bis sie zur Stelle seien. Ich ahnte nicht, daß dieses Gelübde der Ausgangspunkt vieler Verdrießlichkeiten für mich werden würde. Schirangalle versprach alles, weil es ihn nichts kostete und verschwand.

Daß die Wahunde an diesem Unglückstage übrigens nicht ganz ohne Trost bleiben sollten, zeigt folgende Stelle meines Tagebuchs: „Wir hatten heute in dem verwüsteten Grenzgebiet ein uraltes Weib aufgegriffen, das einen großen Korb mit einem Baby, vielleicht einem Enkel, an einem breiten um die Stirn laufenden Bande auf dem Rücken trug. Es ist dies eine spezifisch westafrikanische Tragweise. Die Alte war herrenlos, trieb sich angeblich schon seit Monaten in den verlassenen Schamben umher, und da sie einverstanden war, überließ ich sie den geschädigten Leuten von Kurischeweri. Jubelndes Freudengeschrei und Wiederbeginn der Gliederverrenkungen. Ich erkannte so recht, wie hierzulande das Weib zunächst als Arbeitstier und erst lange danach um ihrer Reize willen geschätzt wird. Denn deren hatte diese Hecuba, soviel man sah — und man sah ziemlich viel — wirklich keine erkennbaren. Während die Dorfjugend lärmend um sie herumtanzte, stand sie da mit ihren zahnlosen Kiefern schamhaft lächelnd und verlegen an ihren welken „Lungenflügeln" zupfend. Ein paar Blätter vorn und hinten, da wo Leib und Rücken beginnen inexpressibles zu werden, das war ihr ganzer Staat, der sich jener sagenhaften Südseeinsulaner-Kleidung, der Briefmarke auf dem omphalos, bedenklich näherte. — — —

5. Februar. Ich sitze im Lager und warte. Viele Hunderte von Eingeborenen haben sich von weit her heute hier eingefunden. Es ist Festtag. Das Gefühl vollkommener Sicherheit vor ihren Feinden leuchtet von jedem Antlitz. Brausendes Lärmen erfüllt das Lager und von Zeit zu Zeit wird musiziert und getanzt. Der Tanz ist wenig wert; der Gesichtsausdruck der Tänzer womöglich noch ekstatischer wie bei anderen Negern, erinnert an die Verzückung von Medien oder Hysterischen. Mit halbgeschlossenen Augen, geblähten Nüstern, gepreßten Lippen, breitgezerrten Mundwinkeln, und alle Muskeln

gestrafft, so bewegen sie sich einzeln oder zu zweit inmitten der Korona bald trippelnd, bald springend, bald stehend, und verdrehen Arme, Schultern und Becken in fürchterlich gezwungenen oder unschuldig schamlosen Verrenkungen. Die Art, wie sie sich in ihnen zu überbieten suchen, erinnert mich an das wetteifernde Spiel vieler Kinder im Grimassieren oder Bilden unsinniger Worte. In der Tat wirken diese Tänze da vor mir wie Gliedergrimassen. Aber ihr Ursprung wie der aller Tänze von Sansibar bis Kamerun ist sicherlich weniger harmlos. Man behauptet vom bayrischen Schuhplattler, er sei eine Nachahmung balzender und tretender Auerhähne und auch die Tänze der Neger ahmen in naiv unbewußter Weise ein Balzen und Treten nach. Aber nicht von Auerhähnen. Die Begleitung geschieht mit einer achtsaitigen in ganz Zentralafrika verbreiteten Gitarre mit offenem Resonanzboden, die aber hier vom Rasseln durchlöcherter, mit Steinchen gefüllter Flaschenkürbisse übertönt wird, die von den Musikanten zwischen den Handflächen hin und her geschüttelt werden.

Stundenlang tanzen sie schon, immer neue lösen die ermüdeten ab, denen infolge der Anstrengung und Sonnenglut in Strömen der Schweiß über Gesicht und Brustwände hinabläuft. Ich habe mich in den Schatten des Bananenhains zurückgezogen und sehe in den Lücken nur Bruchstücke des großen Kreises schwarzer gedrängter Leiber, der in leise wiegender Bewegung die Tänzer umgibt. Die Wahunde hören endlich auf und die Wanjaruanda, von denen etwa 15 Jungen als Trägerboys in der Karawane sind, springen für sie ein. Ihr Tanz ist ähnlich aber gemessener. Die Korona begleitet die Vortänzer durch taktmäßiges Händeklatschen und dumpfe anspornende Rufe: Hü, Hü, Hü in infinitum. Schade, daß ich nur sechs Warundi habe, sonst ließe ich mir einen ihrer schönen Tänze vorführen, die ich früher einmal beschrieben;*) jenes rhythmische Stampfen bald in Jamben, bald in Anapästen, bald in Spondeen, bald leise bald laut, bald langsam bald rasch, bei dem nur die Beine agieren und das, von einer großen Masse aufgeführt, seinen großen, eigenartigen Reiz hat. Zum Schluß wollen auch die Küstenleute, die Wafidji-Träger, ihre Künste zeigen und wirbeln in wildem Manègetanze umher, heftig galoppierend, wie der Blitz kniend und wieder stehend oder sich niederwerfend und wieder aufrecht im Kreise tollend.

---

*) Siehe Brief XXII.

Der Lärm will heute im Lager gar nicht enden und mordet das, was ich höflich meine „Gedanken" nenne, und ich wollte gerade zu schreiben aufhören, als die beiden gestern nach Kalunga mitgesandten Boten zurückkehren, leider unverrichteter Sache. Die Wanjakalunga hatten sich geweigert, die Weiber herauszugeben, ja sogar sie selbst töten wollen, was Schirangalle verhindert hätte. Letzterer hat aber sein Wort gebrochen und ist nicht zu mir umgekehrt. Die Boten berichten von frechen Reden der Kalungaleute; ich sollte nur mit meinen paar Männchen kommen, sie würden keine fünf Mann im Dorf lassen, um uns zu verjagen. Es sei nicht viel zu fürchten an den Weißen und dergleichen mehr. Das ist der Eindruck, den Friedfertigkeit in manchen Negerköpfen hervorruft. Es würde mein Handeln aber wenig beeinflussen, weil ich ja nicht konstatieren kann, ob die Worte wirklich so gefallen sind, denn es ist ein bei Negern beliebter Kunstgriff, den Europäer bei der „Ehre zu packen", ein Beweis, daß sie ihn auch unter sich anwenden, denn eigens für den Weißen, den sie alle viel zu wenig kennen, können sie ihn nicht erfunden haben. Ich halte mich indes nur an die Tatsachen: den Überfall, die Wegnahme der Weiber und das Ausbleiben Schirangalles. Was nun? Gehen und die Weiber holen? Nachdem ich meine Nase einmal in diese Affäre gesteckt habe, muß ich sie auch ganz aufriechen. Als ich das den Wahunde mitteile, erschüttert ein Jubelgeheul das Tal und bricht sich an den steilen Wänden im Westen. Und sofort beginnt Musik und Tanz aufs neue und tost bis zum späten Abend im Lager.

Ich habe mich indessen mit den Ältesten der verschiedenen Dörfer unter die Bananen zurückgezogen, um ihre Vorschläge zu hören. Im Halbkreis kauern sie um mich herum, einer nach dem andern gibt seine Weisheit zum besten, immer wieder muß ich sie daran erinnern, daß es sich nicht um einen Krieg, sondern um die Befreiung ihrer Frauen handelt und schließlich einigen sie sich darauf, nachts aufzubrechen und bei Morgengrauen die Höfe der Vornehmen zu umzingeln. Hätten wir diese erst in unserer Gewalt, so würden die Weiber bald zurückgebracht werden. Einen Moment dünkt es mich so gut, und ich akzeptiere ihren Vorschlag, aber bald fällt mir ein, daß ich nachts solche Massen nicht übersehen noch beherrschen kann und die Möglichkeit, Bilder zu erleben, wie sie bei diesen nächtlichen Überrumpelungen nur zu häufig vorkommen: Auflodernde Hütten, Niedermetzelung der Flüchtenden, verbrennende Kinder und Tiere, genügt mir, um den Plan zu widerrufen und als neue Ordre

auszugeben, bei Tagesanbruch abzumarschieren. Ich hoffe immer noch, daß unser Erscheinen allein genügen wird, um die Wanjakalunga zur Herausgabe der Weiber zu bewegen.

6. Februar. Als ich mich heute morgen nach 5 Uhr beim ersten Dämmerschein erhob, waren noch keine zehn Wahunde sichtbar. Aber bald erschienen sie in Massen, geführt von ihrem Sultan Mwunje, einem ziemlich dürftigen und häßlichen, aber nicht unsympathischen Jüngling. An seinem Äußern war nichts interessant. Ein schmales weiß-blau karriertes Tuch umhüllte ihn wie ein enges Weiberröckchen vom Hals bis zu den Knien. Am Hinterhaupt des rasierten Kopfes hing ihm ein Büschel von Federn über den Nacken. Während die Wanjabungu je 2—3 Speere führen, die Wanjaitambi sich nur mit langen Stöcken dem Europäer nähern, sah ich die Wahunde alltags immer mit leeren Händen einhergehen. Heute aber waren sie in voller Kriegsausrüstung mit Schild, Speer und Schwert, Bogen und Pfeilen, manche auch mit Keulen und Sichelmesser. Über die Art ihrer sehr interessanten Bewaffnung sei später im Zusammenhang berichtet.

Inzwischen hatten sich an 500 Mann eingefunden und wir konnten aufbrechen. Lasten, Weiber, Kinder und einige Wachen blieben im Lager, die übrigen meiner Leute schlossen sich mir an. An der Spitze ein eingeborener Führer, dann vier Askaris, ich, der Rest von drei Askaris, die Träger und hinter ihnen die Wahunde, so stiegen wir in langem Zuge den Berg hinauf. Die erste Stunde gingen wir auf unserem alten Weg, dann schlugen wir einen anderen verwachsenen Pfad ein, weil ich womöglich Kiguli ganz vermeiden wollte, um nur das schuldige Kalunga zu berühren. Verdrossen trabte ich hinter den Askaris her. Was ging mich eigentlich dieser Raub der Sabinerinnen an? In einem Aufwallen meines Gerechtigkeitsgefühls hatte ich mich verleiten lassen, mich für die restitutio in integrum zu verpflichten und hatte mich dadurch gebunden. Jetzt zurücktreten, hieße mein und damit das Ansehen des Europäers überhaupt bei den Eingeborenen und meinen eigenen Leuten schmälern, denn sie verständen die Motive meiner Unlust nicht. Gerechtigkeit, ein schönes Wort und ein noch schöneres Ding, aber wie läßt sich bei solchen Affären auf die Dauer Gerechtigkeit üben.

In solchen Gedanken trottete ich meist durch Dickicht und verwilderte Bananenhaine hinter meinen Vorderleuten, als ich nach zwei Stunden — der Weg schlängelte sich gerade wieder in mäandrischen Krümmungen durch dichtestes drei Mann hohes Rohr —

ganz plötzlich aufgeschreckt wurde: ein paar zornige Schreie, der Führer an mir vorbeistürzend, ein Speer und gleich ein zweiter, die durch das Schilf rascheln und neben mir sich in die Erde bohren, fast gleichzeitig zwei Schüsse, ein dritter hinterher, ein rauher erstickter Laut, Fußtrappeln, Grasrauschen, Zweigeknacken — dann tiefe Stille. Das geschah aber alles viel rascher, als seine Erzählung sich liest. Ich will sofort zu meinem Gewehr greifen, das mein Boy Mabruk hinter mir herträgt, aber ich greife Luft. Der tapfere Knabe hatte den Führer flüchten sehen und erblassend folgte er seinen Spuren oder zum mindesten ohne Erröten. Das sind so die treuen Diener, von denen geschrieben steht, daß sie lieber sterben, als den Herrn im Stiche lassen. Nachdem er sich wieder eingefunden und ein verächtliches moga (Feigling) empfangen hatte, das ihm aber nicht weiter wehe tat, gehe ich, das Gewehr schußfertig, vorsichtig voran. Die Spitzenaskaris sagten, daß sie mit einer bewaffneten Bande zusammengestoßen seien, von denen sie wegen der Wegwindung nur die ersten fünf hätten sehen können. Die beiden vordersten hätten sofort ihre Speere geworfen und gleichzeitig hätten sie selbst geschossen; ob sie getroffen haben, wußten sie nicht. Nach wenigen Schritten beginnt reichlich dunkles venöses Blut das Gras zu beiden Seiten zu färben und etwa 15 Meter weiter finde ich den Körper eines 30 jährigen Mannes. Er lag auf der rechten Seite, den zweimal durchbohrten Schild noch in der Hand, unter ihm Bogen und Pfeile, und stieß gerade, als ich hinzutrat, den letzten Atem aus. In der Mitte der Brust zu beiden Seiten des Sternums hatte er zwei Löcher. Die Wahunde, die ihn mit Blättern bedeckten, identifizieren ihn als einen der Wanjakalunga, die sich an dem vorgestrigen Raubzuge beteiligt hatten. Das zertretene Gras am Rande des Weges und die vielen Fußspuren sprechen dafür, daß eine große Zahl von Leuten hier passiert war, und die kriegsmäßige Ausrüstung beweist, daß sie offenbar schon wieder einen Beutezug machen wollten, wahrscheinlich in der Meinung, daß ich weitermarschiert sei.

Solche plötzlichen Zusammenstöße im Dickicht enden immer blutig (ich hatte das ähnlich ja schon früher mit den Zwergen*) im Urwald des Mikeno-Vulkans erlebt) und ereignen sich bisweilen selbst unter friedlichen Verhältnissen. Beide Parteien, aufs ärgste erschrocken, greifen sich blindlings an, sie, die vielleicht in freier

*) Siehe Brief XXIV.

Ebene freundlich an einander vorbeigezogen wären. „Wie ein nachdenklich Wandernder, der einen schlafenden Hund tritt, der in der Sonne liegt — wie sie auffahren, sich anfahren, diese zwei zu Tode erschrockenen — also erging es auch uns — und doch, und doch, wie wenig hätte gefehlt, daß sie einander liebkosten — dieser Hund und dieser Wanderer."

Nach dieser Episode ereignete sich während des Marsches nichts mehr. Wir kamen in gerodetes Land und stiegen langsam zu dem hochgelegenen Kalunga hinauf, dessen 500 Hütten einen durch Quertäler unregelmäßig zerschnittenen Bergrücken bedecken, dem im Osten eine höhere Kuppe aufgesetzt ist. Die Einwohner erwarteten uns auf dem Kamm des niederen kwa Nbugu genannten Teils mit großem Geschrei und Hin- und Herlaufen und suchten uns mit kindischen Drohungen abzuschrecken. Als sie aber keine Antwort erhielten, sondern sahen, daß wir Schritt für Schritt vorwärts gingen, zogen sie sich auf die Höhe zurück. Indes kam ich in kwa Nbugu an und begann mit ihnen par distance zu verhandeln. Ich sagte ihnen, daß, wenn sie die 13 Weiber zurückgäben, ich sofort wieder umkehre, worauf sie erklärten, die Weiber nicht zurückgeben zu können, weil sie nie welche geraubt hätten. Als ich daraufhin drohe, die Unterredung abzubrechen, erschienen plötzlich drei Frauen auf dem Plan, von ihren Wahunde-Ehemännern mit großer Freude begrüßt. Mir fiel ein Stein vom Herzen, denn bisher hatte mich immer noch die heimliche Furcht beherrscht, von den Wahunde durch Lügen gemißbraucht worden zu sein. Nach einiger Zeit fand sich kühn und vergnügt, wie immer, Schirangalle ein und versprach, die fehlenden zehn Weiber heranzuschaffen. Die Zeit verstrich. Um 1 Uhr kamen wieder zwei, um 3 Uhr drei andere. Aber immer noch fehlen fünf. Schirangalle klagt — vielleicht aufrichtig — seine Landsleute bitter an, verwünscht seine Mission, erzählt von ihren frechen Reden, „er solle erst Stoffe von mir als Lösegeld bringen" und erklärt sich außer stande, die letzten fünf Weiber herbeizuschaffen, weil sie bereits an Händler aus Ruanda verkauft sein sollten. Dieser unverdächtige Zeuge bestärkt mich darin, nicht locker zu lassen, und ich sage daher, daß ich jetzt umkehren müsse, aber morgen früh meine Leute an den Muwimbifluß schicken würde, wohin sie die restierenden Weiber oder falls sie nicht mehr zu erreichen seien, fünf Rinder als Schadenersatz für die Ehemänner zu bringen hätten. Er verspricht es und wir ziehen ab.

Das Dorf, dessen zahlreiche leere Rinderställe beweisen, daß

die Leute für alle Eventualitäten vorbereitet waren, war inzwischen natürlich von den Wahunde tüchtig geplündert worden. Aber es steckte so voll von Lebensmitteln, namentlich riesigen Körben und Ballen mit Bohnen, daß selbst die 500 Mann nur einen kleinen Teil fortschleppen können. Die Wahunde zeigten sich entsetzlich feige. Als ich den Rückzug antrat, brach plötzlich eine Panik unter ihnen aus, weil jeder der letzte zu sein und von den Wanjakalunga im Rücken angegriffen zu werden fürchtete. So kugelten sie zu Hunderten in wilder Flucht den Abhang hinab, verfolgt vom Hohngeschrei der Dörfler auf der Kuppe; die ihre gellenden Kriegs-, Jagd- und Spottschreie ins Tal hinabriefen und unaufhörlich „Menschenfresser, Menschenfresser" johlten. Der Abhang wurde mit Bohnen, Sorghum, zerbrochenen Töpfen, Körben, Kalebassen u. a. wie besät: ich schämte mich ein wenig dieser Schützlinge. Wenn sie mich nur nicht einmal aus Liebe fressen wollten! Hundemüde erreichten wir bei einbrechender Nacht das Lager!"

7. Februar. Meine Leute kehren eben vom Muwimbi zurück; es waren keine Weiber da, aber auch keine Rinder, dafür hatten die Frechlinge fünf Häufchen Kuhmist sauber aufgeschichtet.

8. Februar. So zieht es mich immer weiter hinein. Mwunje verpflichtete sich, selbst die Frauen zurückzuholen, wenn ich ihn mit meinen Leuten begleiten und für den Notfall als Rückendeckung dienen würde. Ich versprach es ihm, Rückendeckung, Bauchdeckung, was er nur will. Was würde ich nicht versprechen, um der Sache ein Ende zu machen und mein Bündel schnüren zu können. — Das Lager war heute schwarz von Menschen. Alle hatten sich ein welkes Bananenblatt um die Stirn gebunden, damit wir sie später als Freunde unterscheiden könnten, das große .·. H.U.N.Z. .·. für den von ihnen erhofften Fall, daß wir mit den Wanjaitambi handgemein werden sollten.

Um nur einigermaßen einen Überblick zu haben, ließ ich jedes Dorf mit seinem Ältesten gesondert aufstellen und zählte so über 2000 Mann oder — wie ich nach dem neulichen terror panicus sagen möchte, 2000 Menschen, die äußerlich nicht als Weiber kenntlich waren. Man konnte deutlich zwei Typen unterscheiden — schlanke Figuren von der gleichen Gesichtsbildung wie die übrigen Bewohner der Westküste und auffallend kleine untersetzte, mit großen Köpfen, sehr platten Nasen, breiten Jochbogen und starken Kinnbacken, Batwa-ähnliche — nämlich jene: die Wahunde, die Ureinwohner des Landes und diese die Wabembe, die vor langen

Zeiten aus den Waldgebieten des oberen Kongo zugewandert sind und, wie ich eine Woche später mit Grauen erleben sollte, aus ihrem Vaterlande den Kannibalismus mitgebracht haben. Auf demselben Weg wie vorgestern marschierten wir ohne Zwischenfall nach Kalunga. Der Zug dehnt sich über eine enorme Strecke aus, weil immer noch neue Nachzügler kamen, und als die Spitze schon hoch oben in den Bergen war, verließ der Schwanz dieses absonderlichen Heerwurms erst das Lager. Die tausende mit dem weißglänzenden Bananenband umwickelten Köpfe sahen aus der Vogelperspektive merkwürdig genug aus.

In Kalunga empfing mich naiv und fidel wie je Schirangalle mit einigen Freunden und forderte mich auf, mir einen anderen Berg als Lagerplatz auszusuchen — denn ich hatte heute alle Lasten mitgebracht. Ich hatte jedoch die Fladenkunstwerke vom Muwimbi noch nicht vergessen und empfahl ihm, sich sehr rasch zu drücken, ehe ich mein Gewehr entsichert hätte, was für Ernst gehalten wurde und ihn in die Büsche trieb. Ich lagerte auf dem mittleren Teil des Bergrückens, etwa 150 Meter von dem Fuß der höchsten Kuppe entfernt, auf der sich die Wanjakalunga, heute verstärkt durch die Wanjakiguli, in dichten Massen waffenstarrend versammelt hatten. Ich hatte mich mittags, infolge des täglichen Lärms übermüdet, für ein Stündchen schlafen gelegt. Als ich gegen 2 Uhr wieder vor mein Zelt trat, war bereits ein frischer, fröhlicher Krieg entstanden, der sich bis gegen Sonnenuntergang in gleicher Weise hinzog. Im Schatten einer Ficus saß ich in meinem Bombaystuhl, nahm das Opernglas zur Hand und schaute nun dem kaum 200 Meter entfernt sich abspielenden Kampf — wenn man es so nennen will — in aller Gemütsruhe zu. Meine Leute, die den Befehl hatten, sich neutral zu verhalten, blieben im Lager.

Die Hälfte der Wahunde (und der Wabembe, was ich aber nicht jedesmal hinzufüge) hatte sich plündernd über die unteren Partien des Berges ergossen, die indes geräumt waren und heute nur noch wenig Beute boten. Die andere Hälfte, also etwa tausend Mann, standen und saßen am Fuße der 50 Meter hohen Kuppe, auf der wohl auch ziemlich 1000 Verteidiger sich befanden. Der eigentliche Kampf spielte sich auf dem mäßig geneigten Abhang ab, der mir gerade gegenüber lag, also sehr bequem zu überschauen war. Ich hatte früher schon in Ruanda und Bunjabungu Kriegstänze gesehen und war nun höchst erstaunt, wie genau sie die Wirklichkeit kopierten.

Von den Wahunde rückten immer Abteilungen von 50—100 Mann vor, nämlich je ein Dorf mit seinen Chefs, während die anderen mit Beifall und Spott als Chöre auf dieser seltsamen Szene agierten. Die Spitze bildeten 2—3 Vorkämpfer, *βoὴν ἀγαθοί*, die Rufer im Streit. Singend und schreiend führten sie ihre Tänze auf, duckten sich hinter den Schild, stachen rings wütend in die Erde, daß manches Gras daran glauben mußte, legten den Pfeil auf die Sehne und schossen ihn lotrecht in die Höhe, vom Beifall der Genossen belohnt, wenn er recht hoch flog oder von langgezogen gellendem Spott der Gegner verhöhnt, wenn er seitwärts vom Finger glitt, oder warfen sich platt hin, als markierten sie einen erlegten Feind und was derlei Schnurrpfeifereien mehr waren. Desgleichen taten oben auf der Kuppe die Führer der Verteidiger.

Waren sie dessen müde, so begannen sie wie die homerischen Helden endlose Reden, in denen sie den Wanjaitambi eine lange Liste ihrer Lasten und Schandtaten vorhielten, die sie an ihnen, ihren Vätern und Großvätern verbrochen hatten, rühmten die eigenen Tugenden, die Zahl der getöteten Gegner und der erjagten großen Tiere der Wildnis, hoben die Arme hoch und schüttelten die Waffen, durch ihr Klirren die Kraft ihrer Muskeln andeutend, oder warfen sich in die Brust und schlugen mit dröhnender Faust dagegen, priesen den Zauber, der ihre Pfeile und Lanzen unwiderstehlich machen würde, apostrophierten jeden der gegnerischen Vorkämpfer einzeln, die die Antwort nicht schuldig blieben und mit Stentorstimme über den Hang hinab brüllten und immer wieder ihre Angreifer den Hyänen und Geiern verglichen, weil sie sich von Menschenaas nährten, und von hüben und drüben endete jede Rede mit dem Refrain:

Mach deine Rechnung mit dem Himmel, Vogt!
Fort mußt du, deine Uhr ist abgelaufen.

Es scheint aber, daß die Uhren hier zu Lande äußerst präzise gearbeitet werden, denn ich habe nicht bemerkt, daß am Ende des Tages auch nur eine einzige „abgelaufen" wäre; gelaufen sind nur ihre Besitzer, und das nicht zu knapp.

Nach diesem Vorspiel, das sich bei jeder neuen Gruppe von Angreifern und Verteidigern wiederholt, beginnt die Haupt- und Staatsaktion.

Die Wahunde ziehen sich vom Fuße der Kuppe weiter zurück, damit ihre Kämpen einen Anlauf haben, während die Wanjakalunga auf den mittleren Teil des Abhangs vorspringen. Der Pfeil liegt auf dem Bogen, die Rechte spannt die Sehne — einstweilen

erst mit halber Kraft — die Linke hält den schützenden Schild, hinter dessen Handgriff die übrigen Pfeile geschoben sind, und faßt gleichzeitig die Bogenmitte, um den Pfeil zu stützen, — so armiert laufen oder vielmehr springen die Wahunde, tief geduckt hinter den hölzernen, mit Weidengeflecht verstärkten Schilden ruckweise in aufgelösten Reihen über den Sattel gegen ihre Feinde vor; hinter und neben den Bogenschützen die Lanzenwerfer, ebenfalls beschildet und in gleicher Haltung. Die Wanjaitambi warten aber ihre Ankunft nicht ab, sondern laufen, verhöhnt von dem gellenden Hi-i-i-i der nichtkämpfenden Wahunde, die ihren Schrei durch rasches Klatschen auf den Mund trillern lassen, den Hang hinauf bis zu den dichten Reihen ihrer Brüder. Inzwischen haben die Wahunde sprungweise die Mitte der Anhöhe erreicht. Hic haeret pugna, denn es reizt sie offenbar wenig, sich in die geschlossene Phalanx der Wanjaitambi zu stürzen. Einige Verteidiger treten ein paar Schritte mit erhobenen Lanzen vor, und ein paar Sekunden stehen sich in lautloser Stille die Kämpfer untätig, gespannt, mit verhaltenem Atem gegenüber. Hinter ihnen auf der Kuppe sehe ich keine Leiber mehr, sondern nur noch Schild an Schild. Jetzt schwirren die ersten Pfeile in hohem Bogen durch die Luft und kreuzen sich mit denen der anderen Partei; alle fliegen viel zu weit und hoch, weil die Kämpfer, weniger auf ihr Ziel als auf Dokumentierung ihrer Kraft das Augenmerk richten. Unter den Wanjakalunga muß ein Riesenkerl sein, denn sein Pfeil fliegt über 150 Meter weit bis auf den Sattel hinab und spießt sich unfern von mir in ein Hüttendach fest; auch Schirangalle sehe ich hinter seinem Schild wie ein Känguruh hüpfen und dann schießen. Als die erste Pfeilsalve verpufft ist, und die Wahunde, immer den Blick auf den Gegner gerichtet, nach dem zweiten Pfeil greifen, springen die Verteidiger in zögerndem geducktem Hüpfschritt mit erhobenem Speer vor, jeden Moment bereit, ihn zu entsenden. Ich sehe deutlich durch das Glas, wie die Schäfte vibrieren und wieder ruhen, ein Zeichen des beabsichtigten und wieder aufgeschobenen Wurfs. Die Wahunde halten nicht Stand, sondern fliehen, die hinteren Reihen abgewendet, die vorderen rückwärts oder seitwärts springend. Die Nichtkombattanten am Fuße der Kuppe erheben ein großes Geschrei, das die Nachdrängenden verwirren soll. Sobald die Flüchtenden den Sattel und ihre Brüder erreicht haben, wenden sie sich und stürzen den Wanjakalunga entgegen. Die Speere fliegen durch die Luft, wobei die Verteidiger, weil sie höher stehen, im Vorteile sind; sobald sie aber nur noch

einen von ihren drei Speeren zu versenden haben, laufen sie den Abhang hinauf, unterwegs rasch die im Boden steckenden Lanzen der Wahunde auflesend. Eine kurze Strecke verfolgen diese sie noch, dann kehren sie um, die Kämpfer rücken unter ihre Landsleute ein, eine neue Abteilung geht vor, neue Verteidiger empfangen sie auf der Mitte des Hangs, und dasselbe Spiel beginnt, wie vorher durch den Prolog der Vorkämpfer oder, wenn man will, Vortänzer eingeleitet.

Inzwischen durchschreitet die abtretende Gruppe die Scharen ihrer Genossen, schweißbedeckt aber frisch, schreiend, gestikulierend, mit fröhlichem Gelächter. Die Führer werden lebhaft umdrängt, begrüßt und beglückwünscht; leuchtenden Auges, die weißen Zähne zeigend, erzählen sie prahlend von ihren Taten, berichten hundert Einzelheiten, in denen das Wörtchen „beinahe" eine große Rolle spielt, und zeigen die Stellen, wo sie den Gegner getroffen haben — „beinahe" natürlich. Ob sie es selbst glauben? Ich zweifle nicht daran. Auf der Seite der Wahunde gab es zwei Verwundete, einen kleinen Jungen, der sich mit seinem Bambusholzspeer unter das Getümmel gemischt hatte, und bei dem ich mit unbewehrtem Auge beobachten konnte, daß ihn der Gegner geschont hatte; denn er war ihm so nahe auf den Fersen, daß er ihn stechen oder nach ihm werfen konnte. Er wählte das erstere, vielleicht, weil jener noch ein halbes Kind war, vielleicht, um seinen Speer nicht einzubüßen. Der andere war einer der Stentoren, der eine mit voller Wucht geschleuderte Lanze mit dem Schild auffing, die dessen Holzbuckel durchbohrte und dann den linken Oberarm des Zurücktaumelnden streifte. Einer seiner Dorfleute legte ihm Blätter auf den Riß und band sie mit Bananenbast fest, worauf der Verwundete von Gruppe zu Gruppe ging und immer neue Details seiner Heroica zu berichten wußte.

Bis gegen Sonnenuntergang hatten etwa acht Abteilungen sich abgelöst, ohne daß die eine oder andere Partei irgend einen Vorteil erlangt oder irgend ein Kombattant den blutigen Ernst eines Krieges verspürt hätte; dann kamen meine Leute und baten mich, die Wanjaitambi zu vertreiben, weil sie sonst gewiß des Nachts einen Überfall machen würden. Immer dieselben Ängste. Ich schickte zu ihrer Beruhigung vier Askaris vor, rief sie aber schon nach 20 Schritten wieder zurück, weil dies Heraustreten aus meiner bisherigen Indifferenz allein genügte, die Wahunde zu solchem Mut zu entflammen, daß sie mit tosendem Gebrüll in gedrängten Massen den

Abhang hinaufstürzten. Die Wanjaitambi, die die Ursache dieses plötzlich erwachten furor mhundicus nicht erkannten und vielleicht vermuteten, daß sich unter den Angreifern Leute von mir verbergen, gerieten in Verwirrung und jagten in wilder Flucht davon, so daß, als die Wahunde auf der Kuppe ankamen, die Verteidiger schon in unerreichbarer Ferne durch die jenseitigen Schluchten und Mulden kletterten, was mir durchaus nicht unlieb war.

Über die weiteren Ereignisse dieses Froschmäuslerkriegs im nächsten Briefe.

Insel Kwidjwi, Dezember 1901.

Brief XXXIV.

Der Leser wird aus der im vorigen Briefe veröffentlichten, an Ort und Stelle sofort ausführlich niedergeschriebenen und jeder schmückenden Zutat entbehrenden Darstellung mit demselben Staunen, mit dem ich es erlebte, gesehen haben, in wie kommentmäßigen, spielerischen Formen der Krieg zwischen den Eingeborenen stattfand. Ich habe wiederholt gesehen, daß die zuschauenden Chöre bisweilen sehr gut in den Kampf eingreifen, ihren Brüdern helfen und ihren Gegnern Schaden zufügen konnten. Aber sie taten es nicht, gerade als handelten sie wie die Sekundanten eines Duells nach vorgeschriebenen Gesetzen. Mehr oder weniger so verlaufen in den Ländern im Westen der Kolonie alle Kriege der Neger unter einander. Deshalb habe ich, als ich an anderer Stelle nach den Gründen der Seltenheit von Negergreisen forschte, den Krieg als Ursache vollkommen ausgeschlossen. Ich erinnere mich eines charakteristischen Gesprächs mit einem Häuptling in Urundi, der mir erzählte, daß er seit einem Jahre mit seinem Nachbar Krieg führe. Als ich fragte, ob er schon viel Opfer an Menschenleben gekostet hätte, antwortete er: Ach, viele, sehr viele! Und als ich weiter nach der präzisen Zahl forschte, nannte er „elf". Und selbst diese Zahl kam nur durch einen nächtlichen Überfall zustande, bei dem es meist unverhältnismäßig viel Tote gibt; denn wenn ein einzelnes Gehöft umzingelt wird, wenn die Hütten in Brand gesteckt werden, so geht natürlich gleich die ganze schlafende Sippe zugrunde.

9. Februar. Des Nachts wurde ich geweckt, weil gleichzeitig auf der Höhe und auf dem untersten Teil des Kammes die Hütten aufloderten, trotzdem ich es Mwunje ausdrücklich verboten hatte. Ich mußte schnell die in der Nähe des Lagers abreißen. Ich habe diese Menschenmassen nicht in meiner Gewalt und werde mich deshalb bald von ihnen zurückziehen und für meine Person die Sache abbrechen.

Übrigens war es ein prächtiger Anblick, als binnen kurzem das Feuer, genährt von den wein- und siegestrunkenen Wahunde sich

über die dichtstehenden Gehöfte verbreitet hatte und von der Kuppe bis zu der tiefsten Platte und auf den Hängen überall die Flammen zum nächtlichen Himmel schlugen, deren hell erleuchteter Rauch trotz der Windstille sich erst in alle Schluchten senkte und in den Tiefen unruhig wogte und flutete, zuletzt aber wieder nach oben aufstieg. Die Wohnhütten, die geleerten Vorratsmagazine, die Ställe, die Zäune — alles brannte lichterloh und überall erhoben sich kerzengrade die Feuersäulen, als wären tausend Opferbecken entzündet worden, vor denen in Raserei und Verzückung ein Volk bacchantische Feste feiert. Mein Lager habe ich in weitem Zirkel von Menschen säubern lassen, aber gleichwohl ist an Schlaf nicht zu denken, weil der Berg von wildem Lärm, Gesang und Tanz widerhallt, und dazwischen krachen die in den Bambushölzern eingeschlossenen, jetzt freiwerdenden Gase und machen ein Getöse wie Mitrailleusen.

Viele hunderte kleiner Herdfeuer flackern bis zum Morgen, umkreist von kochenden, schwätzenden, zechenden, singenden, tanzenden Wahunde, und ich sehe vom Bett aus durch den Rahmen der Zelttür ihre dunklen Silhouetten, die meiner Schlaftrunkenheit seltsam und voller Geheimnisse zu sein scheinen in dieser wundervollen Nacht, deren stiller, klarer Sternenhimmel von dem im Westen drohend und schwarz bis in die Wolken ragenden Gebirge sich hinüberspannt nach den in fahlen Fernen verschwimmenden Bergen von Ruanda. Und wieder, wie jedesmal bei so fremdartigem Bild, beschleicht mich das Gefühl, daß ich all dies schon einmal erlebt habe in einer andern und doch der gleichen Welt, deren Gedächtnis mir erloschen ist, und in die nur manchmal durch seltsame Erlebnisse, wie durch kleine schimmernde Spalten, zurückzublicken die Götter mir gestatten.

10. Februar. Da ein Verhandeln mit den Wanjaitambi unmöglich ist, weil seit vorgestern abend keine Menschenseele mehr sichtbar wurde, unternahm ich es gestern, durch sorgfältige Suche den geschädigten Eheleuten zu ihren fünf Rindern zu verhelfen. Aber es war unausführbar. Die Wahunde sind nicht mehr zu halten. Sobald sie auf unseren Streifzügen nach Vieh Hütten sehen, zerstreuen sie sich und brennen. Überall folgen ihren Wegen Rauchsäulen. Im Laufe des gestrigen Tages kamen noch Hunderte von Weibern und Kindern mit großen Körben, um Bohnen und Sorghum nach Ujungu zu transportieren. So erklärte ich heute Mwunje, nichts mehr für sie tun zu wollen noch zu können und begann meinen Rückmarsch.

Ich lagerte bei Kiguli und suchte die Wahunde zu sammeln, aber ich habe sie so wenig in der Hand, wie einst Goetz die auf=

rührerischen Bauern. Sobald ich einige Hunderte zusammen hatte und die anderen herbeitrommelte, verliefen sich wieder die ersten. Sysiphusarbeit. Sie ernten jetzt die reifen Bananen, aber es versöhnt mich mit ihnen, daß sie die Haine und die halbreifen Feldfrüchte schonen. Kein Baum wird geschlagen, keine Kultur vernichtet. Und wer will es ihnen schließlich verübeln, daß ihre seit langen Jahren angesammelte ohnmächtige Wut jetzt Befriedigung sucht? Noch etwas freut mich. Alljährlich verkaufen die Wahunde, weil ihr Land zu klein für ihre großen Familien ist, aus Nahrungsmangel Hunderte ihrer eigenen Kinder als Sklaven nach Ruanda. Dies Jahr jedoch würden, wie sie sagen, die erbeuteten Lebensmittel es unnötig machen. Die Wanjaitambi aber haben so viel in Sicherheit gebracht, überdies in wenigen Wochen eine Ernte bereit, daß ihr Schaden trotz alledem nicht sehr groß ist; ich weiß nicht recht, ob ich gottlob oder leider sagen soll.

11. Februar. Ich kehrte nach Kurischeweri auf dem Goetzenschen Wege zurück, der dicht am See durch schattige Bananenhaine entlang führt, genau, wie ihn seine Karte markiert. Mein Zorn erwacht wieder, wenn ich daran denke, wie ich vor acht Tagen durch jenes abscheuliche Pori klettern mußte. Das zeugt deutlich dafür, daß Schirangalle von dem geplanten Überfall wußte. Nachmittag brachte man einige schwerverwundete Wahunde ins Lager; Wanjakalunga, die sich auf einer kleinen Insel verborgen hatten, überfielen sie nach meinem Abmarsch und raubten ihnen die beutebeladenen Weiber. Ich hätte trotz allen Verdrusses doch noch versucht, wenigstens diese zurückzuholen, aber die Boote, die noch in der Nacht hinfahren sollten, schickte Mwunje erst heute früh um $^1/_2$6 Uhr zu mir, trotzdem ich doch mit gutem Recht sagen konnte: Tua, non mea res agitur. Aber solche Fülle von Indolenz erlebe ich täglich. Gewöhnt, erst dann etwas auszuführen, wenn es siebenmal beschlossen, sechsmal umgestoßen und zwei Dutzend Male verschoben ist, begreifen sie den Wunsch nicht, einen Entschluß sofort in die Tat umzusetzen. „Das Eilige auf — morgen" heißt ein wichtiger Teil ihrer Lebensweisheit, der mit der Zeit auch den lange unter ihnen weilenden Europäer infiziert.

12. Februar. Ich benutzte die fünf Boote, um nach Kirascha, weiter nördlich zu fahren. Die Karawane, die auf guten, planen Wegen längs des Ufers ging, kam ebenso rasch an wie ich. Die Fahrt durch die Bucht von Ubusi war bei gutem sonnigen Wetter wunderschön. Die Ufer sind fast überall von Bananenschamben be-

deckt, die Berge, die bald Ausläufer in den See schicken, bald weit zurückweichen, sind reich kultiviert. Überall auf den Höhen und am Ufer stehen zwischen Hütten die Eingeborenen, die den „mami", den „Sultan", d. h. mich mit jauchzenden Zurufen und langgezogenem Freudengeschrei beim Vorbeifahren begrüßen. Der See, dessen Wasser die Uferberge dunkelgrün färben, ist wunderbar klar. Auf 6 oder 8 Meter sieht man noch den Felsboden schimmern. Wie ein Schwarzspiegel wirft die Flut in aller Reinheit und Schärfe die Farbennüancen der Landschaft zurück. Jede Heuschrecke eines gerade über den See ziehenden Schwarmes ist deutlich in ihm erkennbar. Wir lagern in der kleinen Bucht von Kirascha.

13. Februar. Heute legte ich den letzten Teil der Wegstrecke von Ujungu und der seit Kalunga, d. h. seit vorgestern mit Graf Goetzen gemeinsamen Route zurück, zuerst zu Lande, später zu Wasser. Eine große Flottille gab mir das Geleit. Ich selbst fuhr in breitem, schönem, von fünf Eingeborenen gerudertem Einbaum, während ein sechster vor mir auf den Booträndern balanzierte, bald die Glieder verrenkte, bald gebückt auf die Bordwände trommelte, die Ruderer im Chor schwermütige Weisen sangen und von den Ufern her wie gestern die gellenden, trillernden Jubelschreie der Weiber über das Wasser hallten. Der letzte Teil der Küstenberge ist nur auf dem Kamme bebaut; auf den steilen Abhängen herrscht üppige Vegetation von Sträuchern, Kräutern und Schlingpflanzen, dazwischen viel Drachenblutbäume, Kandelabereuphorbien und besonders häufig eine mir unbekannte, schön stilisierte Baumart. Viel bunte Vögel, namentlich Feuer- und Blutfinken und zahlreiche schillernde Nektarinen sitzen auf den Zweigen und folgen neugierig den Booten von Baum zu Baum. Im Wasser schwimmen Taucher und Enten, oder ziehen mit gestrecktem Hals dicht an uns vorbei; auch Ottern trafen wir, die blitzschnell bei unserem Anblick verschwinden, und seit langem zum ersten Male sehe ich einen alten Bekannten von der Ugallaexpedition wieder, den Schlangenhalsvogel, der hier in derselben würdigen Ruhe mit ausgebreiteten Schwingen wie ein hölzerner Schützenadler auf einem den Wasserspiegel überhängenden Aste saß und sein schwarzes Gefieder von der Sonne trocknen ließ.

Bis zum Lager am nordwestlichen Zipfel des Sees, wo die Karawane auf großen Umwegen erst spät eintraf, gab uns Mwunje das Geleit, d. h. der Pseudo-Mwunje. Trotz all meiner bezüglichen Erfahrungen und meines Mißtrauens bin ich doch wieder auf den Leim gekrochen. Denn gestern entdeckte sich unser Sultan Mwunje

von selbst als sein eigener Sohn; der richtige Mwunje, sein Vater, sei alt und „fußkrank“, (natürlich!) und konnte diesmal nicht erscheinen. Ich glaube jetzt nicht einmal, daß es der Sohn des Sultans ist, aber ich schwöre, mich niemals mehr von diesen Barbaren düpieren zu lassen. Der Pseudo ist indes von mir mit Stoffen behängt worden, von denen er einen über den anderen zieht, eine wandelnde — und nicht ganz duftlose — Zwiebel. Er ist dankbarer als die Watussi vom Ostufer und hat uns in dieser Woche mehr als ein Rind als willkommene Unterbrechung des ewigen, unausrottbaren, unsterblichen Zickenfleisches gestiftet. „Gesegnet sei er allezeit, von der Wurzel bis zum Gipfel.“

Dicht neben meinem Lager ist die Grenze von Kameronse (Herrscher: Lohunga), dessen Bewohner aber das Land verlassen haben sollen. Eine dunkle Sache, aus der ich bisher nicht klug werde. Noch habe ich nichts von ihnen entdeckt, dagegen sehe ich eine große Buschwildnis, die auch das Nordufer des Kiwu, soweit es sichtbar ist, überzieht. Auf einer Rekognoszierung fand ich die Wege stark verwachsen, zum Teil sogar durch allerhand Hindernisse künstlich gesperrt. Auch ist ein schmaler, aber tiefer Bach in nächster Nähe, über dessen breites verschlammtes Sumpfbett keine Brücke führt, sehr fatal für das Vieh. Soll sich hier etwa noch einmal wiederholen, was ich an den beiden letzten Grenzen erlebte? Wir werden ja sehen. Quid sit futurum cras, fuge quaerere. Gegen Abend empfahl sich der Pseudo mit all seinen Leuten, dankte noch einmal manierlich und ließ mir dann zwei junge Bengel als Führer da. Er versprach mir, wenn ich das nächste Mal wiederkäme, Elfenbein, wovon er augenblicklich (??) nichts hätte. Diese Aussicht wird mich gewiß noch einmal zu ihm ziehen.

Als die Boote um das nächste Kap herumbogen, hörte ich noch einmal seinen und seiner Leute gellenden Ruf. Zum letzten Male; denn ich hatte bisher keine Gelegenheit mehr, ihn wiederzusehen, trotzdem ich mehrfach in seiner Nähe verweilte. — — — —
— — — — — — — — — — — —

Nicht lange nach meinem Abmarsch fiel Kalimimwumba, nachdem er Kiguli und Kalunga wieder aufgebaut hatte, in Ujungu ein, um seine „Bohnen“ zurückzuholen, ging aber wieder fort, als Mwunje drohte, zu mir nach Ruanda zu schicken, von wo er meine Ankunft gehört hatte. $1^1/_2$ Monate später, als ich gerade den dritten Tag an meinem Dorf „Bergfrieden“ im Süden des Sees baute, erschien plötzlich Schirangalle mit großem Hallo und Gelächter, als

sei nie etwas zwischen uns vorgefallen, brachte mir Grüße von Kalimimwumba und die fünf Rinder, die er für die geraubten Ehefrauen hergeben sollte. Wenn du sie für dich verlangt hättest, sagte er, hätte Kalimimwumba sie dir gleich gegeben, aber für diese buljoko, diese „Menschenfresser"? Jamais. Man hat also auch seine Ehre. An diesem Tage wurde Schirangalle zu meinem Hoflieferanten in Fischen und Flaschenkürbissen (zum Buttern) ernannt und ist es bis zum heutigen Tage geblieben. — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich möchte von diesem Kapitel, das unter dem Zeichen des Ares stand, und das ich, wenn nicht mit Blut, so wenigstens mit roter Tinte hätte schreiben sollen, nicht scheiden, ohne den Bericht eines Disputs anzuknüpfen, den ich mit einem der Gegner, die ich mir von Zeit zu Zeit einbilde, um Gehirn und Eloquenz nicht einrosten zu lassen, im Geiste ausgefochten habe. Das muß man, denn sonst würden gewisse intellektuelle Zentren rettungslos veröden und man verwandelte sich in der Einsamkeit allmählich zu einer Art sensualem Ganglion.

Dieser Gegner stellte sich mir sehr breit in den Weg, stemmte die Arme in die Hüften und begann also: „Ich wäre E. H. zu Dank verpflichtet, wenn Sie mir mit etwas klareren Worten als bisher auseinandersetzen würden, was Sie berechtigte, sich in den häuslichen Streit der beiden Nachbarn zu mischen und woher Sie die Legitimation dazu nahmen. Auch ist mir manches an Ihrem Verhalten dunkel geblieben. Vielfach habe ich das Gefühl, daß Sie nur mit halber Seele auf Ihr angebliches Ziel, die restitutio in integrum, hinarbeiteten, die Sie überdies gar nicht einmal erreichten. Im ganzen habe ich den Eindruck, daß Sie etwas mochten und nicht konnten, oder konnten, aber nicht mochten. Nur weiß ich nicht was, weil Sie es verschleiern. Noch sonst habe ich Bedenken, stelle sie aber zurück, weil sie vielleicht unnötig werden, wenn Sie meine anderen Zweifel beschwichtigen. Dixi!"

Diesem antwortete ich folgendes: „Ihre Stellung drückt Siegesgewißheit aus und soll mich in meiner eigenen Sicherheit suggestiv erschüttern, aber gleichwohl würden Sie mich verbinden, wenn Sie eine minder aggressive Position einnehmen und die Hände von den Hüften nehmen wollten, weil mich dies Bild an eine der trübsten Episoden meines Lebens erinnert, nämlich an die Zeit, wo ich eine frühere bayrische Pfarrersköchin als Haushälterin hatte. Solche Grausamkeit verdient diese Sache nicht. Sie

fragen nach meiner Legitimation. Ich befand mich allerdings auf unbestritten kongostaatlichem Gebiet, und also wäre es meine Pflicht gewesen, statt selber einzugreifen, dem nächsten kongostaatlichen Posten von dem Übergriff der Wanjakalunga Mitteilung zu machen. Aber wie stand es damit? Als ich diese Reise von Usumbura aus antrat, war der Kongostaat nicht einmal Herr über die Hälfte seiner Tanganikaküste, geschweige über diese entlegenen Gegenden. Sein nächster Posten befand sich in Mtoa, mehr als 400 Kilometer von mir entfernt, und wurde, wie die ganze Straße dorthin, von Rebellen beunruhigt. Sollte ich warten, bis es ihm gelungen war, sich zu befreien und inzwischen jede Frechheit der Eingeborenen übersehen? Außerdem war ich der einzige Europäer in einem sehr umfassenden Gebiet und dies legt gewisse Verpflichtungen auf. Wenn ich den nächsten Europäer — gleichviel ob Offizier, Missionar oder Händler erreichen wollte, so hätte ich nach Süden 220 Kilometer bis Usumbura, nach Osten 300 bis Bukoba, nach Norden ebenso viel bis zur nächsten englischen Station in Unjoro und nach Westen circa 600 Kilometer bis zum Kongo laufen müssen. Da in dieser doch nicht ganz kleinen Landscheibe von ca 350 000 Quadratkilometern niemand anders als ich selbst mit meinen sieben Gewehren mich schützen konnte, mußte ich auch das Recht haben, die Eingeborenen so zu behandeln, wie mein Gewissen es mir gestattete — ich meine notabene ein Gewissen europäischer Herkunft. Es ist durchaus nicht so, wie flache Köpfe und Seelen wollen, daß Afrika alles entschuldigt; an sich entschuldigt es überhaupt nichts, von Wesentlichem nichts, einfach nichts. Aber das nebenbei.

Was nun auch vorausging — daß ich gleichwohl nur mit Unlust mich feindlich zu den Eingeborenen stellte, daß es mir, wenn auch in diesem Falle nicht so stark wie sonst, geradezu widerwärtig war — das ist, was Ihnen als Äußerungen einer „halben Seele" erschien. Die Wanjakalunga waren in Ujungu eingefallen, trotzdem ich am gleichen Tage das Land betreten sollte; sie hatten meinen Namen gemißbraucht, als sie behaupteten, von mir autorisiert zu sein; sie hatten mich irregeführt, um ungestört ihren Raubzug auszuführen — das waren nicht ganz alltägliche Dreistigkeiten, die unter Umständen verhängnisvoll werden konnten; denn hätten die Wahunde nicht schon früher einmal einen Europäer kennen gelernt und einen Europäer, der wie Graf Goetzen ihr Vertrauen gewonnen hatte, so hätten sie die Lügen der Wanjakalunga geglaubt, ich hätte bei meinem Durchzuge ein leeres Land gefunden, Lebensmittel wären knapp

oder gar nicht vorhanden gewesen und meine Expedition wäre im weiteren Verlaufe, wenn nicht zu Grunde, so doch arg in die Brüche gegangen. Nämlich nur der reichen Nahrung in Ujungu verdankten wir es, daß die Katastrophe, die sehr bald über uns hereinbrach, in ihrem Umfange beschränkt blieb. Ich hätte bei meiner Abneigung gegen alle den Zweck meiner Reisen störenden Zusammenstöße vielleicht (??) gleichwohl krumm gerade sein lassen, wenn ich nicht im Glauben, der Leute sicher zu sein, von vornherein gesagt hätte, daß ich nicht eher fortgehen würde, bevor der Schaden repariert wäre. Sobald ich dies — mag sein, allzu rasch — ausgesprochen hatte, war ich der Knecht meiner Worte. Denn nichts, das ist mein Dogma (vielleicht ein falsches, gleichviel), nichts zerstört so sehr das Ansehen der Europäer bei den Schwarzen, als Wankelmütigkeit, leere Drohungen oder leere Versprechen und Inkonsequenzen. Und der erste Europäer, den sie kennen lernen, ist naturgemäß sehr oft oder für lange Zeit für ihre Beurteilung all seiner Nachfolger maßgebend.

Auch was Sie von „konnten" und „mochten" sagten, enthält einen wahren Kern. Ich konnte die Wanjakalunga sehr empfindlich an Leib und Gut strafen, wenn ich von Anbeginn rücksichtslos vorgegangen wäre, aber ich mochte es nicht, weil ich sie zu wenig kannte, um der Furcht enthoben zu sein, daß summum ius summa iniuria werden könnte, und ich mochte den Wahunde mein Wort bis zum letzten Tipfel erfüllen, konnte es aber nicht wegen ihrer Indolenz und weil es mich fortdrängte. Denn das Motiv war nicht grundlos sehr mächtig in mir, nicht wegen des pekuniären Verlustes, denn der war ziemlich gering, sondern der Verlust einer ganzen Woche war mir ärgerlich, da ich der wenigen Träger wegen auch nur wenig Tauschwaren mithatte, und tatsächlich verhinderte er mich im weiteren Verlauf der Expedition, das mir gesteckte Ziel vollkommen zu erreichen.

Endlich sagen Sie, daß mir die restitutio in integrum ja doch nicht geglückt wäre. Das ist zum Teil richtig, aber ich habe doch immerhin von 13 Weibern 8 zurückgeschafft und für die fehlenden dem Stamme durch die reichliche Gelegenheit, seine Nahrungsmittel zu ergänzen, die Möglichkeit gegeben, sich Hunderte von Kindern zu erhalten — zum mindesten für ein Jahr zu erhalten, die sonst der Sklaverei verfallen wären. Und schließlich ist ja auch der ethische Gewinn zu verzeichnen, daß beide Völker gesehen haben, daß der Europäer nicht nach Willkür, sondern nach dem Prinzip handelt, den unschuldig leidenden Teil zu unterstützen, den angreifenden abzuwehren — et parcere subjectis et debellare superbos.

Damit endete unser Disput, den ich aus mehr als einem Grunde nicht unterdrücken wollte. — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — —

Es bleibt mir nur noch übrig, einen kurzen ethnographischen Rückblick auf die Völker der Westküste zu werfen, ohne bereits erwähntes zu wiederholen. Wer sich für diese Dinge nicht interessiert, der lege das Blatt für heute aus der Hand, denn es „gibt" sonst nichts mehr. Da in diesem Kapitel soviel von Kämpfen und Kriegskunst die Rede war, lohnt es sich wohl, die Waffen dieser Stämme an den Anfang der Erörterung zu stellen. Ein tüchtiger Ethnograph kann überhaupt aus der Bewehrung eines barbarischen Volkes viel Schlüsse ziehen; „zeige mir deine Waffen, und ich werde dir sagen, wer du bist." Am interessantesten sind die Bogen der Ujungu-Leute. Die der meisten Wanjabungu*) und Wanjaitambi sind in keiner Weise originell. Es sind die üblichen walzrunden Hölzer mit spitz zulaufenden Enden und einer Darmsehne. Diese Bogen finden sich auch in Ujungu, aber nur etwa zu 30 Prozent. Die übrigen 70 Prozent sind zusammengesetzte oder besser verstärkte Bögen, wie ich sie früher bei den Zwergen gefunden hatte.*) Damals erschien mir, wie auch Herrn Professor v. Luschan, dies isolierte Vorkommen rätselhaft; aber in dies Rätsel brachte mein Aufenthalt in Ujungu Licht, weil es sich zeigte, daß nicht allein die Batwa diese Bögen haben. Zwar wurde mir in Ujungu gesagt, daß diese Bögen Batwa-Bögen seien, als ich aber nach der Art ihres Imports forschte, stellte es sich heraus, daß die Wabembe, die vielfach Brüder der Batwa genannt werden, sie im Lande selbst fabrizieren. Nach meiner Überzeugung, die zu begründen hier zu weit führen würde, sind diese verstärkten Bambusbögen überhaupt nicht Batwa- sondern Waregga-Bögen, d. h. allen Waldvölkern des Oberkongo eigen und von ihnen erst an den Kiwu gebracht worden, also nicht so isoliert, sondern über ein großes Gebiet verbreitet. Ein kleiner Unterschied zwischen den Bögen der Wabembe und der Batwa besteht vielleicht in der Befestigung des Zopfes an den Sehnen; inwiefern? gehört aber auch nicht hierher, sondern in den zweiten Band meines Werkes.

Groß ist auch der Unterschied zwischen ihren Pfeilen. Gemeinsam ist ihnen nur, daß ihr Ende nicht gespalten ist — weil sie ja nicht einem dünnen Darm aufsitzen — sondern breit, wie es der

*) Siehe Brief XXX.
**) Siehe Brief XXV.

breiten Bambussehne entspricht. Die Batwapfeile, die ich nach Berlin sandte, sind wahre Perlen der Pfeilmachekunst. Sie haben Eisenblätter, eine ganz eigenartige Bügelfiederung und eine trommelschlägelförmige Anschwellung am Sehnenende. Die Pfeile von Ujungu hingegen sind ganz aus Holz, 80 Zentimeter bis 1 Meter, also enorm lang und bestehen aus zwei ineinandersteckenden Teilen. Der obere trägt unter der Spitze einen oder zwei oder drei seitliche Widerhaken — alles aus einem Stück Holz notabene. — Merkwürdig ist ferner, daß sie nicht befiedert sind, sondern am unteren Ende einen Spalt haben, durch den der Kämpfer vor dem Kriege frische Feigenblätter hindurchschiebt, so daß je eine Hälfte nach beiden Seiten herausschaut. Das war also eine sehr interessante Überraschung für mich, die mir nebenbei zeigte, wie sehr ethnographische Forschungen vom Zufall abhängen. Denn zwar nicht Goetzen selbst, aber die beiden anderen Herren seiner Expedition waren 5—6 Tage in Ujungu gewesen, ohne diese Bögen, deren es dort tausende gibt, zu Gesicht zu bekommen. Es wäre mir, da die Leute aus Höflichkeit gegen den Europäer, und um ihm ihre friedliche Gesinnung zu zeigen, keine Waffen tragen, ebenso ergangen, wenn ich nicht zufällig Zeuge ihres Krieges geworden wäre. Die Pfeile der Wanjabungu erwähnte ich früher und der Vollständigkeit halber sei noch gesagt, daß die der Wanjaitambi, sofern sie an der Grenze nicht Wabembe-Bögen haben, die gewöhnlichen afrikanischen Eisenblattpfeile sind.

Ich gehe zu den Speeren über. Ich habe eigentlich fast nirgends in Afrika durchweg uniforme Speere bei einem Stamm gefunden, und ebenso auch nicht am Westkiwu. Die Lanzenblätter der Wabembe zeichnen sich durch Extravaganzen aus; sie sind z. B. 70 Zentimeter lang und ganz schmal oder Trapeze, deren kurze Diagonale 20 Zentimeter und darüber breit ist; oder die Speerzwingen sind fast $1/_2$ Meter lang. Sie sind sehr gut geschmiedet und werden deshalb augenblicklich schon von fremden Händlern exportiert. So passierte dieser Tage ein Araber meine Insel, der 80 Stück nach dem Tanganika ausführte. Interessant waren auch die Speere der halbwüchsigen Jungen von 12—15 Jahren. Sie hatten keine Eisenspitze noch Zwinge, sondern waren ganz aus Bambusholz geschnitzt, z. T. sehr geschickt in den Einzelheiten der Eisenimitation.

Die Schilde der Völker am Westkiwu sind wie die im Osten (Ruanda) oval oder viereckig mit abgerundeten Ecken, aus Holz, das auf der Vorderseite mit Weiden überflochten ist, die horizontal oder

schräg laufen. Sehr beliebt ist es, Glimmerplättchen zwischen die Flechten zu stecken. In der Mitte der Vorderseite befindet sich der Nabel, d. h. ein Buckel, der in Ruanda spitz, im Westen meist flach ist. Bei den Wahunde fanden sich noch andere Schilde, die die Häuptlinge trugen. Sie sind sehr hoch und breit, viereckig, rot bemalt, mit Fellstreifen eingefaßt, eminent geschickt aus Rohr geflochten und daher sehr elastisch; nur auf der Rückseite, gleichzeitig als Griff dienend, befindet sich eine ovale, ornamentierte Holzplatte. Der Ethnograph wird aus der Beschreibung leicht erkennen, daß es sich hier um Schilde vom Oberkongo handelt, die zweifellos auch von den Wabembe importiert worden sind. Über ihre Keulen und Sichelmesser brauche ich nichts zu sagen, da sie denen in Ruanda entsprechen.

Kleidung, Frisur, Schmuckgegenstände sind bei allen Völkern des West-Kiwu im wesentlichen uniform; ich kann also auf meine frühere Schilderung der Wanjabungu verweisen; dagegen will ich noch einige Äußerlichkeiten erwähnen, die ich damals noch nicht kennen gelernt hatte. Selbstverständlich kann ich an dieser Stelle nur eine Auswahl der interessanteren treffen, und ich benutze dazu meine Sammlungen, um dies oder jenes Stück aus ihnen herauszugreifen. Im Norden von Bunjabungu beginnen Ringe aus Elfenbein für Handgelenk und Oberarm häufig zu werden; in Itambi treten sie noch vermehrter auf, und in Ujungu trägt sie jeder dritte Mann. Ich habe mir lange den Kopf zerbrochen, wie die Handwerker dies spröde Material bewältigen, und erst in allerjüngster Zeit erhielt ich die doppelseitige, von zwei Männern gehandhabte Säge, mit der der Zahn in Scheiben zersägt wird und den kleinen Hohlmeißel, mit dem die Scheiben zu Ringen bearbeitet werden. Dabei zerbrechen die Ringe häufig, und es ist interessant, zu sehen, wie die einzelnen Stücke durch Grasflechtwerk kunstvoll aneinander gefügt werden.

Häufig ist ferner ein Hals- und Brustschmuck aus kurzen Elefantenbabyzähnen, die wie Dominosteine mit schwarzen Kreisen ornamentiert werden. Auch Wildschweinszähne dienen als Zierden, meist für den Kopf. Sie werden entweder flach auf den vorderen Teil des Schädeldachs gelegt oder sagittal, so daß der dünne, spitze Teil nach vorn und oben ragt. In Ujungu trug man auch Halbmonde à la Diana; sie bestanden aus zwei Eberzähnen, deren dicke Enden aneinandergelegt und mit einem Lederscharnier verbunden waren.

Vielfach sah ich Kämme, die an einer Schnur getragen werden,

mit drei bis sechs Zinken, zum Teil sehr hübsche Holzschnitzereien, und Nadeln zum Schlichten des Haares aus Holz, Horn, Knochen und anderem Material; diese meist zwischen das krause Gelock gesteckt. In Ujungu fand ich, namentlich bei den Fischern, sehr oft fingerlange und längere Nähnadelbüchsen aus Bambus mit selbstgeschmiedeten Nadeln und kleinem Schleifstein.

Ferner erwähne ich aus meiner Sammlung eiserne runde Löffel mit sehr langem Stil aus einem Stück, um Kohlen in die Tabakspfeifen zu legen; von Armbändern Eisenrinnen, deren Höhlung mit Wachs und Zahnsplitterchen ausgefüllt ist, oder Perlen in Leder gefaßt; ferner Wadenringe aus Eisendraht mit Messingröhrchen verziert, kleine Federbüschel als Kopfschmuck zum Auf- und Zuklappen wie ein Schirm en miniature, lange, eiserne Gliederketten, besonders von Frauen getragen; viereckige Diademe aus Kaurimuscheln auf Leder genäht; Glocken aus Holz als Armzier; einen ornamentierten hölzernen Fischkasten, zierliche Ölfläschchen, Prunkbergstöcke aus Eisen oder Messing, Brutkörbe für Hennen aus Strohgeflecht in Form riesiger Schuhe, Holzgefäße aller Art, Krüge, Schalen mit langem und kurzem Schnabel, mit und ohne Fuß usw.; ferner sehr originelle, 30 Zentimeter lange, auf dem Rücken getragene Felleisen für das Feuerzeug, die derart gearbeitet waren, daß man zwei, drei sackartige Felle ineinandergeschoben und über den oberen geschlossenen Teil eine Lederkappe gestülpt hatte; die Reibehölzer und -Bretter schauten am unteren, offenen Ende heraus, ohne hinunterzufallen, weil die Kappe sie fest aneinanderdrückte.

Endlich erwähne ich noch Messer, von denen es alle möglichen Arten gab. Da waren kleine, schmale in Holzscheiden, die unten schuhförmig endeten; sie wurden am Oberarm getragen. Andere waren wie Lanzenklingen, aber ornamentiert; sie dienten den Weibern dazu, das Unkraut in den Feldern zu jäten. Ganz kleine, reich verzierte Klingen ohne Griff aber mit eiserner Öse trugen Männer und Weiber als Rasiermesser für das Haupthaar und schließlich gab es noch sehr sonderbare Messer mit einer langen schmalen und einer breiten, dreieckigen Klinge aus einem Stück, die zum Rasieren und Entfernen der Sandflöhe dienen und in nicht minder merkwürdigen Scheiden getragen wurden.

Ich könnte noch vieles andere anführen, aber ich beschränke mich auf das bisherige, weil solche Sachen ja ohne Abbildungen schwer wirksam beschrieben werden können.

Insel Kwidjwi, Dezember 1901.

Zwischen Kiwu und Albert-Eduard-See.

Brief XXXV.

Am 13. Februar 1899 war ich, wie mein letzter Brief erzählte, am nordwestlichsten Punkt des Kiwu angekommen. Damit war ein Teil meiner Aufgabe, die Erforschung und Kartographierung des unbekannten Westufers dieses Sees, soweit meine schwachen Kräfte es vermochten, beendet. 2 Wege standen mir jetzt offen. Ein kurzer, der direkt die Nordküste entlang nach Kissenje, meinem alten Lagerplatz am Nordostzipfel des Sees führte, und ein längerer, mir total unbekannter nach Norden, der mich westlich der Vulkane irgendwie zum Albert-Eduard-See bringen konnte. Was dazwischen lag, wußte damals noch niemand. Auch von den Eingeborenen hörte ich nur ein paar Namen von Ländern und Sultanen. Aber das genügte mir, denn wo andere Menschenwesen leben, da durfte ich hoffen, auch existieren zu können, und so wählte ich den zweiten Weg, dem Reiz des Unbekannten nachgehend. Übrigens sind diese Gebiete, nachdem ich sie passiert hatte, wieder in ihr altes Dunkel zurückgesunken und bis heute ist noch kein Nachfolger meinen Spuren gefolgt. Die zwei Expeditionen, die es versuchten, mußten wegen der Unbilden der Landschaft wieder umkehren und wahrscheinlich zu ihrem Glück. Denn beide, eine deutsche und eine englische, waren viel zu umfänglich, — die deutsche 1000 Mann stark — als daß sie das hätten überwinden können, was mich mit 30 Mann Opfer genug kostete. — — — — — — — — —

Es war am Abend des 13. Februar. Wir lagerten dicht am Wasser auf einem kleinen Wiesenfleck vor einer großen verlassenen Bananenschambe — ich saß vor meinem Zelt und überdachte noch einmal die Ereignisse der letzten Wochen und sann über die nächste Zukunft, die noch so schwarz vor mir lag, wie ringsum die Land-

schaft, als aus dem Dunkel, das den See bedeckte, ein Ruf vernehmbar wurde. Das Lager verstummte und wir horchten hinaus und hörten deutlich den dumpfen Doppelschlag von Rudern, der uns allmählich näher kam. Dann schwieg er und wieder hallte eine Stimme über das Wasser und fragte, wer an den Feuern säße. Auf meine Gegenfrage „Wer da?" antworteten die Rufer: Leute des Lohunga von Kameronse. Wir befriedigten ihre Neugier und forderten sie auf, ins Lager zu kommen, aber sie sagten, daß sie erst den Tag abwarten müßten, um zu sehen, ob unsere Worte wahr wären und nicht nur eine List der Waregga. Dann vernahmen wir wieder den Doppelschlag der Ruder, der langsam in der Ferne verklang und unsichtbar, wie er gekommen, verschwand dieser nächtige Spuk.

14. Februar. Aber heute morgen erschienen sie, nämlich ein kleines verschrumpftes Männlein und ein langer rothäutiger Mensch mit einer merkwürdig verstümmelten und schiefgedrückten Nase und bekleidet mit einem Leopardenfell. Sie kannten mich von früher, sagten sie, denn sie hätten mich im vorigen Jahre in Kissenje kennen gelernt. Um so besser. Also heuchelte auch ich Erinnerung. Sie seien Leute des Sultans Lohunga von Kameronse, aber das ganze Land stände leer und die Bewohner wären vor den Waregga nach Bugoie, einer Provinz von Ruanda, geflüchtet. Als ich sie weiter aushorchte, logen sie zuerst, Kameronse gehöre dem König von Ruanda und Lohunga sei an seinem Hofe; später gaben sie zu, daß es selbständig sei und ihr Herrscher sich mit seinen Leuten östlich am Fuße des Niragongwe-Vulkans in dem großen Buschpori befände. Sie erhielten Stoffe, worauf sie sich bereit erklärten, mich einige Tage zu begleiten; vorsichtshalber nahm ich die beiden Wahunde, die mir Mwunje gegeben, auch noch mit.

Meine Askaris hatten in aller Frühe eine Brücke über den Gihira geschlagen. Übrigens hatten wir nicht nötig, seinen Sumpf zu passieren, weil wir uns zunächst nicht nördlich, sondern östlich hielten und den Hügel jenseits seiner Mündung erklommen. Oben trafen wir die traurigen Reste des zerstörten Dorfes Kumasa, das sehr viele Hütten gehabt haben muß, die in schöner Ordnung zu beiden Seiten eines breiten Weges lagen. Eine Hecke von Rhizinus-Bäumchen umgab einst jede der Hütten, von denen man jetzt nur noch die Staketenstümpfe des Grundrisses, die drei Herdsteine und rotgeglühte Topfscherben sah. Die Wabembe Mwunjes sollen das Dorf vor 4—5 Monaten vernichtet haben. Von Kumasa, von wo

aus wir einen weiten Blick auf das Nordufer hatten, dem nicht zu fern von uns eine lange Zunge entsprang, die als 100 Meter hohe Lavatuffwand senkrecht zum See abfiel, stiegen wir zu dem großen Pori ab, das sich bis zum Fuße des Vulkans erstreckt. Der Weg schlängelt sich über vielfach noch nackten Lavaboden, auf dessen verwitterten Partien Mabugu-Gras und jene schöne violett blühende Papilionacee (Acanthus arbor.) üppig gedeiht, die in jedem Dickicht wächst und den Passanten mit ihren stachligen Blättern peinigt. Sie böte Material zu vorzüglichen Hecken, wenn nicht die Ziegen mit perversem Geschmack gerade dies stachlige Zeug mit Vorliebe genössen. Von Bäumen wuchsen im Busch nur eine kleinblättrige Akazie, und die prächtig rotblühende Erythrina, die meine Leute wegen ihrer roten Samen nach den Simsim-Perlen benennen. Wir kehrten bald durch das Dickicht nordwestlich zurück und folgten dann dem Fuß der Berge nach Norden und Nordosten. Einen großen Teil des Weges gingen wir durch verödete Bananenschamben.

Es ist etwas eigentümliches an ihnen. Als ich gestern rekognoszierte, drang ich ziemlich weit in den verlassenen Hain hinter unserem Lager ein, mußte aber umkehren, weil mich plötzlich ein grundlos peinigendes Gefühl überlief. Es herrschte in ihm eine beängstigende, drückende, schwer auf der Seele lastende Stille, die nur der dumpfe Klang des eigenen Schrittes und sein leises Echo unterbricht; oft schaute ich mich jäh um, weil ich das Gefühl hatte, als folge ein fremdes, unnennbares, unbeschreibliches meinen Schritten. Alles trieft hier zu dieser Jahreszeit von Nässe, wie im dichtesten Urwald. Ein feuchter, modriger Verwesungsgeruch entströmt dem Boden, die faulenden Früchte, die überall auf der Erde liegen, erzeugen einen scharfen alkoholischen Duft, der sich mit einem anderen, der fast dem von frischem Leder gleicht, vermischt. Die gestürzten Stämme erweichen allmählich, zerfallen, werden von streichenden Tieren zertreten und bieten zuletzt das Bild von Matten, die in den Grund gestampft wurden und sich in 1000 Fasern auflösen. Sie atmen am stärksten den Verwesungsdunst aus. Dazu dieses halbe Dunkel besonders an trüben Nachmittagen, wie gestern. Die Nektarinen, die Charaktervögel der Bananen, finden sich hier nicht, weil die Blüten fehlen, aus deren Tiefe sie mit dem langen gekrümmten Schnabel verstecktes Gewürm holen. So schweigt ihr Flöten und das eifersüchtige „Zett, zett, zett", das sonst die Haine erfüllt. Nur Fledermäuse hausen hier und tausende von Spinnen vielerlei Art, welche den Millionen von winzig kleinen und von den

meisten Vögeln verschmähten Bananenfliegen nachstellen. Zu 10 und 20 sitzen diese auf den großen Tausendfüßlern, die es hier in Menge gibt, und lassen sich von ihnen, die eine feine Witterung für Bananenschalen haben, zu den faulenden Früchten transportieren. Nur an wenigen Stellen kann die Sonne noch durch das dichte Dach dringen, weil die Kronen Schlinggewächs verbindet, das wohl die Kraft der Bäume allmählich erstickt, denn sie verlieren in dieser Verwilderung bald die Fähigkeit zu neuen Schößlingen. Allmählich mit stärker werdendem Schatten sterben auch die Gräser und Kräuter zu ihren Füßen ab und nur spärliche Halme schießen hier und da aus der schwarzen Erde.

Die Gegend, durch die wir heute zogen, war mit Bananenschamben bedeckt. Sieht man diese Berge, auf denen sich Hain an Hain reiht, so glaubt man in reichen Gebieten zu sein, aber sie sind alle ausgestorben, keine Hütte mehr und kein Mensch, verlassen und öde liegen sie da und wirken durch den Kontrast noch trauriger als wirkliches Pori. Das ganze Land verlassen, das ganze Volk von Kameronse vertrieben. Es scheint hier am westlichen Grabenrand ein eigenes Gesetz zu walten; bisher hat sich jeder Sultan stärker gezeigt, als sein nördlicher Nachbar. Das beginnt am Tanganika mit Kinoni, vor dem Gwesche stets auf der Hut sein muß, der seinerseits wieder ständig Bunjabungu bekämpft. Die Wanjabungu verwüsteten dafür das Grenzgebiet der Wanjaitambi, diese das der Ujungu-Leute und die wiederum haben gleich das ganze Kameronse zerstört. Das ist doch eine sehr auffallende Erscheinung die ich nicht zu erklären versuche, sondern nur konstatiere.

In der Nähe unseres heutigen Lagers, mitten unter den Bananen machten wir einen greulichen Fund. Da lag der Kopf eines höchstens vor 2 Tagen geschlachteten Menschen. Die Ohren, Lippen und das Fleisch von Wangen, Hals und Kinn waren weggeschnitten, die großen Röhrenknochen hatte man zerschlagen, offenbar um Blut und Mark auszusaugen.*) Die Feuerstelle mit der Asche war noch vorhanden, der blutige Schurz aus Rindenstoff, die Stroh- und Drahtringe des Geschlachteten lagen rings zerstreut im Grase. Ich rief die Führer; sie kannten den Mann und sagten, wenn wir suchen wollten, würden wir noch viel andere solcher Reste finden, aber ich verspürte keine Lust dazu. In den „Fliegenden" lesen

*) Das konnte auch einen anderen Grund haben, auf den mich mein berühmter Kollege C. G. Schillings aufmerksam machte. In manchen Gegenden zerschlagen die Eingeborenen den Tieren „die Knochen im Leibe", weil sie dann schmackhafter seien. Geschieht ähnliches nicht auch bei uns beim Zubereiten mancher Vögel?

sich Kannibalen-Witze sehr amüsant, aber die Wirklichkeit ist so ekel- und grauenerregend, daß einem für einige Zeit die Freude an diesen Scherzen vergeht. Da die unteren Lider und die Wangen entfernt waren, lagen die Höhlen der Augen und des Mundes bloß und die nackten, von Fliegen umschwärmten Augäpfel boten zusammen mit dem bis zum letzten Backzahn sichtbaren Gebiß den fürchterlichen Anblick eines so schrecklichen Grinsens, daß ich all meine ärztlichen Erinnerungen zu Hilfe nehmen mußte, um dieses Bild zu ertragen. Die Führer erzählen, daß vor 4—5 Monaten Mwunje das Land überfallen hätte. Was nicht fliehen konnte, sei geschlachtet worden. Die Wahunde hatten immer, wenn ich sie fragte, protestiert: „sie seien keine Kannibalen". Ich glaubte es ihnen auch, weil der Körper des jüngst von meinen Askaris im Dickicht getöteten noch nach Tagen unberührt war. Auch heute wehrten sich die beiden Wahunde, die mir Mwunje gab, gegen diesen Verdacht, aber sie können nicht mehr leugnen, daß ihre Landsleute, die Watembo und Wabembe, Menschenfresser sind. Ich frage die Kameronseführer, wie der Getötete hierher gekommen ist, und sie antworten, daß sich eine Anzahl Leute wieder eingefunden hätte, um versuchsweise ihre alte Heimat zu besiedeln. Aber sie seien vor wenigen Tagen, während ich in Kalunga war, von den Watembo überfallen und fast alle verzehrt worden. Auch 100 Rinder seien den Räubern in die Hände gefallen. Was diese Leute zum Kannibalismus verführt, dafür fehlt mir jede Kenntnis und jedes Verständnis. Ich vermute, daß viel Aberglaube im Spiel ist. Ihre sämtlichen Nachbarn verachten sie grenzenlos deswegen, behaupten aber auch, daß viele Wahunde demselben Laster frönen. Vielleicht wirkt da eine Art psychischer Ansteckung mit.

Meinen Trägern geht es schlecht; sie haben sich wieder so töricht und unüberlegt benommen, wie einfältige Kinder. In Ujungu lebten sie in Hülle und Fülle, überfraßen sich natürlich, so daß die Hälfte an Indigestionen leidet, und waren nicht dazu zu bewegen, aus dem Reichtum an Nahrungsmitteln, der ihnen fast umsonst zur Verfügung stand, einigen Vorrat mitzunehmen. Allah hat bisher geholfen, Allah wird auch weiter helfen. Nun haben sie gestern nichts an Gemüsen oder Mehl kaufen können, so daß ich an beiden Tagen schlachten lassen mußte. Das bißchen Fleisch geht bei ihnen aber auf einen hohlen Zahn, so daß sie leere Magen haben und jammern. Hoffentlich finde ich bald Essen, sonst könnte es ein Malheur geben.

15. Februar. Im wesentlichen nordwestlicher Marsch im Tal,

zu beiden Seiten die reichen und doch so armen Berge. Wir erreichten einen großen Papyrussumpf namens Kalimissamba, in dem mehrere kleine Bäche und Flüsse versickern. Ich sah heut zum ersten Male fruchttragende wilde Bananen. Sie erinnern in der Form dieses Stadiums an die Kandelaber von elektrischem Bogenlicht. Die reifen Früchte, deren spärliches rosafarbiges Fleisch sich um große, schwarze Kerne lagert, schmeckte fade und nichtssagend. Im Lager kein Eingeborener und keine Lebensmittel. Ich schlachte das vorletzte Stück, und die Träger, die zum Teil schon merkwürdig verfallen aussehen, beginnen sich gegenseitig das bißchen Fleisch zu stehlen, infolgedessen viel Zank und trübe, unzufriedene Stimmung. Ich selbst esse sehr wenig, weil mir der tägliche Braten widersteht und mein Koch natürlich versäumt hat, Bataten und Bohnen von Ujungu mitzunehmen. Ich nähre mich von Brot und Kaffee; Konserven konnte ich diesmal wegen Trägermangels nicht mit mir führen.

17. Februar. Was ich all die Tage im geheimen befürchtet habe, daß meine Leute so erschöpft sind, daß irgend ein außerordentliches Ereignis eine Katastrophe herbeiführen kann, das ist gestern eingetroffen. Nun habe ich einen Mann begraben, zwei sind so schwer krank, daß sie ihm binnen kurzem nachfolgen werden; einige liegen halb irr in ihren Zelten und die anderen sind zum großen Teil so schwach, daß, wenn nicht bald bessere Zeiten kommen, wir alle zu Grunde gehen. Was war denn geschehen? Nichts weiter als ein Hagelschlag im Urwald. Gerade die scheinbar allergewöhnlichsten Erlebnisse sind im Innern Afrikas die schlimmsten und auch die undankbarsten für den Erzähler. Wer von uns wurde noch nicht von Regen und Hagel überrascht? Aber das ist der Unterschied zwischen einem Unwetter in Europa und dem afrikanischen Urwald, daß hier die Folgen eintreten konnten, die ich eben erwähnte. (Als ein Jahr später Missionare den schmalen, kaum $^3/_4$ Stunden langen Urwald der anderen Seeseite passierten, noch dazu mit frischen, nicht ausgehungerten Leuten, die sie am gleichen Tage in den Dörfern gemietet hatten, wurden sie von einem Gewitter überrascht. Als sie ins Lager kamen, vermißten sie drei Träger, die sie am anderen Morgen suchten und neben ihren Lasten tot am Wege liegen fanden. Wohlgemerkt: nicht durch Blitzschlag, sondern nur durch die Schrecken des Unwetters im Walde.)

Ich will versuchen, auf Grund meiner Notizen vom 16. Februar dem Leser ein Bild dieses Tages zu geben, aber ich weiß von

vornherein, daß es nur ein Schatten der Wirklichkeit sein wird; und wenn ich mir vornähme, mit allen Kräften zu übertreiben, es bliebe doch nur ein matter Reflex des Erlebten. Ja, hätte ich die Sprachgewalt eines Zarathustra, die Feder eines d'Annunzio, eines Richard Voß, den Pinsel eines Böcklin — dann vielleicht; da ich aber leider all diese schönen Dinge nicht mein eigen nenne, so bescheide ich mich von vornherein.

Der Marsch begann gestern gleich anstrengend. Wir erstiegen einen hohen steilen Berg, auf dem bis in den Grund zerstörte Dörfer für den Vandalismus der Waregga zeugten. Dann kamen wir in eine Gegend, die wohl auch früher unbewohnt war und traten allmählich in Urwald ein. Das Wetter war heiter, der Boden nicht schlüpfrig, der Weg nicht verwachsen, die Vegetation herrlich, so daß ich die Mühe der Arbeit infolge mangelnder Orientierung gern übersah. Nach zwei Stunden ermüdender, aber nicht zu arger Steigungen machte ich eine kurze Pause. Als ich aufbrach, trafen gerade die letzten Träger ein und alles schien verhältnismäßig guter Dinge. Ich konnte keinesfalls im Pori lagern, sondern mußte einen ergiebigen Marsch machen, um endlich in bewohnte Gebiete zu kommen und Gelegenheit zum Nahrungskauf zu haben, denn es war bereits der 4. Tag, den die Karawane bei ganz ungenügender Ernährung zubrachte.

Bald nach Antritt des Weitermarsches verdunkelte sich der Himmel und von fern her hörte man dumpfen Donner. Vergebens suchte unser eingeborener Führer durch grelles Pfeifen und schrillenden Gesang den Regen zu beschwören, vergebens schüttelte er, während ich vorwärtstrieb, seine Lanze, an deren Spitze er ein Horn gebunden hatte, gegen den Himmel; umsonst rief er den Leuten immer wieder zu, sie möchten beim Überschreiten der Rinnsale ihre Speere nicht ins Wasser tauchen. Die Götter spotteten seiner und es brach über uns herein und dauerte nur wenige Minuten, bis der wildeste Kampf der finsteren Gewalten entfesselt war. Der Regen vermengte sich rasch mit Hagel und ich suchte mit zwei Boys Schutz im dichtesten Dickicht.

Wo nehme ich die Worte her, um einen Begriff von dem Höllenlärm zu geben, der jetzt durch den Wald toste? Das war kein Donner, wie ich ihn kannte, das rollte nicht und polterte nicht, nein, das war als führen 1000 Riesenschwerter zischend durch die Luft, als klirrten 1000 Riesenschilde wütend gegeneinander, und dann wieder krachte es, als berste die Erde an hundert Stellen

und wolle alle Kreatur verschlingen. Das brüllte und heulte und raste über uns und schüttelte die Kronen der gigantischen Bäume, daß sie sich tief herabbeugten und die Äste wie fliegende Haare alle nach einer Seite gezogen wurden und das welke Holz prasselnd herabfiel; das schlug und preschte und peitschte auf das Blätterdach des Unterholzes, daß das Laub bald in Fetzen an den Zweigen hing; das trieb und jagte und wirbelte Blüten und Beeren und Blätter in wildem Tanz umher, daß es aussah, als flöhen sie wie erschreckte Vögelchen vor unsichtbaren Feinden bald hierhin, bald dorthin und nirgends Ruhe findend. Und in den Schluchten tobte das Wasser und der Sturm fing sich in ihren engsten Rissen und Spalten, daß es unter uns pfiff und brauste und kreischte und lachte und ächzte, als öffne die Unterwelt ihre Gräber und als wollten die Toten alles Lebendige zu sich herabziehen. Nie in meinem Leben habe ich Gewitter gefürchtet, an diesem Tage lernte ich das Zittern.

Indessen saß ich im Dickicht; das Wasser ergoß sich von allen Zweigen auf uns, floß mir in den Nacken und den Rücken entlang, und bald triefte ich am ganzen Leibe; der Hagel war erbsengroß, aber der Sturm warf ihn mit solcher Gewalt durch das Gezweig, daß ich Kopf und Hände bald hier, bald da umsonst zu verstecken suchte. Der Regen war kalt, hundekalt, eiskalt und ich fror und schauerte in meinem dünnen Zeug, das überall am Körper klebte, bis in die Knochen und der Regen strömte und strömte auf uns herab, immer tiefer versanken die Füße im Morast, immer stärker fror ich und bebte mit verklammten Händen und der Regen strömte und strömte, immer wilder jagten die Bäche an uns vorbei, in die sich die tiefeingetretenen Wege verwandelt hatten, und bespritzten uns mit ihrem schmutzigen Wasser und der Regen strömte und strömte, und über uns toste der Lärm der Hölle.

Ich gestehe, als ich so im Dickicht kauerte und fror — nie in meinem Leben fror ich so — da kam mir einen Moment der feige Gedanke, mich hinzuwerfen und mich nicht mehr zu rühren; was liegt am Tod, nur nicht mehr sich wehren müssen. Endlich ließ wenigstens der Hagel nach, ich raffte mich auf und marschierte weiter. Von den Leuten hatte ich nichts mehr gesehen, aber ich hatte gesehen, wie meine Boys grau und aschfarben wurden und Furcht und Frost ihnen alle Glieder schlug, und ich wußte, daß, wenn ich nicht bald ein Lager fände, wir alle zugrunde gehen. Zum ersten Male auf meiner 19 monatlichen Reise mußte ich die

Aufnahme des Weges unterbrechen. Ich marschierte weiter, aber das war kein Marschieren, das war ein Gleiten, Stürzen, Klettern, Rutschen, Fallen. Der Weg war zum Wildbach geworden; an tiefen Stellen, wo auf ebenem Wege ein querlaufender Stamm oder Wurzelwerk eine Art Stauwerk bildete, stand das eisige Wasser und reichte uns bis zum Knie; und die Luft war, als der Regen endlich aufhörte, rein aber schauerlich kalt.

Ich wollte, um nur ein Ende zu machen, mehrmals an ganz unmöglichen Stellen lagern, wo höchstens Raum genug war, um mir eine Schilfhütte roh zusammenzuschlagen, aber der Führer jagte mich durch die Aussicht auf einen guten Platz immer wieder vorwärts. Endlich lichtete sich der Wald, wir überschritten einen reißenden Fluß, die Bäume stehen vereinzelter, Riesenfarne verdrängen das Unterholz und zuletzt treten wir, was ich kaum noch zu hoffen wagte, ins Freie. Ein kahles gebirgiges Grasland ohne Strauch und Baum, selbst ohne Bananen, dehnt sich endlos, endlos vor uns aus. In trostlos weiter Ferne sieht man auch Hütten, aber sie scheinen unbewohnt, kein Rauch steigt von ihnen auf. Das Land heißt Kischari. Überall an unserem Wege liegt noch der Hagel, der als er den Abhang hinabrollte, in allen Vertiefungen hängen blieb und sich zu großen Haufen aufschichtete. Um 3 Uhr — 4 Stunden waren seit Beginn des Unwetters verstrichen — hielt ich mit den Führern und einigen Askaris auf einem langgestreckten Kamm. Die Sonne bricht für Augenblicke durch das graue Dunkel, aber bald verschwindet sie wieder hinter Wolken, ein kalter Wind weht uns feuchten Nebel zu, der wie Dampf aus allen Tälern und Schluchten aufsteigt, und ich werde wie ein Fieberkranker von Frost geschüttelt, daß mir die Zähne heftig gegen einander schlagen.

Aber nach einer Stunde kamen die ersten Träger, zum Glück auch das Zelt und — ein Frottiertuch, und ich wurde wieder Mensch. Um 5 Uhr erscheint ein größerer Trupp, unter anderen der Träger der Bettlast; sie ist durchnäßt, weil sie der schützenden Hülle entbehrt, seitdem ein Jahr vorher am Njawarongo ein Dieb die Geschmacklosigkeit hatte, mir eines Nachts den wasserdichten Segeltuch-Sack zu stehlen und irgend einer mir dunklen Bestimmung zuzuführen. Um $^1/_2$6 meldet man mir, daß einige Leute unterwegs liegen geblieben oder unfähig oder zu schlaff sind, um weiterzugehen; so muß ich $^1/_4$ Stunde danach mit 2 Askaris den Weg zurückkehren.

Nach Sonnenuntergang erreichen wir den Fluß am Urwaldrande; 2 Träger liegen jenseits am Wege neben ihren Lasten;

Finesse, der alte Mnjampara, läuft wie ein wildes Tier im Käfig unter den Uferbäumen auf und ab, und ein kleiner Askariboy kauert neben dem Wasser, murmelt vor sich hin und wirft einen Stein nach dem anderen in den Fluß, als wollte er ihn damit ausfüllen. Ich rede den Trägern zu, aber sie erklären apathisch, lieber sterben zu wollen, als sich zu erheben; sie wiederholen es, als ich ihnen sage, daß das Lager nahe sei. Ich wende mich an Finesse, aber er schüttelt nur den Kopf und ruft wohl zehnmal hintereinander in kläglichem Ton „nakufa baba“, „ich sterbe, Vater“ und setzt seine Wanderung fort. Mit dem Jungen aber ist gar nichts zu wollen; er sieht mich nur verständnislos an, rollt die Augen, murmelt immer denselben unsinnigen Zischlaut und greift nach einem neuen Stein. Der Peppo*) hat ihn gepackt, sagen die Askaris. Und nun — es mußte etwas geschehen. Der Regen hatte bereits unterwegs wieder begonnen, jetzt fällt er stärker, es dunkelt rasch und hinter dem Waldrand herrscht schon Finsternis. Ich versuche es noch einmal mit Zureden, aber als das nichts hilft, suche ich mir nach Xenophons Rezept einen Stock und prügle auf sie ein. Sie werden es mir noch einmal danken. Solchermaßen treibe ich sie zum Lager; noch fehlen viele Träger, aber ich kann in dieser schwarzen Nacht nicht noch einmal umkehren; auch würde ich selbst zusammenbrechen.

Trotzdem ich todmüde bin, kann ich in dem feuchten Bett nicht einschlafen, überdies quält mich das Bild der Leute, die diese Nacht ohne Feuer und Essen im Urwald zubringen müssen. Um Mitternacht treffen sie noch ein; ein einziger sei allein im Walde zurückgeblieben.

Sobald der heutige Morgen graute, brach ich mit einigen Leuten auf, den Träger Semakweli, einen kräftigen hübschen Burschen vom Rufidji, zu suchen. Mir schwant das Schlimmste. Nach einer Stunde fanden wir ihn; mitten auf dem tiefeingetretenen schmalen Pfade lag er quer über ein Wurzelstück auf dem Bauch. Den Kopf und die Brust tiefer. Das Gesicht war in den Schlamm gedrückt, die Hände gekrallt, Mund und Nase voller Erde. Er war schon kalt und starr. Entweder war er hier zusammengebrochen und zu schwach, sich zu erheben, in der Pfütze ertrunken oder er hatte demselben Gedanken, der mich gestern einen Moment gefaßt hatte, nachgegeben und hatte sich wie die Träger am Fluß hingeworfen, um zu sterben. Seine Last liegt zerbrochen nicht weit von ihm, die Bücher und

*) Wer diese mysteriöse Persönlichkeit ist, berichte ich im nächsten Briefe.

Diarien, die sie enthielt, sind über den Weg verstreut und in schrecklichem Zustande. Ich suche alles zusammen, aber einige Tagebücher sind fortgeschwemmt und nicht mehr zu finden, zum Glück nicht geographischen Inhalts. Ich schickte ins Lager, um Schaufeln zu holen, und wir begruben ihn im Dickicht abseits des Weges nach dem Ritus seines Glaubens. Wir hatten noch nicht die letzte Scholle auf sein Grab geworfen, als wieder neuer Regen und Hagel losbrach und die Wege in Bäche verwandelte, aber heute berührt es mich wenig, weil ich ein trockenes Lager nahe wußte.

Zum Marschieren war es heute zu spät geworden, auch wollte der Regen den ganzen Tag nicht aufhören. Das war schlimm, denn es ist heute das fünfte Hungerlager. Ich ließ die letzten drei Hühner und die letzte Ziege schlachten und verteilen. Von den Eingeborenen hatten sich nur drei Leute eingestellt, aber nichts zum Verkauf gebracht. Ich sah heute, daß es viele Dörfer gibt, die ich gestern nicht erkannt hatte, weil sie alle auf den höchsten Gipfeln der steilsten Berge hinter einer dunklen Mauer sich verstecken. Die Felder, fast nur Bohnen, liegen dagegen tief unten in der Nähe der Gewässer und bei ihnen für die Säer und Schnitter eine Anzahl Hütten, die Dörfer vortäuschen. Jede Hütte, auch die in den Dörfern, hat zwei sich gegenüberliegende Türen. Ein Kind könnte aus alledem die Geschichte dieses Landes schreiben. Die Feinde sind Waregga, Watembo und Wabembe von jenseits der Randberge aus dem Waldgebiet des Kongo, unter ihnen auch belgische Meuterer, die hier mit ihren Donnerbüchsen furchtbar gewütet haben sollen.

18. Februar. Ich marschiere heute, um Essen zu finden, trotzdem ich mich krank fühle. Wir erblicken auch bald ein Dorf uns gegenüber, aber sobald wir über den hohen Kamm tauchen, tönt von allen Bergen der dumpfe Schall der Pauken und die Leute fliehen die Hänge hinauf. Meine ausgehungerte Karawane rast den Abhang hinab in der Hoffnung, daß die Eingeborenen nicht Zeit haben werden, alle Nahrung mit sich zu schleppen. Erschöpft kommen sie an und schauen in alle Hütten, aber außer einem nicht eßbaren alten Weibe ist nichts zu finden. Das Dorf ist schon seit Unzeiten verlassen und die Leute kamen nur, um aus den alten Hütten Brennholz zu schlagen. Inzwischen gelang es den Askaris, einige Flüchtlinge zu fassen. Sie sagen, Hungersnot herrsche im Lande, sie selbst nährten sich von wilden Kräutern, und sie schauen wahrhaftig danach aus. Man sieht ihnen an, daß sie den ganzen Tag zusammengepfercht im Schmutz am Feuer liegen, und ihren knurrenden

Magen mit Schlaf stopfen. Das war eine schlimme Botschaft, die uns weiter trieb.

Wir passieren einige Dörfer und revidieren jeden Winkel, aber alle Körbe sind leer, wir finden nichts als geröstetes Mark von Bananenstämmen, allerhand Gräser und Farrnknollen, lauter Symptome einer Hungersnot. Unterwegs treffen wir einige Watussi, die versprechen, uns in ein Dorf zu führen, wo wir Nahrung finden sollen; aber nichts finden wir als einen halben Korb alter Bohnen. In Ermangelung von anderem essen die Träger die unreifen Bohnen von den Feldern, doch sind sie sehr traurig und murren immer stärker „Nach Ruanda". Ruanda — das schwebt jetzt wie ein Dorado vor ihnen. Ich kann nicht viel auf ihre Reden achten, denn ich habe mit mir selbst zu tun. Ich marschierte heute unter heftigen Kolikschmerzen, denn die Durchnässung, Anstrengung, mangelhafte Ernährung und Aufregung gemeinsam haben mir einen dysenterischen Katarrh zugezogen, der mich zwingt, seit 8 Monaten zum ersten Male das Krankenbett aufzusuchen. Und meine Arzneilast liegt fern in Usumbura.

19. Februar. Die Schmerzen haben etwas nachgelassen, aber das Leiden ist stärker geworden. Aber fort muß ich um der Karawane willen. Ein kurzer, aber wegen der Steilheit des Terrains ermüdender Marsch brachte uns nach einem Dorf namens Tschowa. Hier besuchten uns viele Watussi, freundliche einfache Menschen, aber weder so schön noch so vornehm, wie die von Urundi und Ruanda; das macht, sie müssen arbeiten. Denn hier sind sie nicht die Herrscher des Landes, sondern leben in isolierten Dörfern als Viehzüchter neben den ackerbauenden Ureinwohnern. (Es ist überhaupt merkwürdig, eine wie scharfe Grenze der Russisi und Kiwu in dieser Beziehung bilden; östlich leben die Watussi in Mengen als Könige und Häuptlinge der unterworfenen Völker, westlich — nur vereinzelt oder wie in Kischari in größerer Zahl, aber so oder so nicht als Herrscher). Ich erzählte ihnen von der erhabenen Stellung ihrer Brüder und sie streichelten mir dankbar die Arme; (aber ich glaube, sie taten nur aus Liebenswürdigkeit so und ich sagte ihnen nichts neues, denn später hörte ich, daß Kischari das Asyl aller Watussi sei, die aus ihrer Heimat aus irgend einem Grunde fliehen mußten.)

Mir ging es in diesen und den nächsten Tagen recht schlecht. Mein Magen war im Gegensatz zum Leib gesund, aber ich hatte nichts, um ihn zu füllen. Nun, klagt mein Tagebuch, versagt auch



Urwaldschlucht.

die Kuh in ihrer Milchproduktion und so erscheint auf meiner Tafel nichts anderes, als dreimal täglich Schnitzbohnen von den Hülsen der unreifen Bohnen. Ziegenfleisch macht mich übel, wenn ich es noch lebend herumlaufen sehe, und etwas andres gibt es nicht Zwar versucht mein Koch mit rührender Beharrlichkeit, es bald als Kalbskotelett, bald als Rinderkeule, bald als Goulasch zu frisieren, aber ich schicke es mit gleicher Beharrlichkeit immer wieder in die Küche zurück; „die janze Richtung paßt mir nich." Aber trotzdem ließ ich mich dadurch nicht sehr niederdrücken, sobald mein Körper seine Krankheit einigermaßen überwunden hatte. Es ist ja zum Verzweifeln, wenn man sieht, ein wie gebrechliches Ding unsere Seele ist und wie sie jeder Laune der Materie folgt. „Das Leben ist ein Born der Lust, sagt Zarathustra, aber aus wem der verdorbene Magen redet, der Vater aller Trübsal, dem sind alle Quellen vergiftet." Das ist leider nur zu wahr und das sind die wirklich Großen, die jederzeit ihren Leib bezwingen. Aber auf welchen glückseligen Inseln wohnen sie?

Insel Kwidjwi, Dezember 1901.

Brief XXXVI.

Der freundliche Leser — alle Leser sind bekanntlich freundlich — hat mich im vorigen Brief vom nördlichsten Punkt des Kiwu durch das zerstörte Kameronse nach Kischari bis zum Dorfe Tschowa begleitet und hoffentlich manche Träne über seine schreckensbleiche Wange laufen lassen. Es wäre wünschenswert, wenn er sich noch einige aufgespart hätte; denn noch war das Ende aller Mühsal nicht gekommen, wie die folgenden Tagebuchblätter erzählen.

20. Februar. Wieder ein Marsch, wie ich ihn als Mensch und Christ all meinen Feinden nächst einem sanften Selbstmord am innigsten gönnte. Erst steil ab von dem hohen Gipfel, auf dem Tschowa liegt und jenseits der Schlucht wieder enorm steil an auf Wegen, die mit Absicht so mühsam wie möglich angelegt sind. Mitten auf dem Anstieg, der mich nach jedem fünften Schritt zur Ruhe zwingt, trotzdem ich mich wieder leidlich wohl fühle, überrascht uns ein tüchtiger Guß und durchnäßt mich in wenigen Minuten. Aber zum Glück ist oben ein kleines Dorf und bald sitze ich in einer Hütte an einem erquickenden warmen Feuer, umgeben von einem halben Dutzend Watembo und einigen Wahunde, die sich alle der Karawane in Ujungu als Trägerboys angeschlossen haben.

Ich mußte lachen, wenn ich daran dachte, was meine Freunde für Augen machen würden, wenn sie mich so gemütlich unter lauter Menschenfressern sitzen sähen. Man wird ja allmählich so stumpf und abgebrüht, daß jede neue Impression die alte rasch verwischt, und daß infolgedessen die Ereignisse der letzten Tage den abscheulichen Eindruck jenes Menschenfleischlunches in Kameronse so weit abgeschwächt haben, daß ich wieder Sinn für das Komische, das dieser „holden Männlichkeit" anhaftet, habe. Ich schaue mir einen nach dem anderen an. Wer sie so dasitzen sieht, möchte glauben, daß sie alle ganz biedere liebe Jungen sind. Nur die fürchterlichen Kinnbacken der Watembo scheinen zu bestätigen, daß sie die Künstler im Kannibalismus sind, als die sie verschrieen werden. Ich habe

den nassen Rock ausgezogen und zum Trocknen über die Knie gespannt. Jetzt strecke ich ihnen meinen nackten Arm hin und frage sie, ob sie hineinbeißen wollten. Dieser Scherz, der bei der Feigheit der Kerle absolut ungefährlich ist, amüsiert sie kolossal; sie schütteln sich und werfen die Köpfe nach hinten und öffnen den Rachen, der sich fast bis zu den Ohren verbreitert. Und wie sie lachen: als ob ein Dutzend Wasserpfeifen gluckste. Die Wahunde verhalten sich reservierter, aber nach ihrer Freundschaft mit den Watembo zu schließen, sind sie auch keine Kostverächter. Im Dunkeln, glaube ich, käme es ihnen nicht darauf an, wenn sie mal statt einer Handvoll Bohnen versehentlich ein Stück „kalten Missionars" erwischten. Doch „solche Dinge tut man, Ede", denken sie wie Herr Auer, „aber man spricht nicht von ihnen".

Da saß ich mitten unter den edlen Seelen auf einem niedrigen Stück Holz, wie auf einem Schemel; wenn ich zur Türöffnung hinaussah, sah ich den kalten Nebel um den Berg wehen und den Regen auf die Dächer und Wege prasseln; hier drinnen aber war es warm und heimlich, denn das Feuer flackerte hoch zur Decke, und die zusammenbrechenden Scheite knisterten lustig. Meine nassen Kleider und Schuhe dampften, der Rauch des feuchten Holzes wollte mir die Augen wegbeißen und die Tränen liefen mir unter den halb geschlossenen Lidern über die Backen. Man schwätzt halblaut in eintönig abgehackten Worten, man legt vorjährige angefaulte süße Kartoffeln in die glühende Asche und verzehrt dann Asche und Kartoffeln; man dörrt frische grüne nasse Tabaksblätter und raucht sie aus kurzen Tonpfeifen. Mein Nachbar zur Rechten zieht aus einer kleinen Kürbisflasche mit zierlich gesticktem Rande ein ölgetränktes Stück Rindenzeug, knetet es zwischen den Händen, bis das Öl, ganz schwarz vor Schmutz, ihm über die Finger läuft und schmiert sich dann damit von oben bis unten ein. Dann reicht er es meinem Nachbarn zur Linken, der desgleichen tut. Und Tabaksqualm und Herdrauch, die brenzlichen Kartoffeln und das Rhizinusöl, all das mengt sich zu gar lieblichen Wohlgerüchen: to all the perfumes of Arabia. Aber es dünkt mich gleichwohl behaglich; denn mein Körper fühlt sich wieder wohler, die Kleider dampfen und dampfen und die Wärme dringt mir bis auf die Haut; dann stecke ich mir auch eine Pfeife an und an die Wand gelehnt, lausche ich mit halbgeschlossenen Augen, aus denen die Tränen über die Backen laufen, dem eintönig plätschernden Geschwätz und denke der fernen Heimat und derer, die ich verließ, während

der Regen leise gegen das Grasdach trommelt, das Feuer qualmend zur Decke flackert und die zusammenbrechenden Scheite lustig knistern und prasseln.

Eine Stunde saß ich schon so und noch hatten die Nachzügler nicht die steile Höhe erklommen; ich war indes trocken, und so marschierte ich weiter. Der Regen hatte aufgehört; aber dichte feuchtkalte Nebel hüllen den Berg ein, immer neue Massen kommen aus der Tiefe, und kaum 20 Schritt entfernt sind die Leute vor und hinter mir nicht mehr sichtbar. Wir steigen noch weiter hinauf durch Urwaldreste, zwischen denen Bohnenfelder stehen, die der Ernte nahe sind. Zuletzt treten wir in einen Hohlweg, der, 3—4 Meter tief, zwischen nackten Felsen läuft und so eng ist, daß ich fürchte, meine breitgehörnte Kuh könne ihn nicht passieren. Vom Himmel sieht man kaum etwas, weil oben sich Schlinggewächs über die schmale Öffnung wölbt. 200 Schritt steigen wir so steil an — oft über natürliche Treppen — dann stehen wir plötzlich vor einem engen Tor, das das Ende des Hohlpfades bildet und mit geringer Mühe von einem Mann verteidigt werden kann. Gebückt treten wir hindurch und befinden uns in einem großen Dorf, das uns selbst heute morgen total entgangen war, als noch nicht Nebel die Aussicht versperrte. Rings herum läuft, wie bei allen Dörfern, eine sehr merkwürdige Mauer, die aus tausenden von Astgabeln und gespaltenen Wurzelstücken besteht und 10 Lagen in der Breite, 20 in der Höhe bildet also ein für Eingeborene fast undurchdringliches Hindernis. Auf zwei Seiten der Dörfer, die nur durch Hohlwege oder ganz steile Zugänge zu erreichen sind, befinden sich die Tore, die durch Bäume rasch und sicher geschlossen werden können. Daß jede Hütte zwei sich gegenüberliegende Öffnungen hat, erwähnte ich früher. Welche traurigen Erfahrungen müssen diese Menschen gemacht haben, um zu solchen Vorsichtsmaßregeln zu greifen und „wann wird ein Retter kommen, diesem Lande"?

Ich nehme es ihnen daher auch gar nicht übel, daß die Ansiedlungen, die wir passieren, meist von Mann und Maus verlassen sind. Die Einwohner wurden zweifellos von dem Weg, den wir einschlagen, avisiert und begeben sich mit aller Habe an sichere Plätze. Es scheint überhaupt hier Brauch zu sein, uns die Häuser als Lager zu überlassen, auch das nötige Brennholz an Ort und Stelle zu legen, damit wir nicht die Hütten demolieren, im übrigen aber unsere Gesellschaft möglichst zu meiden. Infolgedessen ist zu ethnographischen Käufen wenig Gelegenheit. Übrigens habe

ich genügend gesehen um nicht allzu betrübt zu sein. Die Leute haben wenig am Leibe, und das wenige gleicht teils dem, was ich am West-Kiwu oder dem was ich bei den Watussi von Ruanda gesehen habe. Das schließt natürlich nicht aus, daß ein längerer Aufenthalt doch allerhand Interessantes zu Tage fördern würde.

Es war fürchterlich kalt hier oben und ich bedurfte dicken Unterzeugs und Winterkleider, um mich einigermaßen warm zu halten. Gegen 3 Uhr fing der Wind an, den Nebel für kurze Momente zu zerreißen, und dann sah ich Bruchstücke eines der merkwürdigsten Landschaftsbilder. Gegen 4 Uhr siegte die Sonne, der Nebel schwand, die Luft war klar und ich genoß von dem Dach einer Hütte aus einen weiten Rundblick nach allen Richtungen der Windrose.

Was der Landschaft den eigenartigen Charakter gab, war die enorme Ausdehnung namentlich nach Südwesten und Westen; ein ungeheures zerklüftetes Gebirgsland. Kette hinter Kette und mit einem Durcheinander von Tälern und Schluchten, daß es über meine Kräfte ging, dieses chaotische Bild zu entwirren und auf seine einfachsten Formen zurückzuführen. Gipfel neben Gipfel, wahre Riesen unter ihnen, und alle überragt von den beiden Kolossen des Wuko und Wikumbur. Und alles kahles, d. h. baum- und strauchloses, von der Abendsonne mit Gold übergossenes Grasland; nur ganz ferne auf der letzten Kette Urwald und im Südwesten der, den wir jüngst durchschritten, sonst nichts als hohes Gras, Gras und wieder Gras, das wie unsere Kornfelder im Winde Wellen schlägt. Nur tief, tief unten in den Schluchten stehen wilde Bananen, aber in solchen Massen, daß meine Leute glauben, es seien Kulturen, und ich selbst es glaubte, wenn nicht die hellgrünen, fast silberweiß schimmernden Blätter auch ohne Fernglas genügten, ihren wilden Zustand zu bezeugen. Zahllose gewundene Wildbäche strömen aus allen Richtungen dem nach Norden fließenden Hauptarm zu; bis zu unserer Höhe dringt das Rauschen aus ihren nebeldampfenden Abgründen.

Wo sind die Menschen, die dieses unermeßliche Gebiet bewohnen? Wenn der Herdrauch nicht wäre, der durch die Hüttendächer dringt und, von der feuchten Luft niedergeschlagen, in blauen Schleiern die Gipfel umschlingt, würde nur ein geübtes Auge die Dörfer erkennen, die die Höhen einrahmen. Wie hoch, wie steil, wie zerklüftet auch ein Berg sei — er verbirgt auf seiner Kuppe hinter dunkler Mauer eine Ansiedlung. Diese hunderte von Burgen in dem ungeheuren gebirgigen Grasland bieten einen der sonderbarsten Anblicke, die ich je genoß. Im Südosten erhebt sich der

Niragongwe-Vulkan und weiter nördlich uns gegenüber der nach seinem Schutzgeist Namjagira benannte. Eine Rauchwolke kriecht seinen Abhang hinab. Von ihm aus senkt sich ein mit dichtestem Urwald bestandenes Gebirge nach Westen mit vielen Zungen und losgelösten Kuppen. Auch das Tal an seinem Fuße ist waldbedeckt. Nach Nordnordost setzt sich der Namjagira ohne scharfen Übergang in ein Bergland fort, das reich bewohnt scheint und Muschari genannt wird. Zu unserer Rechten fällt unser Berg jäh und tief zu einem von kahlen Hügeln eingerahmten Sumpf ab. Nach vorne d. h. nach Nordost dehnt sich ein Becken mit Sumpf und vier kleinen Seen, die früher ein einziger gewesen sein sollen und wechselnden Wasserstand haben. Der größte von ihnen ist der Muntaragga, von dem ich schon tagelang vorher gehört hatte. Das Ende des Beckens sah ich nicht, weil die Nebel sich wieder dichter schließen. Eingerahmt ist es von wilden zerrissenen Bergen, in denen zerstreut und versteckt räuberische Wabembe leben sollen.

Der See zu unseren Füßen wird auf zwei Seiten von Urwald, auf der dritten von kahlen Hügeln und im Westen von Papyrussumpf umrahmt. Zahlreiche helle Schilfinseln ziehen sich in die dunkle Flut hinein. An ihrem Rande stehen Tausende weißer Vögel, die ich für Störche halten würde, die aber nach der Beschreibung der Eingeborenen Flamingos sind. Von Zeit zu Zeit fliegt eine Partie wie eine weiße Wolke auf, fällt aber bald wieder in der Nähe in das Schilf ein. Nicht weit von ihnen steht eine Büffelherde, die ich zuerst für Erdhaufen gehalten hatte; Leib an Leib, die vordersten halb im Wasser; ich schätze sie auf 400 Stück. Nach Aussagen der Führer sollen sie zweimal im Jahr über die Berge zum Rutschurru hinüber wechseln.

Durch mein Glas kann ich sie deutlich sich bewegen sehen. Wieder, wie schon so oft, tauchten mir beim Anblick dieser Tiere mitten in der unendlichen Einsamkeit dieser kalten Wildnis, auf die jetzt die in Nebeln versinkende Sonne durch jede Spalte des Gewölks purpurrote Strahlen sendet, längst vergessene Bilder aus alten Reisebüchern meiner Kindheit auf.

Auf Grund der heutigen Rundschau beschließe ich nicht weiter nach Norden zu gehen. Ich müßte erst tagelang durch Pori und später durch auch nur spärlich besiedeltes Land, das hält meine Karawane nicht mehr aus. Seit heute wird zwar durch Vermittlung der Watussi etwas mehr Nahrung gebracht, aber doch nicht genügend, um ihr Wohlbefinden auf den alten Status zu bringen. Und da auch

meine Tauschwaren nur noch für vier Wochen reichen, beschließe ich, nach Osten zu biegen und über den Abhang des Namjagira-Vulkans nach Ruanda zu marschieren. Meine Leute brachen in wildes Hurra aus, als ich es ihnen mitteilte.

22. Februar. Es gibt immer noch neue Weghindernisse, deren Bekanntschaft ich auf dieser Reise machen soll. Gestern war es ein ganz infames Dickicht aus einem Flechtwerk von Schilfgras und einem mir fremden dornigen Strauch, durch das wir stundenlang marschieren mußten, nachdem wir unseren hohen Lagerberg hinabgestiegen waren. Alles flucht: ich, weil ich bei jedem 10. oder 20. Schritt die Kompaßablesung notieren muß und die Träger, weil das Gezweig die Lasten auf ihren Köpfen und Schultern festhält, so daß es fortwährend Stockungen gibt. Dann gab es einen Flußübergang und jenseits wieder steil hinauf; hinauf unter Ach und Weh. Auf dem Kamm treffen wir ein leeres Dorf, in dem ich uns eine Ruhepause gönnen will, und dort ereignete sich, was mir diesen Tag unvergeßlich machen wird.

Als ich mich gerade zu kurzer Rast gesetzt hatte, meldete mir der Askari Mauledi, der die Arrieregarde schließt, daß in der Nähe des eben passierten Flusses ein einsamer Elefant im Grasdickicht stehe. Das war nicht unwahrscheinlich, weil wir alle diese Tage viel frische Losung und Fährten gesehen hatten. Ich kehrte also mit Mauledi und zwei anderen Leuten um bis zum Ende des Kammes. Hier zeigte er mir tief, tief unten, dicht am Flusse eine Stelle, wo die edle Bestie stehen sollte. Ich sah zunächst nichts als zwei Bäumchen, die von hier oben aus Sträuchern glichen und zwischen ihnen einen hellrotbraunen Fleck. Von Zeit zu Zeit bewegte sich das Gezweig, wurde herabgezogen und schnellte wieder in die Höhe. Das ist ein sehr sicheres Zeichen, wie ich später mehrmals konstatierte; wenn ich im Urwalde durch eine Lücke des Dickichts dies starke Emporschnellen von Zweigen sah, durfte ich sicher sein, daß dort ein Elefant äste. Damals aber kannte ich es noch nicht und, da der Hauptfleck so auffallend rot war, durfte man an alles andere eher denken, — besonders an ein Rind — als gerade an einen elephas. (Das war keine törichte Vermutung, weil es hier zu Lande gar nicht selten ist, daß ein älterer Stier melancholisch wird, seine Herde verläßt und sich im Pori einem Einsiedlerleben ergibt. Schoß doch neulich einmal ein Europäer in Urwaldwildnis solchen Bullen und zerbrach sich den Kopf über die Art, die er zur Strecke gebracht hatte.)

Ich stieg den Abhang etwas hinab und erkannte von einem

günstigen Standpunkt aus mit dem Glase deutlich, daß es doch ein Elefant war. Er hatte den Kopf von uns abgewandt und weidete nichts ahnend, ab und zu mit den Ohren klappend und mit dem Rüssel Blätter herabholend. Der Wind stand sehr gut. Da ich aber nicht hoffen durfte, durch das enorme Grasdickicht unbemerkt anschleichen zu können, gab ich den Gedanken an die Jagd auf und befahl den Askaris, eine Schrecksalve abzufeuern, wenn auch auf gut Glück mit Visier 400 Meter in die Nähe des Tieres zu halten — sie gehörten ja zu denen, die die dicksten Bataten ernten, also wäre alles möglich gewesen. Natürlich dachte ich nicht ernsthaft an Treffer, sonst hätte ich selbst geschossen; das wollte ich aber deswegen nicht, weil mir daran lag, die Flucht des Dickhäuters zu beobachten. Ich hatte so oft von ihrer unglaublichen Schnelligkeit gehört, jetzt wollte ich es selbst einmal sehen, da kein Ort zur Beobachtung günstiger sein konnte, als der meine, von dem aus ich mehrere Quadratkilometer des Tales übersah.

Aber die Askaris nahmen die Sache ernster wie ich, erklärten, sie bekämen den roten Fleck nicht in die Kimme und wollten versuchen, näher heranzukommen. Mit einem Seufzer an den Aufstieg denkend, gab ich ihrem Wunsche nach. Es gab nur eine Möglichkeit, nämlich eine Nase herabzusteigen; dadurch konnten wir näher, aber auch in ungünstigeren Wind kommen. Trotzdem wir nicht sonderlich geräuschlos durch das Hochgras uns den Weg bahnten, äste das Tier ohne Mißtrauen wie vorher und ging nur wenige Schritt zu dem nächsten Bäumchen weiter. Als wir noch etwa 250 Meter entfernt waren und es zwischen den Fluß und unserer diesem parallel laufenden Bergnase hatten, mußten wir Halt machen; denn hier, wo der Hang steil abfiel, hätten wir wegen des hohen Grases nichts mehr gesehen. Auch von hier aus war nur noch ein Stück des Rückens sichtbar, aber doch genug, um zielen zu können. Ich wollte tiefer halten, um eventuell ein Bein zu treffen, weil diese schweren Dickhäuter auf drei Beinen nicht laufen können. Den beiden Askaris befahl ich, sich ebenfalls fertig zu machen und sofort hinterher zu schießen, falls er auf meinen Schuß nicht falle.

Natürlich geschah, was ich mir hätte denken können, ich hatte kaum abgezogen, als im gleichen Moment rechts und links von meinen Ohren zwei Gewehre krachten, daß mir noch tagelang das Trommelfell summte. Aber zu Rekriminationen war jetzt keine Zeit; denn der rote Fleck verschwand sofort nach unten. Der Elefant war scheinbar zusammengesackt.

Bis jetzt war die Jagd ein Kinderspiel gewesen, nun begann der Ernst. Denn wir mußten versuchen, in dem hohen Grasdickicht, in dem wir weder uns noch das Tier sehen konnten, an unser Ziel zu kommen, dessen Richtung wir ungefähr wußten. Wir konnten aber nie sicher sein, daß nicht plötzlich über uns ein Rüssel auftauchte, der den vordersten verdientermaßen am Kragen packen würde.

Da die Askaris, wie ich ihnen anmerkte, einen Heidendampf vor dieser Möglichkeit hatten, setzte ich mich anstandslos an die Tete und infolgedessen war ich es auch, der auf etwa 30 Meter das Tier wieder zuerst erblickte, wie es aufrecht, abgewandt, den Rüssel in die Höhe gestreckt und, ihn nach rechts und links schwenkend, das hohe Gras überragte. Ein kurzer Pfiff zwischen den Zähnen — das verabredete Signal, stehen zu bleiben — dann hob ich so leise wie möglich die Büchse, zielte in den Nacken, zog ab und zum zweiten Male brach der Elefant zusammen. Mit wieder fertigem Gewehr lauschten wir. Nichts ist in der in Mittagsgluten schlafenden Landschaft hörbar als das Brechen von trocknen Ästen und ein leiser, keuchender Laut. Vorsichtig nähern wir uns auf 15 Meter. Aber der Koloß lebt noch und schwenkt wie vorher den hoch erhobenen Rüssel wie eine Fahne, nach seinen unsichtbaren Feinden in ohnmächtiger Wut nach rechts und links greifend.

Jetzt traten die Askaris in Aktion; sie haben keinen kleinen Respekt vor dem Rüssel, der mkonga und bitten sie „töten" zu dürfen. Eigentlich mehr, um ihnen das Schießen zu gönnen, als aus Unüberlegtheit gestatte ich es ihnen, worauf ein wohlgenährtes Schnellfeuer beginnt. Trotzdem bei der kleinen Entfernung jedes Geschoß sitzt und der Rüssel jedesmal scharf herunterklappt, steigt er doch immer wieder sofort auf, wie selbstverständlich, da alles Fleischschüsse sind und die Qual des Tieres nur unnütz verlängern. Nach dem sechsten Schusse „blase" ich ab, gehe in kleinen Bogen rechts auf fünf Schritte heran und töte es durch einen Gehirnschuß. Noch zuckten die Muskeln und machten reflektorisch vernünftige Abwehrbewegungen, als ich schon übermütig auf dem Rücken des Elefanten saß; das war töricht und unrecht, dieses, weil er die Hybris nicht verdiente, denn die 20 Minuten, die ihn die Zerschmetterung des Beines oder der Wirbelsäule bei vollem Bewußtsein in wehrloser Pein leiden ließ, müssen gräßlich genug gewesen sein und töricht, weil gar nicht selten die letzten Verblutungskrämpfe großer Tiere den Umstehenden sehr gefährlich werden können, wie ich es selbst einmal an einem Träger nach der Erlegung eines Flußpferdes erlebte.

Meine Leute brachen in ein dreimaliges Hipp Hipp Hurra aus, dem fern von der Höhe, wo meine Träger, durch die Schüsse angelockt, erwartungsvoll stehen, ein Echo antwortete. Nun stieg ich gern hinauf und schlug oben das Lager auf, während mein eingeborener Führer, der immer wieder die kleinen und doch so wirksamen Geschosse verwundert betrachtete, seine Landsleute holen ging, um das Elfenbein herauszubrechen.

Gegen 4 Uhr begann der zweite Teil des Programms, der mir fast interessanter war als der erste. Gab er mir doch vor allem Gelegenheit, eine größere Zahl Eingeborener kennen zu lernen, die der Führer herangeschafft hatte. Es waren meist sehr kräftig gebaute, aber schlecht genährte Leute. Ihren Körper hatten sie mit einer Mischung von Rhizinusöl und einer roten, laterritähnlichen Erde gesalbt, so daß ihre Haut ein merkwürdig karminfarbenes Aussehen hatte, ähnlich der des Elefanten. Sie hatten zum Teil große Äxte mitgebracht, um möglichst rasch die Zähne herauszuholen und dann den Braten unter sich zu teilen, ob dessen sie in diesen schlimmen Zeitläuften außer sich vor Freude waren. Meine eigenen Leute aßen nichts davon, weil das Tier ja nicht rituell geschächtet war; sie möchten es zwar sicherlich alle sehr gern, aber jeder geniert sich vor dem andern. Sechs Mann arbeiteten gleichzeitig mit den Äxten, nachdem das Gesichtsfleisch abgeschnitten und vor allem der beste Bissen, der Rüssel, in Sicherheit gebracht worden war. Sie hatten sich um Stirn und Hals grüne Rankengewinde gelegt, weil die Pulpa sonst die Augen vernichte, wenn sie bei zufälliger Verletzung der Zahnschale herausspritze. Es ist sehr sonderbar, wie weit verbreitet dieser Glaube ist; ich meine fast überall in Afrika, wo es Elefantenjäger gibt. Die Arbeit des Herausbrechens ist enorm; denn bekanntlich sitzen die Stoßzähne bis dicht unter dem Auge im Knochen. Erleichtert wurde sie durch die Art, wie der Elefant zusammengesunken war. Er saß in einer kleinen Mulde, die Vorderbeine auf dem erhöhten Rande und den Kopf aufrecht, so daß man von beiden Seiten gleichzeitig schaffen konnte. Der Eifer, fertig zu werden, war außerordentlich. Die an den Zähnen arbeitenden fürchteten, daß die unbeschäftigten Zuschauer das beste Fleisch kapern würden, daher baten sie uns, die wir zu fünf auf dem Rücken des Tieres saßen, sie mit Zweighieben fernzuhalten. Aber viele stürzten sich doch immer wieder auf den Hals unter dem Vorwande, daß dort der Knochen entblößt werden müßte. Da immer mehrere an einer Stelle herumschnitten, mit der Linken das Fleisch

anspannend, mit der Rechten das Messer handhabend, so geschah es oft, daß, wenn der letzte Schnitt erfolgte, zwei oder drei Leute das gleiche abgetrennte Stück mit ihrer Linken umklammerten. Das gab dann ein Gezerr und Getue und sich ins Gesicht schreien, wobei sie sich in der Aufregung gegenseitig „besprühten", als hätten sie flüssige Sandtorte im Munde — kurz, sie machten ein Gezeter, als stände mehr noch als ihre Seligkeit auf dem Spiel. Aber der Magen knurrt und die Seligkeit nicht — wenigstens hat nicht jeder Ohren, um sie zu hören. Hm!

Nach einstündiger Arbeit baten sie mich um Kraftarznei, ich hatte keine andere als das Versprechen eines schönen Bakschischs. Die Nacht brach herein und man arbeitete bei Mondschein weiter. Es war alles mögliche, daß um 9 Uhr die Zähne ausgelöst waren; da sie aber noch in den Oberkiefern steckten, waren sie so schwer, daß sie abwechselnd durch acht Mann den steilen Berg hinaufgetragen werden mußten. Ich war vorausgegangen und schickte ihnen Ablösung mit Magnesiumfackeln entgegen.

Gegen 10 Uhr kamen sie schreiend und singend ins Lager. Es war ein Höllenlärm. Die Weiber gellten ihre Triller, die Trommeln rasten, die Kinder brüllten, die erschreckten Karawanenaffen und -Hühner kreischten und gackerten — es war fürchterlich. Die Zähne legten sie in den Lichtkegel meiner Lampe vor das Zelt, dann umtanzten sie sie in wildem Galopp und zuletzt liefen Männlein und Weiblein über die Zähne hinweg, um dadurch des Elefanten Kraft und Schnelligkeit zu erlangen, was mir namentlich für das schöne Geschlecht sehr wichtig schien. Es ist zu kindisch, aber ich bin seit gestern in der Achtung meiner Leute um eine Himmelsleiter gestiegen. Noch tief in der Nacht hörte ich aus ihren erregten Gesprächen und Gesängen immer wieder den Refrain, daß ihr baba einen Elefanten geschossen habe und einen größeren, als alle Wasungu, denen sie früher gedient hatten.

Als ich heute morgen aufstand, waren die Zähne schon völlig aus den Kieferknochen bloßgelegt. Die Pulpa wurde gerade vorsichtig herausgezogen, in eiligem Lauf davongetragen und vergraben. Auch ein weitverbreiteter Aberglaube. Die Zähne stellten ein kleines Vermögen dar; sie waren exzeptionell groß, 2,50 und 2,60 Meter lang, und je 120 Pfund schwer, d. h. nach dem Antwerpener Marktpreis über 2000 Franks wert. Solche alten, einsam weidenden Bullen haben ja fast immer respektable Stößer. Ich war sehr froh, denn wenn ich auch nur im Notfall daran denken würde, die Zähne

zu verkaufen, trotzdem sie wegen ihrer Größe keine Trophäe für eine bürgerliche „gute Stube“ sind, und wenn auch 2000 Franks kein Königreich bedeuten, so sind sie in einer halben Stunde bequem gewonnen, auch kein Pappenstiel. Wer verdient das sonst so schnell? nicht einmal ein lyrischer Dichter.

Als ich heute morgen kurz nach 7 Uhr noch einmal an den gestrigen Kampf- und Arbeitsplatz hinabstieg, sahen meine Augen etwas Unglaubliches. Obstupui, steteruntque comae, vox faucibus haesit. Von den 50 oder 60 Zentnern, die solch ein Koloß an Fleischmassen wiegen mag, war nicht mehr so viel da, um ein Huhn sättigen zu können. Wie mit einem feinen Raspatorium abgeschabt lagen ringsum Knochen und Haut im Grase. Kaum daß noch irgendwo an einem Wirbel oder Gelenk größere Fettpartikel saßen. Daß die 40 Leute von gestern alles weggeräumt haben, scheint mir unmöglich. Es müssen sich ringsum Eingeborene verborgen gehalten haben, die nach meinem Weggang gemeinsam mit den anderen die Nacht hindurch bei Mondschein gearbeitet haben. Dafür sprachen auch die vielen Aschenhaufen ringsum. Aber stupend blieb es trotzdem.

Sehr in Verlegenheit kam ich durch meinen Trägermangel. Woher die Leute für den Transport der Zähne nehmen? Schließlich arrangierte sich auch dies. Was irgendwie in meinen Lasten zu entbehren und wertlos war, mußte ich fortwerfen, andere fügte ich zusammen, so daß je zwei zu einer wurden; und leichtere Objekte gab ich den Ruandajungen der Karawane. Einer der beiden Wahunde, der die Last des toten Semakweli übernommen hatte, war übrigens des Nachts geflohen und hielt sich, verlockt durch den Fleischreichtum, bei den Wanjakischari verborgen.

Wir machten heute — 22. Februar — nur einen kurzen Nachmittagsmarsch und lagerten in einem kleinen Dorfe dicht am Pori. Die Landschaft leuchtete im Abendsonnenschein voll lieblichen Reizes. Die Berge waren mit einem lichten Wald weißstämmiger, schlanker, zartbelaubter Bäume wie mit schimmernden Birken bestanden, dazwischen die grünen Wiesen und Bohnenfelder oder die goldgelben Ulesikulturen im Feuer der späten Strahlen. In der Ebene dicht unter uns dehnte sich ein großer dunkler Urwald wie ein riesiger Park aus und hinter ihm tauchten die scharfgeschnittenen Gebilde niedriger kahler Hügel auf.

Im Lager gab es zwei Krampffälle. Nirampetta, eine jener Frauen, die ich in Ruanda loskaufte, erlitt, wie schon öfter, einen epileptischen Insult. Bald darauf fiel auch ein kleiner Boy hin, der-

selbe, den ich vor wenigen Tagen nach dem Unwetter halbirr am Fluß angetroffen hatte. Es war ein typischer hysterischer Krampf mit Stellungen und Erscheinungen, als hätte er sie in der Salpetrière bei Charcot studiert. Meine Leute, die bei ihm auch Epilepsie vermuteten, waren aufs höchste verblüfft, als ich Suggestion wirken ließ und den Jungen, der scheinbar bewußtlos auf nichts reagierte, bei Androhung von „25" aufforderte, zu genesen, worauf er bedächtig aufstand und in sein Zelt kroch.

Einen hysterischen Anfall nennen die Karawanenneger peppo, was eigentlich Sturmwind bedeutet. Nur selten äußert er sich als Krampf, viel häufiger in irgendwie unverständigem oder unmotiviertem Benehmen: Lachen, Weinen, Singen, Schreien, Schimpfen, Toben usw. Manche können stundenlang dasselbe Lied ableiern, andere einen unsinnigen Laut (z. B. gitsche, gitsche) in infinitum wiederholen oder sie begehen törichte Handlungen.

So erinnere ich mich eines Negers, der scheinbar nicht von dem Plan abzubringen war, seine Hand über dem Herdfeuer zu rösten. Ich sage scheinbar, denn es ist viel Simulation im Spiele. Mag auch der Unfall meist autosuggeriert sein, die Besinnungslosigkeit ist fast stets geheuchelt. Die Sucht, eine Zeitlang den Mittelpunkt des allgemeinen Interesses zu bilden, löst in der Mehrzahl der Fälle die hysterische Attacke der Schwarzen aus. So bin ich auch überzeugt, daß jener eben erwähnte Mucius Scaevola sehr rasch seine Hand aus den Flammen gezogen hätte, wenn seine entsetzten Gesellen ihm Freiheit gelassen hätten, statt ihm immer wieder in die Arme zu fallen. Heri, einer meiner Leute in Bergfrieden, tobte eines Abends nach einem Streit mit seiner Gattin fürchterlich und schwor sich zu erschießen; eine Viertelstunde kämpften seine Kameraden schon mit ihm, um ihn festzuhalten, als ich hinzukam. Ich ließ ihn in seine Hütte bringen, reichte ihm sein geladenes Gewehr und schloß hinter ihm die Tür. — Das war vor mehr als $1^1/_2$ Jahren und er hütet noch heute mein Dorf, während ich in Kwidjwi auf Expedition weile.

Ein Arzt wird aus dem Gesagten leicht den Schluß ziehen, daß nicht jeder Peppo mit Hysterie identisch ist. Hysterie ist ja eine Konstitution. Man hat einen hysterischen Charakter oder hat ihn nicht; man erwirbt ihn schwerlich, noch verliert man ihn; Peppo dagegen kann gelegentlich auch den gesündesten Neger befallen; am besten ließe er sich mit Tropenkoller übertragen, jener den Weißen oft zugeschriebenen unbewiesenen Krankheit,

die nach meiner Überzeugung überhaupt keine Krankheit ist. Auf sie einzugehen, fehlt mir der Raum, doch hole ich es vielleicht einmal nach.

„Den Mann hats", so sagt das Sprichwort —; auch der Neger sagt es vom Peppo, und wer über guten Willen und schlechtes Deutsch verfügt, kann noch hinzudichten:

„Geist haben" fällt oft schwer,
„Von Geist gehabt sein" weniger."

Die Neger glauben nämlich, daß im Peppo ein Msimo, d. h. ein Dämon, ein Geist von dem Kopf des Kranken Besitz genommen hat. — Ist die Attacke vorüber oder dauert sie sehr lange, so wird zum „Arzt" geschickt, der auf diese oder jene Weise die Identität des Geistes feststellt und ihn nach seinen Wünschen fragt, um ihn durch Libationen zu versöhnen. Meist hat der Dämon denselben Geschmack wie der „Arzt", und besonders oft scheint er in seiner transzendentalen Existenz ein Gelüste nach Pombe zu haben. Auch wählt er aus der afrikanischen Weinkarte Bananenpombe, Sorghumpombe, Honigpombe, Eleusinenpombe usw. meist die Marke, die der Arzt ihm wie ein zuverlässiger Oberkellner empfiehlt. Allerdings wird der arme Geist sehr kurz gehalten; denn ihm fallen nur einige auf den Boden gesprengte Tropfen zu, während der übrige Inhalt des Topfes in den Magen von Arzt und Patient „gesprengt" wird. Kein Wunder, wenn er durch häufiges Erscheinen wenigstens einigermaßen das Quantum für die nötige Bett- bezw. Grabschwere zu erreichen sucht.

Eine besonders angenehme Villegiatur sind dem Peppo die Weiberköpfe, und er zeigt sich dankbar dafür. Versagt ein Ehemann einer afrikanischen Schönen einen bunten Stoff, der ihr Gefallen erregt und bleibt er hart, trotzdem sie alle Hilfsmittel ihres Geschlechts verschwendet hat, dann stellt, wenn ihr für solch schnödes Verhalten die Begriffe fehlen, oft genug ein Peppo zur rechten Zeit sich ein, und es ist 10 gegen 1 zu wetten, daß dann der mürbe gemachte Gatte die Tracht bewilligt, nach der ihr Trachten stand. Ich kannte die schwarze Wirtschafterin eines Europäers, die Vorzügliches in dieser Kunst leistete — denn es ist immerhin eine Kunst, eine derartige Posse zu ersinnen und sein eigener Mime zu sein. Sollten am Ende jene Ohnmachtsanfälle europäischer Damen, für die der Hausarzt die ersehnte Badereise zu verschreiben pflegt, einem seine Forschungsreisen nach Europa ausdehnenden Peppo ihr Entstehen verdanken? Und müßte eine schwarze Schöne, die zufällig

Zeuge solchen Leidens und seiner Therapie wäre, nicht entzückt und angeheimelt ein Tout comme chez nous ausrufen?

Viel seltener als der Peppo, aber doch nicht ganz selten, sind typisch epileptische Anfälle, wie sie oft die arme Nirampetta erlitt. Übrigens sollte ich sie gleich nach der letzten Attacke ihres Leidens für immer verlieren. Ich erzählte wohl schon, daß sie vor einigen Jahren geraubt war, aber nur sehr vage Erinnerungen an ihre Heimat hatte. Gestern entdeckte sie plötzlich, daß sie in dieser Gegend zu Hause sei, was sich heute bestätigte, als ihr Ehemann im Lager eintraf, um sie zu reklamieren. Ich fragte ihn ob er mir wohl die 10 Ziegen zurückerstatten wolle, mit der ich ich sie einst freigekauft hatte, was ihm um so leichter fallen sollte, als sie jetzt sogar um ein Knäblein reicher zu ihm zurückkehrte, aber er schüttelte nur den Kopf und schüttelte weiter und weiter, als ich immer billiger wurde acht, sechs, drei Ziegen, selbst eine Ziege, einen Hahn und zuletzt eine Henne verlangte. Da er immer noch schüttelte, und ich schließlich Angst bekam, der Gemütsmensch könnte selbst dann noch schütteln, wenn ich etwas drauflegen wollte, so gab ich ihr schleunigst die Freiheit, worauf sie, umringt von den Verwandten und Freunden ihres Gatten, im Triumphzuge den heimatlichen Hügel hinaufgeführt wurde und meinen Blicken für immer entschwand.

Insel Kwidjwi, Dezember 1901.

Brief XXXVII.

Der Leser hat meine Karawane in den beiden letzten Briefen durch die Landschaft Kischari begleitet. Wir hatten am 22. Februar ein kleines Dorf erreicht, das sich dem Abhang eines Berges anschmiegte und unter uns breitete sich eine mit schwarzem Urwald bedeckte Ebene aus, über dessen schwankende Wipfel hinweg wir deutlich das jenseitige Gebirge mit den Niederlassungen des Sultanats Muschari schauen konnten. Die Grenze der beiden Länder läuft durch den Wald.

Als ich am 23. Februar unsern Lagerhügel hinabstieg, um diesen Wald zu durchqueren, hatte ich gehofft, daß ich in den letzten Wochen alle Möglichkeiten an Marschschwierigkeiten erschöpft hatte; aber ich sollte an diesem Tage kennen lernen, daß dieses unselige Kischari mir doch noch eine neue Art zum Abschied aufgespart hatte. Mein Führer hatte gesagt, daß es 2 Wege für uns gäbe, einen schlechten und einen guten. Die Wahl war also leicht. Um so größer war die Enttäuschung, sobald wir in den Wald getreten waren. Der Boden ist in seinen tiefen Schichten Lava, die aber nur selten an die Oberfläche tritt. Über ihr liegt eine dicke, schwarze Humusdecke, die während der Regenzeit eine einzige große Kotmasse bildet. Durch sie führt der Weg für Fußgänger und — leider auch — Elefanten, so daß sich ein knietiefes Loch an das andere reiht. Wegen des Lavagrunds senden die Bäume ihre Wurzeln und Hilfswurzeln möglichst wagerecht, die quer über den Weg verlaufend, wahre Menschenfallen bilden. In der Mitte und in den Elefantenspuren sammelt sich das Regenwasser, aber es ist immer noch vorteilhafter in diesen schwarzen Lachen zu gehen, als in dem danebenliegenden Morast, weil man so die Arbeit spart, den Fuß nach jedem Schritt aus dem zähhaftenden Schlick herauszuziehen. Als ich nach 3 Stunden einen über den Pfad gestürzten Baum benutzte,

um im Trockenen etwas zu rasten, fragte ich den Führer, ob dies vielleicht der gute Weg sei, was er ganz aufrichtig bejahte, weil man auf dem anderen stellenweise bis zur Brust im Schlamm verschwände. Das war wenigstens ein gewisser Trost. Nach weiteren 2 Stunden erschöpfenden Patschens und Pantschens traten wir, von unten bis oben bespritzt, ins Freie, d. h. auf wenig verwitterte Lava mit lichter Vegetation, darunter viel Erikaceen, die ihre Wurzeln in die in alle Vertiefungen angewehte Erde senken. Über zerriebenes knirschendes Geröll stiegen wir zuletzt einen Hügel hinan und lagerten in einem, zu beiden Seiten des Weges symmetrisch erbauten Dorf, das an Stelle eines von den Waregga verwüsteten hier errichtet war. Wir befanden uns in Muschari; im Südost der Namjagira-Vulkan, auf dessen Abhang ein kleiner Krater dicke Rauchwolken ausstößt.

27. Februar. Mit dem Augenblick, in dem wir die Grenze von Kischari überschritten hatten, schien uns die Ungunst des Schicksals verlassen zu haben. Wohl waren auch in der Folge noch genug Anstrengungen zu überwinden, aber sie überstiegen weder allzu sehr das für fast jede Expedition unvermeidliche Maß, noch häuften sie sich so, wie in den letzten Wochen, wo jeder neue Tag seine neue Plage brachte. Ja ich kann wohl sagen, daß die Summe der Strapazen und Entbehrungen der verstrichenen 40 Tage nicht geringer war als die der zehnfachen Zeit während der vorausgegangenen Reisen.

Wir passierten am 27. Februar Muschari, indem wir östlich und nordöstlich die sanftgeneigten Höhen erstiegen. Überall viel Dörfer und Leute, die furchtlos und zutraulich die Karawane bei sich aufnehmen. Am 25. stiegen wir noch höher an, zuletzt durch Bambuswald und kamen auf steilem Pfad, über den ein Regenbach uns entgegen- und hinabstürzte, auf den Rücken der Berge, die sich nach Osten zu einer breiten Lavawüste senken, derselben, die ich fast $^3/_4$ Jahre vorher zu meiner Rechten hatte, als ich von Norden kommend dem Kiwu zu marschierte. Dieser Tag blieb für meine Leute unvergeßlich, denn sie erhielten seit Ujungu zum ersten Male wieder Pombe. Am 26. kletterte unser Weg tief zum Pori hinab, aber vor dem letzten Absturz zauderte er und folgte einer Platte, die 60 Meter über der Lavaebene liegt. Auf ihr mußten wir heute nach Nordost weiter durch die Landschaft Mitongo, weil kein Karawanenpfad durch die großen Lava-Schutt- und -Steinmassen hindurch nach Osten führt. Ich sehe deutlich in Ruanda einen meiner

Lagerplätze vom vorigen Jahr, aber die Wildnis trennt mich von ihm wie ein unüberbrückbarer Abgrund.

Herrlich ist — insbesondere morgens und abends — der Anblick der Vulkankette. Alle 8 türmen sich zum Greifen nahe vor mir auf, und ich kann mich nicht satt daran schauen, wie kühn geformt ihre erhabenen Gebilde in den Himmel ragen. Am schönsten sind der Karissimbi (4700 m) und Mikeno (4500 m), deren stolze Häupter von Schnee bedeckt die blauen Massive krönen. Jede Furche, jede Rille ist zu erkennen und scharf gemeißelt hebt sich jede Zacke von der klaren Luft ab. Aber die Tiefe ist verhüllt. Einen glühenden erstickenden Dunst haucht die Ebene aus, die mit gelblichem Hochgras und kahlem, rotbraunem Busch bekleidet ist, wo nicht die nackte, vegetationslose Lava gleich schwarzen verdrossenen Seen große Flächen bedeckt oder dunkle Schuttwälle sie wie dicke Schlangenleiber nach allen Richtungen durchziehen. Jenseits dieser breiten Wüste steigt langsam das grüne, von tausenden von Gipfeln überragte Ruanda an, das die Basis bildet, von der die ungeheuren Kolosse der Vulkane einige tausend Meter hoch emporwachsen.

Stundenlang konnte ich auf dem Rande unserer Platte sitzen, deren Wand lotrecht nach Osten abfällt, ließ die Beine in den Abgrund herabbaumeln und versuchte das herrliche Bild mit meinen Augen so aufzusaugen, daß es nie wieder meinem Gedächtnis entschwinden kann. Als gestern abend die Sonne schon hinter unserem Rücken versunken war, und die Vulkane in immer dunkleres Blau tauchten, da wurden die Gipfel von Karissimbi und Mikeno plötzlich wie von unsichtbarem Zauberstab berührt und verwandelt. Wie flüssiges Gold rieselte es über die Nadeln und Zacken und floß leuchtend die Schründe und Risse bis zur Schneegrenze hinab, wo der Berg es verschlang. Und zwischen den Goldbächen ragten in purpurnem Glanz die Klippen und Schroffen, als wollte auch ihnen aus allen Poren das Gold wie Blut schwitzen, und wäre gebannt und könnte nicht. Als dies Schauspiel seinen Höhepunkt erreicht hatte, rief ich die Karawane herbei, um ihr das Alpenglühen zu zeigen und zu erklären. Die meisten waren aber zu ehrlich oder zu faul, um Interesse zu heucheln, einige wenige taten es, aber ihre Anmerkungen zeigten mir, wie verständnislos sie dieser Majestät gegenüberstanden, und ich schalt mich einen rechten Esel, weil ich wieder einmal vergessen hatte, daß man auf nacktem Felsen nicht nach kostbaren Blumen suchen soll. — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Negerseele und die Schönheiten der Natur, darin liegt nicht viel Rhythmus, noch Zusammenklang. Ich habe oft Europäer sich darüber entrüsten hören. Aber mir scheint, daß dazu nicht viel Ursache vorhanden ist. Doch verstehe ich den Unwillen. Es ist der Schauder der Erkenntnis, unter Larven die einzig fühlende Brust zu sein; Larven im Sinne des Unentwickelten, Animalischen, von höheren Trieben Unbeeinflußten. Und er wirkt um so stärker, weil er den unvorbereiteten, der psychischen Vorgänge im Neger unerfahrenen Neuling meist schon in den ersten Marschtagen befällt in denen er selbst für all das Fremde um ihn, all das unbekannter Reize Volle am empfänglichsten ist. Aber er wird dann leicht ungerecht gegen den Neger, weil er vergißt, ein wie komplizierter Vorgang das ist, was wir Naturgefühl nennen und wie viel Erinnerungen meist unter der Bewußtseinsschwelle zusammenwirken müssen, damit wir eine Landschaft als ernst oder heiter, als erhebend oder niederdrückend, als feierlich oder alltäglich empfinden können. Wo solche Erinnerungen fehlen, wie bei dem weniger gebildeten Teil der Europäer, fehlt auch ebenso wie bei dem Neger das Gefühl für die Schönheiten der Natur. Das was man an seiner Stelle — und oft es vortäuschend — bei Jägern, Bauern usw. findet, nämlich die Heimatliebe (oder in ihrer andern Form: das Heimweh) — existiert auch beim Neger. Was ihm vollständig abgeht, ist die Fähigkeit, die Natur losgelöst vom Leben zu betrachten, als Schauspiel, als Gemälde. Seine Nerven sind nicht verfeinert, nicht überfeinert genug, um eine Landschaft als schön zu empfinden, trotzdem sie Entsetzen und Schrecken einflößt. Und selbst die Ästhetischsten unter uns, sofern sie gesund sind, ertragen auf die Dauer nur eine Landschaft, die in Sinnen, Geist und Gemüt Empfindungen auslöst, die angenehm, wohltuend, „harmonisch" sind. Auch der Neger strebt bei Betrachtung einer Landschaft nach Harmonie. Aber da sein animalisches Leben viel stärker entwickelt ist, als das intellektuelle und gemütliche, so versteht sich, daß diejenige Natur ihm als die schönste und harmonischste erscheint, die seiner Triebwelt am kongruentesten ist. Eine Landschaft ist für ihn schön, wenn sie reich besiedelt und früchteschwer ist, aber eine Wildnis ist ihm immer häßlich. Ein Weg ist schön, wenn er bequem, aber immer häßlich, wenn er beschwerlich ist und führte er durch die prachtvollste Gebirgslandschaft.

Dabei will ich auf eins besonders aufmerksam machen, trotzdem es so nahe liegt. Das, was auf uns neben der Form am

mächtigsten in der Natur wirkt, die Farbe, ist für den Neger fast bedeutungslos. Wie sollte es auch anders sein? Wie groß sind nicht die Unterschiede ihrer Impression auf Kultiviertere. Wie sehr übersteigt der Genuß einer Farbenstimmung seitens eines Künstlers, der ihre Geheimnisse bis in die versteckteſten Gründe verfolgt, oder eines Dichters, dem sie ein Abglanz seiner phantastischen Träume ist, den von gewöhnlichen Sterblichen. Und der Neger sollte von ihr in seinen Tiefen berührt werden?

Wie steht es überhaupt mit dem Farbensinn minder kultivierter Völker? Man hat versucht, aus ihren Sprachen Erkenntnisse dafür zu gewinnen. Das scheint mir schon deshalb schwierig, weil sie Farben ganz gut unterscheiden, für die sie keine Namen haben, so wie es uns mit Gerüchen und Geschmäckern geht. Speziell beim Neger übersieht man, glaube ich, immer, daß er nur die Farben benennt, die er auch darstellen kann. Bei den meisten Stämmen schwarz, weiß und rot. Völker, die auch einen anderen Farbstoff bereiten können, z. B. einen blauen, wie die Manjema und Waganda haben auch einen Namen dafür (trotzdem blau ein Wort ist, das in den meisten Sprachen erst sehr spät aufzutreten pflegt). Alle Dinge, für die der Neger keine Farbenbezeichnung hat, haben ihre Eigenfarbe: Blätter sind blättern, Messing ist messingsch usw. Man merkt oft, wenn man ihn prüft, wie er ringt und wie er wohl die gröberen Nüancen zu unterscheiden versteht, aber zuletzt erklärt er doch: Ich weiß nicht, wie diese Farbe heißt. Um das einigermaßen nachzufühlen, versuche man einmal z. B. die Farbe des Meeres bei verschiedenen Beleuchtungen genau zu benennen. Ein Nichtmaler wird rasch in Verlegenheit kommen.

Die Farben schwarz, weiß, rot faßt der Neger sehr weit. Den blauen Himmel nennt er schwarz, wie Virgil die Veilchen; die gelbe Blume nennt er rot, wie der Dichter das Gold. Merkwürdig ist, daß er durchsichtiges Wasser oder Glas schwarz heißt, (was allerdings nicht viel falscher ist als unser weiß). Ich habe nur selten gefunden, daß mit den Farben gewisse seelische Vorstellungen verknüpft werden. Am auffälligsten war folgendes. Die Wanjaruanda — also ein Stamm tief im Innern ohne jede Beziehung zu abendländischen Anschauungen — nennen „Trauer haben", „ukwirabura" d. h. schwarz sein, und „die Trauerzeit hinter sich haben" ukwera d. h. weiß sein. Das ist um so sonderbarer, da die beiden Farben in keiner Beziehung weder in Kleidung, noch Bemalung usw.

zur Kennzeichnung ihrer Trauer, beziehungsweise „Ent-trauerung" in Erscheinung treten. —

Ich kehre von diesem Ausflug wieder zur Schilderung meines Reiseweges zurück.

28. Februar. Wir stiegen heute vollends in die Ebene hinab. Je weiter man nach Norden kommt, desto älteren Eruptionen gehört die Lava an und um so stärker wird die sie bedeckende Humusschicht. Stellenweise, aber sehr dünn verteilt, finden sich die schattenlosen, durchglühten Niederlassungen der Eingeborenen. Die Hütten haben auch hier 2 Zugänge, die sich aber nicht wie in Kischari gegenüberliegen, sondern rechtwinklig zu einander sich öffnen. Das Bett und davor die Feuerstelle befindet sich bei der Nebentür. Bis 40 Baumstützen sind in den ziemlich geräumigen Hütten verteilt, zwischen denen Flechtwerk verschiedene Abteile und Verschläge bildet.

In den Steinmassen stießen wir heute auf einen Teich, dem ein ansehnliches Gewässer namens Mihondo entspringt. Offenbar ist er der Abfluß eines größeren unterirdischen Beckens, das den Regen und die vom Gebirge zuströmenden, sich scheinbar im Pori verlierenden Bäche sammelt und dem Rutschurru (und damit dem Albert-Eduard-See und dem Nil) zuführt. Der Mihondo fließt längs eines hohen Walls von Lava-Schutt und -Steinen, der wie ein Eisenbahndamm durch die Ebene zieht, nach Nordosten, meist sehr reißend, dann wieder teichartig auf 100 Meter sich erweiternd und von einer großen Zahl von Flußpferden und Wasservögeln belebt. Fußspuren von allerhand kleinem und großem Wild laufen auf ihn zu, und stellenweise durchbrechen tiefe Wechsel die von Phönixpalmen dicht umrahmten Ufer. Wir hielten uns meist in der Nähe des Stromes und querten den Akazienwald, der dem linken Ufer folgt, bis wir auf eine große, bebend heiße Grassteppe hinaustraten, in deren Öde einige elende, wenig einladende Dörfer in den schweigenden Mittagsgluten verschlafen dalagen. Sie gehörten zu dem Sultanat Butundwe. Trotzdem jeder Nerv in mir nach Schatten und frischen Winden schrie, mußte ich doch unter dieser grell und schmerzhaft leuchtenden Sonne und in dieser gekochten Luft mein Lager aufschlagen.

Die Eingeborenen dieses Gebiets waren freundlich und zutraulich, sie fragten mich wiederholt, ob ich ein Bruder von Stokes wäre, jenem Engländer, der erst Missionar, später Elfenbeinhändler war und seine Gewinnsucht mit dem schmählichen Tod am Galgen

bezahlen mußte, den die Belgier ihm allzu hastig bereiteten. Er hatte auf seinen Handelszügen auch die Gegend nördlich von hier berührt. —

Zu erwähnen ist, daß die Eingeborenen wegen des heißen rissigen Bodens Sandalen tragen, aber einfachster Art. Sonderbar sind auch ihre Speere, die am unteren Ende keine Zwinge, sondern hölzerne, bisweilen mit Leder überzogene Anschwellungen haben, an denen eine lange Schnur befestigt ist. Angeblich dienen sie zur Jagd auf Affen und Hippopotami.

1. März. Die Nacht war wie immer in den letzten Tagen schwül, mein Schlaf schlecht. Da ich außerdem noch an den Folgen der schlechten Ernährung und der Strapazen laboriere, ist meine Stimmung im allgemeinen unter Null. Zu meiner Erheiterung trägt auch nicht bei, daß einer der schönen Elefantenzähne Miene macht, zu zerspringen. Man hätte sie in Felle einnähen sollen, aber als ich das vorschlug, lachten meine Leute, wie die Bauern, wenn ein Städter zu ihnen von Landwirtschaft spricht. Ich hätte es gleichwohl getan, wenn die Träger nicht fortwährend — zu meiner heimlichen Freude — über die Zähne gemurrt und täglich erst einige Stunden später als wir das Lager erreicht hätten. Die furchtbare Sonnenglut der letzten Tage, der Wechsel zwischen der feuchtkalten Bergluft und dem beklemmend heißen Atem der Ebene wirkten zusammen, um den Austrocknungsprozeß des Elfenbeins zu sehr zu beschleunigen. Jetzt natürlich ist die Last nicht zu schwer, trotzdem sie mit 10 Fellen umwunden ist, jetzt kann im Lager nicht genug Gras herbeigeschleppt werden, um sie in Schatten zu decken, und was nicht alles noch — jetzt; aber mein Grollen findet bei den Leuten kein anderes Echo, als „amri ja mungu, Allahs Wille".

Wir wandten uns heute nach Osten. Die Ebene dehnt sich in kaum merklicher Steigerung nach Nordosten weiter. Mit 3 kleinen Märschen soll der Albert-Eduard zu erreichen sein, der hier Itschumwi genannt wird; gerne würde ich hin, aber mein Tauschzeug ist so knapp, daß ich umkehren muß. Auch so weiß ich nicht, wie ich die Leute bis Usumbura befördern soll.

Vom heutigen Tage, der im allgemeinen ohne Strapazen war, sind nur zwei Flußübergänge zu erwähnen. Zuerst über den Mihondo. In mehrere Arme geteilt strömt er an der Furt reißenden Laufs über Lavafelsen, die teils in spitzen Zacken den Spiegel überragen, teils von tiefen, unsichtbaren Spalten zerrissen sind. Da die Anwohner das Bett bis ins einzelne kennen, ist die Passage für die

Träger zwar schwer aber ungefährlich. Dem lieben Vieh kann man aber nicht sagen „hier ist ein Schlund, cave!“, so daß ich mich auf neue Verluste gefaßt machte.

Aber es ging besser, wie ich hoffte. Die Eingeborenen setzten Huf nach Huf auf passende Stellen und nur in den größten Spalt fielen die Tiere hinein; ihre Todesangst gab ihnen aber Kraft, sich wieder herauszuarbeiten.

Später kamen wir an den Rutschurru, dessen Quellgewässer ich schon im vorigen Jahre gekreuzt hatte. Diese Furt war nur für mich fatal. Der Fluß ist 40—50 Meter breit, über brusttief und heftig reißend. Man muß ihn erst queren und dann ebenso weit dem anderen Ufer stromaufwärts folgen, um landen zu können. Da die Eingeborenen anstandslos hinübergingen, folgte ich ihnen mit Vertrauen, nachdem ich Schuhe und Strümpfe abgelegt hatte. Die ersten Meter waren nicht schlimm, aber dann war der Boden mit kleinem, spitzen Lavageröll bedeckt, die sich um so mehr in die Sohlen bohrten, als die Strömung gebot, die Füße fest anzustemmen, um nicht fortgerissen zu werden. Da ich in einer Hand die Uhr, in der anderen den Kompaß hoch halten mußte, konnte ich nicht schwimmen, ich war aber doch nahe daran, es zu tun, weil ich vor Schmerzen nicht vorwärts kam und die Uferlandschaft bereits in schwindelnder Schnelligkeit an mir stromabwärts zu schießen begann, während es mir schien, als falle mein Körper nach der entgegengesetzten Richtung — ein Phänomen, das beim Queren reißender Flüsse leicht sich einstellt. In diesem Moment kamen mir die Eingeborenen ungerufen zu Hilfe und führten mich hinüber, wobei ich mit Neid an den Feuerrostgang der heiligen Elisabeth dachte. Ich glaubte am anderen Ufer statt meiner Füße nur noch ein paar zerfetzte Stummel zu finden und war angenehm enttäuscht, von ein paar stark blutenden Rissen abgesehen, unversehrt zu sein. Mein „Stolz“ hätte jetzt gefordert, daß ich die Eingeborenen etwas insultiert hätte, weil sie unverlangt mir beigesprungen waren, als ob der mami nicht auch ohne ihre Hilfe hinübergekommen wäre, aber ich war anständig genug, es bleiben zu lassen.

Am rechten Ufer fand sich ein verlassener Bananenhain, in dem wir lagerten. Im übrigen ist der Rutschurru von einem schmalen Galeriewald umrahmt, dessen dunkles Band sich durch die Ebene bis zu der Stelle schlängelt, wo der Strom aus den Bergen von Ruanda bricht. Die Vegetation ist äußerst üppig. Baumriesen und schlanke Phönixpalmen, die oft auch auf kleinen grasigen Inseln

im Fluß sich erheben, Lianen und dichtes Unterholz bilden einen dunklen feuchten Park, der vom Kreischen der Papageien, vom Gelächter der Spottdrosseln, vom schwirrenden Gesang der buntschillernden Nektarinen und dem melodischen Flöten der Dryoskopen widerhallt. Zahllose Schmetterlinge, darunter Riesenfalter mit samtartigen blauen oder leuchtenden grünen Flügeln schweben zwischen den Blüten der Winden und Loranthen oder sitzen in Scharen am Rande kleiner Wasserlachen. Auch von Käfern wimmelt es; gelbe Skarabäen mit schwarzer Totenkopfzeichnung oder mit silbernen Decken, die ein durchsichtiger Hornrand überragt und viele andere; des Abends aber illuminierten Hunderte von Leuchtkäfern und Leuchtwürmern gleichzeitig das Dunkel der Bäume und die Tiefe der Gräser.

2. März. Marsch durch die Lavaebene nach Südosten, zuerst lange Zeit dem Rutschurru folgend. Weite glühende Savannen, in denen hie und da ein einsames Dorf schläfrig träumt. Die Luft von heißem, gelbem Dunst und dem Rauch brennender Grasflächen erfüllt. Auf der östlichen Seite des Grabens mehren sich die Ansiedelungen; auch Bananenschamben. In einer von ihnen (Landschaft Bukomme) unser Lager.

3. März. Weiter nach S.S.E.; bald durch gut bebaute Gegend, bald durch steinige Lava-Wüste. Wir überschreiten den Rutschurru zum zweiten Male, da wo er in engem tiefem Felsbett von üppiger Vegetation begleitet, reißend und brausend dahinschießend in die Ebene tritt. Er ist überbrückt von vier schwankenden, lose gefügten Phönixpalmen, über die die nicht schwindelfreien Leute — insbesondere alle Weibsen — auf dem Rücken kriechender Eingeborenen hinüberreiten müssen. Am anderen Ufer finden wir uns nach sanftem Anstieg dicht über einem lieblichen See, der einen alten, großen Krater ausfüllt. Einige kleinere Trichter auf einer Halbinsel zeigen reichen Strauch- und Baumbestand. In der Nähe ein Dorf, in dem wir lagern. Die Eingeborenen überbieten sich in Liebenswürdigkeiten. In den letzten Tagen erhielt ich in 3 Portionen nicht weniger als 140 Eier; allerdings die meisten faul. Es ist wirklich nicht alles zum besten in dieser besten aller möglichen Welten.

4. März. Ich hegte heute die Hoffnung, den Anschluß an meine vorjährige Route zu erreichen, aber sie trog. Mit all diesen Nordostmärschen sind wir doch weiter nördlich geraten, als ich annahm. Wir passierten heute Kissigalli, das in lockerem Verhältnis zu Ruanda steht. Die Eingeborenen fangen bereits an reservierter, furchtsamer und doch im Tauschverkehr begehrlicher zu werden. Der

Anblick der Landschaft war wie gestern. Wechsel zwischen Öde und Fruchtbarkeit. Auch einen hübschen Kratersee sahen wir wieder. Viele frische Elefantenfährten kreuzten unsern Weg; in einer Schambe hatten die Tiere fürchterlich gewütet. Wir lagerten in einem Bananenhain, den eine großäugige Mäusespezies reich bevölkerte. Des Abends veranstalteten sie ein stimmungsvolles Vokalkonzert.

5.—7. März. Am nächsten Tage fand ich meinen alten Weg in der Nähe des Dorfes, in dem man mir vor dreiviertel Jahren meinen kleinen Boy Hamiß zu stehlen versuchte.*) Die Räuber waren diesmal auf die Kunde von meinem Kommen mit aller Habe geflüchtet. Über die nächsten Märsche kann ich mich kurz fassen, weil sie schon früher geschildert wurden. Wir zogen auf dem gleichen Pfade wie einst am Rande des Lavaporis, passierten den Platz, von dem aus ich die Batwa-Pygmäen in ihren Wäldern aufgesucht hatte, um ihnen den geraubten Knaben abzunehmen;**) wir sahen jetzt, daß sie sich ein paar hundert Meter weiter ab ein neues „Lug ins Land" aufgebaut hatten, von dem sie noch besser wie früher die Straßen überblicken konnten; und die glimmende Asche bewies, daß sie noch ebenso eifrig ihrem Wachdienst oblagen. Trotz der Regenzeit war das durchzogene Gebiet so wasserarm, wie in der Trockenzeit, und als wir in Kamuhanda in derselben Bananenschambe wie einst lagerten, fanden wir dieselben Haufen von gespaltenen Bananenblattscheiden zur Gewinnung des in ihnen eingeschlossenen Wassers wie ehemals. Dann ging es über die trostlos öden Lavasteppen nach Südwesten durch die Provinz Bugoie, am Hügel des Kilimawumbi vorbei, der zwei Jahre später die Karawane des Superiors von Issawi angriff und einen braven Schwarzen, einen der ältesten Christen Zentralafrikas, ermordete. An vielen kleinen längst erloschenen Kratern vorbei ging es zum schönen Tal des Ssabeje, dessen Fall mit seinen großen Wassermengen jetzt einen besonders prächtigen Anblick bot, und zuletzt in sanftem Anstieg über die Hänge, auf denen die Glimmerplättchen im Sonnenschein wie Spiegel blitzten, hinauf zur Höhe, von der aus sich plötzlich das herrliche Panorama des Kiwu-Sees mit seinen graziös geformten Inseln und Halbinseln öffnet. Mit Entzücken schaue ich wieder auf das reizvolle Bild der nördlichen Uferlandschaft, auf den dunklen Kandelabereuphorbienpark von Kissenje, das große, von Feigen umrahmte Dorf der Erben des Häuptlings Bissangwa, auf den schönen gelben

*) Siehe Brief XXV.
**) Siehe Brief XXV.

Badestrand neben der Ssabejemündung, auf die von riesigen Feldern und Bananenhaine bedeckte Ebene, über der sich das kühne Profil des Niragongwe-Vulkans aufbaut bis hinüber zu dem kahlen Buschpori, das in öder Eintönigkeit bis zu den Bergen von Ujungu nach Westen sich ausdehnt.

Am Strande von Kissenje, wenige Meter vom Ufer, schlage ich mein Lager auf. Rwakadigi, der Verwalter der Provinz Bugoie — sein Herr Buschako weilt zurzeit am Hofe des Königs Juhi — sandte sofort einen seiner Watussi zu mir, der mir das „funguru“ das „Freundschaftsgeschenk“ bringt und gleichzeitig das größere „idsimanu“ das „Gastgeschenk“ ankündigt. Er sucht mein Gedächtnis zu schärfen, indem er mich daran erinnert, wie viele Krüge Pombe er nebst Ziegen und Vegetabilien mir das letzte Mal gebracht hätte. Um mir und meinen Leuten einige Ruhe nach den Strapazen der letzten Monate zu gönnen, blieb ich vom 7. März an in Kissenje liegen und trat erst am 10. meinen Weitermarsch längs der Ostküste an.

In der Nähe von Kissenje hatte Graf Goetzen 1894 den See zuerst erreicht, worauf es bis zum Sommer 1898 unbesucht blieb. Damals kam ich dort an und im März 1899 auf der eben geschilderten Expedition zum zweiten Male. Seitdem weilte ich noch häufig da; augenblicklich, wo übrigens die Kiwu-Grenzkommission ihr Standquartier für die Regenkampagne 1901/1902 dort aufgeschlagen hat, zum siebenten Male. Der Platz, der an sich keine andere Bedeutung hat, als daß er die nördlichste Ansiedlung der Eingeborenen am Ostufer ist, wird auch in den diplomatischen Verhandlungen, die dem Grenzstreit zwischen Deutsch-Ostafrika und dem Kongostaat hoffentlich bald ein Ende machen werden, öfter genannt werden, da seine geographische Position wiederholt festgelegt und sicher bestimmt ist.

Kissenje liegt in der großen zu Ruanda gehörigen Provinz Bugoie, deren Bewohner, die Wagoie, sich aber wesentlich von denen anderer Provinzen unterscheiden. Am Hofe des Königs betrachtet man sie schon lange als Rebellen und würde ihre Züchtigung durch die Europäer sehr gerne sehen, um so mehr als die eigenen Kräfte für eine dauernde Unterwerfung kaum ausreichen. Denn die Bevölkerung, die mindestens hunderttausend Menschen zählt, sitzt sehr gedrängt und erhält noch fortwährend Zuzug aus den nördlichen Ländern, namentlich aus dem südwestlich des Albert-Eduard-See gelegenen Ibgwischa. Auch das ganze Volk von Kame-

ronse hat sich in den letzten Jahren dort angesiedelt. Ich glaube, daß hier die Wellen einer größeren Völkerwanderung schlagen, die, aus den Waldgebieten des oberen Kongo kommend nach Osten hin flutet. Es sind hauptsächlich Waregga, mit ihrem Schmähnamen abariabantu oder buljoko, d. h. Menschenfresser genannt, die immer mehr Terrain diesseits des Grabenrands zu gewinnen suchen und die dort ansässigen Stämme ostwärts drängen. Westlicher Einfluß zeigt sich infolgedessen auch sehr stark in Sitte und Sprache, in Ackerbau und Gewerbe, in Charakter und Erscheinung — kurz, in jeder Beziehung bei den Wagoie und daher der Gegensatz zu dem übrigen Ruanda. Nur noch in wenigen Bezirken von Bugoie nennt der König einen Schein von Herrschaft sein eigen. Der Chef der Provinz — Buschako — wagt seit langem nicht mehr, in seinem Lande zu residieren und auch die Unterchefs, soweit sie dem Adel der Watussi angehören, haben sich allmählich in das Innere des Sultanats zurückgezogen oder vertreten selbst nur noch mit halber Seele die Sache ihres Fürsten. Das deutsche Gouvernement aber muß sich auf die Aufrechterhaltung der notwendigsten Beziehungen zwischen der Bevölkerung und ihren eingeborenen Autoritäten beschränken, solange der unleidliche Zustand der bisherigen Ungewißheit über die Zukunft des Landes fortdauert. Das ist bedauerlich, denn je länger diese latente Anarchie anhält, um so schwieriger wird sich die Retablierung geordneter Verhältnisse gestalten und um so zäherem Widerstand späterhin die deutsche oder belgische Verwaltung begegnen. Unser kolonialpolitisches Interesse erfordert die Unterstützung des Königs und die Aufrechterhaltung der Watussiherrschaft mit der ihr innewohnenden strengen Abhängigkeit der großen Masse der Wanjaruanda. Das läßt sich bei einiger Kenntnis des Landes und Volkscharakters durchaus mit dem Gebot der Humanität vereinen, das die Ausrottung ungerechter Vergewaltigung und roher Willkür gegen die Unterworfenen heischt. Ja gerade diese Verbindung von kolonialen Interessen und Menschlichkeit wird es sein, die eine spätere Fruktifizierung dieser schönsten, weil bevölkertsten Teile unseres ostafrikanischen Besitzes, für die Urundi und Ruanda mit Recht angesehen werden, am sichersten verbürgen wird.

Das Bild von Kissenje, wie überhaupt des ganzen nördlichen Kiwu wird durch die erhabene Erscheinung des Niragongwe-Vulkans beherrscht. Wer vom Süden her über den See fährt, erblickt, sobald er das mittägliche Ende der Kwidjwi-Insel umschifft hat, den ge-

waltigen Kegelstumpf. In ganz sanfter Neigung steigt das Nordufer langsam etwa 15 Kilometer an, hie und da von alten kleinen Kraterhügeln unterbrochen, die je nach ihrer Gestalt von den Eingeborenen mit phantastischen Namen getauft sind, bis es das Dach erreicht, von dem auf meilenweit nach Ost und West greifender Basis der Vulkan sich erhebt, dessen wundervoll graziös geschwungene Profillinien über 4500 Fuß hoch emporstreben und in scharfgeschnittener Horizontale, dem Rande des riesigen Kraters, sich vereinen. Graf Goetzen hat den Berg von Osten her unter großen Mühsalen erklettert und seine Eindrücke anschaulich geschildert. Seine Nachfolger haben sich einen bequemeren Zugang von Süden her verschafft. Man geht jetzt erst vier Stunden über alte Lavafelder, die aber seit langer Zeit verwittert genug sind, um menschlichen Ansiedelungen zu dienen, und so reiht sich, trotzdem nirgends ein Brunnen oder Gewässer ist, Acker an Acker, Hain an Hain. Dann beginnt Wildnis. Durch üppigen Busch und Wald, der von Elefanten- und Antilopenfährten durchzogen ist, geht es über zerrissene Lava den mäßig steilen Berg hinauf. Je höher um so lichter wird die Vegetation; überall liegen vom Sturm gefällte Bäume, die zwischen dem in die Luft ragenden Wurzelwerk große im Sturz aus dem Boden mitgerissene Steine tragen, der Weg wird immer rauher und holpriger, häufig blickt man in große röhrenförmige Blasenräume bis der Berg immer mehr verödet und nach drei Stunden Erikazeen und eine gelbblühende Staude mit tabaksähnlichen Blättern (Senecio Johnst.) das einzige Grün, weiße und gelbe Helichrysumarten den einzigen Schmuck der Landschaft bilden.

Nur in den Schluchten steigt der Wald höher, dann folgt der letzte steile Anstieg über einen nackten Trümmerhang. An seiner unteren Grenze blickt man in den etwas tiefer gelegenen südlichen Krater hinab, dessen 80 Meter hohe Wände mit dunklem Wald bestanden sind, während eine helle gelbgrüne Sumpfdecke die Sohle bedeckt, auf der in den Morgenstunden die Nebel ihre wirbelnden Reigen tanzen. 1½ Stunden steigt man von dort über das Geröll an, um oben ganz unvermittelt vor dem mittleren Krater zu stehen. Fast senkrecht stürzt die mehrere Kilometer umfassende Ringmauer durchschnittlich ca. 80 Meter tief hinab, die sich aus hellen und dunklen, schwarzen und grauen und roten, breiten und schmalen, rauhen und glatten Schichten aufbaut. An einigen Stellen wird sie von weißen silberglänzenden, vertikal laufenden Bändern gekreuzt. Fast in der Mitte des Grundes liegt der Schlot mit bretzel-

oder acht-ähnlichen Rändern, aus dessen Tiefe ein dumpfes Kochen und Rauschen zur Höhe dringt und weißer Qualm in dicken Wolken nach oben steigt. Feiner Rauch quillt auch aus zahlreichen kleinen Spalten der ebenen Sohle und hier und da sieht man eine leise Bewegung der Erde, als würde sie von arbeitenden Maulwürfen gehoben. Der Anblick des ganzen Schauspiels ist von einer unbeschreiblich geheimnisvollen Größe und nicht mehr aus dem Gedächtnis zu tilgen, selbst nach nur flüchtigem Blick. Bald drückt der Wind auf die Rauchmassen und hält sie im Kessel fest, wo sie mit den Nebeln, die fast das ganze Jahr mehr oder minder stark den Vulkan einhüllen, sich zu undurchsichtigen Schleiern verdichten, bald zerreißt er die geballten und jagt sie die Wände entlang und hinauf und hinaus und legt für das Auge den ganzen Krater bis in den letzten Winkel frei. Und bei klarem Wetter schaut man von dort oben in solche Weiten und auf eine Rundsicht von solcher Pracht, daß, wer dies Bild genossen hat, verstummt, weil es zu schildern das pompöseste Wort ihm zu ärmlich, die leuchtendste Farbe zu stumpf, der wärmste Ton ihm zu kalt erscheint.

Kissenje, im Januar 1902.

Am Ostufer des Kiwu.

Brief XXXVIII.

Die allgemeinen Bemerkungen über den Kiwusee, die an der Spitze dieses Briefes stehen, waren von mir einer Karte des Sees als Begleittext beigegeben. Ich reproduziere sie hier, um dem Leser der mir bisher gefolgt ist, eine kurze, aber alles Wesentliche zusammenfassende Orientierung über dies schöne, von Graf Goetzen entdeckte und zum größeren Teil von mir zuerst erforschte Gewässer zu geben.

Der Kiwusee liegt etwa 1500 Meter hoch auf dem Dach des zentralafrikanischen Grabens, sein nordwestlichster Punkt kaum $1^1/_2$ Breitengrade südlich des Äquators. Von den Ufern ist das westliche mit etwa 110 bis 120 Kilometer das längste; übrigens sind alle bis auf das nördliche so zerrissen, daß, wenn man die Uferlinien ausrecken wollte, vielleicht das Fünf- bis Siebenfache der Länge sich ergeben würde. Diese Zerrissenheit der Küsten und die Menge der Inseln sind die wichtigsten Charakteristika des Sees; dadurch entstehen Landschaftsbilder, die in einem englischen Reisenden Erinnerungen an Schottland, in mir solche an norwegische Fjorde, besonders an den von Christiania, wachriefen. Seine Zuflüsse erhält der Kiwu durch eine Unzahl ständiger kleiner Wasserläufe, von denen der im Süden mündende Kalundura der größte ist. Das Nordufer ist im Verhältnis zu seiner Ausdehnung sehr wasserarm, nur am West- und Ostzipfel mündet je ein großer Bach. Einen Abfluß hat der Kiwu durch den Russisi zum Tanganika, er gehört also damit zum Kongosystem. Doch ist dies nicht immer so gewesen. Zweifellos war an der Stelle des Sees einst ein Gebirgsland, dessen Flüsse nach Norden dem Nil zuströmten, bis sich die Vulkane wie ein Stauwerk ihnen entgegenstellten und den Kiwu entstehen ließen.

Lotungen in großem Maßstabe sind noch nicht gemacht worden, doch darf man annehmen, daß die tiefste Rinne (entsprechend der alten Grabensohle) in dem östlichen Teile des Sees zwischen der Insel Kwidjwi und der Ostküste sich befindet. Der Oberlauf des Russisi liegt jetzt in einem von jähen hohen Wänden eingeengten Tal, bis er durch eine schmale Pforte in die breite zum Tanganika ziehende Ebene tritt. Diese setzt sich nach Norden fort, dient dem Luwiro als Bett, wird aber bald durch Rippen von beiden Seiten eingeschnürt und findet schließlich in einem zerworfenen Querriegel einen Abschluß. Diese Fortsetzung stellt wohl die alte Grabensohle dar und der Luwiro den alten Russisi. Der jetzige Oberlauf des Russisi mag einst, durch eine niedrige Fortsetzung der heutigen Wasserscheide zwischen Tanganika und Kiwu getrennt, zwei kleinen Nebenflüssen als Bett gedient haben, von denen der eine nach Süden bezw. Osten dem Luwiro-Russisi, der andere nach Norden dem Nil zufloß, bis durch Entstehung des Kiwu und das Steigen von dessen Niveau über das Niveau der alten Wasserscheide der jetzige Oberlauf des Russisi gebildet wurde. Sicheres darüber könnte erst eine detaillierte Untersuchung der Verhältnisse durch Geologen ergeben.

Was die Küsten des Kiwu anlangt, so ist der Norden von den anderen wesentlich verschieden. Eine vielfach noch nackte Lavafläche — im Osten bebaut, im Westen Wildnis — steigt, von vielen isolierten kleinen Kraterhügeln unterbrochen, langsam etwa 15 bis 20 Kilometer an; auf ihrer Höhe baut sich das mächtige Massiv des jetzt noch tätigen Niragongwevulkans (Kirunga tscha Gongwe oder tscha Gongo) auf. Die übrigen drei Ufer sind nicht vulkanischen Ursprungs; ihr typisches Gestein sind stark verwitterte Quarzite und Glimmerschiefer. Den Osten und Westen rahmt ein zerklüftetes Gebirge mit wenigen großen Tälern, aber zahlreichen Nebentälern, Schluchten, Mulden, Furchen und einer Unmenge von Spitzen und Kuppen ein, die einen fast unentwirrbaren Anblick gewähren. Die höchste Kette steigt bis zu 2700 Meter über dem Meeresspiegel an. Darüber hinaus ragen nur wenige Gipfel, die meisten davon im Westen des Sees. Die Zerrissenheit der Ufer und dementsprechend die Vielheit der Buchten erwähnte ich. Von den beiden langen Küsten ist die westliche einfacher, großzügiger als die östliche. Ihre großen Buchten sind nach Norden zu offen, die meisten von ihnen entsprechen wohl alten Flußtälern. Von den Inseln beherrscht die große Kwidjwi das Bild des Sees. Sie bildet gleichsam die Fortsetzung der langen den Süden des Sees in zwei Teile

trennenden Halbinsel, von der sie nur durch einen schmalen Kanal geschieden ist. An der Halbinsel wie an Kwidjwi ist die auch sonst vielfach zu beobachtende Bruchlinieneigentümlichkeit erwähnenswert, daß bei südnördlich gerichtetem Bruch die nach Osten abfallenden Hänge viel steiler sind als die nach Westen fallenden. Das wiederholt sich hundertfach am Kiwu — im großen an West- und Ostküste des Sees, im kleinen an vielen Halbinseln, Inseln und südnördlich laufenden Talwänden.

Wie seine Entstehung a priori vermuten läßt, unterscheidet sich der Kiwu in vielen Beziehungen von den anderen Seen des zentralafrikanischen Grabens, speziell vom Tanganika und Albert Edward. Zunächst faunistisch. Allgemein — eine große Armut von Lebewesen. Auch für den Laien auffallend ist das Fehlen von Krokodilen und Nilpferden, trotzdem der Mittel- und Unterlauf des Russisi namentlich an ersteren nicht arm ist. Aber nie steigen sie in den Kiwu. Von Nilpferden ist außer einem Pärchen, das sich nach Angabe eines belgischen Offiziers am Südende des Sees aus irgend einem Sumpftale heraus in den Kiwu für einen Tag (?) verirrt haben soll (?), in all den Jahren meines Aufenthaltes nie etwas bemerkt worden. Ich wüßte auch nicht, was sie auf dem steinigen Seeboden, der sich gleich am Ufer zu großen Tiefen senkt, locken sollte. Das Fehlen der Krokodile mag mit dem kalkigen Wasser und seiner Armut an Fischen zusammenhängen. Besonders der Norden des Sees soll nur wenig — immer relativ — Fische enthalten. Es gibt, wie Moore mir sagte, acht Arten — ich kenne nur sieben (später fand ich noch zwei) —, von denen nach demselben Gewährsmann nur eine mit einer Tanganikaart identisch ist. Ein Wels und ein Schuppenfisch wachsen zu respektabler Größe heran. Der Armut an Fischen entspricht es, daß es nur wenig Leute gibt, die professionelle Fischer sind (infolgedessen auch sehr wenig und primitive Boote). Von Seetieren seien ferner erwähnt Weißbartottern, Krallenottern und die vielleicht auch vorkommenden Bastarde von beiden.

Ich sprach oben von dem kalkhaltigen Wasser. Das zeigt sich dem Beobachter auf den ersten Blick darin, daß fast das ganze Ufer — minimale Sandstreifen an Bachmündungen ausgenommen — von einem weißen Rande umgeben ist, der dadurch entstanden ist, daß Steintrümmer, Baumstämme, Wurzeln, Rasenbüschel in einer Schale von Kalk liegen. An der Wassergrenze wachsen grüne Algen, die da, wo sie vermodern, eine besonders starke Reaktion auf Salz-



Eine Insel im Kiwu-See.

säure geben. An diesem Kalksinter erkennt man auch — neben anderem — daß der See früher höher gestanden hat als jetzt; für mindestens 5 Meter ist es sicher. Dementsprechend findet man auch in ihm Vertreter einer jetzt abgestorbenen Muschelfauna vor. Lebende Muscheln habe ich noch nie im See gefunden, dagegen in den Kalklagen Kolonien von Taschenmuscheln mit perlmutterartigem Glanz, die bis 20 Zentimeter groß waren. Daneben auch verschiedene kleinere Muschelarten. Leere Schneckengehäuse finden sich auch fast überall. Daß man in diesen Kalkfelsen auch bisweilen auf interessante Dinge stoßen kann, lehrt der Fund eines alten, jetzt in Ruanda unbekannten eisernen Instruments, das mir ein Zufall einst in die Hände spielte. Erwähnenswert ist endlich eine bohnengroße Qualle, die aber sehr selten sein muß, weil sie den Eingeborenen unbekannt ist und von mir nur in zwei Exemplaren nach Stürmen beobachtet wurde. Mit dem oben Gesagten stimmt überein, daß auch die Zahl der Wasservögel nicht entfernt so groß ist wie an anderen afrikanischen Gewässern.

Über die Fauna der Ufer sei nur kurz berichtet. Nashorn und Löwe fehlen ganz, Leoparden sind selten. Elefanten und Büffel — letztere mit auffallend kurzen Hörnern — kommen in dem Urwald der Randberge überall vor, erstere in großen Herden nur im Nordwesten des Sees. Auch Antilopen sind selten. Häufig sind viele Wildkatzenarten, Hyänen, Schabrackenschakale, stellenweise Wildschweine. Am häufigsten sind Affen, nämlich in den Urwäldern Gorillas und drei Meerkatzenarten, von denen eine noch ganz unbekannt war. Außerdem im Buschpori des Nordufers dunkle Paviane, zum Teil von enormen Dimensionen. Überhaupt ist die Säugerfauna sehr interessant, wofür spricht, daß ich sieben neue Arten gegen nur zwei neue Vögel gesammelt habe. — Einige wenige Worte über die Flora der Ufer. Bäume sind im allgemeinen selten, aber nicht weil sie nicht gedeihen, sondern wegen der Indolenz der Neger und der Ausrottung durch sie. Die Wasserscheide der Randberge sowie mehrere Inseln, besonders Kwidjwi, tragen hochstämmigen, dichten Regenwald. Dort ist die Vegetation enorm üppig. Für die Beantwortung der Frage, ob Nutzhölzer vorhanden sind, fehlt mir die nötige eingehende Kenntnis; Akazien, Feigen, Euphorbien, Dracaenen, Klausenen und im Graslande besonders häufig außer zwei Ficusarten, die zur Rindenstoffbereitung benutzt werden, Erythr. tomentosa. Erwähnenswert ist schließlich, daß edle Metalle oder Gesteine noch nirgends gefunden wurden. Wertlose Granaten sollen

nach Hauptmann Herrmann vorkommen, Eisen findet sich häufig, besonders gutes im Westen des Sees.

Mit diesen flüchtigen Andeutungen will ich mich begnügen. — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

Am 10. März verließ ich das im letzten Briefe erwähnte Kissenje. Kissenje — wörtlich: der große Sand — ist darum vor allen andern Stellen des Sees ausgezeichnet, daß es keine mit Kalk verkitteten Felsufer, sondern einen schönen, etwa 1½ Kilometer langen Strand von gelblichem, grobkörnigem Sand hat, der in ziemlich dicker Schicht die Lava bedeckt. Er beginnt am Einfluß des Ssabeje, der mehrere hohe Fälle bildend sehr viel fein gemalmte Erde mit sich reißt und sie auf einer Bank vor seiner Mündung weit in den See hinein ablagert. So hat er auch den Strand von Kissenje erzeugt, indem bei starkem Wellengang Teile der Sandbank fortgespült und weiter westlich angetrieben wurden.

Meine Karawane genoß den prächtigen Badestrand reichlich. Den ganzen Tag war er von nackten schwarzen Gestalten belagert, deren nasse Körper das Sonnenlicht in grell glitzernden Reflexen zurückwarfen. Abwechselnd stürzten sie sich mit großem Geschrei ins Wasser, tauchten und schwammen auf ihre etwas unvollkommene Art und doch zum Teil recht ausdauernd,*) oder lagen in kleinen Gruppen auf dem Trockenen, ließen sich die Rückseite von der Sonne bescheinen und die Füße von den Wellen bespülen. Die Damen, die das gleiche schon in den frühen Morgenstunden besorgt haben, halten sich meist züchtig im Lager, verschmähen aber auch nicht ein Schwätzchen mit den Badenden, wenn sie der Zufall an ihnen vorüberführt. Die Gelegenheit, Aktstudien zu machen, lockt sie gewiß nicht, auch denken sie sich sicherlich nichts Arges dabei, trotzdem sie sich sofort in die Büsche drücken, wenn sie sich vom Europäer bei diesem tête à tête beobachtet sehen. Denn der Neger besitzt zwei Decenzen, eine mildere im Verkehr mit seinen Rassegenossen, eine strengere im Verkehr mit den Weißen. (Ähnliches kann man ja auch bei unseren niederen Volksschichten in ihrer Art sich „unter sich" und vor dem Vertreter einer sozialen höheren zu geben, beobachten — confer Bauer und Sommerfrischler.) — —

*) Der Neger schwimmt, indem er sich abwechselnd auf die Flanken wirft, gleichzeitig mit dem Arm der Gegenseite weit vorgreifend, wobei er eine Art Halbkreis mit ihm beschreibt. Die Füße strampeln nur ein wenig; auf dem Rücken können nur wenige schwimmen.

Während so die einen in Wasser, Luft und Sonne ihre wohlgebildeten Körper baden, benutzen andere die Gelegenheit, auch für die Umhüllung ihrer Leiber zu sorgen. Schon in aller Frühe schallte von weiter her, da wo Felsen den Sand ablöst, der dumpfe Schlag der Wäscher zu mir herüber. Einer deutschen Hausfrau würden bei ihrem Anblick die Haare zu Berge stehen, wenn dies — ich bin nicht orientiert — bei Damen möglich ist; denn sehr pfleglich wird die Wäsche nicht behandelt. Wie der Neger überhaupt fast jede ihm komplizierte Verrichtung nicht mit bedächtiger Sorgfalt, sondern mit übermäßigem Kraftaufwand zu überwinden trachtet — ich könnte aus eigenem Bestande eine große Kollektion bartloser Schlüssel als Okular-Demonstration zusammenbringen —, so sucht er auch das Problem, sein und leider auch seines Herren Zeug von der „Spur der Erdentage" zu befreien, mit möglichst viel Seife, Berliner Blau, vor allem aber mit verschwenderischer Nguwu d. h. Kraft zu lösen. So setzt er sich denn hin (im Stehen arbeitet ein Neger ungern und schon gar nicht, wenn er sich nicht wenigstens irgendwo — und sei es an einen schwanken Zeltstrick — anlehnen darf), setzt sich hin, nimmt als Unterlage einen großen Stein oder in Ermangelung dessen ein Brett (Fleischhackbrett bevorzugt!!) und klopft den Schmutz aus, so wie es bei uns mit grobem Zeug getan wird. Nur viel energischer. Ist er nicht bösartig, so packt er nur einen Zipfel des eingeseiften Wäschestückes mit der Linken, z. B. einen Hemdsärmel und schlägt ihn mit ziehharmonikaähnlichen Bewegungen auf das zum Klumpen geballte Hemd. Gleichzeitig haut auch seine Rechte zu, die entweder leer oder mit einem Stock oder Stein bewaffnet ist; das sind die Gutmütigen, die indes nicht allzu häufig sind. Die Hartherzigen packen das Hemd mit beiden Händen wie eine tolle Katze am Schwanz, schwingen es hoch durch die Lüfte und lassen es immer wieder auf den Stein niederschmettern, als wollten sie es zu Puree malmen. Es gibt ein Gemälde, ich denke von Rubens, auf dem die Krieger des Herodes die bethlehemitischen Kinder ähnlich mißhandeln, und die Mütter, in ihrer Verzweiflung zu Megären geworden, den Scheusalen mit gekrallten Händen in die Haare und Augen fahren. An dies Bild muß ich jedesmal denken, wenn ich mir vorzustellen versuche, wie sich deutsche Hausfrauen beim ersten Anblick einer Negerwäsche benehmen würden. Solchermaßen duldet das arme, wehrlose halb bewußtlose Hemd — oder was es gerade ist — je nach Bedarf eine kürzere oder längere Frist teuflische Folterqualen, bis es zwar in jungfräulicher

Reinheit strahlt, aber von zahlreichen Wunden bedeckt die Spuren der Räderung (und oft genug auch noch einer Vier- und Mehrteilung) am Leibe trägt. Und so wird für das Zeug des Europäers, das ihm vielleicht mütterliche oder schwesterliche Sorgfalt liebevoll ausgewählt hat, die Negerwäsche in kurzem

„Zum großen gigantischen Schicksal,
Welches das Hemde erhebt, nachdem es das Hemde zermalmt".
(Schiller.)

Übrigens hat es mit dem „Erheben" nicht immer seine Richtigkeit, denn wozu sich die Arbeit machen, etwas mühsam auf Stricken zu befestigen, was man viel bequemer im Grase plazieren kann, wo die Sonnenstrahlen viel besser wirken können, allerdings auch die Ziegen und Hühner hinüberlaufen. Tutafanjaje bana mkuba? amri ja mungu. Was soll man da machen, gnädigster Herr? Allahs Wille.

Während das Baden am Strande von Kissenje damals noch ein durch nichts getrübtes Vergnügen war, bot es später eine etwas geschmälerte Lust, weil inzwischen Sandflöhe in nicht zu knapper Zahl das Terrain okkupiert hatten; sehr erklärlich, weil früher keine menschliche Ansiedlung in nächster Nähe war, während nachher die Grenzkommission mit ihrem Konflux von Trägern und Soldaten ihr Lager dort lange Zeit aufgeschlagen hatte.

Über den Sandfloh (Sarcopsylla penetrans) habe ich in jedem Reisewerk etwas gelesen, aber seine Biologie ist mir deswegen doch bis heute in vielen Punkten dunkel geblieben. Er gehört bekanntlich zu jenen Schädlingen, die scheinbar aus dem Nichts entstehen, in Wirklichkeit Jahrtausende auf kleinen Kreis beschränkt leben, plötzlich durch irgendwie besonders günstige Lebensbedingungen sich ungeheuer vermehren und einen Wanderzug um die Erde antreten. Auch die Sarcopsylla soll so von Westindien über Amerika in das Nigergebiet gekommen sein, von wo aus sie quer durch Afrika zog und vor mehreren Jahren die Ostküste erreichte. Von hier wird sie wohl bald den Kreis ihrer Pilgerfahrt wieder geschlossen haben. Den Namen Sandfloh verdient sie übrigens nur halb, denn sie gedeiht auf jeder Erde, wo es Menschen und Tiere gibt, und ist eine rechte Plage, gegen die man sich nur schwer schützen kann, und von der niemand verschont bleibt. Es ist daher ungerechtfertigt, wenn der sonst so scharf beobachtende Stuhlmann meint, daß man durch Sauberkeit davor bewahrt bleiben kann. Gerade beim bezw. nach dem Baden haben die Parasiten die beste

Gelegenheit, sich auf ihre Opfer zu stürzen. Man hat gegen sie kein anderes Mittel, als sich täglich ein- bis zweimal durch seinen Boy die Haut — namentlich die der unteren Extremitäten — inspizieren zu lassen, um die ungebetenen Gäste womöglich zu entfernen, bevor sie sich eingebohrt haben. Übrigens ist ihnen außer der behaarten Kopfhaut jede Stelle recht, wie man an Kindern, die sich viel auf der Erde sielen, sehen kann. Bei vernachlässigten Kindern findet man an Ellbogen, Knie, besonders aber am Skrotum oft 40 und mehr erbsengroß angeschwollene Sarcopsyllen wie Wollsäcke über- und nebeneinander im Zellgewebe liegen.

Nicht weniger als die Menschen werden die Tiere heimgesucht; Affen, Hunde, Hühner, überhaupt Vögel, besonders Kuhreiher und Bachstelzen — alle müssen sie den Sandflöhen als Wirte dienen. Die Plage ist sehr groß, aber die Gefahr meist gering.

In Heck-Matschies „Tierreich"*) finde ich als Folgen erwähnt: Eiterungen, Brand, Verstümmelungen der Füße, ja bisweilen Tod. Das ist wohl etwas sehr schwarz gesehen. Harmlose infektiöse Entzündungen sind wie bei jeder anderen Wunde häufig, aber ihre Ursache sind nicht die Sandflöhe, sondern die unreinen Nadeln, mit denen sie entfernt werden. Selbstverständlich können dadurch gelegentlich auch die anderen erwähnten Zufälle eintreten, aber sie sind sicherlich sehr selten. Die großen Verstümmelungen ganzer Glieder, besonders der oberen und unteren Extremitäten, haben zweifelsohne nichts mit Sandflöhen zu tun. Darin sind verschiedene Gouvernementsärzte, mit denen ich über dieses Thema sprach oder korrespondierte, mit mir einig gewesen. Es wäre auch sehr auffallend, warum man in gewissen Ländern, z. B. Unjamwesi und Uschirombo, solche Amputationen relativ häufig sieht, während sie in anderen Gebieten, z. B. in Ruanda, die nicht weniger von den Sarcopsyllen heimgesucht werden, fast nie bemerkbar sind. Da muß eine andere Ursache wirksam sein, und, wie ich vermute, sehr oft Lepra. Außerdem aber ist der Neger noch einem Heer von Leiden ausgesetzt, die unter dem Bilde geschwüriger und gangränöser Prozesse verlaufen und nur zu leicht vom Laien auf Sandflöhe zurückgeführt werden. Aber solange nicht exakte Beobachtungen von Einzelfällen vorliegen, glaube ich nicht daran. Auch spricht dafür nicht, wie manche wollen, die Häufigkeit solcher Erscheinungen gerade

*) Die beiden Bände von Heck's „Tierreich" kann ich allen Eltern gar nicht warm genug als lächerlich billige und eminent lehrreiche Geschenke für verständige Knaben empfehlen.

an den Füßen. In Staub und Schmutz leben eben noch andere Schädlinge als die Sandflöhe, und wenn die Neger auf den Händen liefen, so wären eben diese am meisten heimgesucht. Ich kann auf Grund meiner Erfahrungen, die gerade in diesem Punkt weniger beschränkt sind als in anderen, nur sagen, daß ich keine schwere Erkrankung, Verstümmelung usw. gesehen habe, die mit Sicherheit für Folgen der Sandflöhe gehalten werden konnten. Bei vernachlässigten Kindern z. B., die an einer Stelle 40 und mehr der Parasiten sitzen haben, findet man fast ganz aseptische Wundhöhlen, die nach Entfernung der Tiere überraschend schnell heilen. Gerade hier in Bugoie gibt es Sandflöhe in Massen, aber wenn ich die Kinder betrachte, die oft zu hundert ins Lager zum Perlenaufreihen kommen, und die alle den charakteristischen Sandflohgang haben — nämlich auf den Hacken und die Zehen gehoben — so finde ich wohl Zehen, die durch immer neue Invasionen der Schädlinge und die täglichen Eingriffe schmutziger Instrumente entzündet und durch Narbenbildung verunstaltet sind, aber fast keine Verstümmelungen, geschweige das Fehlen ganzer Glieder, eines Fußes, Unterschenkels usw. Als direkte Wirkung der Sandflöhe scheint mir letzteres auch ganz unmöglich. Aber trotzdem bleiben sie eine Plage. Der heftig bohrende Schmerz im Anfang und später das infame reflektorische Juckgefühl sowie bisweilen die peinlich brennende Entzündung nach der Herausnahme pressen auch dem Europäer manchen Seufzer aus. Sobald übrigens die Weibchen eine gewisse Größe, nach etwa fünf, sechs Tagen, erreicht haben, läßt auch der Schmerz nach. Man hat gegen sie allerlei Prophylaktika empfohlen (die Eingeborenen rühmen das tägliche Einreiben der Haut mit Butter), aber das am sichersten wirkende scheint mir vorläufig immer noch das Tragen hoher Schuhe zu sein, wenn auch dies kein Spezifikum ist, da man sie ja auch mal wieder ausziehen muß. Aber dies, und daneben täglich penible Inspektionen bieten doch einen fast vollkommenen Schutz. Freilich darf man nicht wie mein Boy Mabruk Kanonen bis über die Knie und in den Sohlen sieben Löcher haben. Erwähnen möchte ich noch die Behauptung der Kiwuleute, daß man durch stundenlanges Stehen im Seewasser die Sandflöhe zum Absterben bringt.

Am 10. März trat ich also, wie erwähnt, den Marsch längs des Ostufers an. Die ganze Ost- und Südküste bis zum Russisiausfluß gehört zu Ruanda.

Vom 10. bis 13. März marschierte ich nach Süden bis zu einem

Kap, dem die Insel Mugarura vorgelagert ist. Bis zu ihr war Graf Goetzen auf seiner Bootsfahrt gekommen. Ich hielt mich, so oft es ging, in der Nähe des Sees, passierte die gut besiedelte Landschaft Bugoie und kam in den nächsten Distrikt Bwischascha, der, an unserem Wege wenigstens, nicht sehr menschenreich war. Das Ufer ist enorm ausgezackt, eine kleine Bucht folgt der anderen, in immer neuen Formen ziehen die Landzungen in den See, den kleine und kleinste Inseln beleben. Wo die Buchten tiefer einschneiden, müssen wir uns mehr in die Berge hineinziehen. Oft läuft, durch sie getrennt, ein Tal dem Ufer parallel und biegt zuletzt in starkem Winkel zum See. Diese Täler bezeichnen dann unsere Marschrichtung. Zahllose kleine und größere Bäche kreuzen unseren Weg, die einen träge in sanft geneigten Schilfmulden fließend, die anderen steil durch gewundene Schluchten stürzend. Urwald ist nicht sichtbar, ringsum nur grüne Grasberge, in die allein die Hecken der Gehöfte, die Bananenhaine und hin und wieder ein einsamer dunkler Feigenbaum, der Seele eines Toten geweiht, etwas Abwechslung bringen. Aber trotzdem ist die Landschaft für den nicht eintönig, der ein empfängliches Auge für die Schönheiten der Form und Linie hat.

Wer den See freilich in der höchsten Trockenheit zum ersten Male besucht, wird manche Enttäuschung erleben, sonderlich, wenn er seine Erwartungen zu hoch geschraubt hat. Denn das ist allerdings eine Zeit, wo auch ich am liebsten den Kiwu floh oder mich wenigstens auf seine schönsten Plätze, die Inseln Wau und Kwidjwi, zurückzog. Juni bis Mitte September, d. h. unser Winter hier, das ist die Periode, in der der Harmattan die Fernsicht mit undurchdringlichen Mauern versperrt, jener fahle, bläulich-gelbliche Verdunstungsnebel, vermischt mit dem Rauch der Grasbrände. Außer dem Schilf und Dickicht dicht am Ufer und den Blättern der Bananenhaine kein grüner Fleck; die Erde von der Glut der Sonne ausgedörrt und rissig, zwischen den grauen, toten Schollen und Klumpen der Stoppelfelder spärlich verteilt ein kümmerliches, niedriges Unkraut; die Hänge der Berge abwechselnd gelbe, welke Hochgrasflächen oder schwarzgebrannte Strecken, auf denen nur noch hier und da ein paar verkohlte Stümpfe und geknickte dürre Büschel stehen oder, gebleichte, teilweise angeröstete Knochen von Menschen und Tieren neben gebräunten Schneckengehäusen und Hüllen großer Tausendfüßer verstreut sind. Hier und dort ein Berg in Flammen, die langsam über den Abhang hinabkriechen. An der Feuergrenze

Reiher und Kraniche und in der Höhe kreisende Raben und Falken, die alle begierig sind, das flüchtende kleine Getier dem heißen Tode zu entreißen und es mit ein paar Schnabelhieben ins Jenseits bezw. ihren Magen zu befördern. Dicke schwefelfarbene Rauchwolken steigen auf, die der Wind weiterträgt und in hohe Luftschichten, in denen sie sich tagelang halten. Dann erst fallen ihre festeren Bestandteile langsam als Aschenregen auf weitentlegene Gebiete, und oft senkten sich, wenn ich mitten auf dem See fuhr, gaukelnd abwärtsschwebend verkohlte Teile von Halmen und Farnen, die noch ihre Form bewahrt hatten, wie ein schwarzes Schneetreiben auf unser Boot und die Wasser in der Runde und schwammen weithin auf den stillen Fluten, bis Sturm und Wellengang sie zerschlugen und auflösten.

Es gibt viel Schönheit, die der aufdringliche, schreiende Tag nicht aufkommen läßt. Auch wer das Schauspiel der brennenden Berge in seiner ganzen Pracht genießen will, muß es in der Nacht aufsuchen, so wie ich es oft von meinem hohen Dorf aus erblickte. An vielen Stellen gleichzeitig sieht man den Himmel vom Feuerschein gerötet, hinter den fernsten Kämmen nur ein mattes Leuchten, auf den nahen ein Flammenmeer, dessen Gischt den nächtlichen Horizont hinaufzuspritzen und nach den stillen Sternen zu züngeln scheint; man denkt an Krieg und brennende Dörfer oder, wenn von jenseits des Sees eine Kette roter Punkte den Nebel durchdringt, an die Lichter einer großen Stadt. Manchmal hebt sich die schwarze Silhouette eines Baumes auf immer heller werdenden Hintergrunde ab, bis sie zuletzt verschwindet und nur noch Bruchstücke, ein Astgewirr, ein Stamm zwischen den gierig emporschießenden Flammen für Augenblicke sichtbar wird. Über einen Abhang klettert die Feuerlinie wie ein langer ausgerichteter Fackelzug bis zum See hinab, über den andern in Serpentinen, auf einem dritten bildet sie Kreise oder Achten, auf einem vierten noch wunderlicher verschlungene Figuren, wie gerade der Wind oder die Art der Vegetation oder die Lage des ursprünglichen Feuerherdes oder die Begrenzung durch nackte Wege oder Flächen es bestimmen. Ein wundervoll wechselndes Schauspiel, das mir manche Stunde Schlafs raubte, wenn ich über schwarze Schluchten und brennende Täler hinweg auf brennende Hänge und schwarze Gipfel schaute und nichts die Stille der Nacht zerriß als der Lärm der zehrenden Flammen, und es war, als stürzten Hunderte von Wagenladungen großer Steine über felsige Wände in tiefe Abgründe.

Da begriff ich, wie fein beobachtet es ist, daß unsere Sprache Feuer wie Steine „prasseln" läßt.

An der Grenze von Bugoie besuchte mich Rwakadigi, der Chef der Provinz, und brachte mir zwölf Ziegen und viele Lebensmittel als Geschenk. Er ist ein Mtussi in den dreißiger Jahren, von nicht sehr vornehmer Gestalt, der von Jahr zu Jahr schwachsinniger infolge zu großen Pombegenusses wird. Bei Watussi ist dies nicht gerade häufig; sie mischen so viel Honig in ihr Getränk, daß es viel von seiner an sich mäßigen Giftwirkung verliert. Ich fragte ihn im Laufe der Unterhaltung, warum man am Hofe den König verberge und den Europäern einen Pseudojuhi vorführe, doch sprach er sich über die Motive nicht deutlich aus; er wand sich aber vor Lachen, als ich weiter fragte, warum nicht wenigstens ein bartloser Jüngling die Komödie spiele, da doch Pambarugamba, der jetzige Königsmime, schon seines Alters wegen als Juhi nicht glaubhaft sei. Endlich erholte er sich und meinte, es sei eben kein bartloser da, der es so gut verstände wie der schlaue Oberpriester Pambarugamba. — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

Gestern bereitete ich vielen Wahutu mit wenigen Kosten eine große Freude. Meinen Führer, einen Mtussi von Bugoie, hatte ich für vier Tage engagiert und auf seine Bitten mit vielem Mißtrauen aber noch mehr Zeug voraus besoldet — denn solche Leute verfügen immer über ein Dutzend Kinder, die insarra haben, d. h. nach Brot schreien. Aber schon am zweiten Tage, nämlich gestern morgen, hatte er die Dreistigkeit, nicht zu erscheinen. Nun hätte ich mir zwar einen anderen mieten können, aber ich wollte mir die Unfreundlichkeit nicht gefallen lassen, die in dieser Unterschlagung lag; ich drohte daher, umzukehren und mir den bezahlten Lohn zurückzuholen und wenn sich der Mann auf dem Monde versteckt hätte. So heimtückisch war er aber doch nicht, denn nach $1^1/_2$ Stunden erschien er, durch Rufen von Berg zu Berg herantelephoniert und gebrauchte eine so törichte Ausrede, daß ich mich wider mein Prinzip nicht enthalten konnte, diesem Herrn von Adel erst die rechte Backe zu massieren und dann — nach der Vorschrift der afrikanischen Bibel: So du einem auf die rechte Backe haust, so hau ihm auch gleich zwei auf die linke — auch diese. Ob dessen unbändige Freude bei den Wahutu wie bei Schülern, vor deren Augen der Schulrat einen verhaßten Lehrer anraunzt. Nun pflegt zwar die aktive Beteiligung von Hand oder Fuß jeder Dis-

kussion die Sachlichkeit zu nehmen und der Attackierte war auch im ersten Moment so erstaunt,

„daß er wie vom Wahn umfächelt,
seine Augen schließt und lächelt",

sehr rasch aber gewann er seine ruhige Würde wieder und hauchte ein sanftes „wampai inka" d. h. „du hast mir eine Kuh gegeben" (dem Sinne nach natürlich: „soviel wie eine Kuh"). Konnte man wohl höflicher auf eine Unhöflichkeit antworten? Denn man muß bedenken, was hier zu Lande eine Kuh bedeutet. Es wäre noch nicht einmal ein Analogon, wenn jemand von einem Fürsten einen Tritt gegen die Kehrseite bekommt, so daß er durch den ganzen Audienzsaal fliegt und dann noch für die huldvolle „Beförderung" in Dank ersterben würde. Es wird ja neuerdings viel von Byzantinismus und Servilismus geredet; zu der Höhe dieses Mtussi hat sich wohl aber der gelehrigste Jüngling noch nicht aufgeschwungen. Memorieren, ihr Herren! Wampai inka. Es fällt in die Ohren und behält sich leicht.

Ich habe diese Redensart übrigens später noch oft gehört, sowohl als Antwort auf freundliche wie unfreundliche Äußerungen oder Aktionen. Wenn z. B. ein Ruanda-Mann nießt, so erfordert der Anstand, daß die Anwesenden „ukire" sagen, d. i. „genese", worauf er nicht minder höflich mit „twesse" antwortet, was „wir alle" (also „gleichfalls") heißt. Für mich aber, als einen mami, einen Fürsten, genügt ihnen das meist nicht und so danken die Leute mit wahrhaft guter Kinderstube: „wampai inka".

„Und willst du wissen was sich ziemt,
So frage nur bei edlen Schwarzen an." — — — —

Am 13./14. März lagerte ich in der Nähe des alten schönen Dorfes Mlutto, gerade gegenüber von Mugarura. Diese Insel ist mehrere Kilometer lang, ein unbewohntes, an Vegetation reiches Hügelland. Eine kurze Zeit schwankte ich, ob ich mich nicht auf ihr ansiedeln sollte, aber die große Entfernung vom Urwald entschied gegen sie. Graf Goetzen, der auf ihr übernachtete und von ihr aus zum Treffpunkt mit seinen Begleitern nach Ujungu hinüberfuhr, hat ihre Schönheit in sehr anschaulicher und interessanter Weise beschrieben. Es gab Herren, die sein Urteil etwas zu wohlwollend fanden, und ich selbst konnte, auch wenn ich die bei allen Beobachtern verschiedene Empfänglichkeit und Augenblicksstimmung in Rechnung zog, seine Schilderung nicht ganz nachempfinden, bis mich jüngst ein Zufall an die Westküste der Insel brachte, von der aus auch er sie

gesehen hatte. Die Ostküste ist — namentlich in der Trockenzeit — ziemlich kahl und reizlos. Anders die Westseite. Ihr sind, durch einen schmalen Kanal getrennt, noch einige kleine Inselchen vorgelagert; auf einer von ihnen mußte ich unlängst sehr wider meinen Willen übernachten, doch freute es mich hinterher, weil ich dadurch die Schönheit Mugaruras und eine merkwürdige Tierspezies kennen gelernt hatte.

Ich wohnte damals auf dem Nordkap von Kwidjwi, war von dort nach Kissenje gefahren, um einen schwarzen Sergeanten, der den schlechten Einfall gehabt 'atte, sich den Unterschenkel zu brechen, liebevoll zu bandagieren, befand mich bereits den zweiten Tag auf der Rückreise und hoffte, zur Mittagszeit wieder mein Lager auf Kwidjwi zu erreichen. Aber „mine Fru Isebill", d. h. mein Schicksal, wollte es schon wieder einmal anders wie ich. Als ich 1½ Stunden in See war, kam ich in Sturm und Strömung. Die Wellen schlugen meinem Einbaum an einer geflickten Stelle ein armlanges Leck, und wir gerieten in die Situation, in der, wenn ich recht berichtet bin, Schiffskapitäne „über Nacht graue Haare" zu bekommen pflegen. Aber dies mag eine Spezialität der Schiffskapitäne sein — ich wenigstens bin von ihr verschont geblieben. Wir mußten also wenden und retteten uns mit einiger Not auf ein kaum 100 Meter langes und 15 Meter breites Eiland dicht vor Mugarura.

Der Blick auf die Insel war wirklich prächtig. Auf dem Südende frische Wiesen mit lichten Sträuchern und Bäumen, im Norden ein alter Bestand von Feigen und Akazien mit schier undurchdringlichem Unterholz und ein goldgelb blühender Busch, der über die steilen Hänge tausend wundersame Arabesken webte; unter den Akazien viele, deren Kronen mit einer Seite sich an den Berg lehnen, während sie im übrigen sich horizontal ausbreiten und dunkle Laubdächer bilden, zu denen Lianen, mit roten kleinen Birnen oder mit vierkantigen, dicht sitzenden hellvioletten Früchten behangen, senkrecht aufsteigen. Wilde Gurken und zahlreiche Schlingpflanzen klettern an ihnen zur Höhe, und ihre blauen und gelben Glocken und Sterne zwängen sich durch die eng stehenden, strahlenförmigen Äste der Decke, zeichnen auf dem dunklen Dache verworrene Figuren oder stürzen sich über seine Ränder: ein schwebender Garten. Und über all dieser schönen grünen Einsamkeit kreisten mehrere Adlerpaare in stolz-ruhigem Fluge. Sonst schien die Insel von Vögeln merkwürdig gemieden, und außer dem Gezänk einiger Weißkehlendrosseln hörte ich keinen der mir wohlbekannten Töne.

Ich war daher um so mehr überrascht, als ein Boot, das ich nach Brennholz hinübergeschickt hatte, plötzlich hinter einer kleinen Einbuchtung des Ufers einen riesigen, wildbewegten Schwarm aufscheuchte, dessen unruhig flatternder Flug mir verriet, daß er nicht aus Vögeln, sondern Fledermäusen einer besonders großen Art sich zusammensetzte.

Dies reizte mich, gegen Abend hinüberzufahren. Vorsichtig bewegte sich unser Fahrzeug das steinige Ufer entlang, bis erst leise, dann rasch immer stärker anschwellend ein keifendes Quieken aus den Bäumen vernehmbar wurde, ähnlich dem Konzert zankender Ratten, wie es so manches liebe Mal aus den Graswänden einer Hütte heraus meine Nachtruhe gestört hatte. An der tiefsten Stelle des flachen Bogens herrschte ein Höllenlärm, in dem unser Kommen ganz unbemerkt blieb. Es ragte dort eine hohe Ficus mit großen Blättern und kleinen reifen Früchten empor, die ihr Gezweig zum Teil weit über das Wasser neigte. In deren Krone kletterten auf Stamm und dickeren Ästen die Fledermäuse auf-, über- und nebeneinander und stießen dabei jämmerlich quiekende Laute aus — ein ekliges Gewimmel unruhiger Leiber und zuckender Flügel. Einzelne hingen auch still mit abwärts gerichtetem Kopf. Ich schoß. Ein gräßlich schriller Ton antwortete mir, und gleichzeitig rauschte eine dunkle Wolke aufwärts, prasselte morsches Holz durch das dichte Gebüsch, schlugen die Körper der Getroffenen dumpf auf die Kalkfelsen und rollten dem Wasser zu. Jetzt erst sah ich, wie groß dieser Trupp gewesen war; ich schätzte sehr vorsichtig auf 800 Exemplare. So dicht saßen sie, namentlich am Stamm, übereinander, daß viele nicht gleich auffliegen konnten, und ich noch zwei-, dreimal hätte feuern können. Aber dies wäre unnötig gewesen. Denn mindestens sechs waren auf den Schuß gefallen, wovon drei in den Lianen und Dornengewirr hängen blieben.

Es waren Palmenflederhunde, 20 Zentimeter lange Kerle, eine westafrikanische Form: Xantharpyia straminea. So harmlos an sich diese Fruchtfresser mit ihren niedlichen Hundsköpfchen und den großen Rehaugen sind, und so wenig sie dem Schreckbilde der Vampyre gleichen, so sehr verdienen sie ihren Namen Xantharpyia, gelbe Harpyia; denn sie sind solche Schmutzfinken, daß mit ihnen verglichen mir sogar mein Koch sauber — nein, ich will nicht übertreiben, aber doch nicht mehr ganz so dämonisch schmutzig erscheint.

Ein paar Tage, nachdem ich sie kennen gelernt hatte, stellte

sich auch in Kwidjwi jede Nacht eine Gesellschaft von 20 oder 30 Stück ein, die über meinem Zelt ruhelos hin und her strichen. So manches Mal stand ich draußen unter den Bäumen, sah ihre Silhouetten an der Mondscheibe vorüberfliegen und hörte sie dicht über meinem Kopf in größeren und kleineren Kreisen umherschwirren, nicht lautlos wie die kleinen Chiropterenarten, sondern weit hörbar flatternd wie große Eulen; oder ich sah ihre zarten Flügel von den Strahlen des nächtlichen Gestirns seltsam durchleuchtet, wenn sie von Zeit zu Zeit aus den schwarzen Schatten der Feigen auftauchten und wieder verschwanden, und ihre klagenden Laute zitterten aus dem Dunkel wie Wehrufe kleiner Kinder über die schweigende Bucht. Nach zwei, drei Tagen ihrer Anwesenheit war das Sonnensegel meines Zeltes von oben bis unten beschmiert. Sie fressen nämlich die Früchte verschiedener Ficus, werfen aber die Samen, zu großen ausgesogenen Klumpen geballt, hinab. Diese Samen finden sich auch zahlreich in ihrer schwarzen, scharfen, wässerigen Losung, die sie weithin verspritzen, um ihrem Namen Ehre zu machen.

Noch eins fiel mir an ihnen auf. Als ich sie in Mugarura sah, glaubte ich, ihr Keifen hinge mit den reifen Früchten ihres Standbaumes und mit Freßneid zusammen, aber die Magen aller erlegten Exemplare waren leer; so muß ich sie also in einer Art Brunstzeit überrascht haben.

Übrigens möchte ich noch folgende lustige Episode erwähnen, die sich an meine Jagd auf sie knüpft. Als ich auf Mugarura gemeinsam mit meinen Bootsleuten, harmlosen Jünglingen von Kwidjwi, die toten Flederhunde betrachtete, fiel ihnen an einem alten Männchen das stumpfe braune Gebiß im Gegensatz zu dem glänzenden weißen der Weibchen auf. Als sie mich nach dem Grunde fragten und ich ihnen antwortete, „es sei eben auch nicht anders als bei ihren eigenen Zähnen; die Männchen rauchten vermutlich viel mehr Tabak als die Weibchen," wurden sie erst still und nachdenklich und man sah, wie es in ihrem Gehirn arbeitete. Als sie mich schließlich aber doch zweifelnd ansahen, und wohl den Spott in meinen Augen merkten, brüllte erst einer, dann der ganze Chor los und in den nächsten Wochen mußte ich auf Kwidjwi noch oft die Historie von den rauchenden Fledermäusen mit anhören. — —

Ich habe mich wieder vom Hauptpfad der Erzählung fortlocken lassen; einen Sprung vorwärts, zwei Sprünge seitwärts, das scheint nun einmal das Schicksal dieser Briefe zu sein. Ein variierter Echternacher Pas.

Hinter dem Kap, dem Mugarura gegenüberliegt, biegt das Ufer des Sees nach Südosten aus. Dementsprechend lief auch meine Marschrichtung. Den östlichsten Punkt des Sees passierte ich am 16. März, und nun zog sich die Küste lange und stark nach Westsüdwest. Die zwischen beiden Schenkeln liegende große Bucht mit einem ausgedehnten Inselarchipel taufte ich Mecklenburgbucht, um zum Ausdruck zu bringen, wieviel Dank ich dem gütigen Protektor meiner Expedition schulde.

Erst eine koloniale Geschichtsschreibung der Zukunft wird lehren, wie viel wir dem Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg verdanken und sonderlich, wie sein Beispiel und Einfluß und sein nie versagender Eifer für eine an Widerständen und Gegenströmungen reiche und nicht immer dankbare Sache dazu beigetragen hat, daß das koloniale Interesse nicht, wie so leider manches andere in Deutschland, in einer rasch verglimmenden Strohfeuerbegeisterung verflackert ist. — — — — — — — — — —

Je weiter man die Ufer der Mecklenburgbucht verfolgt, um so zerrissener werden sie. Mehrere Hinterbuchten graben sich tief in das Land ein, so daß man, um nicht das Zehnfache an Zeit zu gebrauchen, oft gezwungen ist, große Halbinseln abzuschneiden. Lagert man am Ende solcher Bucht, so glaubt man bei manchen auf einen stillen, abgeschlossenen Gebirgssee zu schauen; denn wegen der zahllosen in die Fluten weit vorspringenden Zungen, die sich gegenseitig überschneiden, ist keine Mündung sichtbar. Aber während des Marsches über die Höhen sieht man die Pforten der Buchten und hat einen weiten, prächtigen Blick auf den Kiwu. Die Berge steigen respektabel hoch an; was nicht unter Kultur steht, ist Grasland; der Urwald des Grabenrandkammes liegt hinter den Ketten im Osten versteckt.

Das Bild des Gebirges, namentlich an der Südseite der Bucht, ist merkwürdig unruhig. Eine Kuppe neben der anderen löst sich von den Hängen ab, die durch Täler und Quertäler, durch wasserreiche Mulden, Furchen, Schluchten, Senkungen in ein unbeschreibliches Gewirr ungleicher Abschnitte zerschnitten werden. Und vermehrt wird diese Zerrissenheit noch durch zahllose, natürliche, meist horizontale Böschungen, die die Eingeborenen verstärkt und als Schutzwehr für ihre Felder hergerichtet haben. Oft drängt sich mir der lächerliche Eindruck einer hüpfenden Landschaft auf, so bewegt, so unruhig ist ihre Erscheinung. Man glaubt, Riesenmaulwürfe hätten diese Berge unterwühlt und würde sich kaum wundern, plötz-

lich an neuer Stelle den Boden sich rühren und zum Hügel sich ausstülpen zu sehen. Oder man glaubt, ein wildbewegtes Meer, auf dem alle Winde gleichzeitig tanzten, sei plötzlich erstarrt und zu Stein und Erde geworden. Oder man glaubt, daß alle diese Gipfel und Kuppen aus einer Art himmlischen Salzbüchse herabgestreut und liegen geblieben wären, wo gerade sie hinfielen. Oder man glaubt — ach Gott, glaubt, glaubt — all das sind Gleichnisse; Gleichnisse die nicht einmal sehr hinken und doch dem Leser kaum eine plastische Vorstellung geben werden. Manchmal möchte ich verzagen. Und manchmal mich erboßen. Und manchmal fragt ein Ketzer in mir: „Wozu alle diese Reisebriefe und -beschreibungen, deine und andere in Zeitungen und Büchern? Ist es nicht im Grunde ein minderwertiges Beginnen? Ist nicht jede Photographie aufrichtiger als jede Schilderung?

Und dann werfe ich verdrossen die Feder weg und laufe hinaus und schaue lieber den Bachstelzen zu, wie sie ihr Nest bauen oder den Sandwespen, wie sie über den Strand huschen und fleißig die Füßchen regen oder irgend anderem, was erfreut und belehrt. Aber mit der Sonne draußen und ihrem hellen Licht kommt mir auch die Ruhe wieder und Klarheit. Und ein Beschwichtigungsrat in mir jagt den Ketzer fort und predigt: „Was liegt daran?! Was liegt daran, wenn des Lesers Phantasie, an deine oder andere Bilder anknüpfend, ihm Landschaften vorzaubert, mag es sie auch so, genau so, nie und nirgends gegeben haben: Fernere heißere Süden als je ein Bildner träumte.“ Und Photographien? Photographien machen denkfaul, mein Lieber und sind gut für Barbaren. Und wenn je eine Zeit kommen sollte, in der alle Welt sich Tagesschriften und Bücher nur dann anschafft, wenn sie „aktuell illustriert“ sind, dann — — — — hier ging seine Stimme in dumpfes Murmeln über und ward von der Brandung des Sees verschlungen. Dann? Dann? Was hat der Kauz nur sagen wollen?

Kissenje, im Januar 1902.

Brief XXXIX.

Wir hatten im letzten Brief den Marsch längs der Ostküste des Kiwu von Kissenje dem „großen Sande“ aus am 10. März angetreten und lagerten, nachdem wir Bugoie passiert hatten, am 13. gegenüber der Insel Mugarura in der Provinz Bwischascha. Bis hierhin hatte ich einen Vorgänger im Grafen Goetzen, der dasselbe Ziel, aber zu Wasser erreicht hatte. Ich glaube, wenn ihm damals einer seiner Begleiter geweissagt hätte, daß er, der Leutnant, sieben Jahre später im gleichen Lande Gouverneur und Major sein würde, er hätte ihn mit schmerzlicher Miene aufmerksam betrachtet und heimlich ein sedativum in den Kaffee gemischt. Aber nach allem was man in der Kolonie hört, scheint seine rasche und nicht mühelos erreichte Karriere ihm nur ein Sporn gewesen zu sein, die europäischen und afrikanischen Kritiker, die ein allzu pedantisches Qualitätsschema für den Gouverneursposten aufgestellt hatten, in kurzer Zeit ziemlich stumm zu machen. Vielleicht antwortete er ihnen ähnlich, wie jener ob seiner Jugend am englischen Hof mißtrauisch empfangene Gesandte Spaniens: „Wenn der Wert des Mannes im Barte liegt, Sir, so hätte mein Monarch Ihnen einen Ziegenbock schicken können.“

Die schmalen Fußpfade waren immer gut, aber, wie es in so zerrissenem Gebirgsland nicht anders sein kann, liefen sie in ewigem Auf und Ab. Die Gegend ist immer mehr oder minder wohl kultiviert, der Blick weit und klar über den See hinüber nach Kwidjwi und den jenseitigen 50 Kilometer entfernten Bergen. Unzählige zu Flüssen angeschwollene Bäche kreuzen unsern Weg, unter denen der größten einer, der Nkoko, in schönem Fall über eine hohe steile Felswand zu Tal stürzt. Der östlichste Punkt des Sees ist durch zwei Gruppen alter Bäume charakteristisch markiert. Sie sind geheiligt, weil König Luabugiri an diesem Platze ein Lager hatte, als er den Feldzug gegen Bunjabungu (1894) antrat, aus dem er

sterbend nach Ruanda zurückkehrte. Niemand wird dort Brennholz sammeln oder aus ihrer Rinde Stoff sich bereiten, höchstens ein Mutwa (Pygmäe); „denn die", sagte mir ein Eingeborener verächtlich, „sind ja nicht Menschen, sondern wilde Tiere". Unter den Bäumen liegt noch, halb in der Erde vergraben, in der Mitte gespalten, zum Teil verrottet und jährlich mehr zerfallend, das aus einem Urwaldriesen gehöhlte Boot, das den Herrscher in den Krieg trug; nach meiner Erinnerung ist es etwa 18 Meter lang und $^5/_4$ Meter breit.

Die Gegend war in den letzten Tagen gut besiedelt und der Marktverkehr im Lager groß. Auch viele Watussi wohnen hier, besonders in der südlich an Bwischascha sich anschließenden Landschaft Lubengera, die am Kiwu nur schmal ist, sich aber fächerförmig nach Osten ausdehnt. Diese vornehmen Herren sind indes sehr reserviert, ich glaube weniger aus Furcht — denn viele kennen mich ja vom Hofe her — als aus Bequemlichkeit. Sie schicken zwar Geschenke, aber besuchen mich weder selbst, noch lassen sie sich durch Kinder oder Verwandte vertreten. Es scheint, daß ihnen für einen Europäer mit so kleiner Karawane ein Sklave genügt. Dabei sind sie begehrlich und bilden sich ein, für jede Last Brennholz eine ebenso schwere Stofflast zu erhalten. Ein paarmal ließ ich mir's gefallen, dann sagte ich quod non und nahm nichts mehr aus der Hand von Knechten entgegen. Die törichte Ausrede, daß die ganze Familie in der Residenz sei, ließ ich nicht gelten, weil ich wußte, daß immer ein Kissonga, d. h. ein Statthalter, aus der Sippe zurückbleibt. Im Gegenteil, ich würzte meine Absage noch mit Hohn, indem ich ihnen meine Freude ausdrückte, daß sie ja am Hofe so reichlich von Juhi Msinga (ihrem Herrscher) mit Stoffen versehen würden, daß mein bißchen Zeug daneben verschwände. In Wirklichkeit nämlich erhalten sie dort nicht einmal soviel, um ihren Nabel zu bedecken. Eine Ausnahme machte im Lager des 15. März der vornehme Häuptling Semirigamba, der reichlich Geschenke brachte und erhielt.

Am 16. und 17. März folgte ich dem südlichen Schenkel der Mecklenburgbucht in langen ermüdenden Märschen und schnitt am 18. März ihren westlichen Zipfel auf weitem Umweg ab. (Was mir bei dieser Gelegenheit an Küstenkonturen entging, nahm ich zum größten Teil auf späteren Reisen zu Lande oder vom Boot aus auf.) Dies Ufer macht einen zu merkwürdigen Eindruck. Gerade als ob es, da es die schaffende Hand von Westen nach Osten leitete,

durch irgend eine geheime Liebe nach Süden gelockt, immer wieder dorthin ausweichen wollte und immer wieder nach Norden zurückgezwungen wurde, bis es die alte nach Sonnenaufgang ziehende Straße wieder erreichte. Dadurch entstand eine seltsame Schlangenlinie, deren Schleifen den nach Norden offenen Buchten entsprechen.

Auf diesen letzten Marschstrecken veränderten die Eingeborenen sehr auffallend ihr Betragen. Während bis dahin ein sehr reger Markt im Lager stattfand, blieben jetzt die Verkäufer ganz aus. Mein Führer, ein intelligenter Mtussi namens Lubembura, vermochte mir ihr Verhalten nicht zu erklären. Die hiesigen Wahutu seien „schlecht", war seine einzige Auskunft, und er riet mir, seine eigenen Landsleute zu bekriegen. Das spricht gerade nicht für ein großes Zusammengehörigkeitsgefühl der Wanjaruanda, wie überhaupt die Watussi auf jede Klage über die Wahutu zu antworten pflegen: „Schlage sie tot".

Vom 16. bis 18. passierten wir fünf große Buchten, die bis zu 6 Kilometer ins Land schneiden. Ich lagerte stets am See, weil mich ein Teil der Lasten und ein paar schwerkranke Träger in drei Booten begleiteten. Am 18. März entließ ich Lubembura und erhielt dafür einen Mhutu als Führer, den er irgendwo aufgestöbert hat. Unterwegs saßen eine Unmenge von Leuten am Wege, die die Karawane neugierig an sich vorbeiziehen ließen. Dabei wiederholte sich an diesen und den nächsten Tagen öfter folgendes:

Sobald ich nicht mehr weit von einer Gruppe war, erhob sich einer aus ihrer Mitte und schrie mit gewaltiger Stimme über das Tal hinweg, „man sollte nicht versäumen, dem mami, d. h. dem Herrn, das Gastgeschenk ins Lager zu bringen", worauf es von den Hängen und Kämmen der anderen Seite antwortete „wie man glauben könne, daß sie so pflichtvergessen sein würden". Hierauf begann wieder der erste, der immer so tat, als hätte er mich noch nicht bemerkt, die erwünschten Dinge aufzuzählen: Pombe, Ziegen, Bananen usw., und jedesmal echote es von drüben ganz prompt: Pombe, Ziegen, Bananen usw. Hätten wir nur den zehnten Teil dessen bekommen, was uns so versprochen wurde, wir wären es zufrieden gewesen. In Wirklichkeit kam aber nichts ins Lager. Am 18. März brachte ein Mtussi gerade genug, um einen magenkranken Greis satt zu machen, und gebrauchte die dümmsten Ausreden, z. B. es sei Hungersnot — jetzt wo die zweite Ernte nahe war! Da ich weder Tee und Kaffee mehr hatte, auch keine milchende Kuh, bat ich ihn, mir etwas Milch zu bringen. Aber er bedauerte; der König

habe ihm alles Vieh geraubt und dergleichen mehr. Dabei lagen rings um das Lager geradezu Hügel von frischem Kot! (Milch von den Watussi zu erhalten ist übrigens meist sehr schwer. Erstens trinken sie sie selbst sehr gern, außerdem glauben sie oft in ihrem Mißtrauen, man verlange die Milch, meine aber die Kuh, die sie dann hinterher nicht mehr verleugnen könnten. Drittens aber verbietet ihnen ihr Aberglaube, einem „Ziegenfleischfresser" Milch zu geben, es sei denn, er sei an diesem Tage noch fleischnüchtern, weil andernfalls die Herde ihre Milch verlöre.) Alles in allem — jene Märsche waren weder für mich noch für meine Leute angenehm, und mein Magen, der nur mit Bananen gestopft wurde, wurde von Tag zu Tag eigensinniger.

Am Ende der Mecklenburgbucht biegt das Ufer nach Südsüdwesten und bleibt in dieser Richtung bis kurz vor dem Ende des Sees, wo es eine Zeitlang ziemlich direkt südlich läuft. Am 19. März mußte ich mein Vieh zurücklassen, weil es zu erschöpft war. An diesem Tage waren wir gezwungen, eine tief nach Süden einschneidende Bucht zu umgehen. Das hielt uns sehr lange auf, und wir erreichten erst abends wieder den Kiwu, trafen aber nicht die Boote; ebensowenig am nächsten Tage, wo wir an einer wundervollen kleinen Bucht lagerten. Aber abends, als ich schon im Bett lag, erschienen zwei von den rudernden Trägern und brachten mir die Nachricht, daß sie nicht allzufern in Kwischara wären, einem Bezirk, in dem der Sohn des mir vom Russisi her bekannten Nigensi ein Dorf habe. An Lebensmitteln aller Art sei dort kein Mangel. Das war also erfreulich. Dagegen berichteten sie auch Trauriges. Mein Mnjampara (Trägerführer) Omari, der seit dem furchtbaren Unwetter westlich der Vulkane an großer Erschöpfung litt, war auf einer kleinen Insel, auf der sie übernachteten, gestorben, und dort hatte sich folgendes ereignet.

Während sie bei dem Sterbenden wachten, hörten sie auf dem See dumpfen Ruderschlag und beobachteten ein großes Boot, das von Kwidjwi her sich ihnen leise näherte. Begünstigt durch den Mondschein sahen sie, wie einer der Insassen, am Bug stehend, einen Gegenstand kreisend bewegte und dabei unverständliche Laute murmelte. Sie verhielten sich still und beobachteten. Die Leute legten an der Insel an, einige stiegen an Land und begannen das Boot, das mein Elfenbein enthielt, von seiner Befestigung zu befreien. In diesem Augenblicke sprangen meine sechs Träger wie die Löwen brüllend vor, und während die einen das feindliche

Boot packten, stürzten sich die anderen auf die zu Tode erschreckten Diebe. Zwei davon sprangen ins Wasser und verschwanden, die anderen vier wurden gebunden und befanden sich jetzt mit ihrem Fahrzeug im Lager von Kwischara. Was an dieser Heldentat Wahres war, wagte ich nicht einmal zu ahnen; aber der Gegenstand, den sie dem Beschwörer abgenommen hatten, war der typische Räubertalisman der hiesigen Völker: ein großer Fell- und Riemenklumpen, der jedenfalls allerhand Zauberpulver einschließt, und daran eine Glocke mit festgebundenem Klöppel.

Übrigens wollte es der Zufall, daß ich in derselben Nacht auch einen sehr drolligen Diebstahlsversuch erlebte. Ich lagerte am Ende einer kleinen verschwiegenen Bucht und hatte mein Zelt auf einem schmalen Wiesenfleck dicht zwischen Berg und See aufgestellt. Die Tür stand wenige Schritt vom Wasser ab und ich konnte von meinem Bett aus die ganze Bucht und die dunklen Inseln überblicken, die wie schwimmende Gärten auf der grünen Flut lagen. Es war eine klare Nacht und der Mond zitterte auf den stillen Wassern. Mitten aus dem besten Schlaf heraus weckte mich der Ruf des Postens und auffahrend sah ich einen Mann in den See laufen, wobei er über die Stricke stolperte und das Zelt stark erschütterte. Also ein Dieb. Es zog sich hier eine schmale Sandbank etwa zwanzig Schritt in den Kiwu, die zuerst ganz flach, allmählich tiefer wurde. Als ich hinaustrat, stand der Mann bis zum Halse im Wasser; ich verbot dem Posten, der gerade anlegte, auf ihn zu schießen, und gleichzeitig tauchte der Dieb unter. Er mochte sich wohl da unten nicht ganz behaglich fühlen, denn er kam bald wieder zum Vorschein, worauf der Posten zum Scherz wieder anlegte und der Dieb wieder blitzschnell verschwand. Offenbar konnte er nicht schwimmen und wenn er uns nicht in die Arme laufen wollte, mußte er bleiben wo er stand, denn auf den übrigen drei Seiten war tiefer Grund. Mein Posten hätte kein Neger sein müssen, um nicht sofort zu ahnen, daß hier ein „prominenter" Witz zu arrangieren sei. So rief er schleunigst ein paar Kameraden und nun standen sie zu sechs am Strande mit ruhendem Gewehr; sobald der arme Teufel aber seinen Kopf über den Wasserspiegel hob, pflogen die Büchsen in die Höhe und mit einem hörbaren Luftschnapper tauchte er wieder unter. Ich sagte den Leuten, sie mögen jetzt schlafen gehen und den genügend bestraften Mann laufen lassen, worauf ich selbst wieder zu Bett ging. Als ich aber nach zwei Stunden aufwachte, war mir, als hörte ich von Zeit zu Zeit ein klappendes Geräusch und

unterdrückte Laute. Ich ging leise hinaus. Da standen die sechs Esel immer noch im Mondschein stumm wie Salzsäulen, um mich nicht zu wecken, rissen immer noch in jeder Minute zweimal die Büchsen an die Backen und krümmten sich, krampfhaft ihr Lachen erstickend, wenn der Unglückliche jedesmal blitzschnell untertauchte.

Ein paar Boys, die im Sande kauerten, sahen bewundernd ihren Herren zu, und breiteten von Zeit zu Zeit begeistert die Arme aus, daß man glauben konnte, sie hätten sich hier versammelt, um den Mond zu beschwören. Nachdem ich mir dies stumme Theater eine ganze Zeit lang unbemerkt angeschaut hatte, jagte ich die Kindsköpfe in ihre Zelte. Dem Wassermann aber — „unserem lieben Nilpferd", wie sie ihn anderen Tags, kindisch froh ob des gelungenen Ulks, nannten, redete ich gut zu, ans Land zu steigen und sich zu entfernen. Das wird er wohl auch getan, aber sobald nicht mehr Lust verspürt haben, nächtliche Gänge in Europäerlager anzutreten.

Am 21. März marschierte ich von der erwähnten Bucht aus in achtstündigem Marsch nach Kwischara. Dort übergab ich die vier Diebe dem Ortshäuptling, damit er sie dem König zur Bestrafung bringe. Auf Grund meiner späteren Erfahrungen zweifle ich, daß sie die Residenz erreichten; wahrscheinlicher ist, daß sie von dem Ortschef zur Erlangung eines anständigen Lösegeldes benutzt wurden. Unterwegs hatten wir einen herrlichen Blick auf das Südende des Sees. Die lange Halbinsel von Ischangi teilt es in zwei Buchten, aus deren westlicher der Russisi abfließt. Durch einen schmalen Kanal von ihr getrennt, liegt der Halbinsel die große Kwidjwiinsel vor. Von beiden Seiten fallen die Berge schroff zum Kanal, wie die Säulen des Herkules.

Es ist wirklich ein herrliches Panorama: all diese mannigfach geformten Landzungen und Inseln und das zerrissene Gebirgsland der Ufer, die Grashänge, Bananenhaine, Hecken und Felder; die schilferfüllten Hochtäler, die Schluchten mit Farnkräutern oder üppigem Dickicht, die Flüsse, deren glänzendes Band durch breite Papyrussümpfe sich windet, die blauen Fluten mit den sanft über sie hinweggleitenden Einbäumen und die zackigen Felsen, besäet mit Möven und Enten; die weißen Reiherketten, die wie ferne Segel über die Wasser ziehen, die Wolken, die sich in ihnen spiegeln, und die violetten Wolkenschatten, die langsam über die Berge kriechen; die Silhouetten der breit ausladenden Feigenbäume und der bizarren Dracänen, die im Sonnenglanz gelb leuchtenden Hütten und die

roten, dunkel umzäunten Höfe mit den Staffagen der arbeitenden oder ruhenden Eingeborenen; die weidenden Ziegen und Schafe und die von singenden oder flötenden Hirten auf breiten Wegen zur Tränke geführten Rinder. Und all das unter sattblauem Himmel von solcher Klarheit und Tiefe, daß alle unsere Begriffe von Raum und Form sich verwirren, weil diese gewölbte Decke für das Auge, das sie durchbohren will, eine Körperlichkeit gewinnt, deren Materie wir weder verstehen noch definieren können, bis es uns zuletzt scheint, als ob diese Lichtmassen dort oben in einem Aggregatzustand sind, der mit den uns von dieser Erde bekannten nichts mehr gemein hat. Und wenn ich dann den Blick wieder in die Tiefen schweifen lasse und noch einmal hinweg über all die bunte Schönheit, dann seufzt mein Herz darüber, daß ich einst all dies wieder verlassen muß und der Tag kommen wird, da ich wieder unter grauen, verdrossenen Himmeln, zwischen hohen Häusermauern mein Leben verbringen und mich verzehren werde in Sehnsucht nach Glanz und Farbe und glückseligen Gefilden. — — — — — —

Am 21. März lagerten wir in Kwischara. Hier, wo mich mein Bekannter Kassasi, der Sohn des Häuptlings Nigensi, freundlich empfing und mit allem versah, begrub ich den Mnjampara Omari. Am 22. März war Ruhetag. Am 23. umgingen wir das Ende der letzten südlichsten Bucht und lagerten in Limpischi hoch über ihr, die auf beiden Seiten von steilen Wänden eingeschlossen ist. Dort mußte ich einen zweiten Träger begraben, der so nahe am Ziel noch den Folgen der Strapazen erlag. Von da stiegen wir nach Westen die Berge hinauf, um die Ischangihalbinsel und damit das Endziel dieser Expedition zu erreichen. Ich lagerte in der Nähe des Kiwu, entließ alle Träger und baute in den nächsten Monaten auf einem reichbesiedelten Kamm 1700 Meter hoch unter einer herrlichen Baumgruppe mein Dorf Bergfrieden, in dem ich in den folgenden Jahren noch manche schöne, aber auch manch bittere und traurige Stunde erleben sollte.

Kissenje, im Januar 1902.

Bootsfahrten.

Brief XL.

12. Juni 1901. Heute morgen Aufbruch von „Bergfrieden“ und hinab zum Kiwu. Auf halbem Wege links das verlassene Lager der Grenzkommission, ein paar Minuten tiefer zur Rechten das Grab ihres Astronomen Lamp, der vor einem Monat hier zum ewigen Schlaf gebettet wurde. Ein primitives Kreuz mit Namen und Todestag, der Hügel von Steinen eingefaßt, ein paar Blumen darauf, eine Wolfsmilchhecke in großem Viereck und parallel eine Allee von jungen noch dürftigen Milumbastämmchen — so ward dem Unermüdlichen der Platz der Ruhe bereitet. Zu Hause aber sitzen seine Angehörigen ahnungslos, der guten Nachrichten froh, seiner Rückkehr sich freuend, eine Frau, die nicht weiß, daß sie Witwe ist, Kinder, die nicht wissen, daß sie Waisen sind. Und indessen geht der Bote mit der schlimmen Zeitung durch Siedelungen und Wildnis zur Küste, über meilenweite, glühende Steppen, durch Busch, Sumpf, Wald und mancherlei Fährnis. Doch von allen Gefahren, denen andere erliegen, bedroht ihn keine. Das Fieber verschont ihn, Löwen und Leoparden schleichen scheu zur Seite, die reißendsten Flüsse speien ihn aus; er ist unverletzlich, geweiht, gefeit, geheiligt, denn er trägt das Unglück in seiner Tasche. Schlimme Botschaften finden immer ihr Ziel; so will es das grausame Schicksal. Und so geht er seine Bahn weiter und weiter, wie eine schwarze Wetterwolke, langsam, tückisch, bis die Unvorbereiteten erreicht sind, und der Blitz die Ahnungslosen niederschlagen kann. O hartes Los!

Ach, ich weiß, wie der Gedanke an diesen schmerzlichen Botenweg den Kranken würgt, der in einsamer Fremde mit dem Tode

ringt; ich habe es erlebt und ich weiß, wie ich in diesen dunklen Stunden nach dem Ende stöhnte, um nur nicht mehr an die denken zu müssen, die meine Seele liebt.

Dort drüben mitten im See liegt wie ein dunkler Hut eine kleine Insel, kaum 50 Meter lang. Wildes Dickicht bekleidet sie, schillernde Nektarinen huschen durch ihr Gezweig und die Schwalben umkreisen sie von früh bis spät. Auch dort liegt ein Grab, das Grab eines jungen, kaum erblühten Menschen, der auch Eltern und Geschwister hatte und dem die Erinnerung an sie die Sterbestunde vergällte, trotzdem ich ihm bis zum letzten Atemzug ins Ohr schrie, daß er leben und in die Heimat zurückkehren würde. Dann fuhr der Tote in tagelanger, trauriger Fahrt über den See, denn ich wollte ihn nicht in der spärlich die Lava deckenden Erde von Kissenje begraben, die treulos ihre Toten nicht schützt. Dort drüben aber konnten ihn die Hyänen nicht auswühlen, die scheußlichen Schleicher, vor denen ihm noch in seinen letzten schweren Träumen grauste, daß er oft schreiend auffuhr und mit weit geöffneten Augen, die in dem verfallenen blaßgelben Gesicht doppelt groß schienen, durch die Tür in den Regen hinausstarrte, und auf den grauen, verdrossenen See, der dicht vor dem Zelt mit kleinen schwächlichen Wellen wie mit müden Fingern eintönig gegen den Strand schlug. „Kein Sterben war's, ein klägliches Verenden," so schrieb ich damals in mein Tagebuch.

Aber fort mit den drückenden Gedanken. Rasch noch ein paar hundert Schritte vorwärts, vorbei an den Hütten des kleinen Askaripostens und hinab zum Wasser. Die Boten harren schon. Ein frischer Wind bläst über den See. Zornig schlägt er die Wellen gegen die Einbäume, wie wenn er grolle, daß sie keine Segel zum Schwellen haben. Mit frischem Ruderschlag geht es hinaus und bald werden die Berge kleiner. Ein paar Weiber mit brennend roten Gewändern steigen den Abhang hinauf wie wandelnde Mohnblumen. Die Bananen winken mit ihren Blättern wie mit langen grünen Tüchern einen Abschiedsgruß. Ein Graufischer rüttelt über uns und fällt wie ein Stein klatschend ins Wasser.

Die erste Bucht ist rasch überwunden. Von den Felsen am Ufer fliegen ein paar perlgraue Möwen kreischend auf. Wie Spielzeug liegen die Hütten von Bergfrieden auf dem Kamm. Scharf gemeißelt heben sich seine Bäume vom hellen Himmel ab, über den der Südost schweres graues Gewölk jagt. Der See ist heute schlechter Laune, ein Griesgram mit tausend mürrischen Lippen.



Bootsfahrt auf dem Kiwu-See.

Das Boot schlingert und rollt und macht mich schläfrig, und ich lege meinen Kopf in den Schoß meines kleinen Boy, der hinter mir auf der Mundharmonika eintönige, selbst erdachte Melodien spielt. Und ich lese in alten Notizblättern:

Wir fahren ganz nahe am Ufer. Dicht am Wasser niedriges Gebüsch, dahinter ein schmales Band von hohen schwankenden Sorghumfeldern, sonst sieht man nur die Grashänge. Viel Fischfallen stehen im Wasser, Rohrstengel, die an seichten Stellen halbkreisförmig in den Boden gesteckt sind. Wo je zwei dieser nach dem See zu konvexen Halbzylinder sich berühren, läßt man eine kleine Lücke offen, die, der Stereometrie des Baues entsprechend, einen nach dem Lande zu schmaler werdenden Gang darstellt, durch dessen Pforte die dummen Fischlein zwar hinein, aber nicht heraus finden. „Euren Eingang segne Gott, euer Ausgang sei unsere Sorge", denken die Fischer von Ruanda.

Wir passieren ein kleines Kap, hinter dem der See ruhiger ist. Aus der Tiefe leuchten die von Algen mit gelbgrünem Samt übersponnenen Felsen, träge, armlange Welse mit goldbraun schimmerndem Leib lehnen sich fast aufrecht gegen sie und huschen bei unserer Annäherung wie schwarze Schatten zwischen das Schilf. Die Feuerfinken in rotsamtnem Hochzeitsgewand, mit der Bulgarenkapuze auf dem dicken Köpfchen, sitzen zitternd vor Wohlgefallen auf den grünen schlanken Stengeln und bronzefarbene Blumensauger verfolgen sich von Busch zu Busch mit eifersüchtigem zettzettzettzett.

Jetzt öffnet sich im Süden eine Bucht. Die Ruder ruhen; am Eingang ein einsamer großer Feigenbaum. Ein Seeadler kreist über ihm und ein paar Schildraben schnarren auf seinen Zweigen. Im Hintergrund reiches Bergland mit großen Bananenhainen. Dazwischen gelbe und violette Felder: auf den Abhängen kleine Herden von Ziegen und Schafen.

Die Fahrt geht weiter. Plötzlich heben wir die Nasen und schnüffeln. Brandgeruch. Aber woher? Bei einer Biegung sehen wirs. Ein paar Eingeborene stehen am Ufer und brennen aus den Gräsern einer versumpften Mulde schwarzes Salz. Sehr gut ist es nicht, aber was hilfts, sie haben keine andere Salzquelle hier.

Eine neue Bucht. Die Sonne steht schon hoch und sticht und die Bootsleute prophezeien nahen Regen. Die Uferberge werden sanfter geneigt. Vereinzelt steigen Bananen und Hütten tief hinab.

Nun umfahren wir eine flache Landzunge. Zwischen dem Niedergras zerstreut dichte hohe Büschel, die sich rhythmisch, sanft wie im Reigen wiegen. Ein breiter, festgestampfter Viehweg steigt den Berg hinab und das rote Laterit leuchtet in der Sonne wie ein erstarrter Blutstrom.

Wir nähern uns einer platten unbewohnten Insel und lassen sie zur Linken liegen; zur Rechten eine Rinderherde bis zur Brust im Wasser. Sie stehen dichtgedrängt beieinander, schütteln die Köpfe, schlagen mit den Schwänzen und glotzen träumerisch dem vorüberfahrenden Boot nach. Am Ufer warten ihre treuen Begleiter, die weißen gelbschnäbligen Kuhreiher. Ein paar hagere Hirten stehen, auf lange Stäbe gestützt, auf dem Abhang, über den Schultern Regendächer aus Bananenbast, die wie das Schutzdach eines Strandkorbes geformt sind. Kommt das Wetter, so stülpen sie sie über die Köpfe.

Weiter! Ein weißer Vogelfels ragt über die Wasserfläche. Auf ihm isabellfarbige Möwen, schwarze Taucher, graue Reiher. Still fliegen sie auf und in weitem Bogen wieder zurück. Nur eine Nilgans bleibt tapfer stehen und wackelt ein wenig arrogant mit dem Steisse.

Weiter! Die Ufer werden steiler; der Himmel bedeckt sich. Ein paar Weiber mit vollen Krügen auf den Köpfen, die vom Wasserholen kommen, wollen eben den Berg hinaufsteigen. Als sie mich sehen, setzen sie ihre Last ab und drehen sich mit gespreizten Armen im Tanz. Eine Huldigung, für die ich den holden Töchtern des Landes dankend zuwinke.

Weiter! In Südsüdwest liegt starker Regen auf dem See; auch bei uns fallen einige Tropfen. Der Steuermann — er steuert mit dem Ruder am Heck sitzend — beginnt einen beschwörenden Gesang. Wohl zwanzig Mal hintereinander ruft er: „Geh, geh, geh", denn er will das Gewitter nach Bunjabungu hinüber schicken in das Land der Abaschi, der Sklaven, aber ich fürchte, daß die Gottheit seiner spotten wird.

Weiter! Zur Rechten wieder eine kleine Insel. Über hundert schwarze Klaffschnäbel fliegen auf und lassen sich am Ufer nieder, beim Einfallen die Ständer wie Störche streckend.

Der Regen zog doch vorüber, aber heftiger Wind kommt auf und verscheucht alles Gewölk. Wir geraten außer Kurs und suchen Schutz in kleinem Hafen. Ich selbst und fast alle Lasten von einigen über Bord schlagenden Wellen total durchnäßt; während die Sachen

trocknen, wandle ich wie Adam vor dem Sündenfall in der Sonne spazieren.

Nach ein paar Stunden fahren wir weiter. Der schmerzlich grell leuchtende See liegt glatt, die Sonne brütet auf den schlummernden Fluten und träge ziehen die Bootsleute ihre Ruder durchs Wasser, das so schwer ist wie flüssiges Blei. Leise murmelnd wie aus tiefen Träumen, schlägt es gegen das Ufer, an dem wir so dicht vorbeifahren, daß wir den schwülen Duft spüren, der aus Schilf und Gras aufsteigt. Keine Seele zeigt sich. Mensch und Tier ruhen in den Hütten und dem Schatten der Haine; die Vögel verstummen. Die bebend heiße Luft ist erfüllt von feinem Summen. Mein Boy schnarcht in dumpfen Rhythmen, die Ruderer blinzeln und auch mir werden die Lider schwer und der Kopf will mir auf die Brust sinken. Von der Höhe herab, aus dem Dunkel der Bananen zittern langgezogene, weinerlich klagende Klänge einer Königskerzen-Schalmei durch die flimmernde Luft. Ist es ein Knabe, der im Gras liegend sich und dem Freunde die Zeit vertreibt? Ist es Pan selber, der spielt?

Kamm und obere Hänge der Berge sind gut bebaut; unten, um die Feuchte des Bodens auszunützen, ein schmaler Feldstrich, fern von den Hütten des Besitzers. Was dazwischen liegt, ist dichtes, hohes Grasland.

Wir umfahren die letzte, weit vorspringende Zunge der etwa 30 Kilometer langen, am Russisi beginnenden Halbinsel von „Bergfrieden" und wenden nach Osten in den Kanal, der Ruanda von Kwidjwi trennt. Ein frischer Wind streicht uns entgegen und macht uns alle wieder munter. Die Ufer fallen beiderseits schroff ab und senken sich unter dem Spiegel gleich zu enormen Tiefen. Das Südende von Kwidjwi ist mit üppiger Vegetation bekleidet. Wir fahren schräg hinüber und erreichen es in einer Stunde. Während der Fahrt prächtiger Blick in die Schluchten der Insel und ihre flachen Buchten mit kulissenartig sich deckenden Bergen, und auf das Ostufer des Sees, auf die reichen Platten von Njakassekke und Kwirascha und das Randgebirge mit der schwarzen Urwaldkappe. Über dem tiefen Flußtal des Kalundura hängt ein von grellen Blitzen durchzucktes Gewitter.

Eine halbe Stunde später biegen wir in einen Hafen ein und lagern unter einer riesigen, von den Jahren ausgehöhlten Ficus.

Wir sind also auf Kwidjwi. Ich kenne das Lager von früher her, aber ich lasse jetzt Lager Lager sein und schiebe als Intermezzo

einige orientierende Bemerkungen über diese Insel ein, teils dieserhalb, weil es sich nicht schickt, daß ich meine Weisheit ganz für mich allein behalte, teils außerdem, weil ich des Hackstils à la tartare müde bin, der allerdings für die Schilderung eines Wandeldioramas der angemessenste ist. —

Kwidjwi bildet einen Teil der zwischen Deutschland und dem Kongostaat strittigen Terrains; nominell üben wir dort die Herrschaft bis zur diplomatischen Endregelung aus, weil wir dort die Fahne gehißt haben, während der Kongostaat, von Rebellen bedrängt, keine Macht am Kiwu ausüben, geschweige die zahlreichen Verletzungen unserer Grenze hintanhalten konnte. So angenehm der dauernde Besitz der Insel für uns wäre, so träte er doch hinter dem Gewinn, eine vernünftige Grenze zu erhalten, wesentlich zurück. Es gibt aber nur eine mögliche Grenze, das ist der Russisi-Kiwu. Das hat mir erst jüngst der Chef der belgischen Kommission ohne jede Debatte zugegeben. Jede andere Grenze würde das große Ruanda zerschneiden und damit für beide Länder die Quelle ewiger Verwaltungsverdrießlichkeiten seitens der Eingeborenen und die Veranlassung zu nie ruhenden Differenzen zwischen den Grenzbeamten werden. Darüber sind sich alle einig, die auch nur einen flüchtigen Einblick in die hiesigen Verhältnisse getan haben. Als Deutscher sage ich: „Fordert den ganzen Kongostaat für uns", aber als Ethnograph „Lieber auf ganz Ruanda verzichten, als seine Zerstückelung zulassen". Sonst könnten die Zolleinnahmen beider Länder die Kosten von Papier und Tinte für die beiderseitigen Grenzbezirkschefs nicht aufwiegen. Über diese ganze Streitfrage ließe sich sehr viel sagen: sonderlich darüber, ob bisher nicht allerseits die geographischen Gesichtspunkte im Verhältnis zu den kolonialpolitischen zu stark betont wurden, aber ich halte den Zeitpunkt für eine öffentliche Erörterung für nicht gut gewählt, solange die Verhandlungen noch zu keinem Abschluß geführt sind. Nur eines möchte ich erwähnen. Es kann nicht leicht eine natürlichere Grenze geben, als den Russisi-Kiwu, nicht nur wegen ihrer physikalischen Beschaffenheit, nicht nur weil sie Staaten trennt, sondern vor allem, weil sie einen ethnographischen Graben bildet, weil zwei ganz verschiedene Kulturen, die östliche und westliche, hier zusammenstoßen. Ich bin auch überzeugt, wenn die Belgier dort in ewigem Krieg gelegen haben, wo ich von der ersten Stunde an Tag und Nacht ohne Waffen mich bewegen konnte, so lag es daran, daß sie in ein ihrem ganzen

übrigen ethnographisch fremdes Gebiet kamen, das sie nicht zu behandeln verstanden, indem sie ihm ihr vom Kongo mitgebrachtes Verwaltungssystem oktroyren wollten. — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Das etwa 40 Kilometer lange, im wesentlichen nach N.O.N. ziehende Kwidjwi ist dem Festlande vorgelagert, nämlich dem östlichen (Ruanda) unmittelbar und nur durch einen ca. zwei Kilometer breiten Kanal getrennt, dem westlichen (Bunjabungu) mittelbar durch einige Inseln, die eine Art Brücke bildend, von einem Riesen in den See geworfen scheinen, um trockenen Fußes vom Festland nach Kwidjwi zu gelangen.

Kwidjwi, das von Süden nach Norden in drei große Provinzen, 1. Agatongo, 2. Njamuschische, 3. Amarambo zerfällt, bildet zusammen mit den im Norden (Kitanga, Mkondo u. a.) Osten (Wau) Süden (Njamisi, Muhembe u. a.) und Westen (Igitenda, Ugischuschu u. a.) vorgelagerten Inseln ein selbständiges Sultanat unter Mihiggo. Dieser ist kein Mtussi (so wenig wie die Sultane im Westen des Sees. Die Grenze der Watussi Herrschaft läuft längs des Russisi und des Ostrandes des Kiwu), doch finden sich auf Kwidjwi vereinzelt Watussi als Häuptlinge. Die Wanjaruanda behaupten oft, daß die Insel seit Alters her zu Ruanda gehört habe, die Insulaner, die Wanjäschwe bestreiten es. Sicher ist aus der jüngsten Geschichte nur folgendes. Unter Mwendo, dem Großvater des Mihiggo war Kwidjwi selbständig, erkaufte sich aber die Freundschaft des mächtigen Nachbars durch Tribut, wie die Leute von Ruanda, durch freiwillige Geschenke, wie die von Kwidjwi sagen. Gleichviel, als Mwendo starb, glaubte sich sein Sohn Kaweggo stark genug, um nichts mehr an den Hof des damaligen Königs Luabugiri zu schicken. Dies war dem kriegerischen Riesen gerade recht, er landete ein Heer auf der Insel und unterjochte sie von Süden bis Norden. Kaweggo aber war entflohen. So lange er mit seiner ganzen Sippe nicht gefangen war, blieb den Unterworfenen immer ein Zentrum ihrer Hoffnungen, aber trotzdem Luabugiri große Werte auf die Köpfe der Herrscherfamilie setzte, blieb sie verschollen. Verrat kam ihm zu Hilfe. Etwa zwei Jahre vorher (c. 1884) hatte Kaweggo sein Weib Nirampetta mit dem von ihr geborenen, bereits erwachsenen Sohn Nkundie verjagt, weil er sie im Verdacht der Untreue hatte. Wie Bettler lebend, saßen sie auf kleinem Grunde und brüteten Rache. Als nun Luabugiri Herr von Kwidjwi wurde, verriet ihm Nkundie, daß sein Vater in Ugischuschu, einer kleinen von Bananen bedeckten Insel im Westen

von Kwidjwi sich versteckt hielt. Man fing und richtete ihn samt seinem Weibe Maligatschiko. Aber sein Tod half dem Eroberer wenig, weil es den übrigen Söhnen gelungen war, außer Landes zu fliehen. Übrigens rächte Luabugiri selbst sehr bald den Verrat Nkundies; er tötete ihn, „weil — so erzählen die Leute seine Worte — weil er von einem Menschen, der seinen Vater verrate, alles Schlechte erwarten dürfe." Nicht lange darauf (c. 1888) mußte der König nach Ruanda zurückkehren, weil einige unzufriedene Köpfe dort Unruhen verursacht hatten. Sofort erhoben sich die Insulaner, riefen Mihiggo, den Sohn Kaweggos, zurück und wählten ihn zum Herrscher. Es dauerte lange, bis sich Luabugiri zu neuem Kriege entschloß; etwa 1892 oder 1893. Mihiggo floh wieder nach Bunjabungu und Luabugiri gründete auf Kwidjwi mehrere „Zwingburgen" d. h. Dörfer, in die er ihm ergebene Watussi einsetzte. Er selbst kehrte wieder nach Ruanda zurück, um einen Feldzug gegen Bunjabungu vorzubereiten, das jetzt zum zweiten Male seinen Feinden Asyl gewährt hatte. In diesem Unternehmen (1894) erkrankte er schwer — wie das Volk murmelt, von seinem eigenen Weibe Kansugera vergiftet — und starb. Sein Nachfolger wurde, wie bekannt, der unmündige Juhi. Kaum war der Knabe auf den Schild gehoben, so revoltierten die Insulaner, riefen den Mihiggo und töteten oder verjagten alle Fremden, soweit diese nicht vorzogen, dem eingeborenen Sultan zu huldigen und zu dienen. Seit dieser Zeit, d. h. seit 1894, ist die Selbständigkeit der Insel nicht mehr bedroht gewesen. Die Einwohner von Kwidjwi, die hauptsächlich im Süden und Norden sitzen, während die Mitte noch viel Urwaldwildnis hat, mögen etwa 20 000 Seelen stark sein. Sie sind aus allen Stämmen des Kiwu gemischt und empfangen jährlich neuen Zuzug von Leuten, die in ihrer Heimat nicht genügend Land besitzen, oder irgendwie Schwierigkeiten gehabt haben, also auch Verbrecher. Die Völker des Westens überwiegen aber bedeutend, was sich in Sprache, Sitten und Gewohnheiten bis auf Tracht und Körperschmuck bemerkbar macht. Trotzdem auch viele Leute aus Ujungu stammen, soll doch kein Kannibalismus herrschen, was für meine früher erwähnte Meinung spricht, daß es in Ujungu im wesentlichen nur die vom Kongo zugewanderten Wabembe sind, die dieser scheußlichen Gewohnheit frönen. Kwidjwi bildet sozusagen die Kornkammer des Sees. Ungeheure Mengen von Vegetabilien werden jährlich ausgeführt — (ich selbst traf einst eine Bootskarawane von 700 Lasten und kaufte sie für Rechnung des Bezirks Udjidji) —, um gegen Kleinvieh eingehandelt zu werden.

Rinder gibt es sehr wenige auf den Inseln, und von Ziegen, Schafen auch nur einen kleinen Bestand, weil die Insulaner große Fleischliebhaber sind, die ihre gekauften Herden durch Züchtung nicht vermehren, sondern sie verzehren.

14. Juni 1901. Wir sind auf Kwidjwi. Ich kenne das Lager von früher her. Ich habe einmal eine Nacht hier zugebracht, als von Kissenje die Allarmnachricht kam, daß ein Heer belgischer Rebellen im Anziehen sei. Ich war der einzige Europäer am Kiwu, also mußte ich hin, um zu erfahren, was an der Sache sei. Da ich rasch aufbrechen mußte, ließ sich in der Eile nur ein einziges Boot auftreiben, in dem ich und ein paar meiner Leute, aber weder Zelt noch Bett Platz hatten. Infolgedessen waren die Nächte alles andere als schön. Ein kleines Boy=Zelt diente uns als Wohnraum, nicht viel größer als eine bessere Hundehütte, aus dünnem Zeug, durch das der Wind Choräle blies und der Regen wie eine Gießkanne sprühte. Die dazu gehörigen Blumen waren vier Boys, die wie junge Teckel halb über=, halb nebeneinander lagen, während ich auf einem Graspodium hoch über ihnen schlief, oder es wenigstens versuchte; Blumen im Sinne jener rauhbeinigen, hier etwas gemilderten studentischen Strophe, die da anhebt: „Du bist wie eine Blume und riechen tust du auch." Aber schließlich ist alles andere nicht so arg, wie Frost und Zähneklappen; auch sorgte der Wind dafür, daß es nicht zum äußersten, nicht zu „der Blumen Rache" kommen konnte. „Blumenduft hat ihn getötet." Viel schlimmer war, daß trotz meines hohen Throns und trotz täglichen Platzwechsels jede Nacht von irgend woher ein Bein geflogen kam, und mein Schienbein attackierte, oder die nachbarliche Faust eines Träumenden mir in die Zähne schlug, meist die des kleinen Mabruk. Es gibt nämlich nichts verrückteres auf unserem Globus, als einen schlafenden Neger; ich habe schon früher davon erzählt. Um aber ganz sicher zu sein, daß nicht etwa eine unlautere Ausnützung dieser Eigentümlichkeit stattfände, pflegte ich solche Insulte auf der Stelle zu erwidern: (blaues) Auge um (blaues) Auge, Zahn= (Lücke) um Zahn= (Lücke). Daß durch all dies die Nächte mehr interessant als angenehm wurden, läßt sich ja mit einiger Phantasie vorstellen und daher auch meine lebhafte Erinnerung an dies Lager.

Die Bucht, an deren Ende wir gestern Nachmittag, neben einer hohlen Fikus die Zelte aufschlugen, ist etwa 700 Meter tief und sehr breit; im Westen von hohen steilem Kegel begrenzt, der sich nach Norden in einen langen Rücken fortsetzt. Sein Abhang fällt

fast senkrecht zu einem schmalen, unbewohnten, aber mit den Stoppeln von Sorghumfeldern bedeckten Tal ab und auch von der anderen Seite stürzen die Wände in großer Schroffheit ab. Das Tal ist kurz und endet in einer gewunden aufsteigenden Schlucht, die wie die Berge im Hintergrund dicht bewaldet sind. An lichten Stellen der Hänge finden sich auch Bananenhaine. Eingeborene ließen sich nicht sehen, trotzdem ihre Hütten nicht allzu weit sichtbar waren. Auch hier macht sich der Einfluß der Trockenzeit geltend, trotzdem die Szenerie durch die vielen Laubbäume nicht gar so trostlos ist, wie in Ruanda. Aber doch ist der Kontrast mit meinem letzten Aufenthalt, der mitten in die stärkste Regenperiode fiel, bedeutend genug. Damals konnte ich in mein Notizbuch schreiben:

„Trotzdem ich die halbe Nacht mit Händen und Füßen gekämpft habe, macht mich das erste Morgengrauen schon wach. Es ist die Nähe der Erde und ihr feuchter Atem, die mich nicht schlafen ließen. Ein Weilchen bleibe ich noch liegen, dann trete ich fröstelnd ins Freie; das Gras trieft von Tau, in den Schluchten steigen Nebel auf und niedrige warme Dunstwölkchen ziehen von den Ufern her über den still und dunkel ruhenden See. Hinter unserer Talwand muß über den Bergen von Ruanda die Sonne aufgegangen sein, denn schon beginnen die Blätter der Bananen auf den Höhen im Westen wie Silber zu flimmern, als wären sie von Reif bedeckt; aber es ist nur der Tau, der glänzt. In dieser oder jener Hütte hat man das nie ganz verlöschende Herdfeuer angefacht, blauer Rauch dringt durch alle Poren der Dächer, aber die feuchte Luft drückt ihn nieder, daß er wie eine Kappe die Hütten umhüllt und an den Hängen kleben bleibt. Mit dem ersten Erscheinen des Tages werden auch die Vögel munter und heben rings in Büschen und Bäumen ein vielstimmiges Konzert an. Am frühesten sind immer die Schwalben wach, die, wenn noch halbe Dämmerung herrscht, schon mit kurzen scharfen Lauten über die Bucht streichen. Blaue kleine Eisvögel, mit langem rotem Schnabel schwirren über das Wasser; aus dem Gezweig der Feigen pfeifen Papageitauben und schackern große Pisangfresser, die Charaktervögel von Kwidjwi. Mausvögel fliegen in starken Trupps zwitschernd von Busch zu Busch, die Nektarinen flöten, die Reiher schnarchen, Kraniche ziehen mit hellem Schrei hoch durch die Lüfte nach Süden. Die großen Dryoskopen stimmen ihr glockenklares Duett an, und Cossypha, die weißhaubige schmettert ihren Morgengesang jubelnd der Sonne entgegen. Da fängt man schließlich auch zu singen an, und da ich es nicht wie ein Heldentenor fertig bringe,

so muß ich wie jener wunderliche Einsiedler, den Zarathustra kannte, mit Summen und Brummen die Herrlichkeit der Schöpfung preisen. Bin ich doch auch ein Einsiedler und Einwanderer. Noch ein Blick auf all die grüne Pracht und die erntereifen Sorghumfelder im Tal, die des Schnitters harren, dann hinein ins Boot — — —"

So hieß es damals, aber heute rauben die dürren Stoppeln und viel welkes Gestrüpp und der Dunst der beginnenden Trockenheit der Landschaft viel von ihrem Reiz. Aber immerhin merkt man die gelbe Öde noch nicht so stark, wie auf dem Festlande, besonders jetzt nicht, wo wir an der baumreichen Südostecke der Insel vorbeifahren. Es sind meist Akazien und Euphorbien, am Wasser mehr Feigen und zwischen den Bäumen viel Lianen, meist Loranthusarten und Schlinggewächse. Eine sehr merkwürdige Kandelabereuphorbie tritt hier zahlreich auf, die ich früher nur einmal in wenigen Exemplaren im Galeriewald des Rutschurru gesehen hatte. Sie ist viel höher als die gewöhnliche, ihr Stamm nicht dick, sondern sehr schlank und mit symmetrisch in kleinen Distanzen übereinanderstehenden kraterartigen Vertiefungen. Die Krone nicht wie bei den anderen tiefsitzend, dicht und weit ausladend, sondern von allem das Gegenteil — im ganzen ein sehr bizarr aussehender Baum und noch heraldischer als sein in Afrika viel vulgärerer Vetter. Feigenarten gibt es in großer Zahl, von bisweilen verwirrender Ähnlichkeit; mit Früchten von Kirschkerngröße bis zu einem den europäischen gleichen Umfang und mit Blättern, deren Maß zwischen Arm- und Daumenlänge variiert. Die Ufer fallen hier wie überhaupt auf der ganzen Ostseite ungemein schroff, oft unersteiglich jäh ab.

Bald nachdem wir die Lager-Bucht verlassen haben, fahren wir an einem Signal der Grenzkommission verbei. Die Leitung hat ein alter Afrikaner, Hauptmann a. D. Hermann, wohl einer der begabtesten Offiziere aus den Reihen der Schutztruppe. Seine Arbeiten sind tatsächlich des höchsten Lobes wert, vielleicht in der Fülle des Dargestellten etwas zu wenig auf die Unerfahrenheit im Kartenlesen Rücksicht nehmend. In astronomischen Dingen hatte er eine, ihm leider jetzt geraubte, Stütze in Professor Lamp, eine nicht minder tüchtige in kartographischen Dingen im Oberleutnant Heinrich Fonck. Außerdem verfügte er noch über zwei fleißige subalterne Hilfskräfte.

Unser Boot biegt in ganz langsamen Wendungen immer mehr nach links. Der Kurs, zuerst stark nordöstlich, weist später nach

Nordnordost. Die Ufer bleiben immer schroff, die Vegetation üppig. Aus dem Dickicht heraus tönt das dumpfe Gurren der Wildtauben und der melancholische Ruf der Kuckucke; Grasmücken und Brillenvögel huschen durch das weit überhängende Gezweig der Feigen, rote Fliegenschnapper mit schwarz-blauem Kopf und schwarz-weiße mit roten Fleischläppchen über den Augen haschen von schwankendem Ast auffliegend ihre Beute. Dicht vor uns springt ein Fischchen hoch über den Wasserspiegel, verfolgt von einem braunhalsigen Taucher, der verschwindet und bald wieder mit der zappelnden Beute im Schnabel auftaucht. Auch Ottern sehen wir, aber ziemlich fern, und einen Kappeniltis, der über die Kalkfelsen läuft. Später wird das Gebirge zerrissener, die Schluchten und Mulden mit kleinen Bächen häufen sich; hier und da zeigt sich hoch oben ein Dorf mit Bananenhainen. Groteske Felspartien treten am Ufer auf und kleine Waldparzellen, in denen langschwänzige Meerkatzen einer mir noch unbekannten Art bei unserer Annäherung die Flucht ergreifen. Manchmal öffnen sich Täler, die in flache Buchten mit sandigen Rändern münden und bisweilen neigt sich der Abhang minder schroff zum Wasser, aber meist steigt die Küste steil auf und bleibt steil bis zum hohen Kamm, der mit Urwald bedeckt ist. Die Nasen der Berge sind kurz, dementsprechend die Einbuchtungen nicht tief. Nach zirka fünfstündiger Fahrt erreiche ich das am stärksten nach Osten vorspringende Kap der Insel mit einem Signal der Grenzkommission und werde von Herrn Fonck liebenswürdig empfangen. Ein paar angenehme Tage verlebte ich hier in seiner Gesellschaft, dann fuhr ich nach Wau voraus, einer etwa 3 Kilometer langen Insel, die vom Nordkap von Kwidjwi etwa 5 Kilometer östlich liegt. Dahin folgte mir bald F., weil auch da ein Signal sich befindet. Um dieses herrliche Eiland dem Leser zu schildern, wähle ich einen Abschnitt aus einem damals entstandenen Brief an einen Freund.

„Bald acht Tage sind wir nun schon hier auf diesem kleinen Flecken, den man mit guten Ruderern bequem in einer Stunde umfahren könnte, wenn man die Bucht im Osten abschneidet. Ich könnte natürlich jeden Tag fortfahren, aber erstens gefällt es mir hier zu gut und zweitens will ich F. nicht noch unglücklicher machen. Der sitzt nämlich von morgens an unter einem kleinen Strohdach neben seinem Signal auf einer durchsonnten Graskuppe und versucht mit seinem Blick nach Norden und Süden den Dunst zu durchbohren, ob er nicht irgendwo das Blitzen eines Heliographen bemerkt; aber trotzdem seine Augenstiele schon so lang geworden sind

wie die gekochter Hummern, so sieht er doch nichts als höchstens das Flimmern seiner mouches volantes. Und genau so wird es den Herrn, die auf den anderen Punkten sitzen, gehen. Des Abends entzünden wir riesige Scheiterhaufen. Dasselbe soll auch an den anderen beiden Signalen geschehen, aber wir sehen nichts, noch werden wir gesehen. Jeden Abend hofft man und sagt sich beim Schlafengehen „morgen!" aber der Morgen kommt und mit ihm derselbe bläuliche Dunst der alles verhüllt und hinter dem selbst das kaum eine Meile entfernte Kwidjwi nur wie ein graues Schattenbild sichtbar ist. Nur die halbe Stunde vor Sonnenaufgang ist meist relativ klar. Dann treten die Berge beider Ufer, wenn auch etwas dämmerig aus dem Dunkel und über dem Norduſer ragen die kühnen Profile der vier westlichen Vulkane in den Himmel. Aber für die Triangulierungsarbeiten der Grenzkommission nützt dieser kurze Lichtblick nichts, weil die Heliospiegel Sonne brauchen. Du kannst Dir vorstellen, mein Lieber, wie dieses Warten auf die Nerven schlägt, selbst mir, der ich nur freiwilliger Zuschauer bin. Ich merke das daran, daß wir täglich mehr geneigt sind, die hitzigsten Dispute zu führen, z. B. über die Herkunft der Wasserböcke auf der Insel, ob sie von Kwidjwi herübergeschwommen sind oder schon seit Generationen hier weilen. Jeder glaubt seine Ehre engagiert, wenn es ihm nicht gelänge, den anderen zu überzeugen; jeder hält den anderen für entsetzlich rechthaberisch, dickköpfig, oppositionell; die erstens, zweitens, drittens schwirren nur so über den Tisch, den Wasserböcken folgen die Buschböcke und dann die Riedböcke, bis die ganze Naturgeschichte durch ist. Die Köpfe werden abwechselnd rot und blaß, der eine wird spitz, der andere ironisch und schließlich trennt man sich unüberzeugt und Gift im Herzen wegen solcher dämlichen Wasserböcke. Den anderen Tag lacht man darüber, aber eine halbe Stunde später sind es vielleicht die Ziegenböcke, die aufs Tapet kommen. All das mußt Du natürlich nach dem Rezept buchstabieren, nach dem ich selbst in meinen Briefen solche Auto- und Hetero-Persiflagen — „dispensiere" nennen es, glaube ich, die Apotheker: auf 2 Gran Wahrheit immer ein granum salis.

Die Insel ist wundervoll. Zuerst lagerten wir beide am Südende in einer kleinen Urwaldlichtung dicht am Wasser. Von da war unter Benutzung eines alten Bootsbauern-Pfades ein Weg zur südlichen Kuppe geschlagen worden; ein prächtiger Weg. Zwanzig Minuten geht man sanft durch Wald bergan, der herrliche Bäume birgt.

Einzelne Stämme stehen wie eine breite Wand über dem Boden, an andern ziehen hundert Stützwurzeln senkrecht zur Erde oder bilden dicht über der Rinde ein wirres Gitterwerk; wieder andere laufen unten in drei oder vier flügelartige Bretter aus, oder sie sind von einem unglaublichen, unbeschreiblichen Lianengeflecht umsponnen. Wohin man blickt, immer neue Bilder, die mich entzücken, neue Blüten, die den Weg bedecken, neue Früchte, die an den Zweigen hängen, neue Vögel, die durch die Kronen huschen. Bald schreitet man über dicke Blätterlagen, bald über elastische, gewundene Hölzer von Schlingpflanzen; hier über einen vom Sturm gefällten Baum, dort über einen vermorschenden, unvollendeten Kahn, der inmitten tausender kleiner Spähne liegt. Ein kühles Dunkel ringsum, von dem sich die zitternden Scheibchen, die die Sonne verstreut, um so heller abheben. Manchmal bricht sie von oben durch die Lücke eines Blätterdaches und dann ist es köstlich zu schauen, wie es in der Tiefe des Dickichts glüht und leuchtet, hier ein Stück Laub, dort ein Ast oder ein Stein aus dem Schatten herausgeschnitten wird, ohne daß die Quelle des Glanzes sichtbar ist. Stellenweise unterbrechen Lichtungen den Wald, in denen kalmusduftende, großblätterige Stauden dicht gedrängt stehen oder Akazien mit gelben Kätzchen, die von der Wurzel bis zur höchsten Spitze von solchen Massen von rankenden Pflanzen bedeckt sind, daß ihr Geäst nur noch durch wenige Lücken greift, wie die Hände eines Gefangenen durch Kerkergitter. Zuletzt klettert man über Felsblöcke hinauf, unter denen schwarz-weiße Iltisse mit glattem Samtfell ihre Höhlen haben, oder zwischen denen Lazerten in allen Farben sich sonnen oder jagen. Einmal kreuzte eine blau-grün schillernde Schlange unseren Weg. Oben angekommen befindet man sich auf einer Graskuppe mit enormen Trümmern, die sich bald wieder senkt. Zwischen Riesenfarren laufen die tiefeingetretenen Wechsel der Antilopen, deren Schrecktort wie lautes rauhes Hundebellen klingt; Falter in allen Farben, darunter gelbe und blaue und grüne Schwalbenschwänze oder perlmutterglänzende Apollinen gaukeln um Jasmin und Winden. Graue Papageien mit roten Bürzeln schwätzen von den Bäumen am Rande der Lichtung, die bald wieder von dunklem Wald abgelöst wird. Kurz, es ist herrlich dort oben, herrlich, herrlich. Und wie wundervoll muß es erst in wenigen Monaten sein, wenn man nach allen Seiten meilenweit schauen kann und die schönen Formen der Gebirge und Vulkane, die Inseln und Halbinseln, die Buchten, Bäche und Wasserfälle zum Greifen nahe erscheinen?"

In den letzten Tagen des Juli verließ ich Wau und siedelte nach dem Nordkap von Kwidjwi über, wo ich fast fünf Monate blieb. Das nördliche Ende von Kwidjwi gehört zu den schönsten Landschaften des Kiwu. Eine große und mehrere kleinere Buchten, große Berg- und Urwaldinseln und kleine und kleinste Gras- und Steininseln vereinigen sich zu einem wundervollen Panorama. Wo ich lagerte ist eine nur 25 Schritt schmale flache Landbrücke, die den nördlichsten Teil von Kwidjwi mit den übrigen verbindet; hinter mir Wasser; vor mir Wasser. Mein Zelt auf einer schmalen Sandfläche; bei Sturm schlagen die Wellen bis dicht an meine Tür. Über mir das Laubdach einer Spatothea mit gelben Tulpen und einer Akazie mit langen grünen Schoten. In sanfter Wölbung strecken sie ihre Zweige über das Zelt fort und berühren fast die Flut. Hinter mir ein schattiges Dickicht bis zur anderen Bucht, das gerade Platz für den Tisch und Stuhl bot. (Gerne wollte ich von meinem Aufenthalt dort und von Land und Leuten erzählen, aber — — — — — — — schon schwoll und schwoll von Tag zu Tag dieser Band und bis in meine Träume hinein verfolgt mich schon lange das Seufzen meines als Faust maskierten Verlegers:

„Ist es Schatten? Ists Wirklichkeit?
Wie wird mein Pudel lang und breit!
Er hebt sich mit Gewalt,
Das ist nicht eines Hundes Gestalt!
Welch ein Gespenst bracht ich ins Haus!
Schon sieht er wie ein Nilpferd aus!")

Aber ein paar Seiten will ich doch noch meinen Tagebüchern entnehmen:

„Es gibt am Tanganika und Kiwu Morgenstimmungen, wie ich sie sonst nirgends in der Welt beobachtet habe. Sie sind auch hier nur selten. Die Sonne liegt noch dicht über dem Horizont, da beginnen die zwanzig, dreißig Kilometer entfernten Berge im Westen zu leuchten. Jede ihrer Furchen und Schluchten ist sichtbar und doch liegt etwas unwirkliches über ihnen. Man sucht und sucht und findet schließlich, daß es die Farbe ist. Es ist überhaupt keine Farbe an diesen fernen Bergen, es ist nur ein Leuchten. Farblos liegen die grünen Grashänge, aber sie leuchten, farblos die Felsen und die Felder, aber sie leuchten. Und wenn es mir zuerst schien, als wäre dies Gebirge aus unendlich feinem Sand aufgebaut, so dünkt es mich zuletzt nur noch wie eine silbrige Fata Morgana, die leider nur zu selten und dann nur für kurze Minuten sichtbar ist.

So erschien mir heute morgen, als ich erwachte, das westliche

Randgebirge im Rahmen der Zeittür. Die Bucht vor mir ist von beiden Seiten von Bergen umrahmt, mit Bananen auf den Höhen und riesigen Bohnenfeldern auf den Abhängen, die so kahl und schwarzgebrannt waren als ich vor einigen Monden hierher kam. Nun sind sie ein einziger grüner, von den violetten Blüten durchwirkter Teppich, der dem Auge ungemein wohltut. Glatt und klar liegt die Flut und spiegelt den Himmel und die weißen ziehenden Wolken und die dunklen Ufer. Zwei Entenpärchen schwimmen von rechts nach links, aber bald werden sie wieder umkehren, denn sie sind schlimme Diebe, die immer wieder die Blüten der Bohnen abrupfen und erst davon fliegen, wenn der Feldwächter mit großem Geschrei sie verscheucht. Links von mir in dem hohen Schilf, in dem der Wind des Nachts seine Lieder singt, stehen fünf Bübchen von vier bis sechs Jahren bis zum Leib im Wasser. Jeder hat zwei Angelstöcke, die vor ihm auf dem Wasser schwimmen und die er von Zeit zu Zeit lupft. Die zappelnden Fischlein wandern lebend in den gestrickten Beutel auf seiner Brust, der für Tabak und Tabakspfeifen dient. Oft wühlen sie mit einem Stock den Schlamm auf, um ihre Beinchen unsichtbar zu machen, und oft holen sie mit den gleich Fingern beweglichen Zehen*) ein Stück faulendes Rohr aus dem Grunde, das sie aufbeißen, um die Fliegenlarven als Köder zu nehmen. So stehen sie ernst wie Erwachsene vormittags hier, nachmittags im Osten. Die Sonne brennt ihnen den ganzen Tag auf die nackten Schädel, aber das spüren sie gar nicht.

Da bin ich empfindlicher, und darum gehe ich bald nach dem Frühstück ins Dickicht und bleibe dort bis zum Abend mit Ausnahme der Stunden, die ich laufe. Jeder Baum, jeder Strauch und viel lebende Wesen sind dort meine Vertrauten. Lianen so dick wie ein Schenkel bilden meine Laube; in kühnsten Windungen steigen sie hinauf und hinab, verwachsen mit einander, wo sie sich kreuzen oder schlagen neue Wurzel, wo sie den Boden berühren, so daß ihr Anfang oft kaum festzustellen ist, und es scheint, als ob sie an drei oder vier Stellen gleichzeitig aufgeschossen wären.

---

*) Nur keine Kraftverschwendung, denkt der Neger nach den Prinzipien der modernen Mechanik. Nur nicht sich bücken, wenn man es entbehren kann. Ich hatte einmal in dichtem Grase einen Bund Schlüssel verloren und ließ etwa 20 Eingeborene ihn suchen. Aber nicht ein einziger tat dies mit den Händen, sondern sie setzten immer einen Fuß seitwärts und schleiften den andern wie gelähmt hinter sich her, oder sie machten es umgekehrt und schoben einen Fuß wie die Berliner Straßenkehrer ihre Gummischippe vor sich her. Aber sie fanden die Schlüssel.

In ihr Blätterdach schiebt sich das Laub rotblühender Akazien und wilder scharf duftender Zitronen hinein und alles verbindet der Mhukko, ein Schlinggewächs mit großen rotbeerigen Trauben, so daß nur feine Strahlen die grüne Wölbung durchdringen können. Dort ist mein Platz um den mich manch Dichter beneiden würde und kaum sitze ich, so begrüßt mich als erster ein rotbäuchiger Würger (Coss. melan.). Es ist ein Weibchen, das durch mich Witwe wurde, aber sie weiß es gottlob nicht. Im Anfang furchtbar scheu, kommt sie jetzt bis auf zwei Schritt heran, wirft energisch mit dem Schnäbelchen die verwesenden Blätter auf, als wollte sie sagen, daß hier ihr Reich sei, und stimmt einen leisen flötenden Gesang an. Manchmal ahme ich den schmetternden Ruf nach, mit dem sie das Kommen und Scheiden der Sonne feiert, das jauchzende kokkedü-ljä; dann springt sie ein paar Meter davon, lauscht und zuckt mit Flügeln und Schwanz.

Noch zutraulicher ist ein daumengroßes Bartvögelchen, auch ein Weibchen, das ich für Barbatula Fischeri hielt (das aber jetzt Barbatula Kandti heißt). Sie wohnt im ersten Stock, einen Meter zu meinen Häupten in einem morschen Astende mit rundem Fenster, aus dem lange vor Schlafenszeit schon ihr dickes Köpfchen ohne Furcht auf mich hinabschaut. Seit ein paar Tagen verfolgt sie ein kühner Jüngling, der sich fürchterlich viel einbildet und dem der schwefelgelbe Bürzel aus dem aufgeplusterten schwarzen Rock herausschaut, wie ein seidnes Taschentuch aus einem Frackschoß. Aber trotzdem macht er nur wenig Eindruck auf sie. Gestern und vorgestern versuchte er sogar die Ehrbare in ihrer Wohnung zu erwarten, und als sie ahnungslos auf dem kleinen Zweig stand, von dem aus sie sich in ihr Haus hineinschwingt, steckte er ganz naiv seinen unverschämten Kopf ins Freie. Da kam er aber schön an. Beidemal packte die Witwe den frechen Eindringling und warf ihn hinaus. Und das ist wörtlich zu nehmen. Das eine Mal nämlich faßte sie ihn mit dem Schnabel an den Nackenfedern, das andere Mal am Oberkiefer und so zog sie ihn hinaus und ließ ihn erst los, als er ganz draußen war, worauf er gedeppt davonflog. Aber ärgerlich blieb es doch und eine Viertelstunde lang schnarrte sie zornig über dies Attentat auf ihre Ehre. Bin ich denn eine Martha Schwertlein? Oder halte ich ein öffentliches Haus? Und sie hat recht. Was mußten sich auch ihre Nachbarn, die Blutfinken davon denken, die ein paar Meter weiter links auf einem dünnen Zweig, dicht aneinander gedrängt ihr Nachtquartier haben. „Euer Kaiser

kennt die Welt", rief die gute Barbatula mir zu, als ich selbst aufs höchste empört ihr zunickte, „die Jugend verroht täglich mehr."

Noch zwei Einsame sind in meiner Nähe, Junggesellen oder Witwer, ich weiß es nicht. Ein Kuckuck (Centr. supercil.), ein großer Kerl, viel größer als unsere heimischen, den ich nur selten sehe, aber um so öfter höre, wenn er morgens und abends in melancholisch dunklen Molltönen ruft, oder wenn in der größten Mittagsglut aus der Tiefe eines Busches heraus sein gedämpftes Kichern dringt. Manchmal erwische ich ihn auch oder mein Hund treibt ihn aus einem Schilfversteck. Es ist merkwürdig, wie ungern die großen Kuckucke auffliegen. Ich habe diesen manchmal zum Scherz verfolgt und dann lief er wohl 30 bis 40 Schritt vor mir her, sehr gewandt durch die Gräser schlüpfend. Der andere Einsame ist ein schwarz-weißer Würger (Dryoscop. major), der hier im Westen die Trauer- und Orgelwürger vertritt. Er liebt mehr die Höhe, aber wenn er hinter einer Eidechse her ist, kommt er auch bis zu mir hinab. Eidechsen gibt es nämlich viele hier. Dicht über mir läuft täglich eine kleine, nicht größer wie ein Daumen. Eine größere mit gelbrotem Bauch, wohnt auf dem Baume, der vor mir steht. Sie hat einmal den Schwanz lassen müssen, aber deshalb huscht sie doch munter umher, und sucht sich Käferchen unter den zerschlissenen Borken, die von Schneckenspuren wie mit glänzenden Bändern gezeichnet sind. Den Schwanz der Lazerten mögen übrigens die Vögel nicht, sie lassen ihn liegen. Ich ahne nicht, warum. Neulich fand ich einen, der sich gleich hinter der Wurzel gabelförmig teilte. Eine Eidechse mit zwei ausgewachsenen Schwänzen? Wenn du freundlicher Leser ein ungläubiger Thomas bist und dies für Latein hältst, so habe den Mut, zu wetten. Das Glas mit dem Präparat steht dir zur Verfügung, und ich bessere meine Finanzen gerne auf, und wette gern, wenn ich sicher bin, zu gewinnen. Like a gentleman. Auch ganz große Eidechsen gibt es hier, mit breiten Kiefern, blauem Kopf, gelbem Leib und blaugrünem Schwanz. Sie haben etwas Prähistorisches, Antediluvianisches in ihrer Groteskheit an sich. — — — — — — — — — — — —

Es ist merkwürdig, wie hartnäckig viele Tiere an einem engbegrenzten Platz festhalten. Alle Tage kommen dieselben Nektarinen zu mir, blaue oder blau und rote, rot und gelbe oder grün und graue; alle Tage quäkt dasselbe Grasmückenpärchen wie eine Kindertrompete im Busch und alle Tage wirft ein gelber, goldnackiger Weber die welken Blätter, die er auf den Tod nicht leiden

mag, von oben zur Erde; und selbst von den kleinsten Tieren, Schmetterlingen, Käfern haben viele eine Heimat. Seit zwei Wochen kommt z. B. eine Ameise, der ein Bein ganz fehlt und die an einem anderen das getrocknete Köpfchen einer kleineren Familiengenossin wie eine Galeerenkugel mit sich schleppt, über meinen Tisch gekrochen; fast täglich sehe ich sie wenigstens einmal.

Übrigens sind nicht alle meine Bekannten so harmloser Art. Ich meine nicht die Schlangen, von denen die Insel wimmelt, weil sie mich nur auf der Wanderschaft besuchen. In einer Woche töteten wir vier, darunter über zwei Meter große, im Lager. Nicht von diesem bösartigen Gesindel will ich reden, sondern von Flegel- und Quälgeistern minder schlimmen Charakters. Zu ihnen zähle ich einen Trupp Mausvögel (Col. affin.), der jeden Mittag sich auf der höchsten Stelle des Laubendaches — zippzippzippzipp — einfindet und von dort die nassen Kerne der Mhukkobeeren auf mich herabspuckt und mit besonderer Vorliebe auf die letzte Seite eines offiziellen Schreibens. Und ferner die Spottdrosseln, die mich mit ihrem Keifen und Schimpfen nervös machen und frech: „Du Bettel, du Bettel!" rufen, wenn ich es mir verbitte. Oft findet sich auch ein Hagedaschibis auf den Kalkfelsen am Wasser ein, den ich seines gräßlichen Angstgeschreis wegen vor allen Tieren nächst den Krokodilen am meisten hasse. Singt doch schon Ovid: medio tutissimus ibis, d. h. im Durchschnitt ist der Ibis der größte Tuter. Auch die Lucilien sind nicht angenehm, kleine Fliegen, die dicht vor Augen und Nase auf und ab tanzen, bereit, jeden Moment sich hineinzustürzen, ganz zu schweigen von den zahllosen Moskitos mit schwarz-weißen geringelten Leibern. Zwar sind sie harmlos, denn trotz täglicher Stiche habe ich in den fünf Monaten nie Fieber gehabt, aber ihr Gesang ist um so fürchterlicher. Ich verziehe ihnen alles, wirklich alles, sie dürften noch einmal so stark und zweimal so oft stechen, wenn sie nur nicht singen wollten, aber diese Töne peinigen mich, als ob mir eiskalte Fliegenbeine übers Trommelfell liefen. Blind haue ich zu, aber während ich noch beschäftigt bin, nachzusehen, ob ich mir den ersten oder zweiten Backzahn wackelig geschlagen habe, pfeift es schon wieder vor dem anderen Ohre. Kein Wunder, wenn ich von Tag zu Tag schwermütiger werde. — — —

Einen Genossen aber habe ich hier — dessen Schönheit erfüllt mich, so oft ich ihn sehe, mit Schauern des Entzückens. Es ist der Ruderflügel — Caprimulgus vexillarius — der in meiner nächsten Nähe im Dickicht sich verbirgt. Aber sobald die Abenddämmerung herein-

bricht, verläßt er sein Versteck und fliegt stumm über die stillen Wasser. Wie armlange seidene Bänder flattern die letzten Federn seiner Schwingen hinter ihm. Und wenn seine Silhouette sich von dem fahlen Abendhimmel dunkel abhebt oder vor der Mondscheibe vorüberfliegt, dann sieht es aus, als hätte ein Riesenschmetterling aus grauer Vorzeit bis in unsere Tage sein Bild gerettet. — —

— — — — — — — — — — — — —

Wenn sich die Schatten in die Täler legen,
Sich blaue Dämmrung um die Berge schlingt
Und leis am Strand die müde Flut verklingt,
Dann seh ich endlich dich die Schwingen regen.

Dann steigst du auf aus dunklen Felsgehegen,
In die nicht Licht, nicht Laut des Tages dringt
Und eines Märchenwunders Gleichnis schwingt
Sich deine Schönheit stumm der Nacht entgegen.

Oh, ich verstehe deine stolze Scham!
Wer möchte heute nicht in nächtge Höhlen
Gleich dir sein Glück und seine Schönheit stehlen,
Weit ab von Körnerneid und Herdenkram;
Wer nicht gleich dir dem Tageslärm entweichen
Und einsam über stille Wasser streichen.

Kissenje, Februar 1902.

FINIS.

Namenverzeichnis.

575 Maschinensatz und Druck der Deutschen Buch- und Kunstdruckerei, G. m. b. H., Zossen—Berlin SW. 11.